Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Achter Jahrgang. — Vierter Band.

(Oktober bis Dezember 1883.)

Breslau und Berlin.
Verlag von Eduard Trewendt.
1883.

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs VIII

(Oktober bis Dezember 1883).

Seite

Karl Emil Franzos: Melpomene. Novelle I. u. II. (Schluß) . . . 1. 137

Aus den ungedruckten Papieren des preußischen Ministerpräsidenten Freiherrn Otto von Manteuffel. I. 38

Heinrich Brugsch: Israel in Aegypten 48

C. H. Bitter: Intermezzi aus dem Jahre 1848. I—III. (Schluß) 60. 201. 288

Wilhelm Förster: Zur Geschichte und zum Verständniß des Fernrohres und seiner Leistungen 69

Friedrich von Bodenstedt: Ueber das Eigenartige morgenländischer Dichtung 84

Briefe Richard Wagners über „Tristan und Isolde" 101

B. Langkavel: Die lastentragenden Hausthiere 111

L. von Henk, Viceadmiral z. D.: Deutsche Auswanderung und Kolonisation 137

P. von Tchihatchef: Erinnerungen aus dem Orient. I u. II. . . 178. 340

M. G. Canale: Plebejer, Sklaven, Knechte, Arbeiter alter und neuer Zeit 194

M. Carrière: Rechtsphilosophische Betrachtungen über Staat und Kirche 222

W. von Zehender: Wie soll man schreiben und drucken, um die Augen der Schuljugend zu schützen? 239

Aus Briefen und Tagebüchern eines deutschen Ministers 273

Baron von Helfert: Das Testament Peters des Großen 312

Konrad Telmann: Ein berühmter Sohn. Novelle 324

Der Selbstmord in Rußland 359

H. Griesbach: Architektonik und Funktionen des Organismus . . . 366

Berichte aus allen Wissenschaften:

Theologie.

H. J. Holtzmann: Luther und Bonifatius 117

Geschichte.

G. Irmer: Deutsche Kolonisationsprojekte des 17. Jahrhunderts 122

Sprachwissenschaft.

F. Spiegel: Sprachvergleichung und Urgeschichte. 127

Volkswirthschaft.

A. Lammers: Die Sorge für die hilflosesten aller Kinder . 131

Seite

Litteraturgeschichte.
J. Caro: Ein Brief Turgenieffs über Lessing 255
Meteorologie.
J. van Bebber: Einfluß der Gebirge auf die Regenverhältnisse 257
Augenheilkunde.
Hugo Magnus: Die neuesten Fortschritte in der Lehre von der Kurzsichtigkeit 261
Anatomie.
R. Hartmann: Neue Forschungen über die Gewebe des Wirbelthierkörpers 386
Astronomie.
Karl Zelbr: Die Theorie der Mondbewegung einst und jetzt 394
Kriegswissenschaft.
Neue Publikationen des preußischen Generalstabs 397

Kleine Revuen:

Literarische Revue 264. 402
Theater-Revue 268

Literarische Berichte 133. 270. 407
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarkts 409

Beigabe zum IV. Quartalsband 1883.

(Inhalt von 1883 Heft 11.)

I. Paul Jenoudet, November. Photogravure, reproducirt von Fr. Bruckmann in München.

II. Kunstrevue:

1. H. Semper: November, Gemälde von P. L. Jenoudet.
2. Allgemeine Kunst-Chronik.

Achter Jahrgang. Preis vierteljährlich 6 Mark.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Heft 10. Oktober 1883.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in Folio mit Kunstblatt.

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau Expedition: Tauenzienstraße 60.

Berlin Expedition: W. Kurfürstenstr. 13.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhalts-Verzeichniß.

Oktober 1883.

Seite

I. **Karl Emil Franzos:** Melpomene. Novelle. I. 1

II. **Aus den ungedruckten Papieren des preußischen Ministerpräsidenten Freiherrn Otto von Manteuffel.** I. 35

III. **Heinrich Brugsch:** Israel in Aegypten 48

IV. **C. H. Bitter:** Intermezzi aus dem Jahre 1848. I. 60

V. **Wilhelm Förster:** Zur Geschichte und zum Verständniß des Fernrohres und seiner Leistungen 69

VI. **Friedrich Bodenstedt:** Ueber das Eigenartige morgenländischer Dichtung 84

VII. **Briefe Richard Wagners über „Tristan und Isolde"** 101

VIII. **B. Langkavel:** Die lastentragenden Hausthiere 111

IX. **Berichte aus allen Wissenschaften:** 117

1. Theologie. **Holtzmann:** Luther und Bonifatius.
2. Geschichte. **Irmer:** Deutsche Kolonisationsprojekte des 17. Jahrhunderts.
3. Sprachwissenschaft. **Spiegel:** Sprachvergleichung und Urgeschichte.
4. Volkswirthschaft. **Lammers:** Die Sorge für die hilflosesten aller Kinder.

X. **Literarische Berichte** 133

Melpomene.

Novelle
von
Karl Emil Franzos.

In einer jener engen, düsteren Gassen der Prager Altstadt, welche südlich der merkwürdigen Altneuschul liegen, wohnte vor langen Jahren ein armes jüdisches Ehepaar, Herzheimer mit Namen, dessen einziger Schatz eine Tochter von großer, ja bewundernswerther Schönheit war. Aus einem hageren, fast häßlichen Kinde mit eckig harten Zügen hatte sich die braune Lea während ihres sechzehnten Frühlings und Sommers jählings, zu ihrem eigenen süßen Schreck, in eine herrlich erblühte Jungfrau gewandelt: wie durch einen gütigen Zauber gewannen die schlanken Glieder entzückende, weil maßvolle Hülle, und dieselben harten Züge, die vordem fast abstoßend gewesen, rundeten sich nun zu einem Antlitz von strenger, bezwingender Schönheit. Wie in dieser raschen Reife, erwies sich das Mädchen auch sonst, selbst dem flüchtigen Blick erkennbar, als echte Tochter ihres Namens; selten mag der Typus des Orients zu gleich edler Verkörperung gediehen sein, wie in diesen scharfen, königlich stolzen Zügen, um welche prächtiges tiefschwarzes Haar wallte, so reich, daß es kaum zu bändigen war und dann gleich einer Krone auf dem edlen Oval des Hauptes lag. Seltsam grüßten in dem braunen, gluthenreichen Antlitz große, blaue, kalt und keusch blickende Augen, aber wie dieser Gegensatz nur den Reiz des Mädchens hob, so auch die tiefe, glockentönige Stimme. Lea Herzheimer war ein herrliches Geschöpf, aber eine Gabe, welche man die Seele der Schönheit nennen könnte, war ihr versagt geblieben: die Anmuth. Jede rasche Bewegung ihres begnadeten Leibes ließ dieselbe vermissen, und wer die Jungfrau tanzen sah, dem tauchte unwillkürlich, wie durch einen Schleier, das Bild des eckigen reizlosen Kindes auf. Doch geschah dies nicht oft: sie tanzte ungern; ihr Gang war langsam, die Geste gemessen. Nicht im Bewußtsein jenes Mangels hatte sie dieses schwere, fast feierliche Benehmen angenommen, denn durch maßlose Bewunderung verwöhnt, hielt sie ihren Leib für den schönsten und anmuthreichsten, der je auf Erden geblüht, sondern weil es um ihre Seele ähnlich stand, wie um den Körper.

Auch diese Seele war schön, aber von keinem Hauch natürlicher Grazie bewegt und belebt. Lea war nicht bloß klug und energisch, sondern auch gut und rein, ihren wenigen Gespielinnen die theilnehmendste Freundin, ihren Eltern die trefflichste Tochter. Aber ihr fehlte die muntere Natürlichkeit ihrer Jahre und jene Gabe, welche das Glück der Jugend begründet und sie mit Heiterkeit überfluthet: die Fähigkeit, dem Augenblick zu leben. Wie der Tanz ihrer leiblichen

Schönheit Abbruch that, so konnte sich in einem rasch oder heiter geführten Gespräch ihre geistige Begabung am wenigsten bewähren; sie folgte ihm ungeschickt, fast stolpernd, und fühlte sich erst dann wohl, wenn es langsam und ernsthaft auf geraden Wegen einherging. Für Humor hatte sie keinerlei Empfindung; einen Witz zu begreifen, kostete ihr schwere Mühe, ihn nachzusprechen widerstrebte ihr, wie eine Sünde. Ein alter jüdischer Privatlehrer, Herr Landau, der ihre Ausbildung in literarischen und ästhetischen Dingen, so weit ihm Kraft und Geschmack reichten, förderte, hatte ihr den Spitznamen „Melpomene" aufgebracht, und obwohl dem witzigen Manne nicht alles glückte, so hatte er doch hier das Richtige getroffen: wer Antlitz und Geberde des schönen Mädchens sah, konnte leicht an die tragische Muse denken, und der pathetische Grundzug der jungen Seele offenbarte sich stets und immer wieder auf das Deutlichste.

Derlei Naturen finden sich bekanntlich oft unter den Sprößlingen dieses Stammes, was ja auch aus seiner Art und Geschichte nur zu leicht erklärlich ist; hier traten noch besondere Schicksale hinzu, den angeborenen Zug zu verschärfen.

Lea war armer, und, was hundertfach schlimmer, armgewordener Leute Kind, die nun einzig von der kärglichen Unterstützung wohlhabender Verwandten ihr Dasein fristeten. Das aber ist die bitterste Art der Armuth, weil sie die schmachvollste und betrübteste ist, durch Neue, Neid und Demüthigung verschärft, von keinem frohen Bewußtsein der Arbeit, von keiner Hoffnung auf bessere Tage erhellt. Wolf Herzheimer, der Vater, war nicht so sehr deßhalb ein beklagenswerther Mann, weil er in der Ungunst einer stürmischen Zeit das ererbte Vermögen und die Mitgift der Gattin verloren, sondern weil er sich nun zu keiner neuen Thätigkeit mehr aufraffte. Er unterließ dies nicht aus Entmuthigung und weil ihn etwa das erlittene Unglück für immer gebrochen, als vielmehr aus falscher Scham: es schien ihm unmöglich, nun der Bedienstete oder Vermittler derselben Kaufleute zu werden, auf die er einst im Gefühl seines Reichthums herabgeblickt: auch für seine Verwandten, die ihm eine Stellung in ihren Waarenladen anboten, hatte er nur die Erwiderung, daß er nicht zum Knecht tauge; wenn es ihnen mit ihrem Mitgefühl ernst sei, so mögen sie ihm die Mittel zu einem neuen Geschäfte gewähren. Dies aber konnten oder mochten seine Vettern nicht, vielleicht aus Zorn über sein Benehmen oder weil sie nicht grundlos seiner Thätigkeit mißtrauten, und da sie anderseits doch, von dem Familiensinn ihres Stammes erfüllt, den verarmten Mann samt Weib und Kind nicht ganz dem Elend überlassen mochten, so gewährten sie die nothwendigste Unterstützung, wenn auch immer wieder zögernd und unter Vorwürfen.

Das einzige Licht in dem Jammer dieser Lage war das Verhalten seiner Gattin. Frau Taube Herzheimer hatte alles aufgeboten, die Verwandten, dann ihren Mann zu einer Aenderung ihrer Entschlüsse zu bewegen; nachdem dies vergeblich gewesen, fand sie sich still in ihr Loos und weder während jenes vergeblichen Ringens, noch nun, da sie keine Hoffnung mehr hegte, trat jemals ein Wort der Klage oder des Vorwurfes über die bleichen Lippen, welche so oft in schlaflosen Nächten Gebete zum himmlischen Helfer geflüstert oder sich in harten

Tagen krampfhaft zusammengepreßt, zu verbergen, was das wunde Herz empfand. Tapfer und geduldig mühte sie sich, aus eigener Kraft einiges Geld ins Haus zu bringen, indem sie hinter dem Rücken des Mannes für ein Wäschegeschäft nähte, dann seinem Bettelstolz das Zugeständniß abrang, eine größere Wohnung nehmen und meublirte Stuben an junge Leute vermiethen zu dürfen. Ihr zu Liebe ließen sich auch die Vettern zuweilen zu größeren Opfern bereit finden, gleichwohl mehrte sich mit den Jahren die Last dieser stillen Dulderin bis zum Unerträglichen. Das Mitgefühl mit dem Schicksal ihrer Kinder wühlte bitterer in ihrem Herzen als es je das eigene Leid vermocht. Vier Kinder hatte sie ihrem Gatten geboren sämmtlich Töchter; die drei ältesten in den ersten sorgenlosen Zeiten ihrer Ehe; die jüngste zehn Jahre später, lange nachdem das Glück des Hauses für immer zerbrochen. Die Mädchen waren brav, aber arm und durchaus nicht schön; die Mutter sah ihr Schicksal voraus und es schien sich in seiner ganzen Härte erfüllen zu wollen.

Nur die älteste, Rebekka, hatte einen Freier gefunden, einen Branntweinhändler niedriger Herkunft, der sich über den Mangel an Mitgift mit der Aussicht auf Aufnahme in den angesehenen und einflußreichen Familienverband tröstete. Nun hatten sich aber die reichen Vettern Herzheimers damit begnügt, die Hochzeit mit ihrer Anwesenheit zu beehren; in der Folge wollten sie mit dem neuen Verwandten nichts gemein haben, am wenigsten in Geschäften. Der rohe Mann vergalt dies seinem armen Weib durch Schimpf und Hohn; mit dem Schicksal Rebekkas verglichen, welche in größter Dürftigkeit, von der Sorge um ihre Kinder, von der Furcht vor ihrem Gatten erdrückt, ihre Tage dahin schleppte, war noch jenes ihrer Schwestern leicht zu tragen, obwohl sie nur eben im freudlosem Hause ihrer Eltern einsam zu alten Jungfern verblühten. Und so war das tiefe Weh nur allzu berechtigt, mit dem zuweilen Frau Taube ihren Liebling, das jüngste Töchterchen, betrachtete; es glich als Kind den Schwestern und schien ihr Loos theilen zu müssen.

In der Stickluft solcher bitteren und verbitternden Armuth gedeihen nicht Heiterkeit noch süßes Träumen; und Lea mußte frühzeitig um so schwermüthiger werden, als sie die verständigste unter den Schwestern war und keinen Augenblick vergaß, daß auf Erden keine Wunder mehr geschehen. Aber weil sich auch das starke Herz der Mutter auf sie vererbt hatte, so stimmte sie nie in jene neidischen Reden ein, mit denen sich die beiden älteren Schwestern an den Winterabenden bei der Stickarbeit die Zeit verkürzten, noch minder in ihren Klagen. Nur zuweilen blickte sie dann von ihrem Buche auf und schüttelte leise den Kopf, als begriffe sie nicht, wie man Unabänderliches beklagen könne; dann vertiefte sie sich wieder in ihre Grammatik oder Geographie, denn sie hatte es durchgesetzt, diese Abende für ihre Ausbildung zu nützen, aber keineswegs aus besonderem Drang nach dem Wissen, sondern weil sie ein nüchternes, naheliegendes Ziel anstrebte: sie wollte Lehrerin an einer Volksschule werden.

Selten mag ein fünfzehnjähriges Mädchen so wenig Hoffnungen gehegt, sein eigenes Leben so klar vorbestimmt haben, als dieses arme unschöne Kind

des Ghetto. Als nun aber in ihrem sechzehnten Jahre jenes Ereigniß eintrat, das schier einem Wunder gleichkam, als sie binnen wenigen Monaten zum schönsten Mädchen wurde, da hätte sie kein Weib sein müssen, um nicht durch diese Wandlung in einen süßen Taumel, in einen Strudel dunkler heißer Empfindungen hineingerissen zu werden. Mit einem seltsamen Gefühl, in welchem sich Bangen und Entzücken mischten, empfand sie das Erblühen des eigenen Leibes, und wenn sie auch des Tages auf der Straße oft unter dem Blicke der Begegnenden eine heiße Blutwelle bis an die Stirn emporwallen fühlte, so deckte doch die tiefste Gluth, der Purpur heißester Scham erst dann ihre Wangen, wenn sie des späten Abends allein vor dem Spiegel stand, ihr Haar zu lösen. Doch währte dieser Zustand nicht lange, die Sinne, die in ihrem ersten Erwachen mit dunklen Stimmen geflüstert, verstummten wieder, und der Verstand führte seine Sprache; Lea war bald wieder klar und ernst wie früher. Das Bild ihrer Zukunft hatte sich geändert, das war alles; denn sie faßte auch dies neue Bild so scharfen, von keiner Schwärmerei bestochenen Blickes ins Auge, wie einst das Loos einer Lehrerin: sie mußte nun eines reichen Mannes Weib werden, des reichsten oder doch jenes, welcher ihre Eltern, ihre Schwestern und sie selbst am besten zu versorgen gewillt war. Aber keine Spur von Bitterkeit bemächtigte sich bei diesem Gedanken ihrer Seele: es konnte ja gar nicht anders sein, es war in ihren Kreisen, und so weit ihr Blick reichte, so sehr das Hergebrachte, daß es ihr das Natürliche schien. Wohl hatte sie vernommen, daß bei den Christen die Ehe zuweilen aus Neigung, ja selbst gegen den Willen der Eltern geschlossen werde, auch wußte sie, daß sich einzelne solcher Fälle selbst in gebildeten jüdischen Kreisen zugetragen, aber sie hatte von ihnen nie anders, als im Tone heftiger Mißbilligung, erzählen hören, und verstand die Gründe dieses Tadels; die Gegengründe faßte sie nicht. Die Christen waren ja in allen Stücken verschiedene Menschen, darum auch in der Eheschließung, aber wie konnte ein jüdisch Kind ihnen nachäffen und es anders wollen als die übrigen?! Ihre eigenen Eltern hatten bei der Verlobung einander zum ersten Male gesehen; standen sie nicht deshalb doch ihr Leben lang treu zusammen? Der „Liebe" also bedurfte es nicht, wohl aber der nothwendigen Rücksicht auf Stand, Charakter und Vermögen, und das konnten doch die Eltern besser beurtheilen als die Kinder!

Wie es Lea selbstverständlich gefunden, daß die Vermittler für die häßlichen Schwestern nur Freier aufgetrieben, die eine bedeutende Mitgift gefordert, so fand sie es in der Ordnung, daß der Vater sie nur einem reichen und opferwilligen Manne dahingeben wollte. Reichthum war Glück, Armuth Unglück, sie wußte es nicht anders, und nahm es mit demüthigem Danke gegen die Vorsehung auf, daß mit ihrer Schönheit die Hoffnung auf das Glück für sich und die Ihrigen wiedergekehrt. Wenn ihr der Spiegel oder die Mienen der Menschen täglich und stündlich das Bewußtsein ihrer Schönheit erneuerten, so überkam sie hierbei ein Gefühl, welches mit übermüthigem Stolze oder weiblicher Eitelkeit nichts gemein hatte: es war eine Art ruhigen Genügens am Besitz ihrer Reize und glich vielleicht am meisten jener Genugthuung, welche sie vor Jahren, da sie

noch jenes andere dürftige Lebensziel verfolgte, jedesmal empfunden hatte, wenn sie sich wieder ein Stück Wissen fest eingeprägt. In der That bedeutete ihr ja ihre Schönheit nichts Höheres als damals das bischen Grammatik, sondern nur eben dasselbe; die Waffe, mit der sie sich und den Ihrigen den Antheil an der Glückstafel der Welt erstreiten wollte, und die Genugthuung war vielleicht nur deßhalb eine größere, weil nun die Waffe so viel mächtiger war.

Zu dieser Auffassung stimmte denn auch die Art, wie sie die Huldigungen aufnahm, deren Ziel und Opfer sie auf Schritt und Tritt war. Nur in den ersten Monaten war sie über die stumme Bewunderung der Einen entzückt, die freche Annäherung Anderer empört gewesen, später nahm sie beides so ruhig hin, wie Sonnenschein oder Regen: man schützt sich dagegen, so gut es gehen will, und nimmt es nicht tragisch, wenn doch einige Tropfen aufs Kleid fallen, einige Strahlen ins Gesicht. Geringere Freude mag selten eine Schönheit über die Wahl empfunden haben, welche sie auf die Sinne der Männer übte. „Was geht das mich an?" pflegte sie zu erwidern, wenn man sie fragte, wie ihr hierbei zu Muthe werde; Viele fanden dies herausfordernd oder geziert, aber schon der Ton, in welchem diese Antwort stets gelassen, ja schwermüthig über ihre Lippen glitt, bewies, wie ernst sie es meine.

In der That, was ging das sie an? Daß sie schön war, wußte sie ohnehin; die Schönste in Prag, ja vielleicht, wie Frau Taube und sie selbst glaubte, die Schönste auf Erden, und mehr als eine Bestätigung hierfür konnte ihr die Bewunderung nicht bieten. Man erzählte ihr oft, daß sich Der und Jener in sie verliebt oder „fast vor Liebe nach ihr vergehe," aber das klang ihr so unverständlich in's Ohr, als wäre „Liebe" kein deutsches Wort. Und wenn dies wirklich eine Krankheit war, von welcher Christen und moderne Juden befallen wurden, und wenn Jemand thatsächlich nur ihretwillen an dieser Krankheit dahinsiechte war es ihre Schuld, hatte sie ihre Schönheit sich selbst gegeben und konnte sie ihm helfen? Warum schickte er nicht, wenn es ihm wirklich ernst war, einen Vermittler zu ihrem Vater? — Dann konnte man ja seine Würdigkeit prüfen! Nein, diese fremden Männer, welche ihr auf der Straße ins Gesicht starrten, oder bis zum Hausthor folgten, oder Briefe ins Haus schickten, welche die Mutter las und zerriß, kümmerten sie nicht; Jener, der ihr künftiges Schicksal bedeutete, dem sie ein treues Weib sein wollte, wie es die Mutter dem Vater gewesen, war sicher nicht darunter, dieser Eine mußte ein ehrbarer, verständiger Mann sein, und der kannte dann den richtigen Weg, der zu ihr führte.

Darum war es ihr bedeutungsvoller als die Huldigung von Hunderten, wenn sich wieder einmal der alte, kleine, krummbeinige Herr Jolles, der vornehmste Heirathsvermittler der Stadt, im Hause blicken ließ, oder wenn Herr Landau nach beendeter Lehrstunde noch eine geheime Konferenz mit dem Vater abhielt. Denn dieser wichtige Mann, dessen Unterricht sie ausnahmsweise mit Rücksicht auf ihre glänzende Zukunft genoß, widmete sich nicht bloß der Aufgabe, die reicheren jüdischen Mädchen Prags in allen ästhetischen Gegenständen zu unterrichten, sondern auch der schwierigen, ihnen später passende „Parthien" zu schaffen. Aber auch diese

Besprechungen regten sie nur anfangs auf, später ertrug sie es sogar ohne Herzklopfen, wenn sie wieder einmal des Abends in ihrem besten Kleide mit den Eltern zu Hirsch Herzheimer, ihrem Großonkel, dem Crösus der Familie, gehen mußte. Sie wußte es was dies bedeute: ein Freier hatte sich zur „Beschau," angemeldet, und Hirsch veranstaltete zu diesem Zwecke eine Abendunterhaltung, weil die Wohnung Wolfs zu ärmlich zum Empfange war.

Aeltere und jüngere, häßliche und hübsche Männer waren ihr bei solchen Gelegenheiten vorgestellt worden und hatten sich mit ihr, mehr oder minder verlegen, eine halbe Stunde lang über die gleichgültigsten Dinge unterhalten; über geschäftliche Verhältnisse, die sie nicht kannte, das Theater, das sie alljährlich einmal besuchte, oder die schöne Lage von Prag, die sie nicht zu schätzen wußte, weil sie nie eine andere Stadt betreten. Verschieden war natürlich der Eindruck gewesen, den diese Freier auf sie gemacht, aber keiner hatte ihr so sehr gefallen, daß sie ein Gelingen der Werbung lebhaft gewünscht hätte, und keiner so sehr mißfallen, daß sie unglücklich gewesen wäre, wenn ihn der Vater ihr am nächsten Tage als Bräutigam vorgestellt hätte.

Doch kam es nicht dazu, weil Herr Herzheimer seine Ansprüche sehr hoch stellte. Er forderte nicht bloß eine reichliche Rente für sich und die Gattin, sondern auch eine Mitgift für Hannah und Sarah, ferner eine ständige Unterstützung für Rebekka, die verheirathete Tochter. Das aber konnte oder mochte keiner der Freier gewähren, so sehr die Schönheit Leas ihre Sinne entflammte, so trefflich ihr Ruf war, und so glänzend das Zeugniß, welches Herr Landaur dem Geist und Wissen seiner „Melpomene" ausstellte, nicht blos in Erwartung des Vermittlerlohnes, sondern aus ehrlichster Ueberzeugung. Herzheimer ertrug das Scheitern dieser Verhandlungen sehr ruhig, es werde schon der Rechte kommen, meinte er, und auch Lea harrte ohne Ungeduld der Zukunft entgegen; niemals kam ihr der Gedanke, daß sie dahin gegeben werden sollte, nicht wenn sich der rechte Mann fände, sondern der rechte Preis.

Frau Taube wußte, welch braves und vernünftiges Kind sie an ihrer Lea habe, und kränkte sie nie durch das geringste Mißtrauen; eher hätte sie an den Einsturz der Himmelsdecke glauben mögen, als daran, daß hinter dieser reinen Stirne jemals ein leichtfertiger Vorsatz keimen könne. Wenn sie gleichwohl ängstlich darüber wachte, daß Lea nie ohne zuverlässige Begleitung das Haus verließ, so geschah es nur aus derselben Erwägung, welche sie einst, in den Tagen ihres Reichthums, davon abgehalten hatte, im Schmucke ihrer Stirnbinde und ihrer Diamanten allein zur Beschul oder auf Besuch zu gehen. Nur vor Gewalt wollte sie ihren Schatz hüten, nicht vor Verführung.

Wie wenig sie an die Gefahr der letzteren dachte, bewies ihre Haltung, als ihr Herr Jolles nahe legte, nur um Leas Willen ihren Haupterwerb, das Vermiethen möblirter Stuben an Studenten, aufzugeben.

„Warum?" fragte sie erstaunt und bestürzt, „sprechen uns die Leute deshalb Böses nach?"

„Gewiß nicht," betheuerte der Vermittler, „die ganze Stadt weiß, was

Taube Herzheimer ist und wie sie ihre Tochter erzogen hat, aber mit dem Feuer soll man nicht spielen. Es sind junge Leute und sie ein junges Mädchen, wie leicht setzt ihr einer Dummheiten in den Kopf!"

„Meiner Lea!" rief die Frau, sie wäre empört gewesen, wenn es ihr nicht so lächerlich vorgekommen wäre, „meiner Lea!"

Herr Jolles erkannte seinen Mißgriff und entschuldigte sich, so gut er konnte. „Verzeihen Sie," bat er, aber man weiß in dieser verrückten Zeit wirklich kaum noch, wo einem der Kopf steht. Täglich kommen neue Moden auf und in den besten Familien, wo man es nie geglaubt hätte. Simon Porges Malke hat neulich nach der „Beschau" ihrem Vater erklärt, sie nimmt den Saazer Hopfenhändler nicht, weil er geglaubt hat, daß Don Carlos von Goethe ist, oder von Schiller, — was weiß ich, wie soll ich wissen, von wem Don Carlos ist? — und Hirsch Wieners Rosele—Regine nennt man sie — sagt mir neulich:

„Herr Jolles, bei mir bemühen Sie sich vergeblich, ich werde nur nach meinem Herzen, nämlich aus Liebe wählen! Haben Sie schon eine solche Schamlosigkeit gehört?!"

„Gottlob, in meinem Hause kommt das nicht vor," erklärte die Mutter stolz, indem sie ihn wieder in Gnaden entließ." Meine Lea weiß nicht, was Liebe ist, und wird es nie erfahren."

Frau Herzheimer irrte. Lea sollte erfahren, was Liebe ist, so deutlich und gewaltig, wie wenige Menschen, und auch an ihr sollte sich die Wahrheit erfüllen, daß ungewöhnliche Schönheit fast immer ein ungewöhnliches Schicksal bedeutet und selten ein heiteres.

Sie hatte eben ihr neunzehntes Jahr vollendet, als dies Schicksal in ihr Leben eingriff, allerdings zunächst in einer ihr so gewohnten, ja alltäglichen Art, daß sie ihm keinerlei Bedeutung beimaß.

Als sie eines Frühlingstages um die Mittagsstunde in Begleitung ihrer beiden Schwestern von einem Spaziergang von dem Wiener Thor heimkehrte, begegnete ihr in der Hybernergasse ein junger, blonder, elegant gekleideter Mann, der bei ihrem Anblick erschreckt zurückwich und sie mit großen Augen, wie verzaubert anstarrte. Die Schwestern kicherten leise, wie sie dies bei ähnlichen Gelegenheiten nie unterdrücken konnten, Lea verzog keine Miene, es war ja nur eben ein neuer Beweis ihrer Schönheit zu den tausend andern. Auch war sie überzeugt, daß er ihr nun folgen werde, vernahm es aber ebenso gleichmüthig als Hannah, die vorsichtig zurückgespäht, lachend sagte: „Er steht noch immer da, wie versteinert."

„Wer es wohl sein mag?" fragte die Andere.

„Gewiß ein Student!" erwiederte Hannah, und fing an, sein freies Gesicht zu preisen, bis ihr Lea verweisend bemerkte: „Was geht er uns an?"

Im nächsten Augenblicke hatte sie die Begegnung vergessen.

Aber selben Tages noch sollte sie daran erinnert werden. Der junge Mann mußte wohl in der Zwischenzeit ihre Wohnung erkundet haben, denn als sie einige Stunden später zufällig an's Fenster trat und auf die Gasse hinabblickte, stand er

in der Thür des gegenüberliegenden Hauses und schaute empor. Auch dies war nichts Besonderes; Spaziergänger aus gleichem Anlaß ließen sich so oft in der engen, schmutzigen Gasse blicken, daß die Nachbarn scherzhaft zu sagen pflegten: „Der große Ring hat die Teynkirche, wir aber haben Taube's Lea.“ Doch benahm sich der Student auch nun anders als die Meisten; er suchte nicht die Aufmerksamkeit der Schönen auf sich zu lenken, wich vielmehr, kaum daß er sie erblickt, tiefer in den Schatten des Thores zurück. Wie lange er dort blieb, erfuhr Lea nicht; sie blickte nicht wieder hin; es war ihr völlig gleichgiltig.

Am nächsten Morgen jedoch wollte es fast scheinen, als ob der stille Bewunderer seinen Posten überhaupt nicht verlassen. Als sie in der rothen Frühe — sie pflegte als die erste im Hause zu erwachen — die Fenster des Wohnzimmers öffnete, stand er wieder da und benahm sich genau wie gestern: er zuckte bei ihrem Anblick zusammen, erröthete und wich dann rasch so weit zurück, daß sie ihn nicht mehr sah.

Das fiel ihr doch ein wenig auf; sie erzählte es ihren Schwestern und schloß ernsthaft: „Diese Thorheit der Christen ist doch eigentlich unermeßlich; der Mensch ist vielleicht die ganze Nacht dagestanden!“ Aehnlich und noch härter äußerte sie sich darüber, als ihr Hannah und Sarah im Laufe des Vormittags ab und zu meldeten, er stehe noch immer an seinem Platze, wie der heilige Nepomuck auf der großen Brücke.

Als sie gegen die Mittagsstunde mit Sarah das Haus verließ, um ihre verheirathete Schwester zu besuchen, die auf der Kleinseite wohnte, war er nicht mehr zur Stelle, aber auf dem Wege, als sie sich zufällig umblickte, sah sie ihn in großer Entfernung schüchtern folgen.

Ihre Lippen kräuselten sich zu einem verächtlichen Lächeln; sie blickte nicht wieder um, verbot es auch der Schwester.

Eine Stunde später, als sie auf dem Heimwege die Große Brücke passirten, sahen sie ihn schon von ferne unter dem Erzbild des Heiligen stehen, mit dem sie ihn vorhin spöttisch verglichen und so regungslos, wie dieses; er hatte offenbar diese Stelle gewählt; weil sie auf ihrem Wege hier vorbeikommen mußten. Einen Augenblick zauderte Lea, ob sie nicht auf das andere Trottoir der Brücke hinübertreten sollten, dann setzte sie den Weg fort; sie wollte dem Hartnäckigen nicht einmal die Ehre anthun, ihm auszuweichen. Mit gleichgültiger Miene schritt sie an ihm vorbei, ohne ihn anzusehen, Sarah jedoch that es und erzählte dann fast verblüfft: „Lea! Mit dem ist es etwas Besonderes, der benimmt sich anders, als die Uebrigen! Wie wir herangekommen, steht er da und wird blaß und roth und schaut mich an, mit einem Blick, der gar nicht zu beschreiben ist, mir ist heiß geworden, als er mich gestreift hat! Aber gar nicht frech war dieser Blick, und sein Gesicht so demüthig und zaghaft, wie es ein Bettler macht, wenn er um ein Stückchen Brot bittet. Nein vor dem brauchen wir uns nicht zu fürchten, der fürchtet sich vor uns — das heißt, vor dir!“ verbesserte sie sich mit einem leichten Seufzer.

„Zudringlich ist er, wie alle Andern,“ sagte gelassen das schöne Mädchen, „warum paßt er uns am Wege auf!“

„Aber hast du nicht gesehen, wie es ihn gereut hat?“ rief Sarah eifrig. „Am liebsten wäre er davon gelaufen, wie wir nahe kamen. Er blieb, aber er preßte sich an das Geländer, als müßte er uns Platz machen, und war todtenblaß und zitterte an allen Gliedern, und, als du vorbeikamst, schloß er die Augen, als wärest du die Sonne! Gott! der arme junge Mensch, er sieht so fein und ehrbar aus! Jetzt aber,“ fügte sie hinzu, sie hatte just zurückgeblickt, „jetzt geht er uns wieder von ferne nach.“

„Wie es die Art feiner und ehrbarer Menschen ist,“ sagte Lea. Selbst die Ironie klang in ihrem Munde ein wenig pathetisch. „Aber was geht das mich an!“

Diesmal glitt diese Redensart doch nicht so gleichmüthig, wie sonst, über ihre Lippen, sie klang fast zornig oder doch gereizt, und dieser Unwille steigerte sich noch, als der blonde schlanke Fremde seine seltsame Huldigung auch für den Rest des Tages nicht aufgab.

Die Schwestern hatten die Gardinen herabgelassen und beobachteten ihn heimlich; Lea lehnte dies ab und that es erst nach vielem Zureden. Der Student — sie hielten ihn dafür, wenn auch seine Kleidung viel sorgfältiger und eleganter war, als man sie sonst an Studenten sah — mochte in der Mitte der Zwanzig stehen; das ernste feingeschnittene, etwas magere Antlitz zeigte nicht mehr die Blüte der ersten Jugend. Vielleicht ließ ihn auch nur der Ausdruck seiner Züge älter erscheinen; eine stille träumerische Trauer lag auf ihnen, während er so regungslos dastand, schüchtern in den Thorweg gedrückt. Aber just während ihn das Mädchen heimlich musterte, ging eine Veränderung mit ihm vor; er wurde unruhig und erröthete, sein Blick irrte einen Augenblick über die verschlossenen Gardinen hin. Nun eilte er hastig, unsicheren Schrittes von dannen. Es war als hätte er ihren Blick gefühlt und dies berührte sie um so seltsamer, als sie wußte, daß er sie nicht wirklich gesehen haben konnte. Die Schwestern sprachen viel über dies Benehmen. Lea schwieg, aber sie hörte zu, statt mit ihrem gewohnten Sprüchlein das Gespräch abzuschneiden.

Darüber war es Abend geworden, der lichte Mond glitt am Himmel empor; die Leute des Ghetto traten vor die Hausthüren, den Frühlingsabend zu genießen. Auch die Schwestern wollten hinaus und riefen nach Lea, aber diese öffnete zuerst ein Fenster, spähte scharf in den Thorweg gegenüber, dann rechts und links in die Gasse, soweit sie zu überblicken war, und folgte ihnen erst dann die Treppe hinab.

„Du hast nach dem Fremden ausgeschaut?“ fragte Hanna neckend.

„Ja, ob er fort ist.“

„Warum? Fürchtest Du ihn?“

„Unsinn!“ murmelte Lea unwillig und wandte sich ab.

Unten ging es lustig zu. Die Abende der schönen Jahreszeit waren damals, im vormärzlichen Oesterreich, so ziemlich die einzigen Stunden im Leben dieser gehetzten und rastlosen Menschen, in welchen sie nicht an Gebet oder Erwerb denken

mußten. Fast alle Bewohner der engen überfüllten Häuser waren auf der Gasse, die älteren Leute saßen auf den Bänken oder Thürschwellen in munterem Gespräch beisammen, Schnurren und Neckworte flogen hin und her. An einer Stelle hatte sich ein großer Kreis gebildet, um Geschichten zu lauschen, welche Wolf Meisels, ein bekannter Spaßmacher, zum Besten gab; nach den Lachsalven zu schließen, welche in kurzen Pausen über die ganze Gasse hinschallten, war Wolf heute besonders guter Laune. Auch die meisten Jünglinge gehörten zu seinen Zuhörern; um die Mädchen, welche zu dreien oder vieren Arm in Arm auf und ab spazierten, kümmerten sie sich nicht; das Hofmachen war damals im Prager Ghetto noch nicht Brauch. Doch schienen sich die jungen Damen auch ohne sie prächtig zu unterhalten; das flüsterte und kicherte ohne Unterlaß.

Nur ein einziger Jüngling hatte in diesem Gäßchen gewißermaßen das Recht, sich den Mädchen angenehm zu machen, ein Student der Medizin, Edgar Tänzerles mit Namen; er genoß dies stolze Vorrecht, weil man dem Studenten ein Bischen neumodischer Galanterie verzieh, und ferner seiner besondern Häßlichkeit wegen, die ihn ganz ungefährlich machte. Seit Jahren bewohnte er eine der Stuben, welche Frau Taube vermiethete, und hatte einst gleich allen andern Zimmerherrn die Zeit durchgemacht, in welche er sterblich in die schöne Lea verliebt gewesen; da er jedoch dabei so wenig Erfreuliches erlebt, wie die andern, so hatte er sein auch früher schon vielgeprüftes Herz zur Ruhe gebracht und erstrebt, aus einem verschmähten Anbeter ein bevorzugter Freund zu werden, was ihm denn auch gelungen war. Sowohl Lea als ihre Schwester mochten den putzigen, braven, abwechselnd sehr sentimentalen oder überaus lustigen Menschen gerne leiden, und wenn er auch zuweilen mit einem tiefempfundenen Akrostichon oder Sonett angerückt kam, so sahen sie hierüber in Anbetracht seiner sonstigen Vorzüge schonend hinweg.

Auch an diesem Abend hielt er sich zu ihnen, indem er vor jener Reihe, welche sie mit zwei andern Freundinnen bildeten, auf und niedertänzelte oder als Flügelmann zierlichen Schrittes neben Sarah einherging. Von dem seltsamen Bewunderer hatte er natürlich bereits vernommen, gesehen hatte er ihn noch nicht, malte jedoch eben deshalb, um Lea zu necken, die Schönheit und das Unglück dieses Jünglings mit den glühendsten Farben aus; sicherlich sei er vom Stamm jener Asra, welche sterben, wenn sie lieben. Aber ehe er noch dieses Citat aus dem kurz vorher erschienenen Gedichte Heine's zu Ende gebracht, rief Sarah plötzlich:

„Da ist er ja wieder!"

In der That kam der Fremde auf sie zu; in der Mitte der Gasse, langsamen Schrittes und ohne aufzuschauen, ging er dahin; ein breiter Hut beschattete das Antlitz, so daß sie ihn im blassen Lichte sicherlich nur an Gestalt und Haltung erkannt.

Als er den halblauten Ausruf des Mädchens vernahm, fuhr er empor und, da er sich nun jählings auf kaum zwei Schritte Entfernung vor der stolzen Schönen fand, wich, nein taumelte er zur Seite und griff sich an's Herz, unwillkürlich, wie es ein zu Tode Erschrockener thut. Lea zog die Freundinnen rascher vorwärts und an ihm vorbei, wogegen Tänzerles neugierig stehen blieb.

„Wiesner," rief er plötzlich, „Sie sind der Asra?! Das hätte ich nie geglaubt!?"

Der Blonde starrte ihn an, als erkenne er ihn nicht. Dann rührte er doch flüchtig an die dargebotene Hand.

„Wie .... wie kommen Sie her?" murmelte er.

„Wie ich herkomme?"

Tänzerles lachte lustig auf und stemmte die Arme unternehmend in die Hüften. „Eine sehr berechtigte Frage! Was habe ich in der Gasse zu suchen, in welcher ich wohne? Aber Sie, Wiesner — Herr Wiesner," verbesserte er sich unwillkürlich, „der Fleiß und die Sittsamkeit in Person, wer hätte von Ihnen derlei erwartet? Sogar Ihren eigenen Kursus haben Sie heute geschwänzt. Ei ei!" Der kleine Mensch hob schelmisch drohend den Finger.

Der Andere aber, der ihm um zwei Köpfe überragen mochte, stand noch immer schweigend. Dann athmete er tief auf, nahm langsam den Hut vom Haupte und strich sich das schlichte Haar aus der Stirne.

„Kennen Sie —" begann er und verstummte wieder. „Gute Nacht!" murmelte er dann und eilte hinweg.

Tänzerles schaute ihm verblüfft nach, dann ging er zu den Mädchen zurück. Sie empfingen ihn mit einem Schwall neugieriger Fragen, nur Lea schwieg.

„Meine Damen!" begann er feierlich, „wenn Sie etwa in den nächsten Tagen hören sollten, daß der neue „Stern von Prag" — ein höherer, als der hohe Rabbi Löw war, und jedenfalls ein schönerer — daß diese unsere Freundin Fräulein Lea Herzheimer von der Polizei den Befehl erhalten hat, nur noch maskirt auf der Straße zu erscheinen, so wundern Sie sich nicht darüber und schreien Sie nicht über Gewalt! Es hat Alles seine Grenzen; derlei kann ein wohlgeordneter Staat nicht dulden. Dieses letzte Opfer schreit zu Gott! Zauberei, sag' ich, Zauberei. Was hat Rabbi Löw als höchstes Kunststück vollbracht? Er hat einem Lehmklumpen Leben eingehaucht! Lea Herzheimer aber hat diesem Menschen eine Leidenschaft eingeflößt, diesem Menschen, und das ist mehr, so wahr ich Edgar Tänzerles heiße!"

„Kein hoher Schwur!" lachte Sarah. „Vor drei Jahren haben Sie noch Aaron geheißen! Und was für ein Redner Sie sind, wissen wir ohnehin; nun aber kurz: wie heißt er und was ist er?!"

„Sie wissen nicht, was Sie da verlangen!" rief das Männchen mit elegischem Pathos und hüpfte von einem Bein auf's andere. „Kurz kann ich sagen, wie er heißt: Richard Wiesner, aber was er ist?! Der Stolz seiner Kommilitonen, die Freude der Alma mater Carolina, die Zukunft der pathologischen Anatomie. Alle Tugenden schmücken ihn, sogar ein Judenfreund ist er! Der bravste fleißigste, begabteste Student, dabei ein vollendeter Weltmann. In die feinsten Häuser ist er eingeführt, der beste Tänzer, der gewandteste Gesellschafter . . ."

„Sie schwärmen ja!" sagte Hanna. „Sind Sie sein Freund?"

„Wer wäre es nicht?" erwiderte er viel schlichteren Tones, aber um so herzlicher. „Auch bin ich ihm vielen Dank schuldig. Ja, im Ernste gesprochen: daß Wiesner sich als Ihr Asra entpuppen würde, hätte ich nie für möglich ge-

halten. Der kennt wahrlich Mädchen genug, und es ist ihm keine gefährlich geworden. Auf diese Eroberung dürfen Sie stolz sein, Fräulein Lea!"

Das schöne Mädchen schien nicht dieser Ansicht; es wandte sich achselzuckend ab und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Als dies nicht gelingen wollte, verabschiedete sie sich kurz und ging heim.

„Du mußt Dich geärgert haben, Lea," sagte Frau Taube, als sie ihr die Gute Nacht bot. „Was war es nur?"

„Nichts, Mutter," erwiderte sie und ging rasch in ihre Kammer.

Das silberne Licht fluthete ins kleine Gemach, der Mond stand hoch über den Dächern; sie trat an's Fenster und blickte empor. So stand sie lange, wie lange, wußte sie selbst nicht. Ein Schauer überflog plötzlich ihre Glieder; sie hüllte sich fester in ihr Tuch und schloß das Fenster.

„Die Nachtluft ist ungesund," sagte sie laut vor sich hin und wiederholte die Worte noch einmal, als müßte sie sich überreden, daß ihr Erschauern daher rühre. Als Hannah später ihre Thür öffnete, schlief sie wohl schon, wenigstens beantwortete sie ihren Gruß nicht.

Was keiner der glänzenden Kavaliere durch geräuschvolle Huldigung erreicht, war diesem Studenten durch seine seltsame Schüchternheit geglückt. Lea dachte an ihn, kaum daß sie erwacht und als sie, wie jeden Morgen, an die Fenster des Wohnzimmers trat, um sie zu öffnen, spähte sie zuerst durch die Gardinen, ob er auf seinem Posten stehe. Er war wirklich zur Stelle, und obwohl sie dies mit Zorn gewahrte, oder doch mit einer Empfindung, welche sie für Zorn hielt, konnte sie sich's doch nicht versagen, das blasse, feine, fast kummervolle Antlitz genauer zu betrachten.

Das verwöhnte Mädchen wußte aus Erfahrung, wie sich Andere in solcher Lage benahmen; das Betragen des Studenten hatte keinen Zug damit gemein, nicht einmal ungeduldig war er, sondern stand still und ergeben da, als müßte es so sein, als erfüllte er hierdurch einen fremden Befehl, „wie eine Schildwache", dachte Lea unwillkürlich. Aber während ihr Blick durch eine kleine Ritze in der Gardine auf ihm ruhte, wiederholte sich dieselbe seltsame Erscheinung, die ihr schon gestern solchen Eindruck gemacht; er mußte ihren Blick instinktiv fühlen, da er sie doch unmöglich gewahren konnte. Die plötzliche Unruhe in den Zügen, das Erröthen, der unsichere Blick zu ihr empor, dann die Flucht — es war Alles wie gestern, nur daß es sie diesmal, in der Einsamkeit dieser Frühstunde, noch tiefer, ja unheimlich berührte. Ihr Herz begann zu klopfen, und sie trotzte es nur ihrer Beängstigung ab, daß sie dennoch die Gardinen emporzog, das Fenster öffnete.

Die Gasse lag im rothen Frühlicht leer und still — der Student war nicht mehr zu sehen, wohl aber öffnete sich ein anderes Fenster nahe dem ihrigen. Edgar Tänzerles streckte seinen Kopf hervor und winkte ihr traurig zu.

„Fräulein Lea," fragte er fast kummervoll, „haben Sie den armen Mann gesehen?"

Sie nickte stumm.

„Es ist sonst nicht meine Gewohnheit, Gespenster zu sehen," fuhr er fort, „aber das scheint mir eine ernste Geschichte. Er hat sich in den zwei Tagen schreckhaft verwandelt, als litte er an einer schweren Krankheit. Ich muß mit ihm sprechen, je schärfer desto besser. Darf ich ihm diese kuriose Huldigung auch in Ihrem Namen verbieten?"

„Nein!" erwiderte sie ruhig. „Ich habe ihm nichts zu gebieten oder zu verbieten; ich gönne keinem dieser Herren die Genugthuung, mir irgend etwas zu bedeuten, und sei es nur eine Belästigung. Ich werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mich von der Belagerung befreien, aber Sie müssen es schon aus eigener Kraft versuchen. Adieu, Herr Tänzerles."

Sie hatte schon während der letzten Worte das Haupt zurückgebeugt, weil sie fühlte, wie ihre Wangen plötzlich zu flammen begannen, es war ihr räthselhaft und peinlich, ihr Instinkt trieb sie, dies jähe Erröthen zu verhehlen.

„Adieu, Melpomene," gab er traurig zurück.

Nur die Gewohnheit hatte ihm den Spitznamen auf die Lippen gelegt, nun deutete er ihn unwillkürlich aus: „Sie inspirirt Trauerspiele und kümmert sich nicht weiter um die armen Helden!" Nachdem so der romantische Edgar aus dem kleinen Menschen gesprochen, meldete sich sofort der vernünftige Aaron zum Worte: „Nein! sie ist ein braves kluges Kind, wenn sie meine Schwester oder Braut wäre, ich könnte es nicht anders wünschen! Soll sie sich von einem dieser Christen um Ehre und Schönheit bethören lassen?"

So stritten die beiden Seelen in seiner Brust, während er durch das Gäßchen ging und dann in der Nachbarschaft umherspähte, um Wiesner zu finden.

Er empfand aufrichtige Dankbarkeit, ja Verehrung für den ernsten, überlegenen Kollegen. Wiesner war, obwohl noch Student, Prosektor der pathologischen Anatomie, unterrichtete bereits Andere, und ließ den armen Tänzerles, der sich durch Privat-Lektionen mühsam ernährte und darüber das eigene Studium versäumt hatte, nicht bloß unentgeltlich an diesen Kursen theilnehmen, sondern widmete sich gerade ihm mit besonderem Eifer. Auch war er wirklich ein „Judenfreund", sein Gerechtigkeitsgefühl gebot es ihm, sich der Unterdrückten anzunehmen, und auch von Edgar hatte er manche Unbill abgewehrt, die Aaron galt. So empfand das arme gedrückte Männchen, trotz allen Mitgefühls, fast Freude über dies Mißgeschick, welches ihm die Gelegenheit bot, sich durch einen Freundschaftsdienst zu revanchiren.

„Je schärfer, desto besser," murmelte er immer wieder zur eigenen Ermuthigung vor sich hin.

Während der arme Tänzerles so die Gassen der Judenstadt durchirrte, um seine Mission an den Mann zu bringen, saß Lea an ihrem Arbeitstisch und arbeitete an einer französischen Aufgabe aus Meidingers Uebungsbuche, ruhig und eifrig, wie immer. Wenigstens lobte Herr Landau, als er zur Lektion erschien, ihren Fleiß auf's Höchste. „Und dies ist doppelt erfreulich," fügte er mit schlauem Lächeln hinzu, „als Ihnen ja vielleicht die Zeit zur Vollendung Ihrer Studien kurz bemessen ist!"

Die Anspielung war deutlich, in der That erbat Landau nach der Stunde wieder einmal eine Unterredung mit Herzheimer. Dieser bestand stets eifersüchtig darauf, daß er zuerst mit den Vermittlern unterhandle und nicht seine Gattin, vielleicht weil er selbst am deutlichsten fühlte, daß diese das eigentliche Haupt der Familie sei, die ohne sie zu Grunde gegangen wäre. Dieses heimliche Schuldbewußtsein äußerte sich auch darin, daß er stets klagte, nach ihm werde in diesem Hause nicht gefragt, obwohl ihm Frau Taube wahrlich keinen Grund zu solchem Vorwurf gab.

Die Konferenz dauerte diesmal ungewöhnlich lange. Nachdem der Lehrer gegangen war, rief Wolf seine Gattin in die Stube.

„Landau hat gefragt," begann er, „ob er mit Ruben Blau anknüpfen soll?"

„Oh!" rief Frau Taube erfreut und faltete die Hände, „das wäre ein großes Glück!"

„Gewiß ein kinderloser Wittwer in den besten Jahren, aus guter Familie und ein Millionär!"

„Ob er wollen wird?" meinte sie zaghaft.

„Landau giebt gute Hoffnung, er weiß aus bester Quelle, daß Ruben fest entschlossen ist, nach Ablauf seines Trauerjahres, im September wieder zu heirathen. Der Lehrer ist ein verständiger Mann, er wird ihm gelegentlich auf den Zahn fühlen, ohne uns irgendwie bloßzustellen. Wenn es gelänge, dann wären meine kühnsten Hoffnungen übertroffen: Denn was ließe sich gegen Ruben Blau einwenden. Daß er bisher bekanntlich kein Weiberfeind war? Nun, wer seine Frau — sie ruhe in Frieden! — gekannt hatte, wird ihm dies verzeihen! Unserer Lea wäre er gewiß der zärtlichste, treueste Gatte. Hab' ich nicht Recht?"

„Tausendmal Recht!" rief sie. „Wenn uns Gott dies Glück schenkt, dann ist ja Alles, Alles gut!"

Von freudiger Hoffnung verklärt, kehrte sie in's Wohnzimmer zurück, Lea setzte eben das Hütchen auf, um auszugehen.

Die Mutter umarmte das schöne Mädchen. „Mein theures Kind," sagte sie gerührt, „durch Dich will mir Gott vergelten, was ich je auf Erden erlitten!"

Lea küßte die Hand der Mutter und blieb dann gesenkten Hauptes vor ihr stehen. Da diese jedoch schwieg, so that auch sie keine Frage und verließ mit den Schwestern das Haus.

Tänzerles schien seine Beredtsamkeit nicht erfolglos aufgeboten zu haben; der Blonde hatte sich des Vormittags nicht blicken lassen, ebensowenig begegnete sie ihm auf dem Spaziergang; auch später blieb er unsichtbar. Neugierig harrten Hanna und Sarah den Aufschlüssen entgegen, die ihnen ihr kleiner Freund hierüber bringen mußte; doch pflegte Tänzerles des Tages nie heimzukommen und auch heute erschien er erst, als sich die Schwestern im Mondlicht vor ihrem Hause ergingen.

Lea war überzeugt, daß er nun triumphirend vor sie hintreten und sich seines Erfolges berühmen würde. Aber es kam anders; er begrüßte sie kurz und ging dann schweigend neben Hannah einher.

„Nun?“ fragte diese ungeduldig. „Haben Sie mit Ihrem Herrn Wiesner oder wie der närrische Mensch heißt, gesprochen? Er hat sich heute nicht blicken lassen.“

Der Student nickte.

„Sie werden ihn auch in Zukunft nicht mehr sehen,“ sagte er, „wenigstens wollen wir dies aus ganzem Herzen wünschen und hoffen!“

„O! wie ernst Sie das sagen!“

„So ernst,“ sagte er, „wie man über eine Sache spricht, von der Ruhe und Zukunft eines braven, tüchtigen Menschen abhängt ... Es ist eine sonderbare Geschichte, Fräulein Hannah. „Zauberin,“ habe ich gestern im Scherze gesagt, heute möchte ich es beinahe im Ernste wiederholen ... Seien wir froh, daß wir nicht mehr im Mittelalter leben, sonst hätte man Ihre schöne Schwester als Hexe verbrannt.“

Dies Letzte sollte scherzhaft klingen, aber der Ton gelang ihm schlecht und er brachte die Rede rasch auf andere gleichgültige Dinge.

Lea hatte kein Wort des Gespräches verloren. Sie wußte, oder glaubte doch, daß es nur eines Wortes von ihr bedürfte, um Tänzerles zum Sprechen zu bringen. Aber sie schwieg. Vielleicht war dies unklug, vielleicht hätte die ausführlichste Erzählung nicht so stark auf ihre Phantasie wirken können, als jene dürftige Andeutung. Sie war noch nachdenklicher, als sonst, und zog sich bald in ihre Kammer zurück.

Diesmal schloß sie das Mondlicht sofort aus, als fürchte sie es, und zündete die Kerzen an. Ihr Blick fiel dabei in den Spiegel, „warum sehe ich so erregt aus?“ dachte sie verwundert, griff dann nach dem „Télémaque“ und begann zu lesen. Aber ihre Gedanken weilten nicht bei dem Sohne des göttlichen Dulders und der Insel der Kalypso; sie schloß das Buch, trat vor den Spiegel und besah sich darin, ruhig und aufmerksam, wie man ein fremdes Bild betrachtet. Aber während sie so dastand, stieg ihr das Blut in die Wangen, bis über die Stirne schlug der Purpur empor und ihr Herz begann ungestüm zu pochen. Scheu blickte sie um sich, als stünde ein Lauscher hinter ihr, und diese bange, ihr selbst räthselhafte Empfindung übermannte sie so stark, daß sie hastig die Kerze löschte und im Dunkel das Lager suchte. Aber lange wollte der Schlaf nicht über ihre Lider kommen.

Das war zu Anfang Mai gewesen; Tag und Nacht verging; der Fremde ließ sich nicht wieder blicken. Nur einmal, an einem Sabbath Nachmittag, da sie mit Mutter und Schwestern über den Roßmarkt ging, sah sie ihn von ferne auftauchen. Doch war die Begegnung sichtlich eine zufällige, und ihm selbst unerwünscht, er bog rasch in eine Seitengasse ein.

Minder zaghaft benahm sich ein anderer Bewunderer, der ihr wenige Schritte weiter begegnete: ein breitschultriger, jüdischer Mann in den Vierzigen, mit einem klugen, behaglichen Gesichte und sehr stattlich gekleidet, er trug an Ringen und Ketten einen kleinen Juwelenladen am Leibe. Seine Augen glänzten

auf, als er Lea erblickte; mitten im Wege blieb er stehen, daß sie ihm ausweichen mußte und starrte ihr dann nach, bis sie hinter dem Roßthor verschwunden war.

„Weißt Du, wer das war?“ flüsterte ihr die Mutter zu, die neben ihr herging. „Ruben Blau, der Tuchhändler, ein stattlicher Mann!“

„Der war's?“ fragte Lea gleichmüthig, „dann könnte er sich ziemlicher benehmen, hat er doch erst vor Kurzem seine Frau begraben!“

„Bald ein Jahr ist's her!“ versicherte Frau Taube eifrig. „Und was findest Du unziemlich? Daß ihn Deine Schönheit überraschte?! Daran kannst Du gottlob gewöhnt sein! Wenn sich ein Mädchen über derlei beklagt, so deutet es auf Heuchelei oder Hochmuth! Beides thut nicht gut, Kind!“

Lea erwiderte nichts mehr. Wohl mochte sie sich noch mit dem Manne beschäftigen, den sie so oft als einen der reichsten und geachtetsten der Stadt hatte nennen hören, aber ihre Gedanken waren ihr nicht von dem ernsten, ruhigen Antlitz abzulesen.

Am nächsten Tage, dem Sonntag, erschien Herr Landau schon vor der gewohnten Stunde. Diesmal mußte er Ungewöhnliches bringen, denn er bat um eine Unterredung mit den Eltern.

„Unsere Sache steht plötzlich auf's Beste,“ eröffnete er ihnen. „Nach meinem ersten Gespräch mit Ruben hatte ich schon alle Hoffnung aufgegeben. „Ich habe das Mädchen rühmen hören,“ sagte er mir damals, „aber das ist nichts für mich. Ich bin ein Mann in den besten Jahren, reich und kinderlos, ich kann ein schönes Mädchen heirathen, das mir noch Mitgift zubringt, Ruben Blau hat nicht nöthig, sich eine Frau zu kaufen!“ Verzeihen Sie, Frau Taube, das waren seine Worte. Gestern Abend jedoch, als ich ihm zufällig begegne, beginnt er von Lea zu schwärmen. „Ich habe sie gestern am Roßthor gesehen,“ sagt er, „das ist die Königin unter den Frauen. Sprechen Sie mit Herzheimer!“ Nur zwei Bedingungen stellt er, und daraus mögen Sie ersehen, welch' anständiger Mensch er ist. Erstens: daß zunächst kein Wörtchen von seiner Werbung verlautet. Seine Schwiegermutter ist eine greise kranke Frau, er möchte sie nicht durch eine Verlobung vor Ablauf des Trauerjahres betrüben. Zweitens erbittet er sich's, daß er vorher selbst mit dem Mädchen sprechen darf, häufiger und unbefangener, als es bei einer „Beschau“ möglich ist ...“

„Warum?“ fragte Frau Taube befremdet und argwöhnisch.

„Nicht aus Mißtrauen gegen Sie,“ begütigte der Lehrer, „eher weil er sich selbst mißtraut. „Daß sie brav ist,“ sagte er mir, „weiß ich; es ist Taube Herzheimers Tochter, über ihre Bildung bin ich ruhig, da sie Ihre Schülerin ist, aber ich will mich überzeugen, ob das Mädchen nicht etwa nur gezwungen oder überredet zustimmt. Dann hätte ich keine ruhige Minute, denn sie ist zu schön, als daß nicht später tausend Versuchungen an sie herantreten sollten.“ Ich denke, daß Sie beide zustimmen können, besonders, da ich dafür bürge, daß Alles in Ehren abgeht. Lea kann am nächsten Sabbath Nachmittag mit ihren Schwestern zu meiner Tochter auf Besuch kommen und Ruben wird auch da sein.“

„Daraus wird nichts!" rief Wolf Herzheimer verletzt.

Auch Frau Taube ließ es an scharfen Reden nicht fehlen: „Das ist der Hochmuth des Reichen," rief sie. „Meine Kinder sind gottlob gut erzogen, Lea wird den Mann nehmen, den wir ihr bestimmen, und ihm ein treues Weib sein, auch wenn sie dann dem Kaiser selbst gefiele, und Ruben könnte dies wissen. Was ist das überhaupt für Unsinn?! Auch so eine neumodische Narrheit! Wenn Ruben dies einem anderen Vermittler gesagt hätte, Foller zum Beispiel, er hätte es ihm ausgeredet! Sie, Herr Landau, finden es am Ende gar in der Ordnung, daß man vor der Verlobung eine „Bekanntschaft" hat wie bei den Christen!... Aber was sollen arme Leute thun!" schloß sie resignirt . . „Lea wird nächsten Sabbath zu Ihnen kommen. Aber nur einmal und nicht wieder!"

Lea erfuhr zunächst nichts von diesem Vorhaben. Erst am nächsten Sabbath, nachdem das dürftige Mahl beendet war, winkte Frau Taube ihre Tochter ins Nebenzimmer und sagte ihr: „Du wirst nun mit Sarah zu Landau's Susi auf Besuch gehen. Es ist eine Art „Beschau." — Ruben Blau wird dort sein, er wünscht Dich kennen zu lernen. Du weißt, welch' großes Glück es für uns alle wäre, wenn Du ihm auch im Gespräch gefielest. Du hast doch nichts dagegen, Lea?"

Diese verzog keine Miene. „Wie sollt' ich, Mutter," erwiderte sie mit ihrer tiefen ruhigen Stimme. „Ich kenn' ihn ja nicht!"

„Ich meinte nur, weil er kein ganz junger Mann mehr ist. Glaube mir, Kind, davon hängt das Glück nicht ab! Aber das weißt Du ohnehin, und daß Deine Eltern für Dich nur das Beste wählen. Es wäre eigentlich überflüssig gewesen, Dir etwas von unseren Plänen zu sagen, und ich habe Dich nur deshalb auf die Begegnung vorbereitet, damit Du nicht überrascht bist und Dich unbefangen beträgst!"

Die Mädchen machten sich auf den Weg; voll Spannung harrten die Eltern ihrer Wiederkehr entgegen. Sie blieben lange aus, und obwohl Frau Taube dies wohl als gutes Zeichen deuten durfte, ward sie doch immer unruhiger, weil ihr dies unerhörte „Bekanntschaftmachen" doppelt unschicklich erschien, je länger es währte.

Endlich kamen sie wieder, Sarah mit freudiger Erregung in den Mienen, auch Lea minder ernst als sonst.

„Nun?" fragte Frau Taube leise. „Hast Du ihm gefallen?"

Das Mädchen nickte.

„Wenigstens hat mir noch kein Mensch so viele Höflichkeiten gesagt," erwiderte sie. „Auch ist es leicht, mit ihm zu sprechen, er ist ein kluger Mann und drückt sich gewandt aus. Du siehst," fügte sie eigenthümlichen Tones hinzu, „daß ich Dir freiwillig auch eine andere Frage beantwortet, die Du gar nicht gestellt hast, er hat auch mir recht gut gefallen!"

Frau Taube horchte auf. Die letzten Worte klangen wie ein Vorwurf. Das schien ihr ungerecht, ja lächerlich: hatte man sie als Mädchen je nach solchen Dingen gefragt?! Aber sie konnte sich in ihrer Herzensfreude zu keinem Tadel ent-

schließen; auch Herzheimer war gerührt und legte die Hände segnend auf das schöne Haupt seines Kindes.

Diese Freude steigerte sich zur Zuversicht, als kurz darauf Landau eintrat.

„Abgemacht!" rief er den Eltern zu. „Im September ist die Verlobung und gleich darauf die Hochzeit. Bis dahin müssen Sie allerdings das Geheimniß bewahren, trösten Sie sich damit, daß dem armen Ruben das Warten schwerer fällt, als Ihnen. Natürlich können die Verlobungsakte schon früher aufgesetzt werden, vielleicht kommen wir zu diesem Zwecke am Dienstag Nachmittag bei mir zusammen. Er hat da bequem Zeit; es ist St. Nepomuckstag und sein Laden bleibt geschlossen."

„Gut!" rief Herr Herzheimer fröhlich, „der Tag paßt mir doppelt. Erinnerst Du Dich noch, Taube? Es war zufällig am selben Tag vor fünfunddreißig Jahren, da wir verlobt wurden. Ich weiß noch heute, wie mir dabei zu Muthe war, und wie ich nur verstohlen nach Dir hinschielte, ob Du blond oder braun seiest. Ruben ist klüger, er hat sich die Seine vorher angesehen!"

Hannah mußte Wein holen; die Familie verbrachte den Abend in heiterster Stimmung. Zum ersten Male seit langen Jahren sahen die Mädchen den gedrückten, verbitterten Vater wieder harmlos und fröhlich. „Nun sind wir auch das Vermiethen los!" meinte er. Eines der Zimmer stand gerade frei; Frau Taube hatte daher eine Anzeige an die Hausthüre gehängt. „Der Zettel muß noch heute weg!" rief er.

Die Gattin widersprach. „Ich vermiethe das Zimmer," sagte sie. „Soll Ruben Blau sofort sehen, daß wir Alles von ihm erwarten?"

„Nach mir wird in diesem Hause nicht gefragt?" klagte Herzheimer darauf wieder einmal, fügte sich jedoch.

Das waren aber auch die einzigen ernsten Worte, welche an diesem Abend gesprochen wurden. Auch Lea schien heiter, wie selten; zwar stimmte sie in die Scherzreden der Anderen nicht ein, aber auf ihrem Antlitz lag ein Ausdruck befriedigten Stolzes.

Am nächsten Tage ging im ganzen Judenviertel die Kunde der Verlobung von Mund zu Mund. Wer das Geheimniß verlautbart, blieb im Dunkeln; des Lehrers Susi war es gewiß nicht, denn sie hatte es unter bindenden Eiden nur ihren drei besten Freundinnen erzählt.

Jedenfalls nahmen alle Betheiligten, auch Ruben, den Verrath nicht allzuschwer; er versicherte zwar lächelnd, nichts von der Sache zu wissen, erwiderte aber die Händedrücke der Gratulanten sehr herzlich. Hiergegen machte nun die Familie der Braut kein Hehl mehr; viele der Glückwünsche, die sie empfing, waren aufrichtig gemeint, denn Taube Herzheimer hatte nur Freunde in der „Gasse". Aber der aufrichtigste kam vielleicht von Edgar Tänzerles.

„Fräulein Lea," sagte der brave Mensch bewegt, „Sie werden eine Gattin sein, wie Ihre Mutter. Alles Heil mit Ihnen und Ihrem Verlobten! Ihr Glück hätte mich immer von Herzen erfreut; heute freut es mich doppelt."

Dies Letzte war ihm nur so entfahren. „Verzeihen Sie," fügte er fast staunend hinzu.

„Warum gerade heute?" fragte Hannah.

Der Student vermied die Antwort. „Da muß ich wohl," fuhr er rasch fort, „auch meine Würde als Ihr Ritter am Nepomuckstage für dieses Jahr niederlegen?"

„Gewiß nicht," erwiderte Lea freundlich und bot ihm die Hand. „Die Verlobung ist ja nicht offiziell, wir rechnen auf Sie." — —

Wer in unseren Zeiten am 16. Mai, dem Tage des heil. Johannes von Nepomuck, die alte Königsstadt an der Moldau betritt, findet sie erfüllt von wenigen frommen und vielen unfrommen Schaaren aus den czechischen Gegenden des Landes, welche in betäubend lauter Weise den Gedächtnißtag dieses schweigsamsten aller Heiligen begehen. Das katholische Fest ist zu einem nationalen geworden, weltliche Lust und weltliche Absicht locken die Meisten herbei; die Einen benutzen die billigen Züge, um in der Hauptstadt ihren Geschäften oder dem Vergnügen nachzugehen; die Anderen holen sich von den Führern die Schlagworte für den traurigen Kampf zwischen Volk und Volk, welcher dies schöne Land zerfleischt; nur Einzelne zieht ein Bedürfniß des Gemüths zu den Bildnissen des Märtyrers, welche an diesem Frühlingstage sämmtlich mit Blumen, Teppichen und bunten Lämpchen geziert sind. So ist auch hier nur der äußere Rahmen geblieben, die fromme Einfalt von einst gewichen.

Das war noch in jenen Tagen, wo diese Geschichte einer armen Schönheit ihren seltsamen Verlauf genommen, anders, freilich nur insofern, als es in der That nur Wallfahrer waren, Bauersleute der Umgebung und aus weiter Ferne, welche an diesem Tage und Abend die Straßen der Stadt füllten, nicht nur, was den Lärm und die Lustigkeit betrifft. In den Klang der kirchlichen Sänge und Gebete mischten sich andere, minder fromme Töne, Schelmenlieder und laute Ausbrüche jener vielen, welche sich von den Anstrengungen des Marsches und der Betrübniß über das traurige Schicksal des Heiligen hinterher in den zahlreichen Schänken bei Meth und Landwein erholt hatten. Gleichwohl gab es kaum jemals einen ernsthaften Auftritt, und es war selbst für Juden ein völlig ungefährliches Vergnügen, sich das bunte Treiben anzusehen.

Darum hatte Frau Taube keine Einwendung, als die drei Mädchen auch in diesem Jahre am Nachmittag unter Tänzerles Schutze zur großen Brücke gingen, wo es vor dem Hauptbilde des Heiligen stets die hübschesten Aufzüge gab. Nur mahnte sie, wie alljährlich, mit Einbruch der Dämmerung wieder daheim zu sein und instruirte dann nochmals ihren Gatten, der seinerseits zur Verhandlung mit Ruben Blau aufbrach.

Es war nicht die Schuld der kleinen Schaar, wenn diesmal der mütterliche Befehl unerfüllt blieb, sie waren ohne viel Mühe an dem Hauptaltar vorbei bis auf die Kleinseite gelangt, hatten auch die Altäre dieses Stadttheils bewundert und bei Rebekka einen Besuch gemacht, aber als sie nun mit sinkender Sonne

wieder den Heimweg über die große Brücke antreten wollten, war diese so erfüllt von Wallfahrern und geringen Leuten der Stadt, daß es scheinbar unmöglich war, diese lebende Mauer zu durchbrechen. So oft sie dies versuchten, wurden sie immer wieder zurückgedrängt, und da es dabei nicht an plumpen Scherzreden gegen die schöne Jüdin fehlte, so waren sie schon entschlossen, den großen Umweg über die kürzlich erbaute Kettenbrücke zu machen, als ihnen ein Einfall zu Hülfe kam. An ihnen vorbei zog nämlich ein großer Trupp slovakischer Wallfahrer auf die Brücke, welcher durch sein durchdringendes Geheul, das man schwerlich als kirchliche Hymne erkennen konnte, und eine seltsames Fähnlein und Heiligenbilder die Aufmerksamkeit und Lachlust der Menge erregte, daß sie ihm ungestüm zur Seite und hinten nach drängten. So ward der Weg wieder frei, Tänzerles bot Lea den Arm, die beiden Schwestern gingen hinterdrein, und sie gelangten, wenn auch immer mühsamer, vordrängend bis in die Nähe des Nepomucks-Bildes.

Hier aber, da sich die Slovaken in die Kniee geworfen, waren sie bald wieder im dichtesten Gewühle, und als sich nun die Anfechtungen gegen Lea erneuerten, war keine Flucht mehr möglich; die Menge stand dicht gekeilt um sie her, drängte johlend dem Altare zu und wieder zurück, und trennte sie endlich von einander. Mit Aufgebot aller Kraft suchte der Student dem Mädchen, die ihm zitternd folgte, Bahn zu machen; einige halbtrunkene Burschen drängten das schwache Mädchen zurück, schlossen einen Kreis um das todtbleiche Mädchen und forderten einen Kuß als Brückenzoll. „Eine Jüdin!" schrieen Andere, und drängten heran, „werft sie in die Moldau!" kreischte ein altes Mütterchen, und obwohl dieser Ruf bei den sonst gutmuthigen, nur eben berauschten Leuten kein Echo fand, wuchs doch die Gefahr, da die Bursche die Entsetzte mit immer frecheren Reden und Geberden bedrängten. „Hülfe!" schrie Tänzerles, „Hülfe", röchelte es noch einmal, da sich eine Faust um seine Gurgel legte; schon drohten ihm die Sinne zu vergehen, da — plötzlich wie durch ein Wunder des Himmels, war die Hülfe zur Stelle. —

„Zurück, Ihr Leute!" rief eine mächtige, gebieterische Stimme in czechischer Sprache; ein blonder, schlanker Mann drängte heran, stieß einen der Burschen zurück, daß er zur Erde taumelte, und legte seinen Arm schützend um das Mädchen. „Zurück!" wiederholte er. „Schämt Euch! Seid Ihr Christen?!" — „Wiesner!" ruft Tenzerles jubelnd; wohl ward er im nächsten Moment weiter gedrängt und konnte die Brücke nicht mehr sehen, doch wich die Verzweiflung von ihm, nun wußte er Lea gerettet.

In der That war es Wiesner geglückt, sich und seinem Schützling Bahn zu machen, weniger durch die Kraft seines Armes, als weil dem Pöbel Wort und Geberde des jungen, feingekleideten Herrn imponirten. Nur einmal noch hatte er einen Angriff abzuwehren; der volltrunkene Bursche, den er vorhin niedergeschlagen, kam ihm wuthheulend mit gezücktem Messer nachgestürzt. Ohne von dem Mädchen zu lassen, wandte sich Wiesner gegen ihn und suchte mit dem Stock in der Linken zu pariren. Es gelang ihm nur halb, das Messer verwundete seinen Arm; nun

hieb er dem Strolch mit voller Kraft auf den Schädel, daß er wieder heulend zurückwich.

Von da ab konnte der Student unangefochten seinen Weg fortsetzen. Wankenden Schritts, mit geschlossenen Augen, fast bewußtlos vor Schreck, hing Lea am Arm ihres Retters, ohne zu wissen, daß es ihr stummer Bewunderer von neulich sei. Erst nachdem er sie auf die Kleinseite zurückgebracht und nun, tief aufathmend, seinen Arm sachte aus dem ihren löste, erkannte sie ihn, und war hierüber so außer Fassung, daß sie wortlos, jäh erbleichend zurückwich.

Er bemerkte es. „Erschrecken Sie nicht," sagte er bittend. „Ich bleibe nur so lange bei Ihnen, bis sich Ihre Begleiter wieder zurückfinden!"

„O mein Gott," stammelte sie verwirrt, „was sprechen Sie? Ihnen danke ich mein Leben!" Sie streckte ihm die Hand entgegen.

Er schien es nicht zu sehen. „So schlimm war es nicht," sagte er kühl. Er wandte sich ab und prüfte heimlich mit der Rechten die Wunde; sie schien ihm ganz unbedeutend, nur quoll das Blut ziemlich stark hervor. Lea bemerkte es. „Sie bluten ja!" schrie sie entsetzt auf.

„Es ist nichts!" sagte er fast heftig. „Ein unbedeutender Schnitt! . . . Sie erlauben!" Er trat einige Schritte zurück und verband die Wunde, so gut und rasch es gehen wollte. Dann trat er wieder zu ihr. So standen sie wieder schweigend neben einander und sahen nach der Brücke zurück, wo sich die Hunderte johlend um das beleuchtete, geschmückte Bild des Heiligen drängten.

„Ach!" seufzte sie endlich bange, „meine armen Schwestern . . ."

„Ich dachte eben daran," erwiderte er. „Nur scheint es mir noch gefährlicher, Sie allein zu lassen." Er deutete mit den Augen auf einige Urlauber, die eben vorbeizogen und ihr frech ins Antlitz starrten. „Ihre Schwestern sind sicherlich auf dem Wege zu uns!" fügte er hinzu. „Es hatte ja vorhin den Anschein, daß nur Ihre — Ihre Erscheinung —"

Sie machte eine Bewegung der Abwehr. „Verzeihen Sie", sagte er hart, „ich wollte nur zu Ihrem Trost eine Thatsache aussprechen; es stand mir fern, Ihnen durch Komplimente die Begegnung mit mir noch lästiger zu machen, als sie Ihnen ohnehin ist."

Seine Erregung gab ihr die Ruhe zurück. „Sie irren," sagte sie. „Selbst davon abgesehen, daß ich Ihnen nun großen Dank schulde, wäre mir auch sonst die Begegnung mit Ihnen —"

„Nicht lästig gewesen?" ergänzte er leidenschaftlich. „Erinnern Sie sich, was Sie meinem Kollegen gesagt haben: nur die Furcht, mir hierdurch unverdiente Ehre zu erweisen, halte Sie ab, mir verbieten zu lassen, daß ich — — daß ich Sie zuweilen von ferne sehe!"

„Und können Sie mir dies übel nehmen?" fragte sie. „Unser Freund wird Ihnen von meiner Familie und mir und — und der Aufmerksamkeit, die ich wider meinen Willen auf mich ziehe, erzählt haben . . . Aber ich will," fügte sie tief erröthend, jedoch mit fester Stimme hinzu, „dem Manne, der sich eben so ritterlich für ein Mädchen eingesetzt, von dem er sich schwer gekränkt glaubte, noch mehr

sagen: Es hat mich nicht so sehr um meinetwillen, als um Ihretwillen gefreut, daß Sie sich nicht mehr blicken ließen. Sie sollen ein tüchtiger Student sein, Herr Wiesner, ein braver Mensch. Es wäre mir peinlich gewesen, wenn Sie sich noch ferner vergeblichen Träumen hingegeben hätten?

„Vergeblich?“ fragte er tonlos. „Warum vergeblich?“

Sie blickte ihn erstaunt an. „Warum? . . . Ich bin ja eine Jüdin!“

„Oh!“ rief er, wie fassungslos vor Entzücken und suchte ihre Hand zu fassen. „Wenn dies das einzige Hinderniß ist, um Sie zu werben . . .“

Sie entzog ihm die Hand und wich zurück. Vielleicht mehr, als die jähe Wirkung, welche das Gespräch genommen, bestürzte es sie und verwirrte all' ihre Gedanken, daß für diesen Christen die ungeheure Kluft des Glaubens, welche sie nach ihrer Anschauung ohnehin für immer von ihm schied, gar nicht zu bestehen schien. „Was sprechen Sie da!“ rief sie verwirrt und nur so, wie man eines Nebenumstandes erwähnt, fügte sie hinzu: „Auch bin ich verlobt!“

„Verlobt?“ schrie er auf. „Verlobt?“ wiederholte er wild. „Sie lügen! Oder doch? Hätte sich so rasch der . . .“

Er verstummte und preßte die Lippen aufeinander. Vielleicht entschied es über das Schicksal dieser beiden Menschen, daß er die Besonnenheit zurückgewonnen, den Satz nicht zu vollenden „— der Käufer gefunden!“ hatte er sagen wollen.

„Und lieben Sie den Mann?“ fuhr er fort. „Um Gottes Erbarmung willen, sagen Sie mir nur dies Eine noch: lieben Sie Ihren Verlobten?“

„Eine seltsame Frage!“ erwiderte sie, nun wieder in voller Ruhe, fast lächelnd. „Ich könnte Ihnen sagen: darnach frägt man ein Mädchen nicht, welches man zum ersten und voraussichtlich zum letzten Mal im Leben spricht, oder darf sich dann mindestens nicht wundern, wenn man keine Antwort erhält. Ich aber, Herr Wiesner, will Ihnen antworten, so weit ich kann. Denn ich weiß nicht genau, was Sie unter „Liebe“ verstehen, aber so viel ich davon weiß, ist es Gottlob“ — sie betonte das Wort scharf und wiederholte nachdrucksvoll — „ja, Gottlob, Herr Wiesner, eine andere Empfindung, als ich sie für meinen künftigen Gatten habe. Er ist ein braver, angesehener Mann, der mich um meinetwillen nimmt und mich und die Meinen versorgt und darum werd' ich ihm all' meine Tage ein vom Herzen ergebenes, treues Weib sein!“

Er starrte in ihr schönes, unbewegtes, hell vom Mondlicht umflossenes Antlitz. „Ein treues — Weib — sein!“ sprach er ihr langsam und tonlos nach, wie eine Maschine. „Und doch!“ rief er dann wieder leidenschaftlich, „hören und merken Sie es wohl —“

Aber er kam nicht mehr dazu, den Satz zu beenden. „Lea!“ klang es jubelnd; Sarah und Hannah eilten auf sie zu. Bald darauf fand sich auch Tänzerles ein; athemlos kam er heran, sein Rock war zerrissen, der Filzhut zerknüllt. „Die Hallunken!“ knirschte er und ballte die Faust gegen die Brücke. Dann dankte er Wiesner in überschwänglichen Worten für die „Heldenthat“. Aber der Student wehrte kurz ab und wurde vollends fast unhöflich, als Lea an seine Verwundung erinnerte. „Es ist nichts!“ sagte er. „Bitte, kein Wort mehr davon! Die Haupt-

fache ist, wie Sie nun heimkommen. Das Kürzeste und Sicherste ist es, wenn Sie an der Schwimmschule ein Boot nehmen und nach der Altstadt hinüberfahren."

Tänzerles stimmte bei, sie machten sich auf den Weg. Nach wenigen Minuten waren sie am Landungsplatz der Boote. Die Mädchen stiegen ein, Tänzerles folgte ihnen. „Fahren Sie nicht mit?" fragte er erstaunt, als Wiesner am Ufer stehen blieb. „Es ist ja auch Ihr Weg und wie unbedeutend auch der Schnitt sein mag, warum mit dem Verband zögern?"

Der Student stand unschlüssig.

„Wir haben Platz genug," sagte Hannah eifrig, „nicht wahr, Lea?" —

„Gewiß!" erwiderte diese. „Und selbst wenn Tänzerles zurückbleiben müßte, Sie sollten rasch heim!"

„Ich muß danken," sagte Wiesner dennoch. Es schien ihm unmöglich, nun ein gleichgültiges Gespräch mit ihr zu führen. „Mit der Wunde eilt es nicht. Gute Nacht!" Er lüftete den Hut und ging.

Gruß und Dank schollen ihm nach; er blickte nicht zurück. Erst im Schatten der nächsten Bäume, da er vom Flusse aus nicht mehr gewahrt werden konnte, blieb er stehen und schaute dem dahingleitenden Boote nach. Das Mondlicht lag nur matt auf dem Flusse; sein scharfes Auge konnte dennoch die geliebte Gestalt unterscheiden. Auf seinem Antlitz stieg ein Zug leidenschaftlicher Entschlossenheit auf. „Und du wirst doch mein!" murmelte er, „mein — und keines Anderen!" ...

Als die Mädchen in ihr Gäßchen einbogen, kamen ihnen die Eltern entgegen; von Sorge getrieben waren sie aufgebrochen, die Vermißten im Gewühle zu suchen. Weinend umfing Taube ihren Liebling. „Keine Freude bleibt dem Menschen unverbittert!" rief sie. „Gerade heute hab' ich mich so um dich ängstigen müssen, heute!" Mit hastigen Worten theilte sie der Tochter mit, wie nobel sich Ruben Blau bei der Verhandlung mit dem Vater erwiesen; er habe, ohne zu feilschen, alle Bedingungen angenommen. Sarah und Hannah vernahmen es jubelnd; handelte es sich doch vornehmlich dabei um ihre Mitgift.

Trotz dieser gehobenen Stimmung machte nun die Kunde von der überstandenen Gefahr Lea's den tiefsten Eindruck auf die Eltern. Hannah, die den edelmüthigen Retter nicht genug rühmen konnte, meinte, daß ihm der Vater jedenfalls morgen einen Dankbesuch machen, sich nach seinem Befinden erkundigen und ihn einladen müsse. Dies Letztere wurde zu ihrem Schmerze abgelehnt — es überraschte und empörte sie, daß es gerade Tänzerles war, der am heftigsten dagegen sprach — den Besuch versprach Herzheimer zu machen.

Lea hatte sich an der Unterredung nicht betheiligt; erst nachdem der Beschluß feststand, sagte sie zu Tänzerles: „Sie sind ein treuer Freund!" Hannah hielt dies für Ironie; der kleine Mann aber nickte Lea traurig und verständnißvoll zu. Gleich darauf zog sich diese in ihre Kammer zurück; sie sei so müde, klagte sie.

Bleich und übermacht erschien sie am nächsten Morgen am Frühstückstische, gegen ihre Gewohnheit als die Letzte. Neben ihrer Tasse lag ein Etui, als sie es öffnete, blitzte ihr ein herrlicher Diamantenschmuck entgegen.

„Den Dank wird sich der Spender heute Abend persönlich abholen," bemerkte die Mutter lächelnd. „Ein feierliches Verlobungsfest können wir ja seiner Schwiegermutter wegen nicht feiern, aber auf die Freude, Dich als seine Braut zu begrüßen, will Ruben doch nicht länger warten."

Lea mußte den Schmuck sofort anlegen und vor den Spiegel treten. Bewundernd standen Mutter und Schwestern umher und priesen den Glanz der Steine und die Großmuth des Spenders. Nur Lea sagte kühl: „Die Diamanten sind sehr schön und sicherlich ein kleines Vermögen werth!"

„Tausende!" rief Frau Taube eifrig. „Du machst ja ein Gesicht, als ob du solche Steine von Kindheit auf gewohnt wärest!"

„Nun, ich werde sie von jetzt ab gewohnt werden!" erwiderte sie lächelnd. Und nur so, wie um der Mutter eine Freude zu machen, fuhr sie fort: „Ich werde Ruben sofort meinen Dank schreiben, herzlich und aufrichtig, wie ich es meine." Dann aber, nach einer Pause, wandte sie sich an Wolf: „Vater," bat sie, „vergiß nicht, den Studenten zu besuchen. Er soll uns nicht für undankbar halten! Aber bitte — lade ihn gewiß nicht ein — wozu auch?"

Der Vater versprach den Besuch und machte ihn auch im Laufe des Vormittags. Ganz entzückt erzählte er beim Mittagessen:

„Kinder, das ist ein prächtiger Junge — der weiß noch dem Alter die Ehre zu geben. Er war zuerst so gerührt über meinen Besuch, daß er kaum sprechen konnte, dann dankte er mir dafür, als wäre ich gestern für ihn verwundet worden und nicht er für mein Kind! Er trägt einen Verband um den Arm; ich erkundigte mich besorgt darnach; „es ist nichts!" sagte er und versuchte sogar zu leugnen, daß dies ein Denkzettel von gestern Abend sei. Ist das nicht rührend?! Und wie ordentlich er ist! In seiner Stube in der Netafalka-Gasse sieht es aus, wie bei einem Professor; Tänzerles hätte ihn gar nicht zu rühmen brauchen; man sieht es schon an diesen Büchern, Knochen und Instrumenten, wie rastlos er studirt! Auch wird er ja schon im Juli Doktor und eine Anstellung an der Anatomie ist ihm gewiß; er hat die besten Aussichten, Docent und dann Professor zu werden. Zwar wird es anfangs mit dem Gehalt schlecht aussehen, aber er kann es überdauern; er hat ein kleines Vermögen von seinem Vater, der gleichfalls Arzt war in einer czechischen Gegend. Aber er ist ein Deutscher . . ."

„Mein Gott!" rief Frau Taube erstaunt. „Woher weißt Du dies Alles?"

„Weil er es mir erzählt hat," sagte Wolf triumphirend. „Glaubst du, daß er stolz ist? Ganz ehrerbietig und zuthunlich hat er mit mir gesprochen, als wäre ich sein Onkel, und ich habe ihm auch Verschiedenes aus meinem Leben erzählt. Das wundert Euch? Natürlich, weil Ihr glaubt, daß ich mich mit einem gelehrten christlichen Herrn nicht unterhalten kann! Die größte Ueberraschung habe ich mir aber für den Schluß aufgespart. Hier ist der Zettel, der an unserer

Hausthüre gehangen hat!" Er zog das Papier hervor und schob es seiner Gattin zu. „Ich habe ihm das Zimmer vermiethet!"

„Warum hast Du das gethan?" rief Frau Taube verweisend. „Gestern bitten wir dich, ihn nicht einmal einzuladen und heute ziehst du ihn gar in dein Haus."

„Weil das zwei verschiedene Dinge sind," vertheidigte er sich eifrig. „Das Einladen hätte keinen Sinn gehabt; gebe ich Gesellschaften, wie Portheim oder Dormitzer, zu denen ich junge Christen als Tänzer brauche? Vermiethen aber ist ein Geschäft, und ich vermiethe lieber einem ordentlichen Menschen, als einem Lumpen. Die Rede kam darauf; ich weiß nicht, ob er oder ich zuerst den Gedanken hatte, so hat es sich von selbst gemacht. Uebermorgen zieht er ein. Mir wird es ein Vergnügen sein, manchmal mit ihm zu plaudern, aber natürlich! nach mir wird in diesem Hause nicht gefragt!"

„Aber weißt Du denn nicht," fragte die Mutter, „wie er vor vierzehn Tagen nicht von unserer Hausthüre gewichen ist?" Sie blickte nach Lea hinüber. „Kind!" rief sie erschreckt. „Wie blaß Du bist; was ist Dir?"

„Nichts, Mutter," erwiderte das Mädchen. „Es fröstelt mich heute ein wenig, ich habe schlecht geschlafen. Auch ärgert es mich, ich sage es offen, daß der Vater gegen unsere Bitte —"

„Aber wie kann Dich das ärgern!" rief Herzheimer. „War er je unziemlich gegen Dich? Du hast ihm vor einigen Wochen gefallen, er hat Dich zu sehen gesucht, ist das so unerhört? Wenn wir unsere Zimmer nur an solche Leute vermiethen dürften, die Dich häßlich finden, so stünden sie immer leer. Jetzt denkt er nicht mehr an Dich, das kann ich Dir versichern. Er hat mir ausdrücklich gesagt: „Mich treibt nicht bloß der Ehrgeiz, bald selbständig dazustehen; es hängt das Glück meines Lebens davon ab! Es scheint, er hat eine Braut . . . Uebrigens begreife ich gar nicht," fuhr er mit steigender Gereiztheit fort, „was Dir daran liegen kann, ob er hier wohnt oder nicht! Hassen kannst Du doch den Menschen nicht, der für Dich seine gesunden Glieder gewagt hat?"

Lea athmete tief auf. „Und dennoch bitte ich Dich, ihm sofort abzuschreiben," sagte sie ernst und laut, „Du kannst ja sagen, daß die Mutter in Deiner Abwesenheit —"

„Ich thue es nicht!" rief er und warf sein Besteck hin, daß es klirrte. „Ich bin daran gewöhnt, daß man in diesem Hause nicht nach mir fragt, aber von meinen Kindern lasse ich mir doch nichts befehlen! Wiesner zieht übermorgen ein, Punktum!"

Nun wagte Niemand mehr zu entgegnen; das unbehagliche Schweigen dauerte bis zu Ende der Mahlzeit. Erst nachdem der Vater sich zu seinem Mittagsschläfchen zurückgezogen, begann Frau Taube:

„Eigentlich begreife ich auch nicht, Kind, wie Dich diese Kleinigkeit so aufregen konnte!"

„Weil Melpomene Alles tragisch nimmt," bemerkte Hanna spitz, „selbst das Gleichgültigste!"

„Du hast Recht, Mutter,“ sagte Lea ganz seltsamen Tones. „Die Tochter soll nicht klüger sein wollen, als die Eltern.“ Dann griff sie nach einem Buche.

Frau Taube traf ihre Vorbereitungen für den Abend. Außer Rebekka und ihrem Gatten war nur noch Tänzerles geladen, hauptsächlich deshalb, weil ihn die Mutter nun, da Sarah auch eine Mitgift erhielt, für diese zu gewinnen hoffte.

Er war auch der erste Gast, der sich einfand. Als ihm Lea in ihrem Feierkleide, mit den Diamanten geschmückt entgegentrat, seufzte er unwillkürlich auf.

„Fräulein Lea,“ murmelte er, „wie sind Sie schön!“

„Lassen Sie das!“ sagte sie hastig. „Kommen Sie!“ Sie zog den Erstaunten in eine Fensternische. „Kennen Sie die Unterredungen, welche Wiesner gestern mit mir, heute mit meinem Vater hatte?“

„Er hat mir nichts erzählt,“ erwiderte er, „obwohl ich heute zwei Mal bei ihm war; die Wunde ist nicht so unbedeutend, als er uns hat glauben machen wollen, aber doch immerhin keineswegs bedenklich. Was sagte er Ihnen — doch keine —“

„Hören Sie.“ Hastig theilte sie ihm das Wichtigste mit.

„Sie werden begreifen,“ fuhr sie fort, „daß ich, die Verlobte eines Anderen, einen Mann, der solche Worte zu mir gesprochen, nicht gern als Hausgenossen sehe. Ich will zu seiner Ehre annehmen, daß er nur in der ersten Verwirrung zugestimmt. Wollte er aber darauf beharren, so könnte ich ihn nicht mehr achten. Sagen Sie ihm dies in meinem Namen ... “

„Das ist hart!“

„Aber gerecht!“

Er zuckte die Achseln. „Vielleicht! Aber klug? Ist es klug, Fräulein Lea?“ wiederholte er nachdrücklich. „Wäre es nicht besser, nun den Dingen ihren Lauf zu lassen? Daß er Ihnen gleichgültig ist, können Sie ihn ja dann fühlen lassen. Sie vergessen, welche Deutung er Ihrer Botschaft geben könnte ..., daß Sie ihn fürchten, daß er Ihnen nicht mehr gleichgültig genug ist, als daß Sie ihn in Ihrer Nähe dulden könnten!“

„Das wäre nicht wahr,“ rief sie hastig.

„Ich glaube Ihnen!“ sagte er zögernd. „Aber ob er Ihnen glauben wird? Wollen Sie sich die Sache nicht überlegen, Fräulein Lea? Es hieße Oel ins Feuer gießen! ... “

Sie stand unschlüssig da. Da traten Rebekka und ihr Gatte ein. „Später,“ flüsterte sie dem Studenten zu und ging ihnen entgegen.

Kurz darauf traten auch Herr Blau und der Lehrer ein. Tieferröthend und zaghaft, aber mit einem freundlichen, offenen Blick der blauen Augen trat Lea ihrem Verlobten entgegen; er faßte ihre Hand, zog sie leicht an sich und küßte sie leicht auf die Stirn.

„Wie gut Ihnen der Schmuck steht,“ sagte er dann behaglich schmunzelnd. Das klang prahlerischer als es wohl gemeint war; die Lippen des Mädchens preßten sich fest auf einander. Der Lehrer suchte diesen Eindruck zu verwischen, indem er scherzhaft die Ungeduld des Verliebten ausmalte. Es schien keine Ueber-

treibung, der stattliche Mann war sichtlich erregt, wohl suchte er bei der Mahlzeit möglichst unbefangen zu erscheinen und erzählte Anekdoten oder schilderte komische Persönlichkeiten aus seinem Geschäftskreise, wobei er auch stets, weil er nicht anders konnte, seinen Reichthum scharf betonte, aber dabei starrte sein Auge unablässig mit unstetem Glanz auf die schöne Gestalt und seine Hand zitterte. Mit flammenden Wangen saß Lea da, sie hielt die Augen gesenkt, aber seine Blicke fühlte sie doch, und fuhr sich zuweilen mit dem Tüchlein über Hals und Wangen; ihr war's, als betaste sie der Blick, und sie müsse die Spur der Berührung wegwischen.

Nach dem Essen, da man im Nebenzimmer den Kaffee einnahm, setzte sie sich in eine dunkle Ecke neben ihre verheirathete Schwester. Hier ward ihr wohler, und da er nur Ernstes erzählte, wie er sich langsam emporgerungen — denn er war armer Leute Kind, und seine maßlose Arbeit habe ihn bereits wohlhabend gemacht, ehe er seine reiche Frau heimgeführt — da gefiel er ihr wieder so gut, wie bei jener ersten Unterredung, ja noch weit besser, und als ihr Rebekka zugeflüstert: „Wie bist Du zu beneiden! Bei dem ist eine Frau gut aufgehoben," nickte sie ernsthaft; auch sie empfand es so.

Aber ihr Bangen kehrte wieder, als nun, wohl auf einen Wink der Mutter, die Schwestern mit Tänzerles das Zimmer verließen, dann auch der Vater und der Schwager, und sich ihr Verlobter zu ihr setzte. Wie hilfesuchend blickte sie nach der Mutter hinüber, aber diese blieb ruhig am Tische sitzen und besah die Blumen auf ihrer Tasse, als sähe sie die Malerei zum ersten Male.

Ruben faßte ihre Hand, er beugte sich zu ihrem Ohr und flüsterte, schwer athmend, zärtliche Worte, dann küßte er sie aufs Ohr. Es überlief sie glühend heiß, sie zuckte empor und trat ans Fenster; er folgte ihr, sie fühlte seinen Mund auf ihren Lippen; ihr war's, als müßte sie ersticken, das Blut rauschte in ihren Ohren.

„Mutter!" schrie sie auf und stieß ihn von sich.

Frau Taube kam heran; sie eilte sich nicht zu sehr. „Nun, nun, mein Kind," murmelte sie und strich dem todtbleichen, zitternden Mädchen das wirre Haar aus der Stirne. Ihm aber sagte sie leise: „Bitte, schonen Sie das Kind!"

Er lachte verlegen. „Soll man seine Braut nicht küssen? Aber das giebt sich schon mit der Zeit. Nun gute Nacht, mein Herz, gute Nacht!"

Er strich ihr um das Kinn; sie litt es. Aber sie begleitete ihn nicht ins Nebenzimmer; sie stürzte in ihr Stübchen und riegelte sich darin ein. — —

Als Tänzerles am nächsten Morgen nach seiner Gewohnheit in aller Frühe ausgehen wollte und an Lea's Zimmer vorbeiging, öffnete sich ihre Thür; sie rief ihn leise an. Fast erschreckt gewahrte er, wie bleich sie war; um die Augen lagen tiefe Ringe.

„Ich habe es nochmals überdacht," sagte sie langsam und legte die Hand an die Stirne, als müßte sie diese kühlen, „ich muß Sie dennoch bitten, mit Wiesner zu sprechen. Die Form überlasse ich Ihnen; einer Mißdeutung werden Sie zu begegnen wissen. Wollen Sie?"

„Gewiß!“ erwiderte er und faßte die dargebotene Hand. „Sie war so eisig, daß es ihn durchschauerte. „Sind Sie krank?“ rief er besorgt.

„Nein — nur etwas Kopfweh —“

Sie nickte ihm zu und verschwand.

Dieselbe Antwort gab sie der Mutter, dann den Verwandten, welche sich im Laufe des Tages zum Glückwunsch einsanden und verwundert waren, die Braut so bleich und trübe zu finden. Aber auf die Frage, ob ihr ihr Verlobter gefalle, erwiderte sie stets mit größter Bestimmtheit: „Ja! er ist ein trefflicher Mann!“ Doch erkundigten sich nur Mädchen und jüngere Frauen darnach; den älteren Leuten mochte dies gleichgültig scheinen; sie begnügten sich, mit Wolf und Taube die Verlobungsakte zu besprechen.

Nur das Haupt der Familie, Hirsch Herzheimer, der Onkel Wolfs, fand sich nicht ein. Seine Gattin, Frau Miriam, eine kluge, milde Greisin, deren Liebling Lea war, suchte ihn durch Krankheit zu entschuldigen.

„Gestern war er gesund,“ sagte Wolf scharf. „Sein Hochmuth hält ihn ab, dem Hause des armen Verwandten die gebührende Ehre zu erweisen!“

Die alte Frau blickte ihn fest an. „Er ist unwohl genug, um nicht ohne triftigen Grund auszugehen. Eine öffentliche Verlobung wäre ein triftiger Grund!“

Wolf wollte noch zorniger erwidern, Frau Taube verhinderte es.

„Warum kränkst Du uns so, Tante Miriam?“ fragte sie sanft. „Die Verlobungsakte hat Ruben unterschrieben, darauf kommt es ja an. Ein Fest hat er aus Zartgefühl gegen seine Schwiegermutter, die alte Esther Fränkel, vermieden. . .“

„Aus Zartgefühl?!“ erwiderte Miriam mit bitterem Lächeln. „Esther würde vielleicht einen anderen Namen dafür wissen . . .“

Sie wandte sich zum Gehen, da erst wurde sie gewahr, daß auch Lea der Unterredung beigewohnt. „Mein liebes Kind,“ sagte sie verlegen, „Du brauchst Dich nicht zu kränken, Ruben ist ein kluger, tüchtiger Mann, er wird dich gewiß glücklich machen.“

Aber den Eindruck ihrer Worte konnte sie nicht mehr verwischen. Lea grübelte darüber und nur die stumme Unterwürfigkeit, an die sie ihren Eltern gegenüber gewohnt war, verhinderte sie, die Mutter um Aufklärung zu befragen. Dann nahm Anderes ihre Gedanken stärker in Anspruch. Gegen Abend, da sie gerade wieder einen Gratulationsbesuch empfing, flüsterte ihr Sarah zu: „Tänzerles war hier, er mochte Dich jetzt nicht stören. Er läßt Dir sagen, daß er sich alle Mühe gegeben hat, aber es war vergeblich. Was hast Du von ihm gewollt?“

Lea erwiderte nichts, sie setzte ihr Gespräch mit den Gästen fort; nur der Schwester fiel es auf, daß ihre Stimme minder fest klang, als vorhin. Dann kamen andere Besucher, die bis in die Dämmerung hinein blieben, und als diese endlich gegangen waren, rief Frau Taube:

„Nun aber helft mir rasch den Tisch decken, die Zimmer in Ordnung bringen!“

„Kommt Ruben auch heute?“ fragte Lea.

„Welche Frage! Ein Bräutigam kommt täglich!“

In der That tönte wenige Minuten später die Klingel; es war Herr Blau; die Magd meldete, sie habe ihn ins Wohnzimmer treten lassen.

„Empfange ihn!" sagte die Mutter zu Lea.

„Soll ich . . . allein?" fragte diese leise mit fast versagender Stimme.

„Unsinn!" rief Frau Taube. „Sofort!"

Lea öffnete die Thür zum Wohnzimmer. Es dunkelte darin, und als sie in der Dämmerung den Mann mit erhobenen Armen auf sie zueilen sah, stand ihr das Herz still. Aber sie bezwang sich, trat ein und zog die Thür hinter sich zu.

Einige Minuten später sagte Sarah leise und erröthend: „Mutter, es ist noch kein Licht im Wohnzimmer."

„Warum hast Du das nicht gleich gesagt?" rief Frau Taube, ergriff eine Lampe und trat ein.

Sie war überzeugt, Lea weinend in der einen Ecke zu finden und Ruben grollend in der anderen. Aber das Mädchen saß regungslos neben dem Verlobten, der seinen Arm um sie geschlungen hielt.

Auch den Rest des Abends blieb sie an seiner Seite und als er ging, ließ sie sich ohne Widerstreben von ihm küssen. Frau Taube bemerkte es mit Vergnügen; wie bleich das Mädchen war, gewahrte sie wohl, nahm es jedoch nicht schwer.

Am nächsten Morgen brachte Hanna mit Hülfe der Magd das Zimmer in Ordnung, welches Wiesner beziehen sollte. Sie plünderte, um es nur recht bequem auszustatten, die Stuben der anderen Miether; der arme Tänzerles mußte seinen einzigen bequemen Sessel opfern. Auch hatte sie um ihr erspartes Geld einen großen Strauß auf dem Markte gekauft; leider war die Mutter so hart, die Blumen wieder aus dem Zimmer zu entfernen. „Er ist ein Zimmerherr, wie ein Anderer," sagte sie, „den schuldigen Dank hat ihm schon der Vater durch seinen Besuch abgestattet."

Das Eine setzte aber Hanna doch durch, daß sie es war, die ihn beim Einzug begrüßen durfte. Mit gerötheten Wangen kam sie dann zu Lea gestürzt, die sich den Vormittag über auf ihrem Zimmer hielt und im Télémaque las oder doch auf die Blätter des Büchleins starrte.

„Wie hübsch er ist und wie höflich," rief sie. „Er hat sich auf's Schönste bei mir bedankt, daß das Zimmer so gut möblirt ist, und dann sofort gefragt, wie wir den Schreck von neulich überstanden haben. ‚Sehr gut,' sagte ich, ‚aber Sie?' Denn er trägt noch immer den Arm in der Binde und sieht so interessant aus. Und wohlhabend muß er sein, Lea, mit so vielem Gepäck ist noch kein Student zu uns gezogen!"

In dieser Tonart plauderten sie noch lange fort, bis Lea, ein Blatt im Buche wendend, sagte: „Es ist gut, Hanna, aber ich muß das nächste Kapitel übersetzen."

„Natürlich," erwiderte diese gekränkt, „Dich interessirt es nicht, weil Du nur immer an Deinen Bräutigam denkst. Ich aber bin noch nicht verlobt, und Du könntest wohl auch einmal anhören, was mich interessirt."

Zürnend verließ sie das Zimmer, vielleicht wäre sie anderer Ansicht geworden, wenn sie den Ausdruck gesehen hätte, den Lea's Züge nun annahmen. Wie in tiefem Leide zuckten die Lippen, und scheu und gramvoll war der Blick der Augen, als flehten sie um Erbarmen.

Dann aber richtete sie sich auf. „Ich habe es mir erleichtern wollen," murmelte sie, „das ist mir nicht gelungen, aber ob die Pflicht leicht oder schwer sei, ich werde sie erfüllen."

Bei Tische war nur von dem neuen Miether die Rede; Hanna sang sein Lob, Wolf stimmte kräftig ein. „Ich habe ihn schon besucht," erzählte er, „und ihn eingeladen, jetzt den Kaffee mit uns einzunehmen, damit ihr ihn alle kennen lernt."

Streitlustig blickte er um sich, ob Niemand eine Einwendung erhebe. In der That meinte Frau Taube kopfschüttelnd: „Wir haben noch nie einen Zimmerherrn eingeladen."

„Wußt' ich's doch!" rief er. „In diesem Hause wird ja nicht nach mir gefragt; was kümmert's Dich, daß mir der junge Mensch gefällt und ich ihm! Aber diesmal, zur Abwechslung, Taube, soll einmal mein Wille geschehen!

Als der Kaffee auf dem Tische stand, befahl er der Magd, den Studenten zu holen.

Mit Bangen sah Lea seinem Eintritt entgegen. Sie war fest entschlossen, ihn zu behandeln, wie sie es ihm durch Tänzerles hatte andeuten lassen, entschlossen, ihm zu zeigen, daß sie ihn nicht mehr achte. Jedoch sie fühlte, wie schwer ihr dies fallen würde, wenn er nur schüchtern vor sie hintrete, bleich von der Wunde, die er um ihretwillen erhalten, und mit jenem Blick hilfloser flehender Glut, der sie bei dem Gespräch an der Brücke tiefer gerührt, als sie sich selbst hatte gestehen mögen. Aber er machte es ihr leichter, als sie gehofft. Mit ruhigem Lächeln trat er ein und seine Toilette war ebenso tadellos, wie seine Verbeugung, er küßte Frau Taube die Hand und erröthete kaum, da er sich nun zu ihr wandte und ihr zur Verlobung Glück wünschte; er kenne leider den Herrn Bräutigam nicht, hoffe aber, nächstens die Ehre zu haben. Das klang so kühl, so sicher — Lea athmete auf. Und als er darauf der Mutter versicherte, wie glücklich er sich fühle, im Hause einer so ausgezeichneten und allgemein geachteten Frau zu wohnen, dann den Vater in ein Gespräch über die Türken verwickelte und dem umfassenden, wenn auch nicht ganz klaren, politischen Programm des alten Herrn mit einer Aufmerksamkeit lauschte, als wäre es die Offenbarung tiefster Weisheit, da ward der Druck auf dem Herzen des Mädchens mit jedem Worte, das er sprach, mit jeder Frage, durch die er den eitlen Mann zu immer neuen Reden veranlaßte, geringer. „Nun fehlt noch eines," dachte sie, und auch das blieb nicht aus: Wiesner richtete seine Worte, nachdem sich Wolf zum Mittagschläfchen zurückgezogen, an Mutter und Schwestern und überschüttete auch sie mit Höflichkeiten, so viele ihm einfallen wollten. Gar zu plump machte er es übrigens nicht, im Gegentheil schlau und gewandt genug. Lea blieb keinen Augenblick in Zweifel, daß er sich vorher durch Tänzerles über die Schwächen jeder Einzelnen

unterrichtet. Es beirrte sie auch nicht, daß zuweilen, wenn es die anderen nicht gewahren konnten, ein glühender Blick zu ihr hinüberflog — auch dies stimmte zu dem Bilde des Menschen, wie es sich ihr nun, überraschend genug, darstellte.

„Gottlob!" dachte sie und als er endlich gegangen war, trat ihr dies Wort unwillkürlich laut über die Lippen.

„Ich begreife Dich nicht," rief Hanna fast empört. „Er hat Dich wahrlich nicht geniert!"

„Du hast mich mißverstanden!" rief Lea lebhafter, als man es sonst an ihr gewohnt war. „Ich habe gegen seinen Besuch nichts einzuwenden, nicht das Geringste — im Gegentheil!"

„Das ist wieder zu viel für ein verlobtes Mädchen," bemerkte Frau Taube. „Seine Besuche haben Dich weder zu freuen, noch zu betrüben. Uebrigens gefällt er auch mir ausnehmend gut!"

Dieser Tadel wäre sicherlich unterblieben, hätte die Mutter geahnt, aus welcher Empfindung heraus Lea jene Worte gesprochen. Und diese Empfindung wuchs, je reiflicher sie sein Betragen überdachte, und in den nächsten Tagen immer mehr, je öfter er kam. Er blieb immer der gleiche, zuthunlich und vorsichtig, klug und gewandt, und führte mit einem Aufgebot von Menschenkenntniß und Willensstärke, die in seinen Jahren nicht gewöhnlich sein mochten, seine Rolle durch: die Rolle des allein stehenden vereinsamten jungen Menschen, der zum ersten Mal in seinem Leben das Glück genoß, einer Familie näher treten zu dürfen, die ihm wahrhaft sympathisch war, und sich nun dieses Glücks durch rührende Dankbarkeit werth zu erweisen suchte. Nun endlich erlebte Wolf die Genugthung, einen Mann zu finden, der seinen Werth als politischer Prophet vollauf würdigte, Frau Taube einen Christen kennen zu lernen, der für das Judenthum im Allgemeinen und das Musterbild einer jüdischen Hausfrau im Besonderen schwärmte, Hannah und Sarah waren vollends selig: er bewunderte ihre Handarbeiten, er versorgte sie mit Büchern, er war ihr Ritter, wie Tänzerles, aber von wie ganz anderen Qualitäten wie dieser! Jede war fest überzeugt, daß er heimlich für sie schwärme, und vergalt ihm dies durch eine Art freundschaftlichen Mitleids, denn so gut ihnen der junge Mann gefiel, so wußten sie doch, daß an eine Heirath mit dem Christen nie zu denken sei, und hüteten als kluge, gereifte Mädchen ihr Herz. Selbst Ruben Blau unterlag dem Zauber dieses bescheidenen jungen Menschen, über dessen häufige Anwesenheit im Hause er sich anfänglich geärgert; wer lachte herzlicher über seine Witze, wer wußte, wenn der Geldprotz wieder einmal mit seinen Erfolgen prahlte, überzeugender zu sagen: „Ja Herr Blau, Sie sind in Ihrer Art ein großer Mann." ?! . . . Lea zuckte zusammen, so oft sie solche Worte hörte und konnte sich einmal, da er eine ähnliche Aeußerung gethan, nicht enthalten, Wiesner entrüstet anzublicken, er zuckte zusammen und erröthete, das war aber auch der einzige Beweis, daß er das Schämen noch nicht verlernt. Denn daß sie die Einzige war, der er nicht mit Schmeicheleien nahte, daß er sich ihr gegenüber mit der stummen Sprache seiner Augen begnügte — dies war ja nicht ein

Beweis seines Zartgefühls — im Gegentheil: Die Klugheit gebot es so, und es gehörte mit zu seinem Plan, wie sie denselben auffaßte.....

Was wollte Wiesner?!

Es gab nur zwei Menschen, die ernstlich darüber nachdachten; Tänzerles und Lea. Ohne sich je hierüber zu verständigen, waren beide überzeugt: Wiesner hatte eine Maske vorgenommen und wahrlich nicht zum bloßen Zeitvertreib. Es mußte ein starker Zwang sein, der den eleganten, in den gebildeten Kreisen dieser Stadt gern gelittenen Gesellschafter dazu anhielt, seinen gewohnten Verkehr aufzugeben und sich den Anschauungen und Formen dieses armen ungebildeten Hauses anzubequemen. Aber noch mehr: sparte er sich doch die Zeit für diese nichtigen Gespräche buchstäblich an seinem Schlafe ab; denn gleichzeitig setzte er mit einem Eifer, der Tänzerles fast eigenthümlich berührte, seine Studien fort, nur um baldmöglichst den Doctorhut zu erwerben. Nicht wie ein Ehrgeiziger, wie ein Verzweifelter wühlte er sich in seine Wissenschaft hinein; weit über die Mitternacht hinaus saß er bei seinen Büchern und mit Morgengrauen war er wieder am Arbeitstische.

Kein Wunder, daß er von Tag zu Tag bleicher wurde und schließlich schier seinem eigenen Schatten glich. „Sie richten sich zu Grunde," pflegte Tänzerles oft genug zu mahnen. „Sechs Stunden Schlaf braucht der Mensch zum mindesten."

„Sie haben Recht," war die Antwort, „aber ich habe leider nicht die Zeit!" Er, der sogar die Zeit hatte, die Prahlereien des verhaßten Nebenbuhlers anzuhören und mit beifälligen Bemerkungen zu begleiten.

Tänzerles legte sich die Sache einfach genug zurecht. Für ihn lag der Schlüssel zu Wiesners Benehmen in jenem leidenschaftlichen Ausruf, mit dem dieser alle seine Bemühungen, ihm vom Einzug in die Wohnung abzuhalten, begegnet: „Ich muß, und wenn ich darüber zu Grunde gehen sollte!" Der arme Mensch, dachte er, weiß, daß er nichts zu hoffen hat, aber seine Leidenschaft ist stärker, als sein Wille; er kennt nur ein Glück, sie täglich zu sehen, ihre Stimme zu hören und hat deshalb zuerst den Vater, dann die Anderen für sich gewonnen. „Armer Junge," seufzte er, „Du zahlst einen theuren Preis für dies, was du da Glück nennst! Welche Höllenqual magst Du empfinden, so oft Ruben seine Arme um das Mädchen schlingt, und doch suchst du diese Qual selbst und bietest Alles auf, um sie nur ja täglich durchzukosten. — Armer Junge!"

Ganz anders Lea: Ihr war Wiesners Betragen eine leichtfertige Komödie zu schmählichem Zweck. Nein, dieser glatte, gewandte Mensch, der sein keckes Spiel so geschickt eingefädelt und mit so kaltblütiger Sicherheit fortsetzte, schien ihr keines Bangens mehr werth, geschweige denn gefährlich, weil er ihr keiner Sympathie mehr werth erschien. Vergeblich hatte sie bis zu seinem Eintritt in ihr Haus versucht, ihrem Herzen Gleichgiltigkeit für ihn zu gebieten, oder gar jene Mißachtung, welche sie ihm äußerlich erweisen wollte, um sich vor ihm zu wahren; immer wieder war seine Gestalt vor ihr aufgetaucht, wie er an jenem Abend an der Brücke bleich und bebend dagestanden, und in ihrem Ohr hallte der Schmerzensruf „Verlobt" und

jene Frage, die wie eine Beschwörung geklungen: „Um Gottes Erbarmen willen, lieben Sie diesen Mann?" Sie hatte sich damals und dann bei ihrem Auftrag an Tänzerles stärker und härter gemacht, als sie war; wohl schien es ihr Schwäche, daß er sich nun noch so blindlings einer hoffnungslosen Empfindung überließ, aber sie fühlte Mitleid mit ihm und noch mehr: eine Art ehrfürchtigen, geheimnißvollen Schauers vor dieser Empfindung — wie der Odem einer höheren Macht wehte es ihr aus seinen stammelnden Worten, aus seinem Ringen, in ihrer Nähe zu verweilen, entgegen: es muß doch, dachte sie, etwas Großes sein um das Gefühl, welches die Christen „Liebe" nennen.

Nun wußte sie es besser: etwas Kleines und Schmähliches war's. Er hatte zuerst den Vater bethört, und dann die Mutter und die Schwestern, weil es der einzige Weg war, allmählich auch sie zu bethören. Das war nicht der arme Falter, der ins Licht flog, weil er mußte, auf die Gefahr hin, sich zu verbrennen, sondern ein tückischer, heuchlerischer Verführer. Sie hatte ihm ja selbst gesagt, daß sie ihren Verlobten nicht „liebe"; aus ihren Worten, die ihm Tänzerles ausgerichtet, hatte er geschlossen, daß er ihr vielleicht nicht mehr gleichgültig sei, da hatte er denn hier die Gelegenheit für seine Künste als günstig erachtet. Es fiel ihm nicht bei, um sie zu werben, schmeichelte er doch sogar dem Nebenbuhler! Er wollte ihr nahe sein, um sie fortwährend an sich zu erinnern, um jenes Gefühl, welches sie vielleicht bereits für ihn empfand, immer mehr zu steigern, um sie zu zwingen, den plumpen, alternden Mann, an den sie dahingegeben werden sollte, täglich und stündlich mit ihm zu vergleichen, dem hübschen, jungen, eleganten Menschen. Dieser Vergleich konnte ja, rechnete er, nur zu seinen Gunsten ausfallen, und jeder heimliche Blick, der zu ihr hinüberflog, mußte sie mehr entzünden und dann — dann kam wohl die Stunde, welche die arme Bethörte in seine Arme trieb; die Gelegenheit war ja günstig, er wohnte ja im Hause! — Oh, noch weiter erstreckte sich schon heute diese schmähliche Berechnung: auch in Rubens Hause wollte er einst als Freund aus- und eingehen und bereitete sich schon jetzt die Wege hiezu!

Das war seine „Liebe!" Was kümmerte es ihn, ob sie dabei zu Grunde ging, er dachte nur an sich; die schöne Jüdin war ihm zur Geliebten gut genug! Und doppelt und dreifach schmählich war sein Plan, weil er ja, wie aus seinen Worten an Herzheimer klar hervorging, eine Braut hatte und gleichzeitig aus allen Kräften rang, sie bald zu gewinnen! „Gottlob, daß ich dies Alles sofort erkannt," dachte sie immer wieder, „Gottlob!" Daß sich ein brennendes Weh in dies Gefühl der Genugthuung mischte, daß es ihr unsäglich schwer fiel, ihn zu verachten, das fühlte sie wohl, aber — dachte sie — war dies nicht begreiflich? Es mußte ihr ja wehe thun, den Mann, der sich um ihretwillen in Gefahr gestürzt, den sie einige Tage lang mit einem verklärenden Schimmer umwoben, so tief sinken zu sehen! Nein! er kümmerte sie nicht mehr, und nur eine Mahnung noch bedeutete ihr seine stete Anwesenheit, die Mahnung, ihre Pflicht zu erfüllen.

Ruben Blau war freundlich gegen den Studenten, weil dieser seiner Eitelkeit schmeichelte; daß er noch andere Gründe hatte, ihm dankbar zu sein,

ahnte er nicht. Vielleicht war es nicht so sehr das Pflichtgefühl, als vielmehr der wilde Trotz der Empörung, das Streben, den Frechen zu züchtigen, welcher Lea in diesen Wochen antrieb, sich ehrlich und mit ernstem Willen ihrem Verlobten anzuschließen. Wenn ihr dies nicht so ganz gelang, wie sie es ersehnte, so war dies freilich nicht ihre Schuld, aber auch nicht die Rubens; auch er hatte sicherlich den besten Willen, seiner schönen Braut zu gefallen, nur ahnte er gar nicht, daß es hiezu irgend anderer Huldigungen bedürfe, als er ihr schon ohnehin widmete, oder gar eines Zwanges gegen sein eigenstes Wesen. Er schenkte ihr jede Woche einen neuen Schmuck und überschüttete sie jeden Abend mit zärtlichen Worten und Küssen: war er nicht ohnehin der freigebigste, liebevollste Bräutigam, konnte sie es überhaupt anders wünschen? Er ahnte auch gar nicht, daß sie es anders wünschte; er war fest überzeugt, daß nur ihre mädchenhafte Schüchternheit sie hindere, seine Zärtlichkeiten voll zu erwidern. Sie aber litt unter den Liebkosungen des alternden, nach ihrem Besitz schmachtenden Mannes, daß sie ihm oft hätte zurufen mögen: „Hab' Erbarmen, ich ertrage es nicht mehr!" Auch seine Geschenke machten ihr geringe Freude; sie fürchtete das endlose Nachspiel, die Prahlerei mit seinem Reichthum, die plumpen Witze über ihre bisherige Armuth. Nein! zartfühlend war Ruben nicht, und Lea mußte zuweilen des seltsamen Tones denken, in dem ihre Großtante Miriam von seinem Verhältniß zu seiner Schwiegermutter gesprochen; aber ernstliche Unruhe empfand sie hierüber doch nicht; gutmüthig war er sicherlich; auch seine Witzeleien waren gewiß nicht böse gemeint, er glaubte nur eben sein gutes Recht zu üben; all' die demüthigen Dankreden der Familie schienen ihm noch immer nicht genügend; wie tief seine Worte oft das Herz des Mädchens verwundeten, konnte er, wie er nun einmal war, gar nicht ahnen. Sie erkannte dies und hatte es so leichter, sich vor der Verbitterung gegen ihn zu wahren. Auch in seine Liebkosungen fügte sie sich, wie in ein Schicksal; gerade ihre keusche Unerfahrenheit kam ihr hiebei zu Hilfe; sie war überzeugt, daß eben jede Braut eine gleiche Pein empfinden müsse, wie sie. Nur gegen eines wehrte sie sich noch, wie eine Erstickende; wenn sie zuweilen, nachdem er gegangen, fühlte, daß die Flammen im Blute, die er aufgeküßt, die Klarheit ihres Bewußtseins zu verzehren drohten. Aber auch diesen Widerstand gegen sich selbst fühlte sie allmählich schwächer werden.

So waren etwa fünf Wochen vergangen, und wenn auch nicht Alles in diesem Brautstande so war, wie es hätte sein sollen, so standen die Dinge doch nicht bedenklicher, als in tausend und abertausend ähnlichen Fällen, die schließlich zu einer ruhigen, leidlich glücklichen Ehe führen. Hier aber sollte es anders kommen. Aeußere Ereignisse warfen plötzlich ihr grelles Licht in diese dämmerhaften Stimmungen und Verhältnisse, daß sie jählings hart, scharf und erbarmungslos dastanden, wie ein Kreis drohender Felsen, aus denen es keinen gebahnten Abstieg mehr giebt in die Gefilde der Niederung.

(Schluß folgt.)

Aus den ungedruckten Papieren des preußischen Minister-präsidenten Freiherrn Otto v. Manteuffel.

Die hinterlassenen Papiere des am 26. November 1882 verstorbenen preußischen Ministerpräsidenten Freiherrn Otto Theodor v. Manteuffel bieten interessante Beiträge zur Geschichte der preußischen Politik und zur nähern Charakteristik jenes Staatsmannes, dessen Wirksamkeit s. Z. so bedeutungsvoll in die Geschicke Preußens eingegriffen hat und so vielfach falschen Beurtheilungen ausgesetzt gewesen ist. Wir bringen deshalb hier eine Reihe bisher ungedruckter wichtiger Dokumente und Briefe zur Veröffentlichung.

Die Redaktion der „Deutschen Revue."

I.

Zur preußischen Ministerkrisis im Jahre 1849.

Als am 15. Oktober 1848 eine Deputation der preußischen Nationalversammlung den König Friedrich Wilhelm IV. zu seinem vierundfünfzigsten Geburtstage beglückwünschte, erwiderte derselbe:

„Wenn eigenthümliche Gefahren uns bedrohen, so besitzen wir auch eigenthümliche Vortheile, die Manchem nicht zu Gebote stehen; eine Hauptsache, die leider selten zu werden beginnt, ist es, auf welche ich Ihre besondere Aufmerksamkeit lenke, das ist der Umstand, daß es bei uns noch eine Obrigkeit von Gottes Gnaden giebt, die mit großer Macht bekleidet ist. An ihr rankt sich die Liebe, auf ihr ruht die Treue, und auf dieser Grundlage von Liebe und Treue allein kann der stolze und feste Bau, von dem Sie geredet, wenn er Bestand haben soll, aufgeführt werden. Wenn Sie, meine Herren, diese Wahrheit so klar einsehen wie ich selbst und mit derselben Treue und Aufopferung wie ich auf dieser Grundlage das große Werk aufführen wollen, dann kann es nicht fehlen."

Mit diesen Worten, die den Gegensatz seiner Ansichten und derjenigen der Versammlung bezeichneten, war der Kampf erklärt, den der König von nun an gegen dieselbe führen wollte.

Am 1. November trat das bisherige Ministerium v. Pfuel zurück und hierauf ernannte Friedrich Wilhelm IV. ein neues Kabinet, an dessen Spitze der General Graf Brandenburg trat und in welchem als hervorragendstes Mitglied der Geheime Rath Frhr. v. Manteuffel die Leitung der inneren Angelegenheiten erhielt. Dieses Ministerium der „rettenden That" übernahm am 8. November die Geschäfte. Es gelang demselben, und insbesondere dem Minister Manteuffel, sich zum Herrn der Situation zu machen, und so konnte es nicht fehlen, daß der König diesem Ministerium das vollste Vertrauen schenkte und für die vielfachen Aufforderungen, es wieder zu entlassen, kein Gehör hatte. Dieses mit Dankbarkeit gepaarte Vertrauen bethätigte sich auch, als zu Anfang Juni 1849 das Ministerium selbst um seine Entlassung bat. Ueber diese Ministerkrisis ist bisher sehr wenig bekannt geworden. Wie aus einer in der Augsb. „Allg. Ztg." vom 9. Juni 1849 abgedruckten Berliner Korrespondenz erhellt, verlautete damals

nur von einer beabsichtigten Veränderung im Ministerium. „Es hieß," theilt der betreffende Korrespondent unterm 5. Juni mit, „der Minister des Innern namentlich sei nicht mehr genehm, und man beabsichtige einen konservativeren Mann an seine Stelle zu setzen!" Die folgenden Dokumente, von denen das erste und dritte den Minister von Manteuffel zum Verfasser haben, geben nun über den wirklichen Sachverhalt Aufschluß.

Berlin, den 3. Juni 1849.

An des Königs Majestät.

Als Ew. Königl. Majestät das gegenwärtige Ministerium unter schwierigen Verhältnissen an die Spitze der Staatsgeschäfte beriefen, haben wir diesem Rufe Folge geleistet in der Ueberzeugung, daß wir damit nur unsere Pflicht erfüllen.

Es handelte sich damals um einen Kampf, der, gegen das Königthum, gegen die rechtmäßige Obrigkeit, gegen das Ansehen der Gesetze, gegen die bürgerliche Ordnung, gegen die Wohlfahrt des gesammten Staates und aller seiner Angehörigen gerichtet, dadurch besonders gefährlich wurde, daß vermöge einer unseligen Verblendung der Gemüther und in Folge weitgehender Verwirrung der Begriffe der Gegenstand dieses Streites von der Mehrzahl im Volke verkannt und die wohlberechtigte und gern gewährte Forderung gesicherter Freiheit und konstitutioneller Vertretung mit jenen verderblichen Bestrebungen vermischt wurde.

Wir haben diesen Kampf aufgenommen und sind nach besten Kräften bemüht gewesen, ihn durchzuführen. Wir haben nicht mit den Waffen der List und der Täuschung gekämpft.

Unsere Handlungen liegen offen vor Jedermanns Augen .Als im November vorigen Jahres in der Hauptstadt der Verrath seine verhängnißvollen Pläne fast bis zu der Reife einer offenen Empörung gefördert hatte, hat das Ministerium den Belagerungszustand über Berlin verhängt, Ew. Königl. Majestät haben auf dessen Vorschlag die Nationalversammlung, welche den gesetzlichen Boden verließ, aufgelöst, Ew. Königl. Majestät haben, um den schwankenden Rechtszustand zu gründen und die gegebenen Zusicherungen zu erfüllen, auf den Rath des Ministerii dem Lande eine freisinnige Verfassung verliehen, auf Grund derselben die Kammern berufen, deren Berathungen aber durch die Auflösung der zweiten Kammer, welche sich zu Uebergriffen fortreißen ließ, abgebrochen. Als der Aufruhr demnächst an einigen Punkten des Staates sein Haupt erhob, ist ihm mit aller Kraft und selbst mit Gesetzen entgegengetreten worden, welche, des geordneten Beirathes der Kammern entbehrend, durch die Forderung der Nothwendigkeit geboten, in der für solche Fälle Platz greifenden Bestimmung der Verfassungs-Urkunde ihre Rechtfertigung finden. Wir haben Ew. Königl. Majestät bitten müssen, für die neuen Wahlen zur zweiten Kammer ein verändertes Wahl-Berufungs-Gesetz zu erlassen und die Eröffnung der Kammern wegen der Unruhen im Innern des Landes über den in der Verfassung vorgeschriebenen Termin hinauszuschieben. Der Erfolg hat unseren Bemühungen nicht gefehlt. Nächst dem göttlichen Segen verdanken wir es der Unterstützung vieler Wohlgesinnten, welche sich uns vertrauensvoll und kräftig anschlossen und dem gesunden Sinne, der in der großen Mehrheit des Volkes lebt, daß — während

mehrere europäische und leider auch deutsche Länder einer tiefen Zerrüttung verfallen sind — Preußen sich aus früherer Schwäche erhoben hat, jetzt in ungeschwächter Kraft dasteht und nach Bändigung des inneren Feindes stark genug ist, jedem äußeren Feinde mit Zuversicht sich entgegenzustellen.

Aber es ist Eurer Königl. Majestät so wenig als uns selbst entgangen, daß wir von Anfang unserer Wirksamkeit an vielfach verdächtigt worden sind, daß man eifrig bemüht gewesen ist, unseren Handlungen falsche Motive zu unterlegen: man hat an der Redlichkeit unseres Willens, unsere Aemter in konstitutionellem Sinne zu verwalten, gezweifelt und indem man uns eine damit nicht vereinbare Stellung zu Eurer Königl. Majestät zuschrieb, selbst Allerhöchstdieselben in den Kreis dieser Verdächtigung zu ziehen versucht. Die Saat des solchergestalt gegen uns ausgestreuten Mißtrauens hat in weiten Kreisen Boden gefunden. Wir würden ungerecht sein, wollten wir nicht einräumen, daß die Ausnahme-Maßregeln, zu welchen wir in der Ueberzeugung ihrer Unerläßlichkeit gerathen und welche wir auszuführen hatten, wohl geeignet waren, dem Mißtrauen gegen uns bei der großen Menge Derer Nahrung zu geben, welche die Ereignisse im ganzen Zusammenhange zu übersehen außer Stande sind. Ganz besonders hat man zu diesem Zwecke das Verhalten Preußens in der deutschen Sache ausgebeutet. Nur deshalb, weil wir Eurer Königl. Majestät abriethen, die Kaiserkrone Deutschlands auf Grund einer unhaltbaren und für Preußen wie für Deutschland verderblichen Verfassung anzunehmen, hat man uns als Feinde der deutschen Einheit und Freiheit bezeichnet, und zu unserm tiefen Schmerze ist es gelungen, durch diese Beschuldigung einen großen Theil selbst der besseren Bevölkerung mit Verdacht gegen uns zu erfüllen. Wir sind diesem Mißtrauen nicht gewichen, weil uns die innere Ueberzeugung von der Richtigkeit unserer Auffassung und von der Redlichkeit unserer Absichten stärkte, weil wir den Werth des Vertrauens nicht nach der Kopfzahl, sondern nach der sittlichen Bedeutung der Urtheilenden abmaßen, weil wir es Eurer Königl. Majestät, dem Lande und unserer Ehre schuldig zu sein glaubten, das begonnene Werk in der Krisis und zu einer Zeit nicht aufzugeben, wo die durch leidenschaftliche Erregtheit getrübte öffentliche Meinung in einem Wechsel der Personen einen Wechsel des Systems erkannt haben würde.

Wir sind aber dem Gange der Ereignisse mit der fortgesetzten Erwägung gefolgt, ob und wann diese Gründe beseitigt und uns gestattet sein oder unsere Pflicht erheischen möchte, Ew. Königl. Majestät um Entbindung von den uns übertragenen Aemtern und der damit verbundenen schweren Last zu bitten.

Dieser Moment ist, so scheint es uns, jetzt eingetreten.

Eines Theils nämlich haben die Schritte, welche Seitens Eurer Königl. Majestät Regierung in der neuesten Zeit zur Herstellung der deutschen Einheit geschehen sind, den thatsächlichen Beweis geliefert, daß dieses hohe Ziel in der That ernstlich angestrebt werde, andern Theils hat sich die öffentliche Meinung in Folge der republikanischen Schilderhebungen im Südwesten Deutschlands und der schmählich verlaufenen Aufruhr-Versuche in Preußen wesentlich abgeklärt. Die Maske, unter welcher der Feind der öffentlichen Ruhe und Ordnung auftrat, ist gefallen,

und wer da will, kann ihn erkennen. Die große Mehrzahl des preußischen Volks wendet sich mit Unwillen von ihm ab. So schwere Wolken auch noch am politischen Horizonte hängen, so hoffen wir doch, daß fortan der Kampf im Innern Preußens auf dem gesetzlichen Boden sich bewegen, daß eine konstitutionelle monarchische Regierung mit genauer Beachtung aller durch sie gebotenen Formen möglich sein werde. Wir glauben, daß es Pflicht der Regierung ist, nichts unversucht zu lassen, was dazu beitragen kann, den Staat in diese geordnete und geregelte Bahn zu leiten, und wir halten dafür, daß in diesem Augenblick unser Ausscheiden aus unseren Aemtern zu diesem Zwecke nützlich sein dürfte.

Die jetzt über die Prinzipienfrage aufgeklärte öffentliche Meinung wird in unserm Rücktritt kein Aufgeben unseres Systems, wozu wir Eurer Königl. Majestät nicht rathen könnten, kein Nachgeben aus Schwäche, wohl aber einen Schritt zur Versöhnung und Beruhigung der Gemüther erkennen; denn wiewohl wir nur nothgedrungen, ungern und widerstrebend zu jenen Ausnahme-Maßregeln geschritten, müssen wir doch besorgen, daß eine große Zahl im Volke diese Maßregeln von unseren Personen nicht zu trennen weiß, und schlagen wir die politische Bildung im Volke auch nicht so gering an, daß wir annehmen möchten, die bevorstehenden Wahlen zur zweiten Kammer würden ein wesentlich verschiedenes Resultat gewähren, je nachdem das jetzige Ministerium im Amte bleibt oder nicht, so glauben wir doch nicht zu irren, wenn wir voraussetzen, daß der Wechsel der Personen auf den Gang der Verhandlungen in den Kammern selbst einen beruhigenden und die politische Leidenschaft beschwichtigenden Einfluß üben werde, ein Erfolg, der um so lebhafter gewünscht werden muß, je wichtigere Gesetze zu berathen sind und je entscheidender der Verlauf der bevorstehenden Kammersitzung für die Zukunft des Vaterlandes sein wird.

Wir sind mit dem Wunsche, Eurer Königl. Majestät und dem Lande zu nützen, in das Kabinet eingetreten. Es sind die Gefühle der Treue und Hingebung gegen Ew. Königl. Majestät gewesen, welche uns dabei geleitet haben. Dieselben in uns auch jetzt unverändert fortbestehenden Gefühle sind es, welche uns unter den gegenwärtigen Verhältnissen bestimmen, Ew. Königl. Majestät die ehrfurchtsvolle Bitte vorzutragen,

> daß Allerhöchstdieselben unserer amtlichen Stellung uns in Gnaden entheben wollen.

Es versteht sich dabei von selbst, daß wir bis zur Bildung eines neuen Kabinets unsere Amtspflichten nach besten Kräften erfüllen werden, und daß uns die volle Verantwortlichkeit für unsere bisherigen, sowie für die etwa noch vorzunehmenden Amtshandlungen obliegt.

Das Staats-Ministerium.

* * *

Ich verkenne gewiß nicht die ehrenwerthen Beweggründe, welche Mein Staats-Ministerium vermocht haben, den Antrag im Bericht vom 3. d. Mts. Meiner Erwägung zu empfehlen, nämlich „das bisherige Regierungs-System durch ein neues Kabinet fortführen zu lassen.“ Diese Anträge werden einst ein schönes Zeug-

niß in der Geschichte eines Kabinets sein, dem Ich die Befestigung des Ansehens Meiner Krone, dem das Land die Wiederherstellung der obrigkeitlichen Gewalt, der Ordnung, der Gesetze und der Geltung Preußens unter den Mächten Europas allein verdankt. Ich glaube fest, daß Mein Staats-Ministerium sich im Irrthum über das Ansehen befindet, welches sich dasselbe in allen Klassen der Bevölkerung Preußens und über dessen Grenzen hinaus erworben hat. — Ich fordere darum Mein Staats-Ministerium auf, die Leitung der Landes-Angelegenheiten in diesem entscheidenden Augenblicke nicht aus der Hand zu geben. Jedenfalls aber könnte Ich ähnliche Anträge nur dann in Erwägung nehmen, wenn Mir das Staats-Ministerium Personen bezeichnete, von denen sich mit Grund hoffen ließe, daß sie im Stande wären, das gegenwärtige Regierungs-System mit größerer Frische und Nachdruck durchzuführen.

Sanssouci, 7. Juni 1849.

gez. Friedrich Wilhelm.

An Mein Staats-Ministerium.

* * *

An des Königs Majestät.

Euer Kgl. Majestät haben uns mittelst Allerhöchsten Erlasses vom 7. d. M. aufgefordert, die Leitung der Landes-Angelegenheiten in diesem entscheidenden Augenblicke nicht aus der Hand zu geben, und uns dabei zu eröffnen geruht, daß Allerhöchstdieselben unsere Entlassungs-Anträge nur dann in Erwägung nehmen könnten, wenn wir Eurer Kgl. Majestät Personen bezeichneten, von denen sich mit Grund hoffen lasse, daß sie im Stande wären, das gegenwärtige Regierungs-System mit größerer Frische und Nachdruck durchzuführen.

Die Motive, welche uns bei unserm Entlassungs-Gesuche geleitet, sind in der allerunterthänigsten Vorstellung vom 3. d. M. niedergelegt. Sie bestehen nach unserem unmaßgeblichen Dafürhalten noch jetzt und fordern uns mit dem Herannahen des Wahltermins immer dringender zu dem Wunsche auf, eine endliche Erledigung dieser Angelegenheit nunmehr bald herbeigeführt zu sehen. Inmittelst sind Eurer Kgl. Majestät durch den allerunterthänigst mitunterzeichneten Präsidenten des Staats-Ministerii auf Grund einer unter uns gepflogenen Berathung die Namen von Männern genannt worden, von denen wir glaubten erwarten zu dürfen, daß sie geeignet sein würden, die Bildung eines den Intentionen Eurer Kgl. Majestät und den Interessen des Landes entsprechenden Ministeriums zu vermitteln.

Es ist uns indeß bisher noch keine Eröffnung darüber zugegangen, ob der Versuch gemacht worden ist, durch diese Männer oder durch andere, welche Ew. Kgl. Majestät ausgewählt haben möchten, ein Ministerium zu Stande zu bringen. Ew. Kgl. Majestät werden es uns daher zu Gnaden halten, wenn wir jetzt um eine Bescheidung hierüber ehrfurchtsvoll bitten.

Wir tragen das Bewußtsein in uns, unsere Amtspflichten nach besten Kräften getreulich erfüllt zu haben, und unser Diensteifer ist ungeachtet mancher Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen gehabt, nicht erkaltet. Für Alles, was wir während unserer Verwaltung erstrebt und erreicht haben, sind wir überreich belohnt

durch die Worte der Anerkennung und Zufriedenheit, welche Euer Kgl. Majestät wiederholentlich und namentlich auch in dem Erlasse vom 7. d. M. zu uns gesprochen haben, aber wir theilen auch Allerhöchstihren Wunsch, daß von geeigneten Ministern die Regierung fortan mit größerer Frische und Nachdruck geführt werden möge als von uns, und unser alleruntertänigstes Entlassungs-Gesuch gründete sich auf die Hoffnung, daß unsere Amtsnachfolger unter Verhältnissen ihre Wirksamkeit beginnen und fortführen würden, welche ihnen mehr und günstigere Erfolge, als wir sie zu erreichen im Stande waren, versprechen.

Eurer Kgl. Majestät haben wir keinen Anstand genommen, unsern alleruntertänigsten Rath über die Personen, welche wir zur Bildung eines neuen Ministerii als geeignet erachteten, zu ertheilen, wiewohl dieselben Gründe, welche wir für unsere Entlassung anzuführen uns erlaubt haben, uns auch dagegen zu sprechen scheinen, daß das künftige Ministerium unter unserer Einwirkung gebildet würde; allein anderer Seits können, das ist unsere Ueberzeugung, Umstände eintreten, welche es uns zur Pflicht machen, die Entlassung von unseren Aemtern nachzusuchen, auch wenn wir uns außer Stande sehen sollten, Vorschläge in Beziehung auf die Erneuerung des Ministerii zu machen. In einem solchen Falle würde dann die Entschließung darüber von Eurer Kgl. Majestät in Allerhöchstihrer Weisheit selbst zu treffen sein, und wir zweifeln nicht, daß dieselbe zu jeder Zeit im Vaterlande die Männer zu finden wissen wird, die dem Throne und dem Lande mit Hingebung und Erfolg ihre Dienste zu widmen bereit sind.

Das Staats-Ministerium.*)

II.

Olmütz und die deutsche Frage.

Einer der wichtigsten Abschnitte in der Geschichte des Ministeriums v. Manteuffel bildet die Behandlung der deutschen Frage und speziell die Olmützer Affaire. Hierzu bringen die nachstehenden Schriftstücke neue und werthvolle Aufschlüsse.

1. Schreiben des preußischen Ministerpräsidenten an den preußischen Gesandten Grafen v. Bernstorff in Wien.

Berlin, den 3. November 1850.

Die Besprechungen, welche zwischen dem K. K. Oesterreichischen Minister-Präsidenten, Fürsten von Schwarzenberg und mir in Warschau stattgefunden haben, haben eine Uebereinstimmung der Ansichten in mehreren der wichtigsten, die deutsche Verfassungsfrage betreffenden Punkten ergeben, welche die Hoffnung begründet, daß die beiden ersten Mächte Deutschlands zu der Neugestaltung des Landes sich die Hand reichen werden; es hat sich zugleich von beiden Seiten die Bereitwilligkeit gezeigt, mit Uebergehung von streitigen Prinzipien-Fragen, wie von augenblicklichen Inzidenz-Punkten die Sache in einen wesentlich praktischen Gang zu leiten, und es ist zu dem Ende vorläufig zwischen uns festgestellt worden, daß, dem schon früher

*) In Beantwortung dieses Schreibens wurde das Entlassungs-Gesuch des Ministeriums durch eine besonders gnädige Kabinets-Ordre ausdrücklich abgelehnt.

gemachten Vorschlage Preußens gemäß, die Revision der deutschen Bundes-Verfassung auf freien Ministerial-Konferenzen berathen und zu einer hoffentlich glücklichen Einigung geführt werden solle. Indem die K. Regierung diese Aussicht auf eine nahe Verständigung mit Befriedigung begrüßt, hält sie es um so mehr für ihre Pflicht, sich über diejenigen Voraussetzungen offen auszusprechen, von denen man beiderseits dabei ausgegangen ist.

Die erste dieser Voraussetzungen war auf K. K. Oesterreichischer Seite, daß die Verfassung vom 28. Mai 1849 definitiv aufgehoben sei. Die Königliche Regierung hat ihre Ansicht über die jetzige Unanwendbarkeit dieser Verfassung bereits ausgesprochen; ein definitives Aufheben derselben durch feierlichen Akt aber liegt einseitig nicht in ihren Befugnissen, sondern kann nur mit Zustimmung der ihr verbündeten Regierungen geschehen. Die Königliche Regierung nimmt indeß keinen Anstand zu erklären, daß Preußen, als Unionsvorstand, die Verfassung nicht in's Leben führen wird, und dieselbe seinerseits als vollständig aufgegeben betrachtet.

Als ein dringendes Bedürfniß erschien ferner eine Verständigung über die Kurhessische Frage, deren Verwickelung grade in diesem Augenblick auf einen bedenklichen Punkt gelangt ist.

Die Bedeutung derselben liegt wesentlich in ihrer Beziehung auf die Frage um Anerkennung oder Nichtanerkennung des Bundestages. Da aber aus den zwischen dem Fürsten v. Schwarzenberg und mir ausgetauschten Erklärungen hervorgeht,

> daß das K. K. Oesterreichische Kabinet die Anerkennung der in Frankfurt a. M. tagenden Versammlung von Seiten Preußens nicht beansprucht, sondern nur verlangt, daß diese Versammlung in ihrem Bestehen unangefochten bleibe,

so fällt für die Königliche Regierung der wesentlichste Grund weg, aus welchem sie sich dem von der erwähnten Versammlung beschlossenen Einmarsche von Truppen in den Kurstaat widersetzen mußte; und sie trägt kein Bedenken, dies auszusprechen, weil aus der Zulassung dieser Truppen eine Anerkennung jener Versammlung als Bundesversammlung jetzt nicht mehr gefolgert werden kann. Sie fügt aber die sich von selbst verstehende und von Seiten des K. K. Kabinets sicher nicht beanstandete Voraussetzung hier zu, daß ihr alle erforderliche Garantien wegen der Dauer und des Zweckes einer Besatzung des Kurstaates durch Truppen der in Frankfurt a. M. vertretenen elf Regierungen, namentlich auch wegen der sonst selbstredend gefährdeten Sicherheit der Benutzung der Preußen vertragsmäßig vorbehaltenen Etappenstraßen werden gewährt werden. Da inzwischen ein gegenseitiges Einrücken von Truppen schon stattgefunden hat, so hat die Königliche Regierung ihren Befehlshaber angewiesen, sich jeden Angriffs zu enthalten, und ist bereit, sofort zu einer Konvention über die fernere Regulirung die Hand zu bieten.

In gleich friedlicher Weise wird die Ausführung des Art. IV des Friedens-Vertrages zwischen Dänemark und Deutschland sich ordnen lassen.

Es steht demnach der schleunigen Einladung an sämmtliche Deutsche Regierungen zu den beabsichtigten Ministerial-Konferenzen kein Hinderniß mehr im

Wege. Die Königliche Regierung schlägt als den geeignetsten Ort eine der beiden dem Centrum Deutschlands nahe gelegenen Städte Dresden oder Nürnberg vor, und ich zweifele nicht, daß Ew: 2c. sich darüber bald mit dem K. K. Minister-Präsidenten verständigen werden.

Das Erwünschteste wäre ohne Zweifel, wenn Preußen und Oesterreich dieser Versammlung alsdann gemeinsame Vorschläge über alle in Warschau zur Sprache gekommenen Punkte vorlegen könnten, und wir fühlen uns daher dringend veranlaßt, den K. K. Minister-Präsidenten zu ersuchen, vor dem Beginn derselben noch einmal sein Einverständniß mit den wenigen, weiterer Einigung vorbehaltenen Punkten auszusprechen. Sollte dies nicht erreicht werden können, so würden beide Regierungen in allen Punkten vollkommen frei in die Konferenz eintreten müssen, wodurch eine allgemeine Einigung nicht ausgeschlossen werden würde. Wir glauben uns hiernach versichert halten zu können, daß zwischen beiden Kabinetten kein Gegenstand drohenden Zwiespalts mehr vorhanden ist, und erwarten daher, daß die K. K. Regierung und die mit ihr verbündeten Regierungen alle angeordneten Kriegsrüstungen und Bewegungen einstellen werden. Wir können nicht verhehlen, daß die hierin bereits getroffenen Maßregeln geeignet sind, gegründete Bedenken einzuflößen und daß wir daher, wenn nicht allenthalben der Friede hergestellt wird, nicht umhin könnten, uns in Kriegsbereitschaft zu setzen, eine Maßregel, die uns unter den gegebenen Umständen ebenso überflüssig, als in den weitesten Kreisen Besorgniß erregend erscheint.

Indem ich zum Schluß noch die mir durch die Besprechungen gewordene erfreuliche Ueberzeugung ausspreche, daß das K. K. Oesterreichische Kabinet mit uns vereint den Frieden und die Wohlfahrt Deutschlands auf neue feste Grundlagen bauen werde, ersuche ich Ew. 2c. gegenwärtigen Erlaß zur Kenntniß des K. K. Minister-Präsidenten zu bringen und demselben Abschrift davon mitzutheilen.

Der Minister-Präsident.

2. Schreiben des Freiherrn v. Rosenberg an Manteuffel. Reservirt. Durch Feldjäger.

Wien, den 12. November 1850.

Während Fürst Schwarzenberg, wie Euer Excellenz aus meinem Berichte Nr. 96 vom heutigen Tage geneigtest ersehen wolle, sich mit Rücksicht auf die neueste Depesche vom 9. dieses Monats mir gegenüber auf die versöhnlichste Weise aussprach und die den Konflikt befördernden flagranten Punkte ganz unberührt ließ, während Baron Meyendorff mir versichert, daß der Fürst jedem annähernden Schritte unsererseits auch seinerseits ein Zugeständniß folgen lassen werde, daß in Folge dessen auf die Nachricht von der Räumung Fuldas das weitere Vorrücken der Kaiserlichen Truppen sistirt, und auf die Nachricht von der erfolgten Explikation über den Zusammenstoß bei Fulda einem übereilten Beschlusse der Frankfurter Versammlung vorgebeugt sei, während noch andere Anzeichen auf ein Innehalten im rücksichtslosen Vorgehen deuten, treten wiederum täglich eine Menge Momente hervor, welche das Gegentheil höchst wahrscheinlich machen.

Hierzu rechne ich das fortdauernde und beschleunigte Abrücken von Truppenabtheilungen nach dem Norden, die Rückkehr des Erzherzogs Albrecht und anderer Generäle auf ihren Posten, die fortwährende Anwesenheit des Feldmarschalls Grafen Radetzky und dessen häufigen Verkehr mit dem Kaiserlich Königlichen Ministerio, die kriegerische Sprache der offiziösen Organe, endlich die Sprache der offiziellen Organe selbst zu dritten Personen. Letztere hat sich bei der Nachricht von dem Fuldaer Renkontre unverhüllt gezeigt. Fürst Schwarzenberg soll über diesen Vorfall in große Aufwallung gerathen sein und ihm nahestehende Personen versicherten, daß fortan das kriegerische Vorgehen nicht länger unterbrochen werden würde. Damit hängt das Auftreten des Freiherrn von Prokesch der Königlichen Regierung gegenüber gewiß nahe zusammen. Auch zu anderen hiesigen Diplomaten soll sich der Kaiserlich Königliche Ministerpräsident durchaus nicht friedliebend aussprechen, so daß bei dem bekannten Charakter dieses Staatsmannes seine eigentliche Gesinnung sich nicht bestimmen, vielmehr sich nur empfehlen läßt, auf seiner Hut zu sein.

Auch über die Einflüsse, welche sich bei der Kaiserlichen Regierung geltend machen, kann man keine unbedingte Gewißheit erlangen. Während Baron Meyendorff mir versicherte, daß die Hetzereien der kleinen deutschen Diplomaten seit ungefähr acht Tagen Angesichts der drohenden Kriegsgefahr eingestellt seien, wird andererseits erzählt, Graf Lerchenfeld suche in seinen täglichen Besuchen bei Fürst Schwarzenberg denselben aufs Neue gegen Preußen zu reizen, und jede Verständigung zwischen den deutschen Großstaaten abzuschneiden.

Baron Meyendorff selbst betheuert zwar, daß er den Fürsten bei jeder Gelegenheit auf die für Oesterreich entstehenden Gefahren bei einem Kriege mit Preußen, und namentlich auf die Leichtigkeit aufmerksam macht, einen Krieg gegen Oesterreich in Preußen populär werden zu lassen und dadurch Preußen unüberwindlich zu machen.

Indeß hat der Kaiserliche Gesandte aus Anlaß des bedauerlichen Vorfalls bei Fulda so seltsame, wenig Vertrauen erweckende Aeußerungen zu andern Personen gethan, daß man auch in Betreff der Einwirkungen und Mittheilungen dieses sonst so wohlgesinnten Diplomaten bedenklich werden möchte.

Euer Excellenz werden persönlich am besten zu ermessen wissen, wieweit namentlich auf folgende Mittheilung des Freiherrn von Meyendorff Werth zu legen sei.

Fürst Schwarzenberg habe ihm nach dieser Notiz die letzten offiziellen und vertraulichen Schreiben des Freiherrn von Prokesch zu lesen gegeben. Aus denselben athme das größte Vertrauen in die friedfertigen Absichten von Euer Excellenz und in die nächsten Entschließungen der Königlichen Regierung in Bezug auf die Ordnung der deutschen Frage. Alle diese Briefe schließen mit dem Wunsche, Preußen Zeit zu lassen, um in ehrenvoller Weise friedliche Bahnen betreten zu können. Diese Mittheilungen machten auf den Fürsten Schwarzenberg den besten Eindruck und hätten viel zu seinen neuesten versöhnlichen Maßnahmen beigetragen.

Die Stimmung der hiesigen Bevölkerung ist zwar gedrückt, jedoch würde ein ausbrechender Krieg wenig Sympathie finden. Selbst höher gestellte Offiziere

sind dem Kriege abgeneigt und einzelne sollen sogar ihre Versetzung von den in Deutschland zu verwendenden Truppen nach Italien beantragt haben. Es wird sogar erzählt, daß Graf Radetzky sich gegen die Eröffnung des Krieges ausgesprochen und von einzelnen Ministern dabei unterstützt werde.

J. A. (gez.:) Rosenberg.

3. Pro Memoria, die Behandlung der deutschen Angelegenheiten betreffend.

20. November 1850.

Die französische Regierung hat 40,000 Mann der Altersklasse von 1849 unter die Fahnen gerufen, nach ausdrücklicher Erklärung der halboffiziellen Blätter, „Angesichts der in Deutschland sich vorbereitenden Eventualitäten"; die Truppen der Militair-Division von Straßburg werden jetzt bereits mit 4 Infanterie-Regimentern verstärkt, und die Aufstellung einer großen Observations-Armee am Ober-Rhein wird in Paris als eine ausgemachte Sache betrachtet.

Wenn auch nicht unzweideutige Zeugnisse dafür sprächen, so würde es schon der Natur der Sache nach unzweifelhaft sein, welchen Zweck diese Rüstungen haben.

Der drohende Krieg zwischen Preußen und Oesterreich soll benutzt werden, um a) Oesterreichs Einfluß und Territorial-Macht in Italien zu brechen, b) die Rheingelüste zu befriedigen. Die Unterstützung einer französischen Armee soll Preußen obtrudirt werden: Preußen, vielleicht nicht mehr im Stande, diese verrätherische Hilfe gebührend abzuweisen, soll gebraucht werden, um Oesterreichs Heer aus Italien herauszubringen, und sind nur die Oesterreicher aus der Lombardei, Venetien, aus Toscana, der Romagna herausgeworfen, dann wird Frankreich anfangen, für Preußen seine Rechnung zu machen und der Preis wird der Rhein sein.

Auf diese wohlerwogenen Betrachtungen basirt sich folgender Vorschlag zu einer ganz neuen Auffassung der Verhandlungen mit Oesterreich.

Dem Kaiserlich Königlichen Kabinet wird von dem Königl. Preußischen eröffnet:

1. Es sei die Gewißheit da, daß Frankreich eine Armee an der deutschen Grenze und zwar bei Straßburg zusammenzieht;

2. das Königl. Kabinet setze nicht blos seine Ehre zum Pfande, daß diese Maßregel, die ganz den Charakter trage, auf eine Unterstützung Preußens im möglichen Kriege gegen Oesterreich berechnet zu sein, nicht im Einverständniß mit uns, nicht für uns, weder direkt noch indirekt genommen werde, sondern nur, daß Seine Majestät der König und Allerhöchst Ihr Kabinet die ganze Schwere der Gefahr einsähen, mit der diese französische Truppen-Aufstellung Allerhöchstihr Ansehen und den Ruf Ihrer reinen deutschen Gesinnung bedrohe, und vor allem die entsetzliche Gefahr erkannten, welche diese Maßregel über Deutschland herbeiführen müsse, da das Gelüsten nach dem Rheine ohne allen Zweifel, sei es als klar bewußter Zweck, sei es als unbestimmtere Hoffnung sie motivirt habe;

3. daß diese Erwägungen dem Königl. Kabinet Veranlassung geben, diese Gelegenheit zu benutzen, um

a) die gemeinsame Gefahr für eine schleunige Herbeiführung eines gründlichen Verständnisses zwischen Oesterreich und Preußen fruchtbar zu machen;

b) der entzündeten öffentlichen Meinung in Deutschland, und namentlich dem patriotischen, leicht unwiderstehlichen kriegerischen Aufschwunge in Preußen eine andere Richtung zu geben, sie abzuleiten von dem unnatürlichen Kampfe der deutschen Staaten unter einander und sie zu leiten gegen den alten Erbfeind über den Rhein, in die Richtung, die jedem deutschen Gemüthe geläufig ist, und in der bald alle Antipathien der Stämme und Staaten untergehen werden;

4. daß jedoch keineswegs gemeint sei, znm Zwecke dieser Ableitung einen Krieg mit Frankreich zu beginnen.

Auf diese Erwägungen wird folgender Vorschlag zu gründen sein:

1. Oesterreich hat schwere und fast uneingehbare Konzessionen von uns verlangt, die wir mit schwerem Herzen als Opfer dem Frieden dargebracht (vor Allem unsere Erklärung im Fürstenrath am 15. d. Mts.).

2. Es möge nun auch, Angesichts der Gefahr des gemeinsamen Vaterlandes, uns Konzessionen machen, und namentlich a) die Parität beider Mächte im Bundes-Präsidium und in der Bundes-Exekutive vorweg koncediren, und den Antrag darauf mit Preußen gemeinsam auf der Konferenz vorbringen; b) den Austrag der kurhessischen, vor Allem aber den der holstein'schen Wirren aussetzen und auf die freien Konferenzen verlegen.

(Für diese Behandlung der holsteinischen Sache spricht namentlich die schwierige Lage, in welche dieselbe durch Braunschweigs Weigerung, den Durchzug der Exekutionstruppen zu gestatten, gekommen ist.)

3. Demnächst möchten die freien Konferenzen sofort zu eröffnen sein.

4. Beide Regierungen machen in den bisherigen Bewegungen ihrer Truppen Halt, und lassen dieselben resp. eine Rechts- und eine Linksschwenkung nach Westen machen, so daß ein preußisches Korps und ein österreichisches Korps in einer näher zu definirenden Stärke sich entweder resp. bei Magdeburg und Eger oder resp. in Westfalen und am Mittel-Main aufstellen.

In welcher Art und in wie weit die übrigen deutschen Fürsten eingeladen werden sollen, sich zu einer Aufstellung gegen Westen bereit zu halten, wird sich nach den Umständen ergeben.

5. Beide Regierungen verabreden eine identische Note, welche von ihren beiderseitigen Gesandten in Paris zu derselben Stunde mit gleich lautenden mündlichen Erklärungen zu übergeben ist.

In dieser Note wird in einem durchaus höflichen Tone die französische Regierung auf das Auffällige ihrer Truppen-Zusammenziehung am Ober-Rhein zu verweisen sein. Sie wird darauf aufmerksam zu machen sein, daß dieselbe in den militairischen Bewegungen im Osten Deutschlands keineswegs eine genügende Erklärung finde; daß es vielmehr auffallen müsse, daß während im verflossenen Sommer bei dem Erscheinen eines bedeutenden preußischen und Bundes-Truppen-Korps an der französischen Rheingrenze auch nicht die entferntesten militairischen Vorkehrungen seitens des französischen Gouvernements getroffen worden seien, jetzt

in dem Augenblicke der vollständigen Räumung Badens von preußischen Truppen auf französischer Seite Truppenaufstellungen in einem Umfange erfolgten, welcher einen blos polizeilichen Charakter dieser Maßregel vollständig ausschließe. Beide Regierungen seien im Stande, das französische Gouvernement über ihre Absichten vollkommen beruhigen zu können, gleichzeitig aber auch in der Nothwendigkeit der französischen Zusammenziehungen entsprechende Maßregeln folgen zu lassen, und wenn sie auch vollkommen bereit seien und dringend wünschten, sobald sie über Frankreichs Absichten vollständig beruhigt seien, ihrerseits entwaffnen zu können, so müßten sie doch bemerken, daß diese Entwaffnung nur gleichzeitig mit einer Entwaffnung Frankreichs erfolgen könne.

Welche weitere Folgen dieser Note zu geben sein werden, wird sich nach den Umständen entscheiden müssen.

Aber das läßt sich jetzt bereits voraussehen, daß der gesammte Stand der Dinge in Deutschland dadurch einen anderen Charakter annehmen wird, daß viele Verstimmungen und Verbitterungen geheilt und Vieles in seine ordnungsgemäße Bahn zurückkehren wird.

Es wird namentlich in Kurhessen der Streit zwischen Landesherrn und Ständen sicherlich ein Ende finden, wenn der Kurfürst, den Schleier der Vergessenheit über die Vergangenheit deckend, vertrauensvoll vor seine Stände tritt und von ihnen die Subsidien fordert, die er bedarf, um seine Bundespflichten gegen Deutschlands wahren Erbfeind zu erfüllen, den Kurhessen als Feind besser kennt wie die meisten andern deutschen Lande.

4. Telegraphische Depesche Manteuffel's an den preußischen Gesandten Grafen v. Bernstorff in Wien.

Vor allen anderen Depeschen zu befördern.

Berlin, den 26. November 1850.
8 Uhr Morgens.

Sie wollen dem Minister-Präsidenten Fürsten Schwarzenberg sogleich die Frage vorlegen, ob er auf eine persönliche Unterredung mit mir einzugehen bereit ist. Gegenstand der Besprechung soll die allgemeine deutsche, besonders aber die hessische Angelegenheit sein. Als Ort der Zusammenkunft schlage ich Oderberg, Brünn oder Olmütz vor und bin bereit, zu jeder mir zu bezeichnenden Zeit, auch schon heute Abend abzureisen. Ich bitte um möglichst schleunige Antwort, auch darüber, was in Folge meiner telegraphischen Depesche von gestern Mittag geschehen ist.

Manteuffel.

5. Handschriftliche Notiz Manteuffel's.

Punkte, welche in der Zusammenkunft mit Fürst Schwarzenberg zu erstreben sein werden und auf welche mit ihm abgeschlossen werden kann.

1. Sofortige Einberufung der freien Konferenzen und zwar nicht in Wien.

2. Verweisung und sofortige Behandlung der kurhessischen und schleswig-holsteinischen Sachen auf den freien Konferenzen. Bis dahin Stillstand der Operationen.

3. Oesterreich und Preußen proponiren gemeinschaftlich bei den freien Konferenzen ihre beiderseitige Parität im Bunde und die ihnen gemeinschaftliche Exekutive.

4. Gemeinschaftliche Einwirkung auf den Kurfürsten, sobald als möglich mit seinen Truppen nach Cassel zu gehen, in welchem Falle dann nach Herstellung der Autorität die beiderseitigen Truppen Hessen verlassen. (Hassenpflug.)

5. Beiderseitige Einwirkung auf den Kurfürsten, daß er die Vermittelung der preußischen Regierung zur Pazifikation des Landes in Anspruch nimmt, in welchem Falle dieselbe nicht versagt werden würde, jedoch ohne Anerkennung des Bundestages. Zum Grunde gelegt werden die dermaligen Occupationsverhältnisse.*)

6. Schreiben des Grafen v. d. Goltz an Manteuffel.

Ew. ꝛc. geehrte Depesche vom 17. d. Mts. habe ich am 19. d. Abends zu erhalten die Ehre gehabt und in Gemäßheit des mir ertheilten Auftrags dem älteren Bürgermeister v. Heyden die Allerh. Ernennung des Herrn Staats-Ministers Grafen v. Alvensleben zum Königlichen Bevollmächtigten bei den Dresdener Konferenzen mit dem Ersuchen angezeigt, hiervon dem Senate hiesiger freien Stadt Kenntniß zu geben.

Die Wahl des Herrn Grafen v. Alvensleben befriedigt hier in allen Kreisen, indem von diesem Staatsmanne gleiche Festigkeit gegen übertriebene Anforderungen des Liberalismus wie gegen preußenfeindliche Bestrebungen erwartet wird. Die Annahme dieses Auftrages von Seiten des Grafen Alvensleben trägt wesentlich dazu bei, Vertrauen in die Haltbarkeit des gegenwärtigen Systems zu wecken.

Den zweiten Theil des mir durch den Eingangs erwähnten H. Erlaß ertheilten Auftrages habe ich bereits durch meinen gehorsamsten Bericht vom 17. d. Mts., in welchem ich die Wahl des Schöffen Harnier zum Bevollmächtigten der freien Stadt Frankfurt anzeigte, erledigt.

Herr Harnier ist gestern Morgen nach Dresden abgereist und wird daselbst am 22. eintreffen. Er hat eine allgemein lautende Vollmacht, keine spezielleren Instruktionen erhalten, indem von der Ansicht ausgegangen wird, daß erst der Gang der in Dresden zu pflegenden Berathungen für die von dem Frankfurter Bevollmächtigten einzuschlagende Richtung werde maßgebend sein können.

Die Bevollmächtigten bei dem hiesigen s. g. Bundestage setzen voraus, daß es zu eigentlichen Berathungen in Dresden erst gegen Ende dieses Monats kommen werde. Es scheint daher, daß die Meisten der hier vertretenen Regierungen sich mit der Absendung ihrer Bevollmächtigten nicht sehr beeilen werden. Bei einigen derselben dürfte hierbei das Bestreben vorwalten, die Königl. Regierung dadurch in Verlegenheit zu setzen, daß bis zum Wiederzusammentritt der Kammern keinerlei positives Ergebniß erreicht wäre.

Daß Herr von Baumbach und nicht Herr Hassenpflug für Kurhessen erscheinen werde, scheint jetzt festzustehen. Nach Aeußerungen, welche mir der Graf

*) Vergl. die sog. Olmützer Punktation v. 29. Nov. 1850, die sich nebst der preußischen Denkschrift zu derselben u. a. in der Schrift „Vier Wochen auswärtiger Politik“ (2. Aufl., Berl. 1851), S. 49 ff. veröffentlicht findet. D. Red.

Hartig machte, hat man österreichischerseits gegen die Bevollmächtigung des Herrn Hassenpflugk gewirkt, indem man durch die in Folge der Resultate seiner Politik in der neuesten Zeit sehr gesteigerte Anmaßung und Selbstüberschätzung dieses Staatsmannes, welcher sich jetzt rühmt, die Einigung Preußens und Oesterreichs herbeigeführt und hierdurch Deutschland gerettet zu haben, die Erzielung eines allseitig befriedigenden Resultates der Konferenzen für gefährdet hielt.

Frankfurt a. M., den 21. December 1850.

(gez.) Graf Goltz.

Israel in Aegypten.

Von

Prof. Dr. Heinrich Brugsch.

Die Thatsache der Einwanderung der Kinder Israels in Aegypten, ihres langen Aufenthaltes in einer fruchtbaren weidereichen Gegend auf der östlichen Seite vom Deltalande, und schließlich ihres Auszugs aus der lieb gewonnenen zweiten Heimath stehen so unzweifelhaft fest, daß kein verständiger Mensch Bedenken dagegen zu erheben im Stande sein dürfte. Anders liegen die Sachen bei der näheren Bestimmung aller jener Oertlichkeiten, welche die Bibel namentlich erwähnt und welche auf den von den Israeliten bewohnten und durchzogenen Gebieten jenes Theiles Aegyptens, des biblischen Goschen, oder Gosen gelegen waren. Je weiter die Meinungen der einzelnen Forscher darüber auseinander gehen, je mehr drängt sich die Muthmaßung auf, daß besondere Schwierigkeiten vorliegen müssen, welche trotz alles aufgewandten Scharfsinnes der richtigen Erkenntniß die Wege versperren.

Da die heilige Schrift, wie bemerkt, die Namen der auf ägyptischem Gebiete gelegenen Oertlichkeiten nach ihren altägyptischen Bezeichnungen aufführt, so darf von vorn herein erwartet werden, daß die altägyptischen Denkmäler in erster Linie als die werthvollsten Quellen bei den vergleichenden Untersuchungen herangezogen worden sind. Daß dies seit der vorgeschrittenen Erforschung der altägyptischen Sprache und Schrift geschehen, dafür liegen die Beweise in zahlreichen veröffentlichten Werken und Abhandlungen vor. Vorzüglich jene Inschriften und Papyrustexte, welche geographische Angaben über die im Osten des Deltalandes gelegenen Gebiete enthalten, haben reiche Aufklärungen über mehrere der ägyptischen Ortsnamen geliefert, welche die Bibel in ihrer ebräischen Gestalt mit aller Treue und Genauigkeit umschrieben hat. Namen wie Pithom, Raemses, Succoth und Migdol erscheinen häufig genug in ihren entsprechenden altägyptischen Formen. Die eigentlichen Schwierigkeiten entstehen da, wo es sich um die genaue Bestimmung der topographischen Lage der aufgeführten Oertlichkeiten handelt, und daß diese nicht gering sind, dazu haben viele hindernde Umstände in leidiger Weise das Ihrige beigetragen.

Zunächst ist die Bodengestaltung und die Bewässerung des bezeichneten Gebietes im Laufe der vergangenen Jahrtausende heute zu Tage eine wesentlich

veränderte geworden. Nilarme und Kanäle haben eine andere Richtung genommen oder sind versiegt und gänzlich verschwunden. Die Trümmer und Schutthaufen einst blühender Städte tragen moderne Bezeichnungen, und nur in den glücklichsten Fällen haben sich ihre altägyptischen Namen in sehr verderbter oder verkürzter Form erhalten. Andere Ortschaften, welche ehedem Tempel und Paläste schmückten, sind wie weggefegt vom Boden der Erde, ohne die leiseste Spur ihres Daseins hinterlassen zu haben. Mag auch noch mancher beschriebene Stein ihr einstiges Vorhandensein bekunden, so liegen die Zeugnisse heut zu Tage in tiefem Grunde unter der gegenwärtigen Oberfläche der Erde, des Augenblickes harrend, der sie wieder an das Licht bringt und ihren lang verstummten Mund öffnet. Die Ueberlieferungen der griechischen und römischen Schriftsteller, welche die geographischen Verhältnisse der Gegenden im Osten des alten pelusischen Nilarmes berühren, sind häufig genug unklar oder dunkel und widersprechen einander in nicht seltenen Fällen. Dazu erscheinen die altägyptischen Ortsnamen in ihrer griechisch-römischen Gestalt, d. h. theils mangelhaft umschrieben, theils übertragen auf Grund mythologischer Vergleichungen zwischen ägyptischen und griechischen Gottheiten. Die Vielnamigkeit der Ortsbezeichnungen des ägyptischen Bodens liefert neue Beiträge zu den Schwierigkeiten, welche die Lösung schwebender Fragen auf dem geographischen Gebiete verhindern. Mindestens führte nämlich jede Oertlichkeit eine doppelte Bezeichnung, die eine hergenommen von dem göttlichen Schutzpatrone des Ortes und der Gegend, die andere ihrer volksthümlichen Benennung entlehnt. Die griechisch oder römisch schreibenden Alten erwähnen bald den einen, bald den andern Namen, den heiligen oder den volksthümlichen, und es bedarf aller Aufmerksamkeit, um unter der doppelten Bezeichnung nur eine einzige Stadt wiederzuerkennen. Die alte Weltstadt Theben in Oberägypten führte z. B. diese Bezeichnung nach ihrem ägyptischen Volksnamen T a p e t oder T e p e, während ihr heiliger Name Pi-amon „Haus des Amon", Veranlassung zu der griechischen Bezeichnung Diospolis, d. h. „Stadt des (ägyptischen) Jupiter" ward. Nebenbei führte diese Residenz der berühmten thebanischen Königs-Dynastien eine Reihe anderer Bezeichnungen, welche unterschiedslos sich auf die eine Stadt des Götterkönigs Amon oder auf die hauptsächlichsten Viertel derselben bezogen und deren Auswahl je nach Umständen dem Schreibenden überlassen blieb.

Das sicherste Hülfsmittel, sich in diesem Labyrinth zurecht zu finden, gewähren bis jetzt noch die meist der griechischen und römischen Epoche angehörigen Nomoslisten. Ein beliebter inschriftlicher Schmuck der Heiligthümer pflegen diese Verzeichnisse der einzelnen Bezirke des Landes die unteren Theile der Tempelwände zu schmücken. In großer Ausführlichkeit erwähnen sie alle Bezeichnungen, die mythologisch und geographisch mit den einzelnen Nomen oder Gaubezirken des oberen und unteren ägyptischen Landes im Zusammenhang stehen und gestatten hunderte von Namen festzustellen, deren nähere Bestimmung ohne das Vorhandensein jener werthvollen Listen geradezu unmöglich gewesen wäre. Auch für einzelne biblische Namen ägyptischer Oertlichkeiten sind sie von unschätzbarer Bedeutung.

Die zuverlässigste Auflösung aller Räthsel geographischer Natur, wie ich sie

in den vorangehenden Bemerkungen angedeutet habe, gewähren die Nachgrabungen an Ort und Stelle. Ein einziger beschriebener Stein, den Spaten und Hacke an einem historischen Orte zu Tage fördert, liefert in den meisten Fällen mehr Aufschlüsse über Namen und Lage eines gesuchten Platzes als aller Spürsinn und alles Grübeln gelehrter Forscher im Studierzimmer sie zu gewähren im Stande ist. Jeder Zweifel wird durch einen glücklichen Fund aus dem Wege geschafft und die Streitfrage ist fürder nicht mehr möglich. Der redende Stein ist ein Zeugniß, dem zu widersprechen mindestens bedenklich wäre.

Wie oft habe ich meinem verstorbenen Freunde Auguste Mariette, dem Begründer und Direktor des ägyptischen Museums in Bulak, es mit allem Nachdruck vollster Ueberzeugung an das Herz gelegt, die ihm zu Gebote stehenden reichen Mittel zu Nachgrabungen auf dem Gebiete des alten Gosen — um mich des biblischen Ausdruckes für das von den Kindern Israel bewohnte Land Pharaos zu bedienen — an den von mir näher bezeichneten Punkten zu verwenden, um etwa verborgene Denkmäler daselbst bloß zu legen und die biblische Geographie in diesem Theile Aegyptens ein für alle Mal festzustellen. Andere Beschäftigungen hinderten ihn an der Ausführung meiner Vorschläge und ein wenig Eifersüchtelei nationalen Ursprungs trug vielleicht dazu bei, meinen wohlgemeinten Rath schließlich ganz und gar zu überhören. Der Tod raffte ihn dahin, und sein Nachfolger, der französische Gelehrte Herr Maspero, übernahm die Erbschaft des Direktorats in einem für die wissenschaftliche Forschung ersprießlicheren und würdigeren Sinne. Indem er die Ergebnisse der Nachgrabungen und Entdeckungen, welche in den letzten Jahren der ägyptische Boden und die versteckten Grabkammern der Felsen in überreichem Maße geliefert hatte, in unbeschränkter Weise den Jüngern der Wissenschaft zur Disposition stellte, vermied er den Ruf eines französischen Generalpächters der ägyptischen Alterthümer und wahrte seinen eigenen Ruhm durch die auch Ausländern gestattete Erlaubniß, auf ihre Kosten in allen Theilen des Landes nachzugraben, mit der natürlichen Beschränkung, die etwa gefundenen antiquarischen Schätze dem Museum in Bulak als Eigenthum zu übergeben.

Die Wissenschaft hat diesem Entgegenkommen gegenwärtig einen ersten Erfolg zu verzeichnen, der im engsten Zusammenhang mit der Geographie des Auszugs der Kinder Israel aus Aegypten steht.

Unter den gebildeten Engländern herrscht bekanntlich ein warmer Eifer und eine hohe Begeisterung für alle Forschungen, welche die ehrwürdigen Ueberlieferungen der Bibel und die Inschriften der Denkmäler Assyriens, Phöniziens, Paläftinas, Aegyptens und anderer Kulturländer des Alterthums in das Bereich vergleichender Betrachtungen ziehen. Kein Weg ist zu weit und zu unsicher, kein Opfer zu groß, um diesem Zwecke zu dienen, und es muß dankend anerkannt werden, daß England der Mittelpunkt der großartigsten Leistungen und Errungenschaften auf diesem Gebiete geworden ist. Erst vor kurzem hat sich ein eigener neuer Verein erleuchteter, bibelfester Männer unter dem Namen „Egypt Exploration Fund“ gebildet, dem die durch freiwillige Beiträge gesammelten Mittel die Ausführung

des Vorhabens gestatteten, mit Genehmigung des Herrn Maspero an den hervorragendsten Ruinenstätten des biblischen Gosen Nachgrabungen anstellen zu lassen. Ein gelehrter Schweizer, Herr Naville aus Genf, ward mit der Mission betraut, nach seinem Ermessen den Boden zu durchwühlen, um für die biblischen Ueberlieferungen auch die sichern Grundlagen der ägyptischen Denkmälerwelt zu gewinnen.

Bevor ich den Leser im Geiste an Ort und Stelle der ersten Nachgrabung führe, will ich gleichsam als Einleitung eine kurze historisch-geographische Betrachtung vorausschicken, in der guten Absicht, eine Reihe mehr oder weniger bekannter Thatsachen, welche mit der Geschichte Israels in Aegypten in Verbindung stehen, in das Gedächtniß zurückzurufen.

Als Jakob mit seiner ganzen Familie, der Einladung seines Sohnes Joseph folgend, nach Aegypten übersiedelte, wurde den Ankömmlingen auf Befehl Pharao's das Land Goschen (Gosen) als bleibender Aufenthaltsort angewiesen.

Die griechischen Uebersetzer des alten Testamentes und der koptische Bibeltext schreiben im 1. Mos. 45, 10 an Stelle des ebräischen „Land Gosen" in längerer Ausführung: „das Land Gesem Arabiens." Daß es sich hierbei nicht um das große Land Arabien handelt, ist selbstverständlich. Die bei den Klassikern erhaltenen Bezeichnungen altägyptischer Gaubezirke und die Nomosmünzen aus der Kaiserzeit führen einen Bezirk im Osten des Deltalandes unter dem Namen Arabia auf, als dessen Metropolis Phakusa (die Lage des alten Ortes ist durch den heute Fakus genannten Platz angedeutet) verzeichnet wird.

In den beiden Versen 1. Mos. 46, 28—29, in denen erzählt wird wie Joseph seinen Bruder Juda vor sich gen Gosen hersandte und darauf seinem Vater gen Gosen selber entgegenzog, trägt die griechische Uebersetzung statt der allgemeineren Bezeichnung Gosen für den Ort der Begegnung in bestimmterer und längerer Ausführung „Heroonpolis im Lande Ramesse", während der koptische Uebersetzer an Stelle dessen: „Pethom, die Stadt in dem Lande von Ramesse" trägt. Es erhellt daraus mit aller Deutlichkeit, daß der Grieche sowohl als der Kopte sich befleißigt hat, möglichst genau die in Frage stehenden Oertlichkeiten nach Maßgabe seiner Landeskenntniß zu bestimmen. Zu gleicher Zeit geht aus ihren Uebertragungen hervor, daß die im Koptischen Pethom (Pithom der Bibel), im Griechischen Heroonpolis genannte Stadt im Lande von Ramesse gelegen war, daß letzteres zu Gosen gehörte und daß wiederum Gosen einen besonderen Bezirk der Provinz Arabien bildete.

Die beiden Namen Pithom und Ramses erscheinen wieder im 2. Mos. 1, 11. Sie bezeichnen zwei Städte, welche die Kinder Israel auf Befehl des regierenden Pharao der Epoche als „Vorrathsstädte" (der Grieche und Kopte dagegen als „feste Städte", Festungen) zu bauen gezwungen wurden. Sie bestanden somit vorher noch nicht, sondern wurden erst gegründet. Die Erwähnung ihrer Namen in der Geschichte aus der Zeit Josephs ist daher verfrüht, aber allein so zu erklären und aufzufassen, daß man mit Hülfe ihrer Namen die Lage der von ihnen später eingenommenen Oertlichkeiten in Gosen näher zu bestimmen versuchte. Jede andere Auffassung würde widersinnig und unmöglich sein.

Wo aber lagen jene beiden Städte?

Indem ich vorläufig von meinen eigenen Untersuchungen auf dem fraglichen Gebiete absehe, bemerke ich, daß die bisherigen allgemein geläufigen Ansichten darüber von einer großen Autorität der Wissenschaft ausgegangen sind. Lepsius hat mit der Mehrheit seiner Vorgänger Pithom mit dem Namen der von Herodot (II, 158) überlieferten Stadt Patumos zusammengestellt und Ramses (in der Bibel Raamses, Raemses genannt) an die Stelle verlegt, welche gegenwärtig unter der Bezeichnung Tell-el-Maschutah in die moderne ägyptische Geographie eingeführt worden ist. Patumos lag nach Lepsius' Bestimmungen an dem Westende des sogenannten Wadi Tumilat, das sich als schmales Wüstenthal von dem Krokodilsee des Suezkanals in gerader westlicher Richtung nach dem Nilthale zu hinzieht und gegenwärtig, wie es im spätern Alterthume der Fall war, durch einen Süßwasserkanal in eine fruchtbare Landschaft verwandelt worden ist. Es ist dasselbe Thal, in welchem in unseren neuesten Zeiten bei Tell-el-Kebir die große Schlacht zwischen Aegyptern und Engländern stattgefunden hat. Wie Patumos am Westende des Thales gelegen war, so ist nach Lepsius' Meinung Ramses in dem östlichen Theile desselben, in der Nähe von Tell-el-Maschutah, zu suchen, an der Stelle wo die inzwischen eingegangene Eisenbahnstation Ramses das biblische Ramses in das Gedächtniß zurückzurufen bestimmt war.

Während Lepsius für die Lage von Pithom am Eingange des Wadi Tumilat die oben berührte Angabe Herodots als maßgebend ansieht, andererseits in Betracht zieht, daß sich nach den Angaben des Itinerarium Antonini (aus dem dritten Jahrhundert nach Chr. G.) ein Ort Thoum d. i. Pithom an der Kreuzungsstelle der Straßen von Pelusium nach Heliopolis und von Heliopolis nach Hero (Heroonpolis) befand, also nothwendig am Eingange des Wadi Tumilat gelegen war, erscheint dem gelehrten Verfasser die Position von Ramses im östlichen Theile des Wadi durch eine andere Erwägung außer Zweifel. „Die Stadt Raemses, sagt er in einer so eben erschienenen Abhandlung über Pithom und Ramses, mußte offenbar in der Landschaft Raemses liegen. Der Name kommt später nicht mehr vor. Raemses hatte ohne Zweifel schon ursprünglich neben seinem offiziellen Namen noch einen Profan-Namen, den man später allein angewendet haben wird. Da wir im Wadi Tumilat die Ruinen einer wirklichen Stadt finden, die nach allen Ueberresten von Ramessu II. gegründet war und von ihm einen Tempel erhalten hatte, so ist nichts natürlicher als diese Stadt für Raemses zu halten." Weiter fährt der gelehrte Verfasser fort: „Das wichtigste Monument aber besteht in einer kolossalen Gruppe von rothem Granit, 2,60 Meter breit, 1,60 Meter hoch und 1 Meter dick. — Diese Gruppe stellt zwei Götter dar, die in jener Gegend viel verehrt wurden, den Ra Hor der beiden Horizonte, den Diskus auf dem Haupte, auf der rechten vornehmeren Seite vom Beschauer, und den Tum-Cheper mit dem Diskus, auf welchem ein fliegender Skarabäus dargestellt ist, auf der linken; zwischen beiden aber den König Ramessu II., über der gefalteten Kopfbedeckung noch die doppelte Königskrone tragend. Ramses ist hier, wie überall, wo er zwischen Göttern thront, als ein Gott angesehen, und dieselbe Gruppe

dieser drei Götter muß auch als Kultusbild in der Cella des Tempels gestanden haben." Er schließt dann seine kritischen Betrachtungen mit der folgenden Bemerkung: „Einer nun von den in Maschutah gefundenen Hauptgöttern muß doch der zugehörigen Stadt den Namen gegeben haben. Daß dies nicht Tum war, geht daraus hervor, daß es schon in großer Nähe ein anderes Patum gab, welches, wie wir unfehlbar wissen, am Anfange des Thales Tumilat lag. Ebenso gab es bereits ein Pa-Ra, das war das bekannte Heliopolis. Es mußte also der dritte Gott des Tempels, Ramses, der Stadt ihren Namen Pa-Ramses gegeben haben.

So weit, in der Hauptsache, die Stimme des Altmeisters der Aegyptologie. Nachdem Herr Naville am Anfange dieses laufenden Jahres die Nachgrabungen auf dem Gebiete von Tell-el-Maschutah in Angriff genommen hatte, durfte man nach den Ausführungen bei Lepsius die Erwartung hegen, in den Inschriften der an Ort und Stelle entdeckten Denkmäler den Namen der Ramses-Stadt erwähnt zu finden. Die Berichte darüber sind in den ersten diesjährigen Wochenheften der englischen Zeitschrift The academy a weekly Review of literature, science, and art enthalten. Sie geben des Neuen und Ueberraschenden so viel, daß es sich der Mühe lohnt einen Auszug der Berichte über die Funde den Lesern der Revue in möglichster Kürze mitzutheilen.

Zunächst liefern die auf den Steinen und Bildsäulen eingegrabenen hieroglyphischen Inschriften den Beweis, daß die in der Nähe vom heutigen Tell-el-Maschutah gelegene Stadt von den Zeiten Königs Remessu II. an bis zur Ptolemäer-Epoche hin **nicht** den Namen der „Ramses-Stadt" führte, sondern daß sie die Bezeichnung Pi-Tum d. i. „Haus des (Gottes) Tum" trug. Es ist also dieselbe Stadt, welche in der Bibel als Pithom aufgeführt erscheint. Eine Ziegelmauer von sieben Meter Dicke bildete ihre Einfassung, die einen Flächenraum von ungefähr vier Hektar in sich schließt. In ihrer Mitte befand sich ein kleines Heiligthum, welches dem Gotte Tum geweiht war. Rings um den Tempel bedeckt eine Reihe rechtwincklig angelegter Kammern einen bedeutenden Flächenraum. Die Kammern aus mehrere Meter dicken Ziegelwänden bestehend, nehmen einen bedeutenden Flächenraum ein. Sie haben keine Thüreingänge, stehen nicht mit einander in Verbindnng, sondern lassen nur von oben Eingangsöffnungen erkennen. Herr Naville ist geneigt, diese merkwürdigen Anlagen für Getreidespeicher zu halten und in ihnen die in der Bibel erwähnten Magazine wiederzuerkennen, welche die Kinder Israel auf Befehl Pharaos zu erbauen gezwungen wurden.

Während die Bezeichnung Pitum „Haus des (Gottes) Tum" den heiligen Namen der Stadt darstellt, gewährt eine zweite, gleichfalls auf den Denkmälern von Tell-el-Maschutah gefundene Benennung die Kenntniß des Profan-Namens des Ortes und der ihn umgebenden Landschaft. Er lautet Theku oder Thekut. Es ist derselbe, den ich in meinen geographischen Untersuchungen mit dem biblischen Succoth zusammengestellt hatte. So hieß bekanntlich die erste Station, an welcher die Israeliten bei dem Auszuge aus Aegypten Halt machten, nachdem sie von der Ramses-Stadt aufgebrochen waren.

Die Funde (darunter ein römischer Meilenstein) geben ferner zu wissen, daß die Römer die in der zerstörten Stadt Pithom vorhandenen Monumente der Vorzeit zum Bau eines Lagers benutzt hatten, dem sie die Benennung ERO CASTRA „ERO-Lager" oder kurzweg ERO beilegten. Sie ist augenscheinlich dem griechischen Namen Heroonpolis entlehnt, welchen in den Zeiten der Ptolemäer-Herrschaft der alte Ort Pitum führte. Die römische Namensform Ero erinnert an die Bezeichnung desselben Ortes Hero in dem Itinerarium Antonini.

Es erhellt somit aus den an Ort und Stelle entdeckten Monumenten, daß der ehemaligen bei Tell-el-Maschutah gelegenen Stadt die ägyptischen Namen Pitum, Thoku und die griechisch-römischen Benennungen Heroonpolis, Hero, Ero, Erocastra beigelegt waren. Die Namen in ihrem Zusammenhange bestätigen somit in überraschender Weise die oben bereits aufgeführten Gleichstellungen von Pethom (Pithom) und Heroonpolis der koptisch-griechischen Bibelübersetzung an Stelle von Gosen in dem ebräischen Grundterte und beweisen, daß nach der damaligen Auffassung, d. h. mindestens schon in der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr., in welcher die griechische Bibelübersetzung nachweisbar vorhanden war, die Begegnung Josephs und Jakobs bei Tell-el-Maschutah stattgefunden hatte.

Die ausgegrabenen Denkmäler belehren uns ferner, daß die oder eine in der Nähe von Pitum gelegene Gegend den Namen An, Anet oder Ain, Ainet führte, als deren Schutzpatronin die Göttin Hathor, die ägyptische Aphrodite, aufgeführt erscheint. Der Name stimmt auffallend mit einer beim Plinius VI, 33 erhaltenen Bezeichnung Aean für eine Gegend in der Nähe von Heroonpolis. Der römische Schriftsteller bemerkt nämlich: „Nach dem Aelanitischen Busen (heute der Golf von Akaba) folgt ein anderer, welchen die Araber Aean nennen, an welchem die Stadt Heroon gelegen ist."

Ein großer Stein mit Darstellungen und einem achtundzwanzigzeiligen Texte, aus den Zeiten des zweiten Ptolemäers mit dem Beinamen Philadelphos (284—246 v. Chr. Geb.), welchen die Nachgrabungen gleichfalls zu Tage gefördert haben, nimmt den ersten Rang unter den gefundenen Denkmäler ein. Der Inhalt der langen Inschrift, nach dem vorläufigen Berichte des Herrn Naville, betrifft die Arbeiten, welche der König ausführen ließ, um den Schiffen vom Meere aus das Einlaufen zu gestatten, und die Gründung der Stadt Arsinoë nach dem Namen seiner Frau und Schwester, der Königin Arsinoë. Hierbei kommen mehrere Daten vor, viele geographische Namen werden erwähnt und Aufklärungen über die Natur der Schiffsladungen gegeben. Gelegentlich sei erwähnt, daß der genannte Ptolemäus derselbe Fürst ist, welcher nach klassischen Zeugnissen einen neuen Kanal in der Nähe von Phakusa von dem pelusischen Nilarme aus ableitete, um denselben mit dem Meere in Verbindung zu setzen.

Unter den in denselben Inschriften aufgeführten geographischen Bezeichnungen, ist es vorzugsweise die folgende Pi-keheret, welche die besondere Aufmerksamkeit des Herrn Naville auf sich gezogen hat. Er möchte sich versucht fühlen, den also genannten Ort, welcher mit einem Osiris-Kulte in Verbindung gesetzt erscheint,

mit dem biblischen Namen Pihahiroth und dem griechisch-ägyptischen Stadtnamen Phagroriopolis zusammenzustellen.

Bekanntlich zogen die Kinder Israel von der ersten Station Succoth, d. i. Heroonpolis, wie wir nunmehr wissen, nach der zweiten, dem am Rande der Wüste gelegenen Orte Etham. Von hier aus „wandten sie sich," nach dem Befehle des Herrn, und lagerten sich vor Pihahiroth zwischen Migdol und dem Meere, vor Baalzephon. Hier, als sie gelagert waren am Meere, bei Pihahiroth, Baalzephon gegenüber, ereilte sie Pharao und sein Heer. Die Seitens des Herrn Naville, wenn auch unter allem Vorbehalt gegebene Vergleichung der Namen Pi-keheret, Phagroriopolis und Pihahiroth hat die englischen Berichterstatter in der „Academy" mit ganz besonderer Freude erfüllt, da ihrer Meinung nach nunmehr das große Räthsel über die Stelle des Durchzugs der Israeliten durch das Rothe Meer vollständig gelöst sei. Pihahiroth sei in der Nähe von Succoth oder von Arsinoë gelegen gewesen und somit die Gegend des Durchgangs auf dem Gebiete des Heroonpolitischen Gaues ein für allemal festgestellt.

Ich kann dem gegenüber meine aufrichtigen Bedenken nicht unterdrücken. Zunächst lautet auf den Denkmälern und in einer Nomosliste, die mir zu Gebote stehen, das zum Gau von Pitum-Heroonpolis gehörige Serapeum oder Osiris Heiligthum nicht Pi-keheret, sondern Se-kerehet, d. h. „Sitz der Schlange Kerehet." Sodann steht es fest, daß der nur ganz allgemein seiner Lage nach bestimmte und von den Griechen Phagroriopolis genannte Ort nach den ausdrücklichen Versicherungen des griechischen Geographen Strabo nach dem Fische phagrorios oder phagros benannt worden ist, ein griechischer Name, der mit der ägyptischen Bezeichnung Keheret oder richtiger Kerehet nichts zu schaffen hat. In letzter Linie ist das mit der Schrift erwähnte und ganz im Norden am Rande der Wüste gelegene Migdol ein so fester Punkt, daß ohne die im Süden von Pithom nachgewiesene Position desselben jeder Versuch einer Erklärung der Topographie des Auszuges als gescheitert anzusehen ist.

Indem ich auf die Lage des Ortes weiter unten zurückkommen werde, lasse ich im Nachstehenden die Hauptstellen der Denkmäler und Papyrusrollen folgen, welche von dem biblischen Pithom nähere Kunde geben. Ich bemerke dazu, daß die vorhandenen Zeugnisse über die Regierungsepoche Königs Ramessu II. (1350 v. Chr. Geb.) mit dem Beinamen Miamun, d. i. Freund des Amon, des bekannten Sesostris der griechischen Ueberlieferung, nicht hinausgehen. Er ist ohne jeden Zweifel der Pharao, welcher die Kinder Israel bedrückte und den Bau der Vorrathsstädte Pithom und Ramses ausführen ließ.

Wie die in Tell-el-Maschutah gefundenen Denkmäler beweisen, war dieser König der erste eigentliche Gründer der Stadt. Die Mehrzahl der an dem bezeichneten Platze entdeckten Monumente trägt seinen Namen und seine Titel, und seine Person erscheint in Begleitung erläuternder Inschriften in den Sculpturen als ständiger Verehrer des Gottes Tum der „Stadt des Tum," Pithom.

Desgleichen wird die Erbauung „der Stadt Ramses", ägyptisch Pi-Ra-

messu-Miamun, unter der Regierung und auf Befehl desselben Königs durch eine Denkinschrift in der Nähe des nubischen Felsentempels von Abusimbel in der unwiderleglichsten Weise bestätigt. Der Text, welcher das Datum des 34. Regierungsjahres des Königs an der Spitze trägt, legt darüber die nachfolgenden, nicht mißzuverstehenden Worte dem memphitischen Gotte Ptah (dem ägyptischen Hephaistos) in den Mund:

„Gegründet hast Du Dir eine herrliche Residenz, um zu verstärken die Grenzen des Landes, die Stadt des Ramessu-Miamun. Sie steht fest auf Erden wie die vier Pfeiler des Himmels. Die Häuser des Königs sind in ihr. Du feierst dreißigjährige Jubiläen, die ich gefeiert habe, in ihrem Innern."

Etwa 150 Jahre nach dem Tode Ramessu II. benutzte ein späterer König aus dem Geschlechte der Ramessiden, ein eifriger Bewunderer und Nachahmer seines Ahnen Sesostris, mit dem Namen Ramessu (III.) Hak-On, denselben Text, um an zwei Stellen in thebanischen Tempelbauten seinen eigenen Ruhm dem des Vorfahren mit denselben Worten an die Seite zu stellen. Die betreffenden Redactionen, welche beide vom Jahre 12 der Herrschaft Königs Ramessu III. datirt sind, weichen nur in Kleinigkeiten von dem Original-Texte ab und fügen außerdem hinzu, was in der Inschrift des ersten Erbauers der Ramses-Stadt zu fehlen scheint. Die den oben aufgeführten Worten entsprechende Stelle lautet darin wie folgt:

„Du gründetest eine große und herrliche Residenz, um zu verstärken die Grenzen des Landes Aegypten, die Stadt des Ramses Hak-On, die an Erzeugnissen reichste von Aegypten. Sie steht fest gleichwie die vier Pfeiler des Himmels. Deine Majestät residirt in ihrem Palastbau. Ich (der Gott) gründete die Mauerstadt (Haupttheil von Memphis), in welcher ich meinen Sitz aufgeschlagen habe. Du feierst dreißigjährige Jubiläen, die ich gefeiert habe, in ihrem Innern."

Vor der Hand Abstand nehmend, den Leser über Lage, Größe und Kulte der Ramsesstadt bereits an dieser Stelle zu unterhalten, lasse ich zunächst die auf Pithom bezüglichen Inschriften und Papyrus-Texte in kurzer Uebersicht folgen.

An die Spitze stelle ich die wichtigen Auslassungen einer Nomosliste aus Ptolemäer-Zeit, in welcher über den Gaubezirk mit der Metropolis Pitum folgende Angaben enthalten sind:

Die Metropolis wird unter der Bezeichnung Thekot — das Succoth der Bibel — aufgeführt und dazu bemerkt, daß eine heilige Schlange als „großer und lebendiger Gott" in ihr verehrt wurde, deren Hauptkultusstätte sich an dem Se-Kerehet genannten Platze befand. „Der lebendige Gott" ward, nach einem in Dendera befindlichen Texte, als eine Localform des in Aegypten allgemein verehrten Osiris angesehen. In der betreffenden Inschrift wird Osiris mit folgenden Worten angerufen: „Bist du nicht in Pitum, „am Eingange des Ostens? Du lebst als der Lebendige. Die „Morgensonne geht auf, um dir die Opfer erstehen zu lassen

„und die Abendsonne geht unter, um deine Nahrung zu be-„reiten." Priesterinnen, welche die Namen Hertet („die beiden Verbundenen"), Sontet („die beiden Schwestern") und Urtet („die beiden Aelteren oder Großen") trugen, waren mit dem Dienste der Gottheit betraut. Das heilige Schiff derselben, mit dem Eigennamen Thehenet, stationirte an dem Hafenorte eines Kanales, dem die Benennung „der Charma" zuertheilt ist. Er bewässerte zur Zeit der Ueberschwemmung alljährlich die An oder Anet geheißene Gegend, in welcher Pitum gelegen war, und führte die überflüssigen Gewässer niederwärts in den „Skorpions-See" (schi-selk). Der heilige Hain, in der zu Theko, gehörigen Metropolis Namens a-anch, bestand aus zwei Baumarten (aschet und nebes), deren nähere Bestimmung noch eine Frage der Zeit ist.

In anderen Inschriften aus derselben griechischen Epoche wird der volksthümlichen Name der Stadt Thekot durch die heilige Bezeichnung Pitum ersetzt, einige Male wiederum mit dem geographisch wichtigen Zusatze: „am Eingange des Ostens".

Hinaufsteigend bis zu den Zeiten der zwanzigsten und neunzehnten Dynastie, zu den Epochen der Ramessiden, begegnen wir nicht mehr dem Namen Thekot für eine Stadt, sondern nur für ein Land Theku, auf dessen Gebiete Pitum gelegen war und dessen einer fremden Sprache entlehnte Benennung durch das Vorhandensein des stummen Deutzeichens für alles Ausländische hinter dem geschriebenen Worte unzweifelhaft fest steht. Da der, der altägyptischen Sprache eigenthümliche Laut th in einer ganzen Reihe von Beispielen als Vertreter eines semitischen s-Lautes erscheint, so schien mir und meinen Nachfolgern keine Schwierigkeit vorzuliegen, das Fremdwort Theku, oder mit dem Zeichen des weiblichen Geschlechtes am Ende Thekut mit dem hebräischen Succoth d. i. „die Zelte" zu vergleichen.

Die fremde Gegend Succoth unterstand den Befehlen eines Gouverneurs, dessen Stellvertreter häufig in den Papyrustexten unter der Bezeichnung der Abon oder Vice-Gouverneure, Lieutenants von Succoth aufgeführt werden. Diener, welche ihren Herren entflohen, schlugen den Weg über Succoth ein, um sich nach Paläſtina zu retten, wie ich später an einem wichtigen Beispiele nachweisen werde. Andererseits suchten in den Zeiten der Hungersnoth oder der Mißernten die benachbarten Beduinen der Wüste (die sogenannten Schasu) von Aegypten an bis nach Edom hin, Einlaß in das Wadi Tumilat, zunächst in die Gegend von Succoth, um sich und ihr Vieh auf dem Eigenthume Pharao's vor dem Hungertode zu retten. Ein solcher Einlaß wurde nun höhererseits gestattet, und es war ein besonderer Bericht erforderlich, um das Begehr der Ankömmlinge zu bewilligen. So melden in einem Papyrus des britischen Museums (Anastasi Nr. 6), aus den Zeiten der neunzehnten Dynastie, nachdem der Sohn und Nachfolger Königs Ramessu II., Namens Mineptah (Menephthes in griechischer Umschreibung), den Thron bestiegen hatte, Beamte ihrem Vorgesetzten Folgendes:

„Wir haben Beduinenstämmen von Edom den Durchzug gestattet durch die Festung (chetamu) des Menephthes, welche zu „Succoth gehört, in der Richtung nach den Seen der Stadt

„Pitum des Menephthes, welche zu Succoth gehört, um sie zu „nähren und um ihr Vieh zu nähren auf der großen Domäne „Pharao's, der wohlthuenden Sonne aller Völker."

Das in dem Texte erwähnte chetamu, chetam wörtlich „der verschlossene Platz", die Festung, welche in der angezogenen Urkunde nach dem Namen des regierenden Königs bezeichnet wird, erinnert an das biblische Etham und ist seiner Lage nach am Rande der Wüste in der Nähe von Pitum zu suchen. Wenn dem letzteren der Name des Königs Menephthes gleichfalls angefügt erscheint, so geschah dies aus höfischer Schmeichelei oder in Folge von Bauten, durch welche Menephthes die von seinem Vater gegründete Stadt erweitert oder sie ihrer Vollendung entgegengeführt hatte. Die eigentliche Gründung der Stadt durch Ramessu II. wird dadurch in keiner Weise in Zweifel gestellt.

Auch ägyptische Reisende, welche von Palästina her ihre Heimath wieder zu erreichen suchten, nahmen den Weg über das genannte Chetam, die Festung par excellence. So schreibt in einem Papyrus derselben Sammlung (Anastasi Nr. 5, S. 13) eine ägyptischer Vater einem Freunde: „Meinen Sohn, der „im Begriffe stand, nach Syrien zu reisen, habe ich umwenden „lassen nach der Festung (chetam) sammt seinen Begleitern, um „nach Aegypten zurückzukehren."

Ich könnte die Zahl der Stellen, welche uns auf das Gebiet von Succoth versetzen, mit Leichtigkeit vermehren, um den Beweis zu liefern, daß jene Landschaft mit ihrem Mittelpunkte Pitum eine vielbereiste Gegend war, von welcher aus der Weg nach der Wüste offen lag, freilich abgesperrt durch eine Festung — chetam —, durch welche den Unberufenen der Durchzug verwehrt blieb. Daß diese Landschaft und ihre Metropolis Pitum im östlichen Theile des heutigen Wadi Tumilat zu suchen ist, dafür sprechen die bei den neuesten Nachgrabungen von Herrn Naville aufgefundenen Denkmäler mit beredter Zunge.

Und doch erheben sich gegenüber diesen nicht zu bezweifelnden Zeugnissen Schwierigkeiten, welche den geographischen Vorstellungen auf Grund der klassischen Ueberlieferungen einen argen Stoß geben und der Lepsius'schen Ansicht über die Lage der Städte Pithom und Ramses entgegenlaufen. Denn während es eine ausgemachte Sache zu sein schien, daß die von den Alten unter der Bezeichnung Patumos, Thoum oder Thou aufgeführte Stadt, das biblische Pithom nach Lepsius, am westlichen Ende des Thales Tumilat zu suchen sein müsse, versetzen die neuesten Entdeckungen dieselbe an das entgegengesetzte Ende des Wadi. Während ferner das Itinerarium Antonini die Städte Thoum (Pithom) und Hero (Heroonpolis) von einander unterscheidet und durch einen gemessenen Abstand von 24 römischen Meilen getrennt sein läßt, geben die neuesten, doch kaum wohl mißzuverstehenden oder mißverstandenen Entdeckungen die Beweise, daß ganz im Gegentheil Pithom und Heroonpolis, Hero, ein und dieselbe Stadt gewesen ist, der Name Pithom ihre altägyptische, der Name Heroonpolis ihre griechische Bezeichnung darstellend. Während es weiter nach einer ganzen Reihe überlieferter Stellen der Klassiker, an ihrer Spitze der besonnene und gewissenhafte Strabo, den

Anschein haben mußte, als sei Heroonpolis in dem Winkel des arabischen Busens, d. h. an dem gegenwärtigen Busen von Sues, gelegen gewesen, beweisen die neuesten Entdeckungen die Richtigkeit der Angaben des Itinerars, wonach die Stadt thatsächlich in dem östlichen Theile des Wadi Tumilat gestanden hat, in der Nähe der Bitterseen, an deren nordwestlicher Spitze, an der Stelle der Einmündung des Süßwasserkanals vom Nile aus, die ägyptischen Flotten ihre Anker warfen, wahrscheinlich bei der von Ptolemäus II. Philadelphos neu gegründeten Stadt Arsinoë. Der Ursprung der alten Bezeichnung eines Heroonpolitischen Meerbusens erklärt sich hiernach von selbst. Wie man sich überzeugt, erleiden hierdurch die bisherigen Vorstellungen über die Ausdehnung des Rothen Meeres nach Norden hin und über die Lage der Städte am westlichen Ufer desselben eine durchgreifende Umwälzung, woran sich naturgemäß die wichtigsten Folgerungen auf dem historisch-geographischen Gebiete knüpfen.

Daß der Sesostris der Klassiker, d. h. nach den Denkmälern König Ramessu II. Miamun, mit dem Beinamen Sestura, der erste gewesen ist, welcher eine Verbindung des Niles mit dem Rothen Meere durch die Anlage eines Kanales herstellte, darüber kann nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Ueberlieferungen aus dem griechischen und römischen Alterthume kein Zweifel bestehen. Die Lage der von Ramessu II. auf der Nordseite des Kanales gegründeten Stadt Pithom, an welcher die Kinder Israel zu bauen gezwungen wurden, tritt diesen Ueberlieferungen bestätigend zur Seite. Ebensowenig dürfte es zweifelhaft erscheinen, daß die Alten, bis zu den Griechen und Römern hin, wie Lepsius hervorgehobenen hat, dem neugeschaffenen Kulturboden im heutigen Wadi Tumilat nach seinem Urheber die Bezeichnung der „Erde des Ramessu" beigelegt hatten. Vor den Zeiten des Sesostris, d. h. vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts vor dem Anfange unserer Zeitrechnung war die später von dem segensreichen Wasser des Kanales befruchtete Gegend eine Wüstenei, die sich vom Timsah- oder dem Krokodilsee westwärts bis zu dem vom pelusischen Nilarme bewässerten Kulturboden des östlichen Deltalandes ausdehnte. Wenn die griechischen und koptischen Bibelübersetzer, wie ich oben bereits angeführt habe, Joseph seine Wagen anspannen lassen, um seinem Vater Jakob bis Heroonpolis-Pithom im Lande Ramesse entgegen zu fahren, so nehmen sie die geographischen Kenntnisse ihrer Epoche zu Hülfe, um den Punkt der Begegnung in der großen Landschaft Gosen in der bestimmtesten Weise topographisch festzustellen, mit anderen Worten, sie erlaubten sich eine Freiheit, für welche die Bibelforschung ihnen nur dankbar sein kann.

Daß die Ramses-Stadt, welche die Schrift neben Pithom erwähnt, nicht an der Stelle von Pithom gelegen sein konnte, dies haben die neuesten Funde in schlagendster Weise dargethan. Wenn Lepsius dagegen einen Irrthum vermuthet und trotz der inschriftlichen Zeugnisse auf den bei Tell-el-Maschutah gefundenen Steinen und Denkmälern, Pithom-Succoth nach dem herodotischen Patumos, an das Westende des Wadi Tumilat, verlegt und die Ramses-Stadt an die Stelle der letzten Nachgrabungen versetzt, so spricht dagegen zunächst ein schwerwiegender Umstand. Nach der biblischen Ueberlieferung schlugen

die Israeliten bei ihrem Auszuge aus dem Pharaonenlande die Richtung von Ramses und Succoth (d. h. nach der Gegend von Pithom) ein. Auf Grund der Lepsius'schen Auffassung würde der Auszug seine Anfangsrichtung von Osten nach Westen genommen haben, während doch die umgekehrte Direction, von Westen nach Osten, die allein mögliche war, da die Auswanderer sich von Aegypten aus nach der östlich gelegenen Wüste begaben.

Die Ueberlieferungen der Denkmäler und Papyrusrollen über die Stadt Ramses sollen den folgenden Gegenstand meiner Betrachtungen bilden.

Intermezzi aus dem Jahre 1848.

Von

C. H. Bitter.

I.

Die von Frankfurt a. O. nach Berlin führende niederschlesische Eisenbahn war am 19. März 1848 nur bis Cöpenik fahrbar. Diesseits Rummelsburg bis in die Nähe der Hauptstadt waren die Schienen aufgerissen.

Die Aufregung war an allen Haltepunkten eine fieberhafte. Bestimmte Nachrichten aus Berlin fehlten ganz. Eine dumpfe zornige Stimmung war bei den an den Bahnhöfen versammelten Personen erkennbar.

Von Cöpenik aus mußte der Weg bis zur Hauptstadt durch tiefen Sand und durch aufgeweichte Bruchwege zu Wagen zurückgelegt werden. Er erforderte die halbe Zeit, deren man sonst für die ganze Strecke von Frankfurt nach Berlin bedurft hatte.

Die Augenblicke wurden auf diese Weise dem im Wagen sitzenden Reisenden, in welchem der geneigte Leser mit mir den Regierungsrath Albrecht begleiten wolle, zu Stunden. Ihn hatte ein sehr eiliger und wichtiger Auftrag des Regierungs-Präsidenten zu Frankfurt nach Berlin entsendet.

Der Kutscher, der ihn führte, wußte zu erzählen, daß, als er um 3 Uhr Berlin verlassen habe, der Kampf in den Straßen noch nicht beendet gewesen sei. Man habe ihn am Vormittag in erbittertster Weise geführt, das Volk habe an vielen Stellen die Oberhand behalten.

Plötzlich hielt er stille.

„Es muß noch immer schlimm hergehen," rief er in den Wagen hinein. „Hören Sie das Schießen?"

In der That vernahm Albrecht das ferne Knattern der Musketen in einzelnen Schüssen und Salven.

„Wie in voriger Nacht," rief der Kutscher, „nur daß die Kanonen schweigen.

Langsam kam der Wagen der Stadt näher und näher. Endlich hielt derselbe an dem damals noch nicht beseitigten Thore still. Daß der Steuerbeamte

die gewöhnlichen Fragen über steuerbare Gegenstände in solcher Stunde mit der ordnungsmäßigen Ruhe in den Wagen rief, überraschte Albrecht.

„Wie steht es in der Stadt?"

„Gut."

„Aber das Schießen?"

„Freudenschüsse! Berlin ist illuminirt." Welche seltsame Ueberraschung! In der That, die Stadt war illuminirt. Die Vorstädte erschienen freilich unter den in den Fenstern brennenden Kerzen unheimlich, öde und menschenleer.

In der Nähe des Niederschlesischen Bahnhofes mußte A. aussteigen, da die Stadt zu Wagen der Barrikaden wegen nicht durchweg passirbar war. Bis zur Mitte der Stadt bot sich ihm überall dasselbe Schauspiel einer gespenstisch stillen Illumination, bei fortwährendem Schießen, das aus dem Centrum der Stadt herübertönte. Menschen waren in den Straßen, die er zu durchwandern hatte, so gut als gar nicht sichtbar. Auf dem Molkenmarkt aber und vor dem Polizei-Gebäude drängte sich eine große Menge von Bürgern, mit Gewehren bewaffnet, welche von einigen hundert Menschen aus dem Volke umringt war. Unaufhörliches Rufen: „Es lebe die Bürgerwehr, es lebe die Freiheit!" Kein Ruf für den König! — Die Poststraße, durch die der Weg ihn führte, war öde und menschenleer, das Pflaster an vielen Stellen aufgerissen, einige Laternen zertrümmert. Auch in der Königsstraße, auf dem Schloßplatz, und an der Schloßfreiheit war es öde und still. Vor dem Königl. Schlosse, dem Zeughause, dem Palais des alten Königs und der Schloßwache waren die Posten, anstatt mit Militär, von bewaffneten Bürgern besetzt. Tradition und Gewohnheit hatten seit ewigem Gedenken dort die militärischen Wachen als unzertrennlich von der öffentlichen Ordnung und als nothwendige Zeugen des Glanzes königlicher Autorität erscheinen lassen, die Veränderung machte einen peinlich niederschlagenden Eindruck. Das Palais der Fürstin von Liegnitz, der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelms III. war illuminirt. Dort begegneten dem einsamen Wanderer zwei bewaffnete Männer, die dem Bürgerstande anzugehören schienen.

„Alles," schrie der eine, „für Freiheit und Vaterland! Nichts für diesen König!" Stand es so mit der frohen Stimmung in der Stadt, um derentwillen man illuminirt hatte? Albrecht sah dem wilden Freiheits-Enthusiasten in das von der Helle der Kerzen beleuchtete Gesicht. Die stechenden Augen, der schwarze Vollbart, die von roher Leidenschaft verzerrten Mienen berührten ihn unsympathisch. Ihm war, als seien ihm die Züge des Mannes bekannt. Was dieser laut gerufen, waren Worte, die noch vor wenigen Tagen nicht ungestraft öffentlich hätten ausgesprochen werden dürfen. Vor dem erleuchteten Palais des Prinzen von Preußen, an dessen Thüre mit Kreide die Worte „National-Eigenthum" angeschrieben war, stand ein Haufe von Männern. Aus ihrer Mitte blickte düster eine schwarz-roth-gelbe Fahne hervor.

„Der ist gut als Kanonenfutter! Der muß fort!" rief es drohend aus der Mitte. Ein zustimmendes „Hurrah!" folgte diesen widerwärtigen Worten.

Die fast ganz menschenleeren Linden strahlten im feenhaften Glanze heller

Beleuchtung; aber es war, als ob die Stille eines Kirchhofes über der breiten Allee lagerte. In Zwischenräumen von zwei bis zu sechs Häusern waren Becken und Schüsseln aufgestellt, mit der Zuschrift: „Für die im Kampfe Verwundeten" Sie waren mit Geldstücken hoch aufgefüllt. Die wenigen Vorübergehenden legten ihr Scherflein hinzu. Nahe der Wilhelmstraße ergriff ein Mann in anständiger Kleidung den Regierungsrath beim Arme.

„Vergessen Sie über der Aufregung dieser ruhmvollen Tage," sagte er, „nicht die Größe und Schönheit der Natur. Sehen Sie die Mondfinsterniß!"

In der That hatte der Mond seinen hellen Glanz mit einen dunkelfarbigen Schleier bedeckt. Der Himmel aber blickte sternenklar auf die von der Revolution ergriffene Hauptstadt Preußens hernieder, wie er so oft in friedlichen und frohen Zeiten der treuen Stadt gethan.

So gelangte Albrecht in die Leipzigerstraße, in die ihn zunächst sein Weg führte. Er hatte die Stadt, in welcher die mächtigste Monarchie Deutschlands so tief erschüttert worden war, von einem Ende bis zum andern durchmessen. Keinen Laut des Jubels hatte er gehört. Alles glich der stillen Oberfläche eines Wassers, das von jedem Lufthauch zur stürmisch wogenden See aufgewühlt werden kann. Nicht ohne Antheil hieran mochte die Erschöpfung sein, die nach der Reihe stürmischer Tage, die soeben vorübergebraust war, ihr Recht forderte.

Er war zu Verwandten gegangen, die ihn mit Freuden empfangen hatten, in ihre Mitte zog ihn eine warme Empfindung, an der sein Herz nicht ohne Antheil war. Die Schwester seiner Mutter mit ihrer, einer frisch aufblühenden Rose gleichenden Tochter hätten ihn gern noch länger zurückgehalten; aber nach kurzer Erholung trieb es ihn, die ihm ertheilten Aufträge zu erfüllen. Er war ein Mann, der wußte, was er dem Dienste seiner Vorgesetzten, dem Dienste seines Königs schuldig war. Die Erfüllung dieser Pflichten war nicht ohne Schwierigkeiten. Es war bereits halb 12 Uhr geworden, und Niemand wußte ihm die Person des Ministers des Innern zu bezeichnen, an den er gesendet worden war. Er beschloß, sich zuerst zu dem Kriegs-Minister zu begeben, für den er gleichfalls Aufträge hatte. Der Portier versuchte es, ihn mit der Bemerkung abzufertigen, daß der Minister bereits zur Ruhe gegangen sei, aber Albrecht mußte augenblicklich empfangen werden und man öffnete. Die Depeschen wurden hineingesandt. Nach einiger Zeit brachte der Jäger sie ihm mit der Bemerkung zurück, daß er morgen Bescheid erhalten solle, da des Königs Wille darüber eingeholt werden müße. Dennoch ließ Albrecht sich einführen. Der etwa 70 Jahre alte Minister von Rohr empfing ihn im Bette. Das neben dem seinigen stehende leere Bett seiner jungen und schönen Gemahlin schien eben verlassen zu sein. Er bedauerte, ihm nicht sogleich Bescheid ertheilen zu können.

Albrecht erwiderte ihm, daß er die Verantwortung in seine Hände legen müsse, da die Regierung diese nicht übernehmen könne. Es sei deren dringender Wunsch, daß das am Regierungssitze vorhandene Militär nicht unter die Waffen zu treten brauche, damit ein etwa eintretender Tumult hierdurch nicht eine bedenk-

liche Wendung nehme, und ein solcher Tumult sei in jedem Augenblicke möglich. Der Minister besann sich.

„Wenn ich auch dem Wunsche der Regierung entsprechen wollte, ich kann dies doch nicht ohne die Mitwirkung des Ministers des Innern.“

„Wer ist dies jetzt?“

Er antwortete: „Wir haben in diesem Augenblick keinen. Graf Arnim ist Ministerpräsident, Graf Schwerin Cultusminister. Das sind im Augenblick meine einzigen Collegen.“

„So werde ich zum Grafen Arnim gehen.“

„Thun Sie das! Wenn er einverstanden ist, will ich gern unterzeichnen. Wir haben hier schwere und traurige Tage gehabt. Die absolute Monarchie ist zu Grabe gegangen. Wer weiß, wie es mit dem constitutionellen Königthum gehen wird. Das Militair hat Wunder von Hingebung, Tapferkeit, Treue und Ausdauer gethan! Die ältesten Garden des Kaiserreichs hätten nicht mehr leisten können. Unter den sicher treffenden Kugeln der Gegner haben sie ohne zu wanken die Barrikaden und die gefährlichen Gebäude im Sturm genommen. Aber sie sind demoralisirt durch den gestrigen Tag! ja, ich sage es ihnen, demoralisirt. Nach diesen glänzenden Proben von Muth und Tapferkeit hätte man die Truppen nicht in die Kasernen zurückziehen, sie nicht das Terrain aufgeben lassen dürfen, das sie siegreich gewonnen. Wollte der König denen, die ihm dazu gerathen haben, nachgeben, dann mußte er die Truppen aus der Stadt heraus und angesichts dieser sie ein Lager beziehen lassen. Aber diesen traurigen Abzug hatten die Soldaten wahrlich nicht verdient. Auf allen Straßen und Plätzen predigt man jetzt Communismus, Empörung, Republik. Die fremden Emissäre wiegeln die unteren Volksklassen in hundert Formen auf. Nach wenigen Tagen kann der Kampf von neuem beginnen. Gott allein weiß, wohin das führen wird. Ich fürchte das Allerschlimmste. Ich werde meinerseits nicht mehr lange an meinem Platze sein. Ich muß ihn Anderen überlassen. Leben Sie wohl und thun Sie in Ihrem Kreise, was Sie können, um das Vaterland vor Anarchie und Pöbelherrschaft zu schützen.“

„Ich bedaure noch einmal stören zu müssen, wenn ich den Minister Arnim gesprochen haben werde.“

„So lange ich Kräfte besitze, will ich gern jeden Augenblick bereit sein. Fürchten Sie nicht, meinen Schlaf zu stören.“

Es war halb 1 Uhr geworden. Die Kerzen der Illumination waren verloschen; aber der jetzt von den Schatten freie Vollmond schien hell auf die leeren Straßen und begleitete Albrecht nach dem auf dem Pariser Platz belegenen Hotel des Grafen von Arnim. Dieser hatte so eben sagen lassen, daß er die Nacht über im Schlosse bleiben werde. Dorthin wendete Albrecht seine Schritte. Auf dem Wege gesellte sich ein Mann, der der arbeitenden Klasse angehörte, zu ihm.

„Wir werden keine Ruhe behalten“, sagte dieser. „Es sind zu viele, die das nicht wollen und sie finden so viel gläubige Ohren. Und der Prinz von Preußen — dem haben sie Böses zugeschworen, der Kartätschen-Prinz, wie sie ihn nennen.

Einer muß immer an allem schuld sein. Nun ist es grade dieser eine? Er habe den König bis zuletzt abgerathen nachzugeben."

„Und der König?" fragte Albrecht. „Ist man denn nicht zufrieden mit allem, was er bewilligt hat?"

„Der König ist gut und man kann so eigentlich nicht verlangen, daß er mehr geben solle, als er gegeben. Aber, wer etwas erhalten hat, will doch immer mehr haben. Zufrieden ist doch Niemand!"

Er bog in die Friedrichstraße ab. Albrecht schloß sich einem verspäteten Bürger an, der denselben Weg ging.

„Meinen Sie, daß die Ruhe erhalten bleiben wird?"

„Gewiß," antwortete er; „das Bedürfniß ist zu dringend. Aller Verkehr, aller Erwerb stockt. Es darf so nicht bleiben. Wir Bürger sind fest entschlossen, die Ordnung aufrecht zu erhalten und haben uns dafür verbürgt. Man kann nicht mehr verlangen als gegeben ist. Wäre es einen Tag früher geschehen, wie viel Blut wäre erspart worden! Aber die Minister! Sie verstanden die Bedürfnisse der Nation nicht. Zu allem „ja" sagen, was von oben kommt, dazu hätte man ihrer nicht bedurft. Sie werden nicht auf Rosen gebettet sein."

Er ging in die Königswache hinein. Vor dem Zeughause stand ein Bürger unter dem Gewehr auf Posten.

„Gehen Sie nicht so kalt an mir vorüber, Bürger!" rief er Albrecht zu. „Reichen Sie mir Ihre Hand, Bürger! O, wir haben Großes vollbracht. Die Weltgeschichte wird davon reden! 14 Stunden haben wir uns in den Barrikaden siegreich vertheidigt! Das ist noch nicht dagewesen. Dreizehn Mann, dabei vier Offiziere haben wir getödtet, verwundet. Bürger! die neue Zeit beginnt. Der Ruhm, die Erhebung ist groß. Paris hat nie mehr geleistet, als wir gethan haben!"

Drei andre Männer traten hinzu: „Es ist abscheulich," riefen sie. „Die Gefangenen, die das Militär nach Spandau transportirt hat, sind gemißhandelt worden. Einen, der nicht mehr fortkonnte, haben sie todtgeschossen. Andre sind mit Füßen getreten worden. Das verlangt Blut!"

Ihre Augen funkelten widerwärtig im Mondlicht.

„Ja, Bürger!" rief der Wachposten wieder. „13 Mann, dabei 4 Offiziere haben wir niedergeschossen hinter unseren Barrikaden."

Der Haufe vermehrte sich. Einer der Wachtposten von des alten Königs Palais, dem Zeughause gegenüber, trat heran. „Meine Herren, wir haben uns für die Ordnung und Ruhe verbürgt; ich bitte Sie, sich zu entfernen." Albrecht wollte gehen. „Nein, Bürger", rief der Posten vor dem Zeughaus, „nicht so; erst reichen Sie uns die Bruderhand." Er ergriff Albrechts Hand, der den Haufen zu verlassen eilte.

„Das ist keiner von den ächten!" schallte es hinter ihm her.

Er trat unbehindert in den zweiten Schloßhof ein. An der Wendeltreppe wurde er aufgehalten; sie war von einigen Bürger-Schützen und bewaffneten Bürgern besetzt. Albrecht erklärte, daß er zum Minister von Arnim geleitet werden wolle. Man führte ihn die Treppe hinauf.

Wie war hier die Scene verändert! Ein Theil der Treppe und alle Räume, durch die er schritt, waren von Soldaten vollgepfropft, die unter dem Gewehre schliefen, ein vollständiges Bivouak; der ganze Schweizersaal so gefüllt, daß nur mit größester Mühe durchzukommen war. Man war falsch gegangen. Der Weg führte nicht zu den Gemächern des Königs, in dem er den Minister vermuthete. Er kehrte wieder um. Zwei Bürgerwachen eskortirten ihn bis unter das Portal, das nach dem Schloßplatz hinausführt. Sie stiegen mit ihm eine Treppe hinauf und man ließ ihn dort allein. Er öffnete die ihm zunächst belegene Thür. In einem kleinen Raum saß ein Laquai in der königlichen Livree fest schlafend. Es kostete Mühe, ihn zu wecken. Albrecht befand sich in der königlichen Wohnung, nahe dem Schlafzimmer des Königs. Endlich ermunterte sich der Diener. Aber er durfte seine Stelle nicht verlassen. Nach vielem Hin- und Herreden entschloß er sich doch, mit Albrecht nach dem Jäger des Ministers zu suchen und führte ihn in die inneren Räume ein, wo er ihn einstweilen allein ließ. Ein entschlossener Feind an Albrechts Stelle hätte in diesem Augenblick Alles wagen können. Und doch war die Ruhe des Königs nicht unbewacht. Alle die herrlichen Prachtsäle waren auch hier mit bewaffneten Soldaten gefüllt, die auf den kostbaren Teppichen schliefen. Die großen Räume waren matt von Lampen erleuchtet. In der Mitte schliefen die Offiziere auf Matratzen. Einer derselben sprang von seinem Lager auf, als er die ihm fremde Gestalt sah, aber er legte sich beruhigt wieder nieder.

Das waren die Zimmer Friedrich Wilhelm IV., der noch wenige Jahre vorher sagen konnte: Vertrauensvoll lege ich mein Haupt in den Schooß jedes Einzelnen."

Es hatte lange gedauert, ehe der Minister zu finden gewesen war. Albrecht wurde einem anderen Laquaien überwiesen, der ihn durch eine lange Kette von Zimmern und Sälen, die gleichfalls als Bivouakplätze für die Truppen dienten, bis an das Zimmer geleitete, in welchem auf einem Feldbett der Jäger des Grafen Arnim schlief.

Während der langen Wanderung erzählte der Lakai, daß im Schlosse während des Kampfes große Besorgniß vor einem allgemeinen Sturm obgewaltet habe. Der König sei auf das Tiefste erschüttert und gebeugt. Rohes und Unziemliches sei geschehen. Er scheue sich, die Scenen wiederzugeben, die im Schloßhof stattgefunden, als man die Leichen der Gefallenen dorthin gebracht und den König und die Prinzen gezwungen habe, diese zu begrüßen.

Unter diesen Erzählungen waren beide über die schlafenden Soldaten fortgestiegen. Der Jäger des Ministers war schwer zu ermuntern und begriff nicht, wie man seinen Herrn um diese Nachtstunde wecken könne. Endlich ging er hinein und Albrecht wurde nach einigen Minuten eingeführt. In einem großen saalartigen Zimmer hatte man dem Grafen Arnim ein Bett aufgeschlagen, in dem er den ihm bekannten späten Ankömmling begrüßte. „Ich kann", sagte er, „die Anträge der Regierung nur billigen. Ich werde sogleich schreiben." Aber das Schreiben im Bett war nicht so leicht. Albrecht bat ihn, ihm zu diktiren. Der Jäger brachte ein

Schreibzeug mit blauer Dinte und eine Feder. Ein Tisch war nicht vorhanden. Albrecht mußte auf den Knien schreiben. Er fragte den Minister, als das Diktat beendet war, wie die Unterschrift lauten solle? Graf Arnim erwiderte: „Schreiben sie: Für den Minister des Innern: Ich habe kein Ressortministerium übernommen. Der König hat mir die Bildung des neuen Kabinets übertragen. Wie denkt man im Lande über das konstitutionelle System?“

Albrecht erwiderte, so viel er wisse, halte man dasselbe zur Zeit für die einzig mögliche Form der Regierung, welche die Garantie einiger Ruhe und einer sicheren Zukunft biete. Sie müsse aber wirkliche und vollständige Rechte verleihen.

„Meinen Sie,“ fragte der Minister weiter, „daß die Aufregung sich legen wird, wenn man sieht, daß es der Regierung voller Ernst ist, die nothwendigen Freiheiten zu gewähren?“

„Allerdings hofft man das; doch giebt es Stimmen, die weitere Excesse für wahrscheinlich halten. Die Unruhe ist einmal in die Gemüther eingedrungen.“

Der Minister erwiderte: „Ja; es ist alles zu unvorbereitet an den König herangetreten. Herr von Bodelschwingh (der bisherige Kabinetsminister) ist zurückgetreten. Er findet das konstitutionelle System mit seinen Grundsätzen, Ueberzeugungen, mit seinem bisherigen Wirken in zu scharfem Kontraste. Er hat dem König wiederholt versichert, daß er nicht für die jetzigen Verhältnisse passe. Ich denke anders. Umstände verändern die Sache. Die Zeitverhältnisse machen die konstitutionelle Regierungsform unvermeidlich. Ich halte dafür, daß man sich ihnen fügen muß. Der König beabsichtigt nicht, dem entgegen zu treten. Ich selbst möchte des mir ertheilten Auftrags gern enthoben sein. Ich habe mich zu ihm nicht gedrängt; aber ich werde ihn nach bestem Wissen zu erfüllen suchen. Fortan wird es unsre Pflicht sein, den Ereignissen vorauszugehen, nicht sie unthätig an uns herantreten zu lassen.“

Albrecht zog sich dankend zurück. Ueber die schlafenden Krieger stieg er fort bis an den Eingang, wo er den Lakaien wieder in tiefem Schlafe auf seinem Stuhle sitzen sah. Die Bürgersoldaten grüßten ihn artig, als er ging. Die Stadt war wie ausgestorben. Nur eine starke Abtheilung von Militär schritt in der Leipzigerstraße mit schwerem Tritt an ihm vorüber. Es war 3 Uhr, als er bei dem Kriegsminister anlangte, um die Ordre von ihm vollziehen zu lassen.

II.

Die Straßen von Berlin boten im Sommer desselben Jahres, des Jahres, das die Männer der Reaction das Jahr der Schande, die der Demokratie den Freiheitsfrühling nannten, einen eigenthümlichen Anblick dar.

Verschwunden war alles, was dort bisher an Luxus, Eleganz und Pracht zu sehen gewesen war. Unansehnliche, von dürren Pferden gezogene Droschken waren an die Stellen der sonst in so glänzender Pracht dahinrollenden Karossen mit den betreßten Dienern auf dem Tritt und mit dem Wappen am Schlage getreten. Nirgends mehr wehten die stolzen Federbüsche von den blitzenden Helmen der Garde-Offiziere, kein Kavalleriesäbel und kein hochgewachsener Kürassier reizt

die in wehmüthigen Erinnerungen sich verzehrende Phantasie der vom Wochenmarkte zurückkehrenden Mägde zu liebender Flamme auf.

Die Frauenwelt hütete sich wohl, in den Mustern neuer Moden oder in kostbaren Stoffen sich auf der Straße sehen zu lassen. Wen aus den höheren Ständen Amt, Geschäft und Pflicht an die Residenz des preußischen Staates gebunden hielten, den sah man in unscheinbarem Anzuge daher schreiten. An alten Hüten und an abgeschabten und schlecht gebürsteten Röcken entfaltete sich ein früher kaum geahnter Reichthum.

Im Uebrigen war es, als ob in seiner Behausung niemand etwas ernsthaftes zu thun habe, als ob nur die Straße, zumal die Linden, der Schloßplatz oder das Kastanienwäldchen vor der Singakademie, wo damals die preußische National-Versammlung tagte, der eigentliche Tummelplatz aller männlichen Thätigkeit sein dürfe. Diese Thätigkeit aber bestand darin, Neuigkeiten zu sammeln oder zu verbreiten, den phrasenhaften Redefluß der Volksbeglücker an den Straßenecken mit anzuhören, und in der sorgfältig genährten und daher von Tage zu Tage steigenden Begriffsverwirrung den Boden der klaren Ueberzeugungen und von dem, was Recht, Pflicht, Vaterlandsliebe und nationaler Stolz von jedem Einzelnen verlangen mußten, immer mehr schwinden zu machen. In den Werkstätten wurde kaum noch gearbeitet. Meister und Gesellen hatten Dringenderes zu thun. Die Fabriken standen theilweis still. Aller Verkehr, den Reichthum und Luxus zu verbreiten pflegen, hatte sich, Gott weiß wohin, zurückgezogen. Das bürgerliche Element der Gesellschaft war neben dem Pöbelhaufen der Straße das äußerlich allein hervortretende. Aber es irrte unruhig und unwillig umher, getrieben von der ihm weithin überlegenen Macht des überhand nehmenden Proletariats und der Straßendemokratie. In bewegten Zeiten, wo das öffentliche Leben kocht und schäumt, da drängt sich eben jene Hefe der Bevölkerung an das Tageslicht hervor, welche sonst die hellen und breiten Straßen zu scheuen pflegt. Die wilden Gestalten, die trotzigen Erscheinungen berühren seltsam und antipathisch selbst da, wo Bangigkeit und Furcht nicht vorhanden sind. Ihr Element ist der Straßentumult, der Skandal um jeden Preis bei Tag und bei Nacht.

Es war am 16. Juni dieses Jahres, als in der von der Revolution durchwühlten Stadt eine fieberhafte Aufregung herrschte.

Vor dem Zeughause, der Hauptwache und unter den Linden, sowie in der Nähe der Sing-Akademie standen zahlreiche und lebhaft streitende Gruppen umher. Die Straßenecken waren mit Plakaten bedeckt. Außerhalb der Thore zogen starke Militär-Patrouillen hin und her und von der alten Stadtmauer durch den Thiergarten hindurch war eine fortlaufende Kette von Vorposten eines Infanterie-Regiments aufgestellt.

In der vorhergehenden Nacht hatte „das Volk von Berlin" die Thore des Zeughauses erbrochen und einen großen Theil der dort aufbewahrten, auch der kostbaren historischen Waffen geraubt. Die Bürgerwehr, 25 000 Mann stark und wohlbewaffnet, hatte dem Raube des öffentlichen Eigenthums Gewehr bei Fuß, zugesehen. Wohl hatten Bürgerwehrleute Feuer gegeben und einige aus

dem Volke auf sie andringende Männer niedergeschossen, aber ein Befehl zur Vertheidigung des Zeughauses war nicht gegeben worden.

Dagegen hatte das im Innern desselben befindliche Militär-Commando durch Betrug und Verrath überlistet seinen Posten geräumt, ohne auch nur den Versuch der Vertheidigung zu wagen. Das Proletariat hatte über die öffentliche Ordnung in der Hauptstadt gesiegt. Es war die offene Anarchie, die ihre Herrschaft auszubreiten begann.

Freilich hatte das wenige in Berlin befindliche Militär im Sturmschritt kurz nachher Platz und Straßen am Zeughause gesäubert und die feige Bande der Ruhestörer verjagt. Aber doch war die Stadt in wachsender Besorgniß für das, was etwa der Abend bringen möchte. Unruhe und Angst hatten sich der Gemüther bemächtigt. Hie und da wurden drohende Reden gehalten und öfter und immer öfter schwirrte das Wort: Republik dazwischen hindurch. Republik aber war in jenen Tagen, in denen die Straßen-Emeute die Stadt beherrschte, für den Bürger- und Geschäftsmann das Symbol der allgemeinen Auflösung der Staatsgewalt und aller bestehenden Ordnung.

Wer hätte sich auch, selbst in jenen Tagen der Verwirrung und Verirrung Preußen ohne seinen König, ohne die Dynastie der Hohenzollern denken mögen. Hatten die Märzereignisse auch noch so sehr an den alten Traditionen gerüttelt, hatten auch freche Volksredner oft genug von dem Sturze des Königshauses gesprochen, die rosigste Zukunft unter der Herrschaft des Volks ausgemalt; im Ernst hatte doch niemand daran gedacht, daß dem Königthum von Gottes Gnaden sein Ende bevorstehen könne.

Nach dem Zeughaussturm fing so mancher an, an eine große Katastrophe zu glauben. Jedenfalls war der Schrecken ein allgemeiner. Die Straßen nach den Eisenbahnen waren mit hochbepackten Wagen gefüllt, welche die nach allen Seiten hin flüchtenden Familien fortführten. Gestalten, wie sie zu keiner Zeit in Berlin gesehen worden waren, wild und verwegen, mit von der Sonne gebräunten dunklen Gesichtern, in zerlumpter Kleidung, mit nackten Füßen und offener Brust, die schmierigen Hüte und Mützen mit rothen Federn geschmückt, durchzogen in hellen Haufen, oft in geschlossenen Reihen die ganze Breite der Straßen absperrend die besten Theile der Stadt.

Und die Plakate an den Straßenecken? Etwa Verfolgung des geraubten National-Eigenthums? Mißbilligung der Schande, die auf die Hauptstadt Preußens gehäuft ward? O nein! Untersuchung und strenge Strafe für diejenigen, die die Verwundung und den Tod jener Männer bei dem Sturme gegen das Zeughaus verschuldet hatten! Derselbe Staats-Anwalt, der die Beschimpfung der Deputation vor der National-Versammlung am 9. Juni dem Injurien-Prozeß überwiesen hatte, hatte kein Wort, um den Raub zu verfolgen, den Bruch des Gesetzes zu ahnden. Er hatte nur strenge Untersuchung gegen diejenigen, denen jene Tödtung zur Last zu legen war. Erst 14 Tage später gelangte man dazu, die Untersuchung auf diejenigen auszudehnen, welche den Angriff auf die Bürgerwehr unternommen

hatten. Ob diese Vorfälle wohl genauer aufgeklärt worden sind? In die Oeffentlichkeit ist hierüber nichts gedrungen.

Von einer Thätigkeit der übrigen Behörden war nichts zu bemerken. Polizei und Gendarmen waren kaum noch dem Namen nach vorhanden; das Militär war aus der Stadt herausgezogen worden und die National-Versammlung hatte sich dem Volke von Berlin anvertraut, „das seine Besinnung wieder gefunden hatte.“ Wohl hatte der Präsident derselben an den Kommandanten der Bürgerwehr das Verlangen um Hilfe und Schutz ausgesprochen. Das Antwortschreiben aber, das er erhalten hatte, lautete:

„Nach Lage der Dinge bin ich nicht im Stande, irgend eine Garantie zu übernehmen. Zwar ist die Mannschaft bestellt worden, ob sie aber erscheinen wird, weiß ich nicht, noch weniger, ob sie ihre Pflicht erfüllen wird, nach den Erfahrungen von gestern.“

Dies war nicht gerade Vertrauen erweckend. Doch glaubte das Kommando, späterer Mittheilung gemäß, daß auf das 4., 5. und 7. Bataillon, die sich freiwillig zur Besetzung des Hauses der National-Versammlung gemeldet hatten, gerechnet werden könne.

So glich Berlin einem Vulkan, in dessen Tiefen es kochte und glühte. Ein neuer Ausbruch konnte jeden Augenblick erfolgen. Er hätte kaum ernstlichen Widerstand gefunden, wenn kühne und entschlossene, zu großen organisatorischen Maßnahmen befähigte Männer vorhanden gewesen wären und sich der Bewegung bemächtigt hätten. Freilich war ein dauernder Sieg für die Volks-Emeute nicht zu erwarten, desto mehr Unordnung, Unruhe und wilder Lärm.

Die Einberufung der Berliner Landwehr, welche einige Tage später erfolgte, war eine Maßregel von zweifelhaftem Werthe. Nur die Entfaltung einer großen Militärmacht unter fester Führung hätte die Ordnung wieder herstellen können. Wer aber hätte in jenen Tagen der Verwirrung und Schwäche den Muth gehabt, einen solchen Vorschlag zu machen? Wo wäre für eine so energische Maßregel die Zustimmung zu finden gewesen? Wer hätte für diese die Verantwortung übernommen?

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte und zum Verständniß des Fernrohres und seiner Leistungen.

Von

Wilhelm Foerster.

Die Erfindung des Fernrohres gehört bekanntlich dem Anfange des 17. Jahrhunderts und dem ruhmvollen mit uns stammverwandten Gemeinwesen an, welches damals an den Mündungen des Rheins und der Schelde, nachdem es die Ketten finsterer Tyrannei abgeschüttelt, seine mächtige Geisteskraft fast in allen Gebieten

menschlicher Thätigkeit leuchten zu lassen begann und sich binnen kurzem am Reichthum, Kunstsinn, Gelehrsamkeit und Erfindungsgabe ebenbürtig neben die großen Handelsrepubliken Italiens stellte.

Nach allen Mittheilungen, welche wir über die Empfängniß und die Geburt der Idee des Fernrohres besitzen, scheint innerhalb der ersten Jahre des 17. Jahrhunderts bei den niederländischen Optikern der Gedanke, durch Zusammensetzungen von Glaslinsen zu optischen Fernwirkungen zu gelangen, sozusagen in der Luft gelegen zu haben; denn Nachrichten über die Erreichung eines solchen Zieles durch mehr oder minder zufällige Zusammensetzungen von Glaslinsen schwirrten um das Jahr 1608, welches die verbürgte Epoche der eigentlichen Erfindung ist, sowie kurz nachher in den verschiedensten Gestalten durch die wissenschaftliche Welt.

Ist nun der Eindruck, daß jetzt erst, um das Wort eines Dichters zu gebrauchen: „die Erde das Auge nach dem Himmel aufschlug," und daß erst an demjenigen Tage, an welchem der Brillenschleifer Lippershey in Middlenburg durch seine Glaslinsen-Zusammensetzung den Knopf oder das Zifferblatt eines fernen Thurmes bis dicht an sein Fenster heranholte, der Grundstein für den stolzen Bau der gegenwärtigen Astronomie gelegt wurde, ist dieser häufig kundgegebene Eindruck der richtige? oder fügt sich diese wichtige Erfindung nach ihrer Vorgeschichte stetig in die gesammte Entwickelung menschlicher Kunstfertigkeit und Forschung ein?

Vergrößernde Wirkungen von Glaslinsen und Glasprismen oder von Hohlspiegeln scheinen in der That schon im früheren Alterthum bekannt gewesen zu sein. Es wird neuerdings sogar behauptet, daß auch in der assyrischen Literatur, wie sie uns z. B. in den mit Keilschrift bedeckten Ziegeltäfelchen der Bibliothek des Sardanapal aufbewahrt ist, Hindeutungen auf die Wirkungen solcher Apparate enthalten seien.

Notorisch ist es, daß dem Archimedes, welcher bekanntlich sein Syrakus mit gewaltigen Brennspiegeln vertheidigt haben soll, auch die Leistung zugeschrieben wurde, mit Hohlspiegeln entfernte Gegenstände, z. B. Schiffe, deutlicher sichtbar gemacht zu haben. Indessen diese letzteren und alle ähnlichen frühen Spuren der Erwähnung von Vergrößerungswirkungen, angewandt auf entfernte Gegenstände, scheinen nichts anderes zu sein, als Träume und Sagen, welche sich an andere große Leistungen genialer Männer dichterisch angeschlossen haben. Denn wenn Archimedes Vergrößerungswirkungen solcher Art 200 Jahre vor dem Beginne unserer Zeitrechnung schon gekannt hätte, würden wir wohl in den mit vielen Einzelheiten uns aufbewahrten Ueberlieferungen der so vollständigen und großartigen Einrichtungen, mit welchen um das Jahr 140 n. Chr. die Sternwarte des Museums zu Alexandria ausgerüstet war, sowie in den zahlreichen Mittheilungen, welche uns der damalige Astronom dieser Sternwarte, Claudius Ptolemaeus, über seine mühsamen Messungen und Beobachtungen am Himmel hinterlassen hat, irgend eine Spur von Erörterungen jener Leistungen oder wenigstens jenes Problems finden.

Solche Erörterungen fehlen dort aber gänzlich. Sehr lehrreich inbetreff der Kritik, mit welcher wir überhaupt ähnliche Traditionen, wie die von den

Spiegelfernröhren des Archimedes, aufzunehmen haben, ist späterhin eine Aeußerung des genialen und eigenartigen Mannes, welcher im 13. Jahrhunderte als einer der hellsten Lichtpunkte in dem Dunkel der damaligen wissenschaftlichen Zustände auftaucht und bemerkenswerthe Kenntnisse des Alterthums mit sinnreichen eigenen Gedanken verbindet, nämlich des Engländers Roger Baco.

Baco entwirft uns ein entzückendes Bild von der Beflügelung des menschlichen Geistes durch die Leistungen eines von ihm nicht näher beschriebenen Apparates, welcher ferne Gegenstände vergrößert zu sehen und überhaupt in große Ferne mit dem Auge zu reichen gestatten sollte; die begeisterten Ausblicke aber, die er uns in die künftigen Leistungen eines solchen Werkzeuges eröffnet, lassen klar erkennen, daß wir nichts als einen kühnen Traum vor uns haben. Denn das Fernrohr des Roger Baco sollte Leistungen aufweisen, die nur einem märchenhaften Fernrohr zukommen können, keinem solchen, das unter den Bedingungen der Naturgesetze steht.

Jedenfalls hat aber das Alterthum das *eine* Grundprincip der Vergrößerung, welches auch jetzt noch bei unseren Fernröhren zur Geltung kommt, bereits gekannt und bei seinen astronomischen Instrumenten benutzt; ja kurz vor der Erfindung des Fernrohres war von dem scharfsinnigen ostfriesischen Pastor Fabricius, ganz nach demselben Princip, angewandt auf Sonnenbeobachtungen, eine Vergrößerung erzielt worden, mit Hilfe deren er das Erscheinen und Verschwinden, sowie die Bewegungen der Sonnenflecken zuerst mit wissenschaftlicher Konsequenz beobachtet hat.

Dieses Princip der Vergrößerung, welches man das Objektiv-Element derselben nennen kann, ist alsdann in unseren optischen Instrumenten (Fernrohr und Mikroskop) mit einem zweiten, dem Okular-Element der Vergrößerung, zu gesteigerten Gesammtleistungen verbunden worden. Mit diesen beiden Elementen der Vergrößerung, welche sehr wohl auch ohne Glaslinsen, Hohlspiegel und dergleichen zur Anwendung kommen können, hat es aber folgende Bewandniß:

Die Lichtstrahlen, welche von einem *leuchtenden Punkte* herkommen, werden im allgemeinen in unserem Auge auf der hinter dem Linsensystem desselben liegenden sogenannten Netzhaut, einer aus sehr zarten Nerven-Enden mosaikartig zusammengesetzten Fläche, wieder in einem Punkte, dem *Bildpunkte*, vereinigt. Von einer Konfiguration leuchtender Punkte entsteht ebenso auf der Netzhaut des derselben zugewandten Auges eine entsprechende Konfiguration von Bildpunkten.

Die Abstände dieser Bildpunkte von einander sind auf der Netzhaut, wie man leicht sieht, um so größer, unter je größeren Winkeln sich die Achsen der von den einzelnen leuchtenden Punkten des Gegenstandes auf die Augenlinse fallenden und hinter derselben zu den Bildpunkten zugespitzten Strahlenkegel in einem gewissen Mittelpunkte des lichtbrechenden Systems des Auges kreuzen; — mit anderen Worten unter je größeren Winkeln dem Auge die Konfiguration der leuchtenden Punkte erscheint.

Der Winkel aber, unter welchem man den Abstand zwischen zwei in nahezu gleicher Entfernung vom Auge liegenden Punkten erblickt, ist um so größer, je

größer entweder der wirkliche Abstand derselben von einander oder die Annäherung derselben an das Auge ist.*)

Bekanntlich werden durch letztere Alternative zahlreiche Unsicherheiten unserer Urtheile über Größe und Entfernung der Gegenstände bedingt, da wir unmittelbar nur die Größe der Abstände der Bildpunkte auf der Netzhaut empfinden und daher den Schluß, welcher daraus entweder auf die wirkliche Größe der ihnen entsprechenden Konfiguration leuchtender Punkte, also des gesehenen Gegenstandes, oder auf die Nähe desselben gezogen werden kann, nur mit Hilfe zahlreicher Nebenerfahrungen aus der Sphäre des Gesichtssinnes oder des Tastsinnes 2c., unter Hinzuziehung von Veränderungen unseres Ortes zu einem mehr oder minder bestimmten und unzweideutigen machen können.

Das Eine bleibt indessen jedenfalls unzweifelhaft, daß wir innerhalb einer ausgedehnten Konfiguration leuchtender Punkte, z. B. einer, aus zahlreichen leuchtenden Punkten zusammengesetzten Lichtfläche, wie der Sonnenscheibe oder dem Monde, um so mehr gesonderte Konfigurationen von einzelnen Licht-Punkten und -Linien wahrnehmen, also um so mehr Einzelheiten zu unterscheiden vermögen, über je größere Flächen der Netzhaut die entsprechenden Bildpunkte sich ausbreiten; denn diese Nervenfläche besitzt keine unbegrenzte Schärfe für die gesonderte Wahrnehmung benachbarter Lichteindrücke; vielmehr ist es erwiesen, daß, wenn die von verschiedenen leuchtenden Punkten auf der Netzhaut entworfenen Bildpunkte einander so nahe liegen, daß sie auf ein und dasselbe feine Nerven-Ende (Nerven-Element) fallen, die sichere Unterscheidung der beiden Lichteindrücke erlischt.

Sonach besteht das Wesen der Vergrößerungs-Wirkung im optischen Sinne lediglich und unzweideutig in der Vergrößerung des Abstandes der Bildpunkte auf der Netzhaut, sei es nun, daß letztere Vergrößerung durch eine größere Annäherung der lichtentsendenden Konfiguration, also des Gegenstandes selber, oder durch größtmögliche Ausbreitung einer vermittelnden, seinen leuchtenden Punkten korrespondirenden Konfiguration von Bild-Punkten bewirkt wird, von welcher letzteren dann erst das möglichst nahe an dieselbe herangebrachte Auge die Strahlungswirkungen empfängt.

Daß wir durch Annäherung einen Gegenstand deutlicher zu sehen vermögen, wird alltäglich und unbewußt von uns erfahren und geübt. Es giebt jedoch in dieser Beziehung eine Grenze, welche uns durch die Natur des lichtbrechenden und bilderzeugenden Systems unseres Auges auferlegt wird. Dieses bei verschiedenen Augen etwas verschiedenen, aber sehr selten unter einige Centimeter hinabgehenden Grenzwerthes der Annäherung eines unmittelbar vor das Auge gebrachten Gegenstandes werden wir uns zuerst durch eine Zwangs-Empfindung im Auge bewußt. Setzen

*) Anmerkung: Verwunderlich ist es übrigens, welche Schwierigkeiten noch immer die Auseinanderhaltung der wirklichen Größe eines Gegenstandes und der Größe, in welcher er uns in einer bestimmten Entfernung erscheint, Vielen bereitet. Man spricht im Publikum z. B. von einem Kometenschweif von der Länge eines Meters, während man doch nur sagen kann, daß derselbe so lang erschienen sei, wie ein Meter, wenn er sich in der und der Entfernung vom Auge befindet.

wir die Annäherung weiter fort, so wird die Abbildung so undeutlich, daß wir bald auf weitere Annäherung verzichten.

Nun giebt es aber ein Hülfsmittel, um auch ohne Anwendung einer Brille oder einer Loupe die Annäherung über jenen natürlichen Grenzwerth hinaus noch weiter fortsetzen und dadurch bei leidlicher Deutlichkeit des Bildes die Größe desselben auf der Netzhaut und somit die Möglichkeit der Sonderung der Eindrücke noch ansehnlich steigern, mit einem Worte Vergrößerungs-Wirkungen ausüben zu können.

Dieses Hülfsmittel besteht einfach darin, daß wir die freie Oeffnung des Auges und den von ihr bedingten Querschnitt der die Bilder erzeugenden Lichtbündel, etwa durch Vorhalten eines Kartenblattes mit einer feinen Oeffnung, erheblich einschränken. Hierdurch wird die hinreichend deutliche Abbildung auch sehr nahe gebrachter Lichtpunkte ermöglicht, die sonst in dieser Nähe bei Darbietung der ganzen Augen-Oeffnung ihr Licht auf der Netzhaut nicht mehr zu korrespondirenden Bildpunkten vereinigen, sondern dasselbe zu kleinen Flächen ausbreiten, welche ungefähr die Gestalt der freien Augen-Oeffnung haben. Je kleiner diese freie Oeffnung gehalten wird, desto weniger greifen die kleinen Bildflächen in einander über, und desto weniger verliert also bei der Annäherung eines Gegenstandes seine Abbildung an Deutlichkeit.

Durch Anwendung dieses einfachen Kunstgriffes kann man ganz ähnliche Vergrößerungs-Wirkungen bei Betrachtung eines sehr nahe gebrachten Gegenstandes hervorrufen, wie mit Anwendung einer Loupe; denn die letztere vollzieht in Bezug auf die Abbildung nur eine ähnliche Leistung wie die obige Einschränkung der Augen-Oeffnung, indem sie nämlich mit ihren lichtbrechenden Wirkungen sich zu denjenigen des Auges hinzufügt und dadurch auch für einen sehr nahe gebrachten Gegenstand noch die Deutlichkeit der Abbildung auf der Netzhaut ermöglicht.

Die Loupe hat allerdings vor der bloßen Anwendung der feinen Oeffnung den Vorzug, daß sie die ganze Augenöffnung zu verwerthen erlaubt und daher eine viel hellere Abbildung giebt, als das vorerwähnte elementare Hilfsmittel.

In der Wirkung beider Hülfsmittel haben wir dasjenige vor uns, was ich oben das „Okular-Element" der Vergrößerung nannte.

Es ist sehr wohl möglich, daß die Alten, bei denen das Sehen durch sehr kleine Oeffnungen zum Zwecke genauen Visirens nach den Himmelskörpern sehr entwickelt war, diese Art der Vergrößerung, mit bloßer Anwendung einer feinen Oeffnung statt der Loupe, schon gekannt und bei der Ablesung von Kreiseintheilungen u. dergl. angewandt haben.

Was nun die zweite Art der optischen Vergrößerung, das „Objektiv-Element derselben, betrifft, so besteht dieses darin, daß man in denjenigen Konfigurationen lichtentsendender Punkte, deren Bilder auf der Netzhaut zur Wahrnehmung gelangen sollen, die wirklichen Abstände der einzelnen Punkte von einander vergrößert. An dem Gegenstande selber, welcher vergrößert zur Wahrnehmung gelangen soll, kann man diese Vergrößerung der Dimensionen im Allgemeinen nicht ausführen, aber man kann es so einrichten, daß von den einzelnen lichtentsendenden Punkten des Gegenstandes durch einen ähnlichen Apparat, wie das Auge selber darstellt, innerhalb einer ge-

eigneten Fläche in möglichst großen Abständen von einander **Bildpunkte** erzeugt werden, welche ihrerseits erst die Ausgangspunkte der unmittelbaren Lichtwirkungen für die Abbildungen im Auge werden.

Die einfachste Vorrichtung dieser Art kann mit Hülfe der, mindestens einige Jahrhunderte vor der Erfindung des Fernrohrs bereits ihrem Wesen nach bekannten, camera obscura verwirklicht werden, und zwar zunächst wieder ohne Anwendung von Linsen, Hohlspiegeln u. dergl., nämlich ebenfalls mittelst einer feinen Oeffnung. Läßt man z. B. die von den einzelnen Punkten der Sonnenscheibe ausgehenden Lichtwirkungen durch eine sehr kleine Oeffnung auf eine geeignete Fläche, geöltes Papier, mattes, durchscheinendes Glas u. dergl. fallen, so entsteht auf letzterer Fläche von jedem leuchtenden Punkte der Sonne eine um so enger begrenzte Lichtwirkung, je kleiner die Oeffnung ist, durch welche die Strahlen von jedem derselben auf die auffangende Fläche fallen.

Kurzum es entsteht auf der letzteren ein Abbild der Sonne, in welchem man bei hinreichender Kleinheit der Oeffnung und gehöriger Feinheit der Struktur der auffangenden Fläche, sowie bei sorgfältiger Ausschließung fremden Nebenlichts (daher „camera obscura") schon viele Einzelheiten der Sonnen-Oberfläche, z. B. die Umrisse der Sonnenflecken und -Fackeln erkennen kann. Offenbar wird aber das in solcher Art auf der auffangenden Fläche erzeugte Sonnenbild um so größer, je weiter die Fläche von dem Kreuzungspunkte der Strahlen in der feinen Lichtöffnung entfernt, d. h. je länger dieses rudimentäre Fernrohr ist.

Wie stark die Vergrößerungen sind, welche man mit einem solchen Fernrohr ohne Gläser hervorbringen kann, wenn man sich darauf beschränkt, das auf der auffangenden „matten" Fläche entstehende Bild mit bloßem Auge zu betrachten und dabei das Auge so nahe heranzubringen, als es noch mit der Deutlichkeit der Abbildung auf der Netzhaut verträglich ist, läßt sich beispielsweise an einer vergrößerten Abbildung der Sonne, welche sich wegen der großen Intensität ihres Lichtes vorzugsweise zu Experimenten dieser Art eignet, folgendermaßen demonstriren.

Die Größe des Bildes der Sonnenscheibe, welches auf der Netzhaut des bloßen Auges, etwa bei Dämpfung ihres Lichtes durch Wolken, entsteht, entspricht, wie man durch Vergleichungen oder Messungen leicht findet, nahezu der Größe des Bildes einer — etwa aus weißem Papier kreisförmig geschnittenen — Scheibe von 2 mm (Millimeter) Durchmesser, wenn die letzteren sich in einer Entfernung von 200 mm von einem gewissen Mittelpunkte des lichtbrechenden Systems des Auges befindet, d. h. mit anderen Worten der kürzeste Abstand zwischen zwei von den beiden Endpunkten eines Durchmessers der Sonne kommenden und sich in einem Punkte in der Nähe der Erdoberfläche kreuzenden Strahlen beträgt überall in runder Zahl $^1/_{100}$ der Entfernung von diesem Kreuzungspunkte.

Wenn wir also die von den verschiedenen Punkten der Sonne kommenden Strahlen sich in einer feinen Oeffnung kreuzen lassen und dahinter durch die Lichtwirkungen derselben auf der auffangenden Fläche der camera obscura ein Sonnenbild entstehen lassen, so gilt auch für dessen Größe wieder dasselbe Verhältniß, welches vorstehend für die analoge Art der Abbildung im Auge gefunden

wurde. Es wird nämlich der Durchmesser des Bildes stets $^1/_{100}$ seiner Entfernung von dem Kreuzungspunkt der Strahlen, nämlich von der feinen Lichtöffnung der camera, betragen.

Beläuft sich also diese Entfernung auf 2 m, (Meter) so hat das aufgefangene Sonnenbild schon einen Durchmesser von 20 mm, und wenn man dann dieses Bild mit dem bloßen Auge aus einer Entfernung von 200 mm ansieht, so hat das Abbild im Auge schon einen 10 mal größeren Durchmesser als das direkt am Himmel gesehene Sonnenbild, welchem in einem Abstande von 200 mm ein Scheibchen von nur 2 mm Durchmesser gleichkommt.

Hieraus aber leitet man leicht die allgemeine Regel ab, daß bei einer solchen Vorrichtung die Vergrößerung im Auge dem Verhältnisse der Entfernung des Camera-Bildes von der Lichtöffnung zu derjenigen Entfernung, in welcher man dieses Bild mit dem bloßen Auge betrachtet, gleichkommt. Vergrößert man den Abstand der auffangenden Bildfläche von der Lichtöffnung und somit die Dimension des Bildes auf das Doppelte, so wird natürlich, wenn man das Auge wieder bis auf 200 mm an das Bild heranbringt, auch die Vergrößerung auf den doppelten Betrag gebracht. Vermag man sodann auch das Auge noch näher an das Sonnenbild heranzubringen, ohne die Deutlichkeit der Abbildung auf der Netzhaut zu gefährden, so steigt natürlich ebenfalls die Vergrößerungs-Wirkung, und wenn man gar im Sinne einer Okular-Vergrößerung mittels des vorher näher erläuterten Sehens durch eine feine Oeffnung das Auge bis auf etwa 10 mm an das Sonnenbild heranbringen könnte, ohne durch diese Annäherung an sich die Deutlichkeit der Abbildungen auf der Netzhaut merklich zu vermindern, so könnte man — wenigstens theoretisch — eine Gesammt-Vergrößerung erreichen, welche bei einer Camera-Länge von 2 m 200 fach, bei einer Camera-Länge von 4 m 400 fach sein würde.

In Wirklichkeit verhält sich, zumal in Betreff der Erforschung von Details auf der Sonnenoberfläche, die Sache nicht so günstig, weil die Beschaffenheit der auffangenden Fläche Schwierigkeiten bereitet und weil entweder die Lichtöffnung der Camera nicht klein genug gemacht werden kann, oder bei zu großer Kleinheit andere Uebelstände hervortreten; indessen zu feinen Messungen in Betreff der allgemeinen Gestaltverhältnisse und der Bewegung der Sonne, z. B. zu Beobachtungen der Durchgangszeiten der Sonne durch die Mittagslinie (etwa dargestellt durch die Mittellinie eines auf mattem Glase eingerissenen Liniensystems) würde ein solcher Vergrößerungs-Apparat ohne Linsen und Hohlspiegel unter Umständen sehr gute Dienste leisten können. Das Sonnenbildchen auf der 2 m von der Lichtöffnung abstehenden Fläche würde sich in einer Sekunde gegen die Mittagslinie um etwas mehr als $^1/_8$ mm bewegen, was man mit dem durch eine Blende mit feiner Oeffnung bewaffneten Auge in großer Nähe ziemlich sicher wahrnehmen könnte. Verglichen mit den Leistungen der Fernröhre würden solche Messungen allerdings nur Kuriositäts-Werth haben.

Es schien mir indessen nicht ohne Interesse zu sein, daß man auch diejenigen optischen Vergrößerungen von entfernten Gegenständen, welche mit so einfachen

Mitteln ohne Linsen und Hohlspiegel erreichbar sind, soweit als möglich in der Idee verfolgt, weil dadurch nicht nur die Wirkungsweise der Fernröhre selbst leichter verständlich, sondern auch dasjenige, was ohne Fernröhre bei den Messungen am Himmel erreichbar war, erklärlich wird.

Demjenigen optischen Vergrößerungs-Principe, welches in Verbindung mit dem Durchgange der Lichtstrahlen durch eine feine Oeffnung, lediglich mittels einer Steigerung der Länge des Lichtweges in der Kamera oder des Abstandes der auffangenden Bildfläche von der objektiven Lichtöffnung Verfeinerungen der Messungen erzielt, entsprachen lange vor der Erfindung des Fernrohrs die Einrichtungen der großen Schattensäulen oder Gnomonen.

Bringt man nämlich an der Spitze einer lothrechten Säule eine feine Oeffnung an, durch welche die Sonnenstrahlen hindurchgehen, so kann in einer waagerechten Ebene, welche sich an den Fuß der Säule anschließt, innerhalb des Schattens der letzteren, ähnlich wie in der camera obscura, ein Sonnenbildchen entstehen, und je höher die Säule, je größer also der Abstand der Lichtöffnung an ihrer Spitze von dem in jener waagerechten Fußebene im Säulenschatten entworfenen Sonnenbildchen ist, eine um so feinere d. h. um so stärker optisch vergrößerte Winkelmessung erreicht man dann, wenn man sowohl den lothrechten Abstand der Lichtöffnung von der waagerechten Ebene als auch den Abstand der Mitte des Sonnenbildchens von einem Lothfaden, den man von der Oeffnung an der Spitze der Säule herabhängen läßt, mit Maaßstäben sorgfältig ermittelt.

Der Winkel, welchen man auf diese Weise durch Rechnung oder auf graphischem Wege bestimmen kann, ist eben nichts Anderes, als der Winkel, den die Sonnenstrahlen mit der Lothrichtung machen, und aus dessen Ergänzung zu einem Viertelkreisbogen man die Höhe der Sonne über dem Horizonte findet. Durch Messungen solcher und ähnlicher Art konnte u. A. aus Mittagshöhen der Sonne die geographische Breite des Beobachtungsorts und die Neigung der Erdbahn gegen den Erdäquator bestimmt werden, und zwar, ohne jegliche Anwendung des Fernrohrs, mit einer Genauigkeit, welche von der jetzt mit dem Fernrohr erreichbaren nicht allzuweit absteht.

Betrug nämlich die Höhe der Säule einige Zehner von Metern, so brauchte die Größe des lothrechten Abstandes der Lichtöffnung an der Spitze der Säule von der waagerechten Ebene am Fuße derselben und der Abstand des Sonnenbildchens von dem Lothfaden nur bis auf eine Fehlergrenze von der Größe eines Millimeters gemessen zu werden, um die Mittagshöhe der Sonne bis auf kleine Bruchtheile einer Bogenminute zu ermitteln.

Mit Hülfe von Vergrößerungen ähnlicher Art, welche man auch als Vergrößerungen durch Projektion bezeichnen kann, haben etwa 1100 Jahre vor unserer Zeitrechnung chinesische Astronomen den Winkel der Erdbahn oder der scheinbaren Sonnenbahn am Himmel mit dem Erdäquator mit einer Genauigkeit bestimmt, welche im Allgemeinen in den sonstigen Winkelmessungen mit unbewaffnetem Auge erst kurz vor der Erfindung des Fernrohr durch Tycho Brahe und kurz nach der Erfindung desselben durch Hevel vermittelst einer nach ähnlichen Prinzipien ausge-

führten Vergrößerung der Dimensionen der winkelmessenden Instrumente und mittels einer entsprechenden Verfeinerung der Visir-Einrichtungen erreicht worden ist.

In einem wichtigen Punkte Ober-Aegyptens, der Stadt Syene, deren Lage mit derjenigen des Wendekreises des Krebses um das Jahr 2000 v. Chr. sehr nahe zusammenfiel, könnte sogar ein sehr tiefer Brunnenschacht, welcher in Verbindung mit der Gradmessung des Eratosthenes erwähnt wird, eine ähnliche Bedeutung für die Beobachtung des höchstens Sonnenstandes, welcher dort nahe mit dem Scheitelpunkte zusammenfiel, gehabt haben. Ließ man bei diesem höchsten Stande durch eine feine Oeffnung am oberen Rande des Brunnens ein Sonnenbildchen auf dem Boden des Schachtes entwerfen, wofür eine solche natürliche camera obscura besonders günstige Bedingungen darbot, und maß man den Abstand der Mitte dieses Sonnenbildchens von einem von der Mitte der Lichtöffnung herabhängenden Loth, so ergab sich daraus eine ungemein genaue Messung des Abstandes, um welchen die Sonne bei höchstem jährlichen und täglichen Stande von dem Scheitelpunkte von Syene noch entfernt blieb.

Bei den arabischen Astronomen und noch in der Mitte des 15. Jahrhunderts von Ulug-Beigh in Samarkand, wurden Schattensäulen, wie ich sie vorher geschildert habe, bis zu 60 Meter Höhe zur Sonnenbeobachtung benutzt.

Eine der riesenhaftesten Einrichtungen dieser Art war aber die von Paolo Toscanelli im 15. Jahrhundert hergestellte, bei welcher die Kuppel des Domes zu Florenz benutzt wurde. In der Nähe des Gipfels ihrer Wölbung befand sich nämlich die bilderzeugende Oeffnung, von welcher ein Lothfaden in der Länge von 90 Metern herabhing, dessen Abstand von dem durch die Lichtöffnung erzeugten Sonnenbild auf der Fußbodenebene des Domes gemessen wurde.

Der schon erwähnte Ostfriese Fabricius (um den Beginn des 17. Jahrhunderts) war aber, wie es scheint, der erste, welcher das Grundprincip dieses Verfahrens dazu benutzte, um in der oben näher erläuterten Weise auch innerhalb des Sonnenbildchens genauere Details zu sehen und der Messung zu unterwerfen.

Man war somit ohne Anwendung von Linsen und Hohlspiegeln auf dem Wege stetiger experimentaler Durchbildung der Einrichtungen bereits soweit gelangt, daß der nächste Fortschritt fast mit Nothwendigkeit dahin führen mußte, die feine Lichtöffnung der camera obscura zu vergrößern und eine Glaslinse in dieselbe einzusetzen, welche die viel breiteren, durch sie hindurchgehenden Lichtbündel konvergirend machte und hierdurch deren Lichtwirkungen nach Art eines Brennglases auf mindestens ebenso kleine Flächen konzentrirte, als bei der einfacheren Einrichtung ohne Linse die von den einzelnen leuchtenden Punkten entworfenen bloß projektivischen Bilder der freien Oeffnung viel geringerer Lichtstärke, natürlich mit einnahmen.

Wenn man dann das auf solche Weise mit Hülfe der Linse in der camera obscura entstandene Bild nicht auf einer weißen Fläche auffing, sondern die auffangende Fläche beseitigte und das in freier Luft in der sogenannten Brenn-Ebene der Linse entstehende Bildchen selber entweder mit dem unbewaffneten oder mit dem mittels einer starken Brille oder Loupe bewaffneten Auge betrachtete, endlich

aber diese Loupe in fester Lage zu der Brenn-Ebene der vorderen oder Objektiv-Linse als sogenanntes Okular anbrachte, so war das Fernrohr fertig.

Nicht diesen Weg ging die erste Entwickelung. Die Effekte der camera obscura waren von den Optikern des Mittelalters zwar experimentell studirt worden, aber man hatte den wichtigen Schritt vom aufgefangenen Projektionsbilde zu dem freien, in der Brenn-Ebene einer Linse entstehenden Bilde und der Betrachtung desselben mit unbewaffnetem oder bewaffnetem Auge noch nicht gemacht; dagegen hatte man die vergrößernde Wirkung von Glaslinsen für nahe Gegenstände und überhaupt die Brillenwirkungen genauer studirt, die Abhülfe der Unvollkommenheiten des Auges durch Vorsetzung von Linsen von verschiedener Art und Größe der Krümmung gefunden und, wie es scheint, begonnen, kombinatorische Experimente mit verschiedenen Arten von Glaslinsen zu machen, um die vergrößernden Wirkungen in der Nähe zu steigern.

Da scheint es in der That, als ob der Zufall eine dieser Kombinationen zu einer teleskopischen gestaltet hätte, welche dem schon erwähnten Optiker Lippershey in Middlenburg entfernte Gegenstände deutlicher und größer in's Auge brachte.

Die Gestalt, in welcher diese teleskopische Linsen-Kombination zuerst in's Leben trat — eine Kombination, welche jetzt noch überwiegend bei den Operngucken zur Anwendung gebracht wird, konnte keinesfalls der Ausgangspunkt irgend einer erheblicheren Steigerung der Vergrößerungs-Wirkungen werden, sondern sie mußte in sehr engen Grenzen der Leistung eingeschlossen bleiben.*)

Es liegt uns eine Nachricht darüber vor, wie diese im Jahre 1608 von Lippershey gemachte Erfindung von den Spitzen des Niederländischen Gemeinwesens aufgenommen wurde. Man erkannte zwar sofort ihre Bedeutung an, aber man schob den Lohn für die Erfindung hinaus, bis der Erfinder eine weitere Vervollkommnung, nämlich die entsprechende Einrichtung für beide Augen, hergestellt haben würde.

In der nächsten Zeit indessen erfuhr Lippershey's Fernrohr in den Niederlanden selbst keine bedeutsamere Anwendung und weitere Vervollkommnung; kaum scheint man dasselbe nach dem Himmel gerichtet zu haben. — Aber schon binnen Jahr und Tag entfaltete sich seine Anwendung zu glänzenden Erfolgen in Italien, wo Galilei, damals Astronom und Mathematiker in Padua, nachdem er, wie es scheint, brieflich mit der Niederländischen Erfindung bekannt geworden, sich sofort ein Fernrohr von derselben Linsenkombination herstellte und mit der ganzen ihm eigenen Frische und Genialität das neue Hülfsmittel menschlicher Erkenntniß ausnutzte. Nicht nur gewann er von den Edlen in Venedig für seine Forschungen und sein Padua große Förderung, indem er sie von der Höhe des San Marco aus

*) Anmerkung: Die Vergrößerungswirkungen dieser und ähnlicher Linsen-Kombinationen lassen sich zwar auch aus den beiden oben erläuterten wesentlichsten Vergrößerungs-Elementen ableiten, aber noch einfacher gerade in ihrer Begrenztheit dahin charakterisiren, daß sie lediglich die von verschiedenen leuchtenden Punkten ausgehende Strahlenbündel divergirender gegen einander machen und dadurch eine Erweiterung der Abstände der Bilder auf der Netzhaut des Auges herbeiführen.

am fernen Horizonte ihre ankommenden Kriegs- und Handelsfahrzeuge deutlich in ihrer Eigenart erkennen ließ, sondern er richtete das Fernrohr auch nach dem Himmel. Sogleich fand er die vier Monde des Jupiter, erkannte die den Mondphasen ähnlichen Sichelgestalten, welche besonders deutlich die Planeten Merkur und Venus zeigen, wenn sie von der Sonne seitlich beleuchtet sind, löste die Milchstraße in Sterne auf und deutete die Mondflecken, sowie die von den Gebirgen auf der Mond-Oberfläche geworfenen Schatten. Auch beobachtete er nunmehr genauer als Fabricius in seiner camera obscura, die Gestalten und Bewegungen der Sonnenflecken.

Sowohl das Niederländische als das Galilei'sche Fernrohr waren noch sehr unvollkommene Werkzeuge; ihre Vergrößerungen gingen etwa bis auf das 20 oder 30fache; ihr Gesichtsfeld war überaus klein, und zur Verbindung mit Meß-Apparaten waren sie wenig geeignet. Der durch sie erreichte Fortschritt des Sehens wurde dennoch mit Recht hoch gefeiert; zudem fiel er in eine Zeit, in welcher es von besonderer Bedeutung war, daß den Kulturvölkern kräftige Hülfsmittel gegen die Rückschläge geistlicher und weltlicher Gewaltherrschaft in die Hände gegeben wurden, welche damals auf der Höhe des Erfolges ihrer, gegen die geistigen Bewegungen der vorangegangenen Jahrhunderte gerichteten Wirkungen standen. —

Bedeutungsvoll steht nun die Gestalt unseres Keppler in dieser wichtigen Epoche da. Er war es, der an die Stelle der mehr oder minder zufälligen und wenig zweckmäßigen Linsenkombination, die aus den Niederlanden hervorgegangen war, die richtigeren Principien der Konstruktion des Fernrohres setzte, indem er an die oben erläuterten Vergrößerungs-Wirkungen sich enger anschloß, die bereits in den Projektionsbildern der camera obscura von Fabricius astronomisch verwerthet worden waren.

Durch Kepplers Konstruktion wurde das Fernrohr zu dem eminent entwickelungsfähigen und mit allen feineren Messungsmitteln leichte und günstige Verbindungen eingehenden Instrumente, das in den folgenden Jahrhunderten so Großes leisten sollte.

An Galileis schon mit der ersten rudimentären Form des Fernrohrs gemachten Entdeckungen nahm jedoch auch Keppler den begeistertsten Antheil, schienen sie doch in den Augen der ganzen wissenschaftlichen Welt glänzende Beweise für die Wahrheit der Kopernikanischen Lehre zu liefern, von welcher auch Keppler innig überzeugt war, und in deren Verfechtung er sich in bitteren Streit mit seinem großen Vorgänger Tycho Brahe hatte verwickeln müssen.

Tycho selbst erlebte die Erfindung des Fernrohrs nicht. Vielleicht würde er auch nicht fähig gewesen sein, sofort die Bedeutung der Sache zu würdigen, denn er war ja der große Meister gewesen, in dessen Händen sich alle Instrumente des Alterthums, ausgerüstet mit den meisten Vergrößerungswirkungen, welche ohne Linsen und Hohlspiegel möglich waren, zu einer hohen Vollkommenheit entwickelt hatten. Er und seine Schüler waren auf der in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts errichteten Sternwarte Uranienborg auf der Sund-Insel Hven zu der höchsten mit freiem Auge erreichbaren Beobachtungsschärfe ge-

langt, worin sie nur noch in gewissen Einzelheiten am Ende des 17. Jahrhunderts von dem Danziger Bürgermeister und Astronomen Hevel übertroffen werden sollten. Und dieser ganze Apparat hatte, in Verbindung mit den vorangegangenen ähnlichen, ebenfalls mit unbewaffnetem Auge angestellten Messungen der griechischen und arabischen Astronomen, in der Fülle der Zeiten und durch die stetige Aufeinanderfolge und Verbindung unablässiger Messungen himmlischer Bewegungen Mächtiges geleistet; denn mit Hülfe aller dieser Messungsergebnisse vermochte Keppler, in dessen Hände diese Erbschaft aus Tychos Nachlasse überging, schon in dem Jahre, welches auf die Erfindung des niederländischen Fernrohres folgte, die Hauptpunkte seiner Theorie der Planetenbewegungen, nämlich die Entdeckung der Ellipsengestalt der Planetenbahnen und einer zweiten wesentlichen Eigenschaft dieser Bewegungen, welche den Uebergang zu Newtons Lehre von der allgemeinen Anziehung eröffnete, zu begründen.

Auch die Begründung von Newtons Lehre gegen Ende des 17. Jahrhunderts geschah noch im wesentlichen ohne Mitwirkung des Fernrohres, lediglich auf der Grundlage des Schatzes mehrtausendjähriger, mit unbewaffnetem Auge angestellter Beobachtungen. Nur dem Ausbau von Newtons Lehre kamen bereits die großen Vortheile zugute, welche die Messungen durch die Verbindung der bisherigen Einrichtungen mit dem Fernrohr zu erlangen begannen.

Leider war es Keppler selbst nicht beschieden, das vollkommenere und entwickelungsfähigere Fernrohr, welches, im Anschluß an die vergangene Beobachtungskunst, aus seinem Geiste hervorging, mit Erfolg auf den Himmel zu richten und zu seinem mächtigen Antheil an dem fruchtbringenden Abschlusse der alten Astronomie wesentliche Forschungsthaten im Gebiete der neuen Astronomie hinzuzufügen.

Der weitere Fortgang der Entwickelung des Fernrohres geschah nun aber in der demselben von Keppler gegebenen Form, und zwar waren es in erster Stelle italienische Optiker, unter ihnen als der berühmteste Campani, welche in der Herstellung von Fernröhren von großer Länge und entsprechend starker Vergrößerung Ansehnliches leisteten. Als diejenigen Astronomen, welche alsdann mit den so beschafften, zum Theil auch aus eigener Geschicklichkeit hervorgegangenen Hülfsmitteln, die Kenntniß der Himmelserscheinungen am bedeutendsten förderten, sind zu nennen: der Holländer Huyghens, der schon erwähnte Danziger Astronom Hevel und der Direktor der Pariser Sternwarte Cassini.

Huyghens und Hevel waren diejenigen, welche noch vor dem Ablaufe des 17. Jahrhunderts mit den längsten bis jetzt hergestellten Fernröhren arbeiteten. Sie haben mit diesen Hülfsmitteln eingehende Forschungen über die Gestaltverhältnisse und Oberflächenerscheinungen der Planeten, des Mondes ꝛc. angestellt, denen sich Cassinis Untersuchungen anreihten. Bald erwuchs aus diesen Untersuchungen der schon im Alterthum von einzelnen bedeutenden Männern gepflegte Gedanke an die Möglichkeit bewohnter Welten in neuer Frische und ungeahntem Reichthume, und auch auf diese Weise wurden die neuen Entdeckungen dem all-

mählichen Eindringen der Kopernikanischen Lehre in die Gemüther der Menschen in hohem Grade förderlich.

Wenn einmal eine umfassendere Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts geschrieben werden wird, dessen Bedeutung für die Befreiung menschlichen Denkens mit Unrecht gegen die des 18. Jahrhunderts in den Schatten getreten ist, wird es von größtem Reize sein, zu sehen, wie diese Leistungen des Fernrohres und die wachsenden praktischen Erfolge der neueren astronomischen Theorien in der Ergründung und Voraussagung der himmlischen Bewegungen allmählich die Menschenseele bewegt haben müssen.

Ein Bild einzelner dieser Wirkungen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts können wir aus den Kupfertafeln gewinnen, mit welchen der große Danziger Astronom Hevel sein berühmtes Werk, die „machina caelestis", d. h. seinen „Apparat für die Messungen am Himmel", geschmückt hat. Wir sehen darauf die Riesenfernröhre der Danziger Sternwarte, unter ihnen solche bis zu 20 m Länge, abgebildet und zwar ganz anders eingerichtet, als unsere jetzigen Instrumente. Objektiv-Glas, Bild-Ebene und Okular-Glas waren nämlich nur in verhältnißmäßig loser Verbindung miteinander, wie es durch die enormen Längen bedingt war und zwar zum Theil nur durch bloßes Rahmen- und Takel-Werk verbunden. Einzelne dieser Fernröhre schweben an hohen Gerüsten, großen vorweltlichen Ungethümen ähnlich sehend, in der Luft und werden vom Balkon des Beobachters aus mit Systemen von Tauwerk regiert. Von Interesse ist es hierbei, neben dem stattlichen Bürgermeister von Danzig auch dessen in der Astronomie wohlerfahrene edle Gattin mit einem dieser Fernrohr-Ungethüme wie eine Zauberin hantirend zu erblicken. In der Ferne sieht man auf den betreffenden Darstellungen die Thürme der guten Stadt Danzig und auf dem Wiesenplane dazwischen allerlei Zuschauer, die sich natürlich jenen Weltwundern gegenüber ähnlich geberdet haben wie am Ende des 18. Jahrhunderts die Zuschauer beim Anblick der ersten Luftschiffe.

Die Richtung auf riesenhafte Dimensionen der Fernröhre war auch damals nur der Ausdruck der Unvollkommenheiten, mit welchen man bei der Herstellung und Bearbeitung der optischen Hülfsmittel, nämlich der Glaslinsen und ihrer Zusammensetzungen, zu kämpfen hatte; sowohl die Fabrikation reinen Glases von gleichmäßigem Gefüge, als die genaue Herstellung der regelmäßigen Krümmungen der Linsen-Oberflächen ließ noch viel zu wünschen übrig. Der größte Mangel aber bestand darin, daß man die Farbenzerstreuung, welche bei jeder Brechung des Lichtes, also auch in den Glaslinsen eintritt, nur dadurch unschädlich zu machen, oder vielmehr die ungünstigen Wirkungen, welche die Farbenzerstreuung auf die Deutlichkeit und Reinheit der Bilder ausübt, nur dadurch auf ein Minimum zu bringen vermochte, daß man außerordentlich lange Fernröhre konstruirte. Nur bei sehr großen Brennweiten der dem Objekt zugewandten Linsen erschienen die Bilder von genügender Reinheit, um überhaupt stärkere Vergrößerungen zu vertragen.

Besonders nachhaltig wurde hierbei ein Irrthum, welchen Newton selber bei seinen optischen Experimenten beging, und der ihn verleitete anzunehmen, daß die

Uebel der Farbenzerstreuung bei allen mit Hülfe von Lichtbrechungs-Wirkungen hergestellten Fernröhren überhaupt unvermeidlich sind.

Newton selber und seine Zeitgenossen wandten sich hiernach mit größerem Eifer der Einführung und Bearbeitung von Hohlspiegeln für teleskopische Zwecke zu, deren Theorie und Wirkungsweise sich sehr nahe an diejenige der Linsen-Fernröhre anschließt. Im Anfang des 18. Jahrhunderts war indessen die Entwickelung auch dieser Instrumente langsam, und diejenige der Fernröhre mit Linsen erfuhr einen fast vollkommenen Stillstand, bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts der große Mathematiker Euler seinen Zweifel an Newtons Auffassung der Sachlage Raum gab und die Bedingungen der Aufhebung der Farbenzerstreuung bei der Brechung aufs Neue untersuchte.

Gleichzeitig und angeregt durch diese Studien, welche zwar auch in mancher Beziehung einen irrigen Verlauf nahmen, ergriff sodann der englische Optiker Dollond die Initiative in der Herstellung der sogenannten achromatischen Fernröhre, bei denen nämlich durch eine Zusammensetzung des den Objekten zugewandten Glases aus Linsen von zwei verschiedenen Glassorten und mit entgegengesetzten Brechungs-Wirkungen dieser beiden Linsen ein wichtiger Anfang mit der Aufhebung der Farbenzerstreuung bei der Brechung des Lichtes gemacht wurde, so daß nun viel kürzere Fernröhre mehr leisteten, als die längsten des 17. Jahrhunderts.

Fortan nahm in England und alsbald auch in Deutschland die Technik der aus Glaslinsen zusammengesetzten Fernröhre einen neuen Aufschwung, allerdings einige Jahrzehnte hindurch in den Schatten gestellt durch die außerordentlichen Erfolge, welche Wilhelm Herschel durch Verbindung von technischem Geschick und astronomischen Leistungen ohne Gleichen mittelst der Herstellung und der astronomischen Anwendung großer Hohlspiegel-Fernröhre errang. Der mächtige Aufschwung, den hierbei die Himmelsforschung gewann, war damals in aller Munde; jetzt erst fing das Fernrohr an, nach Humboldts Ausdrucke seine „raumdurchdringende Kraft“ zu entfalten. Herschels umfassenden Geist führten diese Hohlspiegel mit ihrer wunderbaren Lichtfülle weit über die Regionen unserer Welten-Insel, des sogenannten Milchstraßensystems, hinaus; sie zeigten ihm in den fernsten Nebelgebilden von den verschiedenartigsten Gestalten die chaotischen Entwickelungsstufen anderer Welten.

Auch der deutsche Astronom Schroeter in Lilienthal betheiligte sich mit Auszeichnung an dieser Anwendung von Hohlspiegeln, indem er besonders auf dem Monde und auf den Planeten eine Menge interessanter Details erforschte.

Von dem Anfang des 19. Jahrhunderts an übernahm sodann Deutschland die Führung in der Vervollkommnung der Fernröhre, und zwar, von dem Spiegelfernrohr wieder abgehend, die weitere Verbesserung des Linsenfernrohrs. Das Genie Frauenhofers, auf den Wegen Newtons, Eulers, Dollonds fortschreitend, begründete jetzt die Lehre von den Bilderzeugungen durch Linsensysteme und die Lehre von der Aufhebung der Farbenzerstreuung durch bedeutende experimentelle und theoretische Arbeiten auf strengwissenschaftlicher Grundlage und schuf eigentlich sozusagen das vollendete Fernrohr zum ersten Male im Geiste.

Auch die Fabrikation optischen Glases nahm durch Frauenhofer einen unge-

ahnten Aufschwung. München wurde durch ihn und durch eine Anzahl von bedeutenden Mechanikern, die sich schon am Anfang des Jahrhunderts dort aufgethan hatten, der Mittelpunkt der astronomischen Technik. Diese Stellung hat, wenigstens in optischen Leistungen, München bis jetzt festgehalten; noch bis vor kurzem war es der unerreicht dastehende Ausgangspunkt von trefflichen Linsen-Fernröhren, mit denen allmählich fast alle großen Sternwarten der Erde ausgerüstet wurden.

Inzwischen war aber auch England, seinen Traditionen folgend, in der Anfertigung der Spiegel-Fernröhre noch über Herschel hinausgegangen, und der anregende und befruchtende Streit zwischen den Vorzügen dieser beiden Haupttypen des Fernrohrs ist auch noch gegenwärtig im Gange.

Erst innerhalb der letzten Jahrzehnte sind auch außerhalb Münchens bedeutendere Linsen-Fernröhre entstanden. Von der Frauenhoferschen Glasfabrikation ausgehend, hat sich die Kenntniß einzelner wichtiger Geheimnisse dieses Zweiges der Präcisions-Technik auf einen oder zwei Wegen von wenig bekanntem Verlauf nach Paris und nach Birmingham übertragen, und diese Fabrikationen haben in letzter Zeit einen großen Aufschwung genommen, durch welchen im Verein mit bedeutenden englischen und nordamerikanischen Mechanikern und Optikern Münchens Leistungen mindestens erreicht worden sind.

Nachdem man es in den Spiegel-Fernröhren in England bis zu Hohlspiegeln von etwa 2 Meter Durchmesser gebracht hatte, welche in ihren Brennpunkten wahre Ströme von Licht sammeln — leider oft zuviel Licht bei zu wenig Anordnung und Klarheit in seiner Vertheilung und Konzentrirung — ist man jetzt auch in den Linsen-Fernröhren zu enormen Dimensionen der Gläser fortgeschritten. Schon sind aus Pariser Glasquellen bei Clark (Boston) Fernröhre in Arbeit, deren, dem Himmel zuzuwendende Augenfläche 70—80 Centimeter im Durchmesser hat, und deren Länge dementsprechend 10 Meter und mehr beträgt; ja man denkt bereits an Linsen mit einer Oeffnungsweite von 1 Meter Durchmesser. Nordamerika, Frankreich, Rußland, England, Oesterreich, Italien wetteifern in der Anschaffung und Aufstellung solcher Riesenfernröhre. Hat doch unser deutscher Landsmann Lick in Californien mit den großen Geldmitteln, die er für wissenschaftliche Zwecke ausgesetzt hat, auch eine Sternwarte dotirt und für diese ausdrücklich ein Riesenfernrohr stipulirt, welches seines Gleichen nicht haben sollte, und für das nun Glasfabrikanten und Optiker ihre höchsten Kräfte anspannen.

Auch Deutschland hat in seiner neuesten und mit den vollkommensten Mitteln der astronomischen Technik in glänzender Weise ausgerüsteten Sternwarte zu Straßburg ein Fernrohr ersten Ranges von einem halben Meter Oeffnung aufgestellt, welches aus den Händen von Frauenhofers Nachfolger Merz in München hervorgegangen ist. Und auch andere deutsche Sternwarten werden in dem unumgänglichen Wettkampfe nicht umhin können, sich demnächst in entsprechender Weise auszurüsten, wenn es nicht bald gelingt, in der Behandlung dieses großen Problems ähnliche Fortschritte zu verwirklichen, wie sie um die Mitte des 18. Jahrhunderts und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts dazu führten, mit viel geringeren Dimensionen der Apparate viel tiefer in das Wesen der Himmelserscheinungen einzudringen,

als die bis zu zwanzig Meter langen Fernröhre des 17. Jahrhunderts vermocht hatten.

Welche Schwierigkeiten in dieser Beziehung vorliegen, und welche Bedenken und Grenzen sich andrerseits einer weitergehenden Steigerung der bloßen Dimensionen der Fernröhre entgegenstellen, welche Leistungen endlich die mächtigsten Instrumente dieser Art zur Zeit aufweisen, will ich einer spätern Darlegung vorbehalten.

Es leuchtet ein, daß es vollkommen berechtigt, ja nothwendig ist, die Vervollkommnung der Leistungen solcher Apparate auch in der größtmöglichen Steigerung ihrer Dimensionen zu suchen, so lange Verbesserungen anderer Art nicht gelingen.

Die Entwickelungsgeschichte, sowohl die oben skizzirte der Fernröhre, als auch diejenige anderer Apparate, läßt aber erkennen, daß die Annäherung an gewisse Grenzen, welche den Dimensionssteigerungen gesetzt sind, nur eine vorübergehende Phase der Entwickelung ist, und daß, wenn es sich darum handelt, im „kleinsten Punkt die größte Kraft" zu sammeln, womit der Dichter so treffend die Tendenz der menschlichen Erkenntniß bezeichnet, die Verfeinerung des Gefüges und der Wirkungsweise der kleinsten Theile von viel entscheidenderer Bedeutung ist, als die Richtung auf das Kolossale.

Ueber das Eigenartige morgenländischer Dichtung.

Von

Friedrich Bodenstedt.

Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß die Araber, nachdem sie durch das Schwert des Islam ein neues Weltreich gegründet und als Erforscher und Lehrer griechischer Wissenschaft durch Geistesbildung Jahrhunderte lang allen Völkern vorangeleuchtet, doch dem Einflusse altgriechischer Poesie ganz unzugänglich geblieben sind.

Dasselbe gilt von den Persern, welche, nach meinem Dafürhalten, an poetischer Bedeutung die Araber so weit überragen, als sie ihnen in kriegerischer Tüchtigkeit nachstehen. Ueberhaupt waren, wie sich bei näherer Forschung immer mehr herausstellt, die Perser, seit ihrer Unterwerfung unter den Islam, der eigentliche Sauerteig beim Aufgehen des arabischen Geistes. Ihre Gelehrten mußten sich der herrschenden Sprache bedienen, um zu Geltung und Ansehen zu gelangen, und nach ihrem Ursprung wurde dann nicht weiter gefragt.

Griechische und syrische Aerzte waren sowohl an den Höfen der Chalifen, wie in den Städten des Reichs die ersten Erwecker und Vermittler einer arabischen Literatur, welche in ihren Anfängen den Griechen ihr Bestes verdankte, aber bald zu so eigenartiger und fruchtbarer Entwickelung gelangte, daß die Araber Jahrhunderte hindurch an der Spitze der Culturvölker standen.

Erst mit dem sechsten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung begann die Schreibekunst in Arabien und von der Zeit an bis zum Auftreten des Propheten

entstanden alle gepriesenen Meisterstücke der vorislamitischen Poesie, welche unter der Bezeichnung Moallakat — Preisgesänge, die aus dichterischen Kämpfen siegreich hervorgegangen, mit goldenen Buchstaben geschrieben, in der Kaaba zu Mekka aufgehängt wurden, wie die Sage geht — allgemein bekannt sind.

Die spätere Poesie hat nichts Besseres aufzuweisen, als diese Preisgesänge, von denen Goethe sagt: „sie deuten auf eine wandernde, heerdenreiche, kriegerische Nation, durch den Wechselstreit mehrerer Stämme innerlich beunruhigt. Dargestellt sind: festeste Anhänglichkeit an Stammgenossen, Ehrbegierde, Tapferkeit, unversöhnbare Racheluft, gemildert durch Liebestrauer, Wohlthätigkeit, Aufopferung, sämmtlich grenzenlos. Diese Dichtungen geben uns einen hinlänglichen Begriff von der hohen Bildung des Stammes der Koraischiten, aus welchem Muhammed selbst entsprang, ihnen aber eine düstere Religionshülle überwarf, und jede Aussicht auf reinere Fortschritte zu verhüllen wußte."

Muhammed hat das große Wunder vollbracht, durch seine Lehre die Schwerter und Lanzen seiner Gläubigen, welche früher feindlich gegen einander gekehrt waren, in unglaublich kurzer Zeit einem großen gemeinsamen Zwecke dienstbar zu machen; hunderte von kriegerischen Nomadenstämmen, deren jeder in altherkömmlicher Abgeschlossenheit eine kleine Welt für sich bildete, zu so festgefügter Einigung zu bringen, daß ihrem Andrange bald die mächtigsten Reiche erlagen.

Die Worte des Propheten würden nicht von so zündender und nachhaltiger Wirkung gewesen sein, wenn er nicht selbst an eine göttliche Sendung und die Wahrheit seiner Offenbarungen geglaubt hätte. Erst in den Kämpfen und Wirren des durch ihn herbeigeführten Umschwungs ließ er sich durch die Macht der Ereignisse auf Bahnen treiben, die ihn zum Straucheln brachten und zwangen, durch trügerische Mittel und schlaue Berechnung zu vollenden, was er im Sturme der Begeisterung begonnen hatte. In den Suren des Koran offenbart sich der Wechsel seiner Stimmungen, Einflüsse und Bekehrungsmittel. Der mit Feuerzungen redende Dichter ist bei ihm vom Glaubenslehrer und Helden nicht zu trennen, aber bald tritt die eine, bald die andere Seite seines Wesens mehr in den Vordergrund. Ihres poetischen Gewandes entkleidet würde seine Lehre, deren nackter Inhalt nichts bietet als ein unverdautes Gemisch verschiedener Religionsvorstellungen, keine Menschenseele gerührt haben.

Eine Literatur in Prosa gab es vor Muhammed unter den Arabern überhaupt nicht; was des Volkes Herz bewegen sollte, mußte poetische Hülle tragen. Alle Weisheitslehren, Lebensregeln und Sittensprüche mußten ihren Werth durch Vers und Reim beglaubigen, um Gehör zu finden. Der Moallaka-Dichter Soheir erntete den höchsten Ruhm bei den arabischen Kunstrichtern dadurch, daß er den meisten Sinn in die wenigsten Worte zu legen verstand.

Von Lebid, dem letzten Moallaka-Dichter, der in hohem Alter den aufgehenden Glanz Muhammeds noch erlebte, wird berichtet, daß er sein Preisgedicht von der Mauer der Kaaba heruntergerissen habe, als er des Propheten Suren vernommen.

Bis dahin war die Poesie bei den Arabern eine mit allgemeiner Liebhaberei

geübte Kunst ohne bedeutenden Inhalt gewesen. Unverkennbar beziehen sich die meisten Gedichte auf alltäglich in der Wüste vorkommende Erlebnisse, welche nur durch die mehr oder minder kunstvolle Art ihrer Schilderung Antheil und Wohlgefallen erwecken. Auf tadellos gefügte Verse und reine Reime wurde bei allen Stämmen der Wüste, soweit unsere Kunde zurückreicht, immer großes Gewicht legt. So erhielt schon vor dem Bekanntwerden der Schreibekunst die arabische Sprache eine Einheit der Ausbildung, welche sie für berufene Dichter zu einem höchst gefügigen Werkzeug machte, aber auch Anderen das Versemachen sehr erleichterte.

Hammer-Purgstall, der Bahnbrecher zu den literarischen Schätzen des Orients, weist in seiner Literatur-Geschichte der Araber darauf hin, daß poetische Talente besonders unter denjenigen Stämmen sich hervorgethan haben, welche Ibn Chaldun als mit Fremden vermischt bezeichnet hat, während diejenigen Stämme, deren Stolz ihre reine Abstammung war, weniger geleistet. Daran schließt sich die Bemerkung, daß in jenen ältesten Zeiten das Hauptverdienst um das geistige Leben, als dessen höchster Ausdruck die Dichtung galt, auch den in der gesellschaftlichen Gliederung höchstgestellten Personen zufiel, nämlich den Häuptlingen der Stämme, die freier waren von den Sorgen des Erwerbs und den Plagen des Lebens und es daher für eine Ehrenpflicht hielten, Kunst und Wissen zu pflegen.

Viele kleine Fürsten zählen unter den frühesten Weisen und Dichtern, darunter sechs Könige von Hire und eine Menge Stammhäupter in Syrien. Was das Beduinenleben in der Wüste bot, wurde mit Innigkeit erfaßt und mit glühenden Farben geschildert. Die Bilder sind der Natur entnommen, oft in prächtiger Beleuchtung, oft wundervoll sinnig, doch meist bleibt die Beleuchtung die Hauptsache, da sie allein durch ihren Wechsel den sich tausendfach wiederholenden Bildern neuen Reiz verleihen kann.

Die Liederquellen springen zwar häufiger in der Wüste als die Wasserquellen, aber sie vereinigen sich so wenig wie diese zu Bächen und Flüssen. Die Dichter zählen nach Tausenden (Hammer führt uns in seiner Literaturgeschichte der Araber bis zur Mitte des XI. Jahrhunderts 5218 Lehrer, Dichter und Schriftsteller vor), ihre Fruchtbarkeit ist erstaunlich, aber ihre Früchte fallen nicht schwer ins Gewicht, wenn man absieht von dem Reize, den sie für den Araber haben, der mit ihnen aufgewachsen ist und schon von ihrem bloßen Klange berauscht wird — kurz, wenn man sie nach der poetischen Wirkung bemißt, die sie auf uns machen. Ein lyrischer Grundton geht durch alle und läßt die meisten über eine gewisse Dürftigkeit des Inhalts nicht hinauskommen. Sie singen zwar von mancherlei, wie Liebe, Trauer, Ruhm, Freiheit, Blutrache, Tapferkeit, List, Gastfreundschaft und Freigebigkeit, allein gar zu häufig in denselben Weisen und mit eitler Selbstbespiegelung. Am meisten sprechen die Betrachtungen an, welche die Dichter beim Ausdruck ihrer Empfindungen und Erinnerungen in Lust und Leid über ihr eigenes Schicksal anstellen. Doch wird man selten mit einem befriedigenden Eindruck entlassen, da die Werke der Dichter mit ihrer Lebensgeschichte so eng zusammenhängen, daß sie erst durch genaue Kenntniß derselben ganz verständlich werden.

Aus der engen Begrenzung des Inhalts erklärt sich auch der geringe Umfang der meisten Gedichte. Je länger sie ausgesponnen werden, desto ungenießbarer erscheinen sie in der gewöhnlich sprunghaften Weise ihres Vortrags, der Alles, was wir Disposition und Komposition nennen, außer Acht läßt, da an eine Kasside (längeres Gedicht) keine andere Forderung gestellt wird, als daß sie stets genau dasselbe Versmaß und denselben Reim durchführen muß. Entschädigt wird man in den besseren Kassiden für den Mangel an innerem Zusammenhange und gegliedertem Aufbau durch mancherlei schöne Einzelheiten: lebensvoll zur Anschauung gebrachte, großartige Naturbilder, wilde Kampfscenen und verwegene Abenteuer wechseln ab mit farbenreich, bis in's feinste ausgeführten Schilderungen des Kameels, des Pferdes, der Gazelle und anderer Thiere der Wüste. Vielleicht ist bei keinem anderen Volke die Schärfe des Auges und die poetische Empfänglichkeit für Alles, was in den Kreis seiner Beobachtung fällt, so fein ausgebildet wie bei den Arabern, aber ihr Blick reicht nicht weit, nicht über die Grenzen der Wüste hinaus, und das Beste, was sie innerhalb dieser Grenzen finden konnten, ist in ihrem besten Spruche der Weisheit geschildert, den ich so verdeutscht habe:

Das Paradies der Erde
Liegt auf dem Rücken der Pferde,
In der Gesundheit des Leibes
Und am Busen des Weibes.

Durch den Koran erhielt die arabische Literatur ihr erstes Werk von monumentaler Bedeutung und von so mächtig zündender, soweit reichender und so nachhaltiger Wirkung, wie nie ein anderes Buch auf die Menge hervorgebracht hat, selbst die Bibel nicht, obgleich ihr der Koran das Beste seines Inhalts verdankt.

Aber die Bibel, wie hoch sie immer in allen Stücken über dem Koran stehen mag, ist ein Sammelwerk, im Laufe vieler Jahrhunderte entstanden, daher ohne einheitliches Gepräge, ehrwürdig durch ihr Alter, aber ungleichartig in ihrer Wirkung, während der Koran das Werk eines einzigen gewaltigen Feuerkopfes ist, der alles Ueberkommene, soweit es ihm zugänglich gewesen, in sich umgeschmolzen und neugestaltet hat, um unmittelbar auf das lebende Geschlecht damit zu wirken und durch dieses auf die nachwachsenden Geschlechter. Beides ist ihm gelungen, weil er wirklich eine groß angelegte Natur, ein ursprünglicher Mensch, mit tief religiösen Bedürfnissen war, der Gott suchte und fand und, als er ihn gefunden, ihn auch seinem Volke offenbaren mußte. Indem Muhammed seit der Nacht des geheimnißvollen Rathschlusses (611) im Namen des Himmels sein Wort aussprach, hielt er sich selbst in Wahrheit für einen auserwählten Offenbarer des einigen Gottes, zu welchem er den Blick seines Volkes erheben wollte, um es aus seiner Zersplitterung und von seinem Götzendienst zu erlösen und im neuen Glauben zu einigen. Diesem Volke, dessen ganzes Wissen in Liedern und Sprüchen bestand, konnte die neue Lehre auch nur in poetischer Hülle zugänglich gemacht werden, und wenn Muhammed, wie er das oft gethan, gegen die Dichter eiferte, so galt das nur dem, in seinem Augen, nichtigen Inhalt ihrer Reime und entsprang dem Gefühle

eigener Ueberlegenheit. Er hatte dem Volke andere Dinge zu offenbaren als in Verse gebrachte Liebesseufzer, Abenteuer und Eitelkeiten, die nur dienen konnten, den Blick von den großen Aufgaben des Lebens abzuziehen und kleinliche Selbstgenügsamkeit zu nähren. Aber indem er der Menge zumuthete, von allen ihr seit Alters liebgewordenen Erbärmlichkeiten des Alltagslebens aufzuräumen, mußte er ihr Besseres bieten, und das that er in seinen Hinweisungen auf ein Paradies, dessen ewige Freuden durch Glauben und Kampf zu erringen waren. Auf den Kampf mußte er besonderen Werth legen bei einem frischen, kecken, streitlustigen Volke, das von jeher in seinen Pferden und Waffen sein kostbarstes Besitzthum sah. Das Volk von Kriegern war schon lange vor ihm da, aber konnte nur durch schwere Kämpfe für ihn gewonnen werden. Er selbst hatte schwere innere Kämpfe zu bestehen, bis er sich, in schon vorgerücktem Alter, klar über seine Sendung wurde und hervortrat, um auch andern zu verkünden, was ihm als die höchste Wahrheit galt. Mißerfolge entmuthigten ihn nicht, Menschenfurcht kannte er nicht, und so oft man seiner Lehre mit dem Schwerte entgegentrat, griff er auch zum Schwerte und kämpfte, bis er Sieger blieb.

Zwischen der Hedschra und dem Tode Muhammed's liegen nur zehn Jahre, und doch war schon, bevor er die Augen schloß, fast ganz Arabien seiner Lehre zugethan.

Von dem Einfluß dieser Lehre auf die arabische Poesie kann erst die Rede sein nach einer kurzen Hinweisung auf ihre wunderbar rasche Ausdehnung über drei Welttheile.

Auf Muhammed folgte dessen Schwiegervater Abu Bekr, der aber schon im zweiten Jahre seines Regiments starb und das Chalifat Omar I. hinterließ. Dieser unterwarf in schnellem Siegeslaufe ganz Syrien, erbaute auf der Stätte, wo einst der Tempel Salomo's gestanden, eine Moschee, eroberte Egypten, Mesopotamien, Medien und das gewaltige Perserreich, desgleichen Barka, Tripolis und Sabra und hinterließ, als er nach zehnjähriger Herrschaft durch die Hand eines Meuchelmörders fiel, das schon zu so gewaltiger Macht angewachsene Reich dem schwachen Othman, der die Herrschaft seinen Statthaltern überließ, aber sich das große Verdienst erwarb, die schon von Abu Bekr begonnene Sammlung und Sichtung der zerstreuten Suren des Koran zu vollenden. Er fiel (659) durch Meuchelmord als ein Opfer des Hasses, den er bei Vielen erweckt hatte durch seine Ungerechtigkeit und die Art, wie er sich in seiner Herrscherwürde spreizte im Gegensatz zu dem schlichten demüthigen Auftreten seiner Vorgänger, die auf dem Gipfel ihrer Macht so einfach und bedürfnißlos lebten, wie die geringsten ihrer Kampfgenossen

Von Omar, dem eigentlichen Ordner und Gesetzgeber des Reichs, wird berichtet, er habe als Chalif ein schäbiges Gewand getragen, das er öfters selbst geflickt, und Gerstenbrod, Oliven und Wasser seien seine tägliche Nahrung gewesen. „Die irdischen Güter," pflegte er zu sagen, „werden uns von Gott zur Befriedigung unserer nothwendigen Bedürfnisse gegeben, nicht aber zur Belohnung unserer Tugenden; diese gehört einer anderen Welt an." Als er einst mit seinen Kriegern in eine Gegend kam, wo er in der Jugend die Heerde gehütet hatte, gedachte er

mitten im Gefühle seiner Prophetenwürde jener Tage und sagte zu seinen Begleitern: „Gott ist allmächtig und giebt Jedem, was er für gut hält. Einst habe ich auf den Triften dieses Thales in wollenem Kittel die Kameele meines strengen und harten Vaters geweidet, der mich oft, auch wenn ich ganz schuldlos war, mit Fasten und Schlägen strafte; jetzt aber bin ich so hoch gestiegen, daß Niemand steht zwischen Gott und mir."

Solche Beispiele wirkten gewaltig auf die Gläubigen und trugen mehr zur Verbreitung des neuen Glaubens bei, als die schärfsten theologischen Beweise seiner Wahrheit vermocht hätten.

Der hervorragendste unter Omar's Feldherrn war Moawia, Statthalter von Damaskus, der auch unter Othman in dieser Stellung blieb, nach dessen Ermordung Ali, der von Muhammed an Kindesstatt angenommen worden war, und außerdem als Vetter und Schwiegersohn des Propheten die meisten Ansprüche hatte, dessen Nachfolger zu werden, zum Chalifen ausgerufen wurde. Moawia aber lehnte sich im Bunde mit Aïscha, der Wittwe des Propheten, gegen Ali auf, und dieser fiel, nach vielen, meistens siegreich bestandenen Kämpfen, durch Meuchelmord (661). Der herrschsüchtige Moawia ward sein Nachfolger, machte das Chalifat in seiner Familie erblich und gründete die Dynastie der Omejjaden.

Doch blieb eine mächtige Gegenpartei fortbestehen, welche sich der Macht der vollendeten Thatsachen nicht beugen wollte, die drei ersten Chalifen für Betrüger und Usurpatoren erklärte und in Ali, dem Lieblinge und nächsten Verwandten des Propheten, dessen einzig rechtmäßigen Nachfolger erkannte. Muhammed war gestorben, ohne einen Nachfolger bestimmt zu haben, aber es ging von ihm das Wort um: „Ich bin die Stadt des Wissens und Ali ist das Thor dazu."

Noch heute werden von den Schiiten (den Anhängern Ali's) Abu Bekr, Omar und Othman unter den Chalifen nicht mitgezählt: auf Muhammed folgt bei ihnen unmittelbar Ali, dem sie eine fast göttliche Verehrung weihen.

Wenn hier über die Kluft, welche seit den Tagen Ali's zwischen den Schiiten und Sunniten gähnt, ein paar erläuternde Worte gesagt werden, so geschieht sie nur, weil sie auch poetische Scheidelinien zieht.

Das Verhältniß der Sunniten zu den Schiiten ist in den Ländern des Islam so ziemlich dasselbe wie das Verhältniß der orthodox-römischen Katholiken zu den Protestanten und Sektirern in den Ländern des Christenthums.

Die Sunniten glauben nicht nur an den Koran, sondern auch an die Sunna, d. h. die mündliche Ueberlieferung derjenigen Aussprüche, Lebensregeln und Handlungen des Propheten, welche nicht im Koran verzeichnet stehen, aber von den wahren Gläubigen ebenso heilig gehalten werden, wie das unfehlbare Buch, dem sie zur Ergänzung und zur Ausgleichung seiner Widersprüche dienen sollen. Da aber die Ueberlieferung (Hadis) weder zu beschränken, noch in ursprünglicher Reinheit zu erhalten war und bald selbst von Widersprüchen und Ungeheuerlichkeiten wimmelte, so mußten wiederholt Läuterungsprozesse damit vorgenommen werden, die zu schriftlichen Aufzeichnungen führten, welche sich neben dem Koran als vornehmste Religionsquelle für die Sunniten behauptet haben. Die Sunniten

bilden die weitaus überwiegende Mehrzahl der Muhammedaner; Schiiten sind heute fast nur noch in den Tatarenländern und besonders in Persien zu finden, wo durch Schah Ismael (1520) ihre Partei zur herrschenden wurde. Zu hervorragender politischer Bedeutung haben sie sich nicht wieder aufschwingen können, aber Ali's Geist lebt in ihnen fort, genährt durch seine eigenen — oder ihm zugeschriebenen — Sprüche, welche in der vortrefflichen Ausgabe unseres großen Orientalisten Fleischer 1837 in Leipzig arabisch und persisch gedruckt erschienen sind.

Zu Ali's Grabe, bei Kufa, werden noch immer Wallfahrten unternommen, desgleichen zu dem Grabe seines Sohnes Hussein, welcher (682) in der Schlacht bei Kerbela fiel und dessen Todestag alljährlich als Hauptfest der Schiiten gefeiert wird.

Schon wenige Jahrzehnte nach Hussein's Tode hatten die Araber ihre Macht, ihre Sprache und ihren Glauben über drei Welttheile ausgebreitet: in Asien drangen sie bis nach Delhi vor; in Nordafrika vollendeten sie die Unterwerfung der Mauren und nach der Schlacht von Xeres de la Frontera setzten sie sich in Spanien fest.

Von Okba, einem Feldherrn des Chalifen Moawia, wird berichtet, daß er der erste gewesen sei, der auf den Eroberungszügen durch Nordafrika bis an die Küste des atlantischen Ozeans gelangte. Dort angekommen, soll er in das Meer hineingeritten sein, bis das Wasser seinem Pferde an den Hals reichte, wonach er umgekehrt mit dem Ausruf: „Gott, du bist mein Zeuge, daß ich nicht weiter kann! Wenn das Meer mir nicht eine Grenze setzte, so würde ich nicht rasten, bis ich alle Völker der Erde deinen Geboten unterworfen hätte."

Der erfindungsreichste Geist könnte nichts ersinnen, was die Glaubensthaten und Abenteuer der Araber aus jener Zeit überträfe, aber einen ebenbürtigen poetischen Ausdruck dafür haben sie nicht gefunden. Wie ihre ersten Chalifen und Feldherrn inmitten aller Pracht und Herrlichkeit der Länder, wohin ihre Eroberungszüge sie führten, ihrer schlichten, fast dürftigen Tracht und Lebensweise treu blieben, so erhielt sich auch die Dichtung noch ziemlich lange in ihren herkömmlichen Geleisen, und als sie aus diesen durch den Koran herausgedrängt wurde, geschah das nicht zu ihrem Vortheil. Denn was nicht im Einklang mit dem Koran stand, galt als sündhaft, und was im Geiste des Koran geschrieben wurde, galt als überflüssig.

So lange Muhammed lebte, fand er Gegner und unter ihnen solche, die ihm an Wissen weit überlegen waren, wie der Dichter Omeije Ben Ebissalt, der sich selbst für einen Propheten hielt, ein Kenner der heiligen Schriften der Hebräer war und es wagen durfte, den Sohn Abdallah's der gröbsten Unwissenheit zu zeihen. Aber Omeije starb schon 623.

Nach Muhammed's Tode durfte Niemand mehr ungestraft wagen, an seiner Lehre zu rütteln, oder auch nur zu bezweifeln, daß der Koran als Buch der Bücher, zugleich das erhabenste poetische Kunstwerk sei. Damit war das Schicksal der arabischen Poesie gewissermaßen besiegelt; denn wie hoch man den Koran auch

in seiner welthistorischen Bedeutung stellen möge: an Formlosigkeit kann er nicht überboten werden.

Wenn man einen Preis darauf setzte, ein poetisches Werk ausfindig zu machen, in welchem das denkbar wirrste Durcheinander herrschte, so müßte der Koran den Preis gewinnen. In der Reihenfolge seiner hundert und vierzehn Suren, von sehr ungleichartigem Umfang, ist keine Spur von logischer oder auch nur chronologischer Anordnung zu finden. Die Sprache erhebt sich oft zu hochpoetischem Schwunge und läßt dabei auch Verse und Reime vernehmen, aber nicht in herkömmlich gemessenen Weisen. Die alten Formen sind gesprengt und keine neuen mustergültigen dafür an die Stelle getreten. Was der Koran in Ausbrüchen des Zornes oder der Begeisterung Großes enthält, läßt sich nicht nachahmen, sondern wirkt wie Donner und Blitz aus Wetterwolken — was er aber außerdem enthält, ist für einen Abendländer schwer verdaulich, weil es jedem einigermaßen Bibelkundigen wenig Neues bietet und in einer Ausdrucksweise geschrieben ist, welche man im Gegensatz zu den eingestreuten Versen als Prosa bezeichnen kann. In Betreff des Inhalts hat Geiger („Ueber die jüdischen Quellen des Koran." Bonn 1832) klar nachgewiesen, wieviel der Koran aus der Bibel nach der späteren jüdischen Tradition entlehnt hat, und in Betreff der Form bedarf es für einen einigermaßen geschulten deutschen Leser des Koran kaum des Nachweises, daß er — nach unserem Geschmack — weder in gebundener noch ungebundener Rede als mustergültig betrachtet werden kann.

Anders ist es mit den Arabern, deren Geschmack sich nicht unter dem Einfluß griechischer und römischer Muster entwickelt hat, wie der aller europäischen Kulturvölker. Der Koran war ihr erstes Buch und ist es, in jedem Sinne des Wortes, bis heute geblieben, aber gewiß nicht zum Segen der arabischen Poesie, die neben dem gewaltigen Buche wenig mehr zu bedeuten hatte, da ihr schon von vornherein jeder große Hintergrund fehlte, sowie auch die Fähigkeit, sich fremden Elementen zu öffnen, um neue Lebenskraft und einen weiteren Horizont durch sie zu gewinnen. Wohl war es den Arabern, wie vor ihnen den Griechen vergönnt, sich rein aus sich selbst, aus der ursprünglichen Triebkraft ihres nationalen Geistes allein zu entwickeln, allein dieser nationale Geist konnte weder aus dem Born einer erhabenen Welt- oder Naturanschauung, noch aus mythischen Sagenquellen schöpfen, da ihm Beides fehlte, weil er von jeher, im Leben wie im Liede, einer Zersplitterung zuneigte, die keine größeren Kreise aufkommen ließ, als Stämme, die einander bekämpften. Als dann der Koran zum einigenden Mittelpunkte dieser Stämme wurde, zerschmolz an seinem Feuer ihre poetische Eigenart. War früher jeder Stammesangehörige dem andern gleich in Freiheit der Bewegung, so verlor bei der neuen Gestaltung der Dinge das Individuum, der Mensch als Mensch, völlig seine Bedeutung. Er war nicht mehr ein unabhängiger Krieger und Jäger, der auf eigene Faust, oder im freien Anschluß an verwegene Stammesgenossen, Raub-, Rache- und Jagdzüge unternehmen konnte: er stand fortan im Dienste einer höheren Macht, der er sich blindlings unterwerfen mußte, mit völliger Abwendung von Allem, was ihm bis dahin das Leben theuer und überhaupt lebens-

werth gemacht. Denn das Leben auf Erden sollte für ihn fortan keinen andern Werth haben, als geopfert zu werden im Kampfe gegen die Ungläubigen, um die Freuden des Paradieses dafür zu gewinnen.

So erwies sich der Islam als eine beispiellos gewaltige Macht in äußerer Kraftentfaltung, aber zugleich als ein gewaltiges Hemmniß freier geistiger Entwickelung. Denn die Zeit war dem Gläubigen nicht mehr ein freies Eigenthum, über welches er nach Belieben verfügen konnte: sie mußte zum Dienste des Göttlichen verwendet werden. Nicht bloß alle Gedankenkreise, sondern auch alle körperlichen Verrichtungen bis auf's Essen, Trinken und Waschen herab, waren genau vorgeschrieben, und über die genaue Befolgung dieser Vorschriften wurde peinlich gewacht. Das ganze Leben wurde durch den Koran geregelt, dessen Inhalt genau kennen zu lernen, als Hauptaufgabe des Lebens galt, und zugleich der sicherste Weg, um zu Ansehen und Ehren zu gelangen.

Aber da im Koran Gott sich selbst durch seinen Propheten offenbarte, und zwar nicht bloß in seinen göttlichen Eigenschaften und Werken, sondern auch als Dichter, Gesetzgeber und Moralprediger, so war damit ein für allemal das Höchste gegeben, was in arabischer Literatur geleistet werden konnte oder durfte. Im Besitz dieses Höchsten, welches ganz kennen zu lernen das Leben der meisten Gläubigen nicht ausreichte, mußte den Arabern alles Große, was ihnen auf ihren Eroberungszügen in die Augen fiel, als nichtig erscheinen, ja, ihre eigenen Heldenthaten hatten für sie keinen andern Werth, als der Verbreitung des wahren Glaubens zu dienen.

So erklärt sich's, daß sie durch ihren Glauben, dem sie treuer anhingen, als je ein christliches Volk dem seinigen, gegen alle Einflüsse gefeit blieben, welche sonst hätten ihren poetisch empfänglichen Geist befruchten müssen.

Welchen Eindruck mußten auf die Wüstensöhne, die bis dahin unter Zelten gehaust hatten, allein die Riesenbauten der Länder machen, die sie als Sieger durchzogen! Die bloße Aufzählung ihrer abenteuerlichen Züge und oft ans Wunderbare grenzenden Thaten klingt wie das Inhaltsverzeichniß eines großen Heldengedichts. So die Unterwerfung eines dem persischen Reiche einverleibten christlich-arabischen Staats, dessen Mittelpunkt die in der Nähe des alten Babylon gelegene Stadt Hire bildet; die Kämpfe mit den Griechen in Syrien und Aegypten; die Eroberung von Damaskus, Antiochia, Baalbeck, Cäsarea, Jerusalem und Alexandria; die Unterwerfung des persischen Reichs, mit der damals noch wundersamen Pracht seiner großen Städte und besonders der Hauptstadt mit ihren zahllosen Kunstwerken, die auf den Eroberer nicht den geringsten Eindruck machten, weil der Koran die bildlichen Nachahmungen alles dessen untersagt, was lebendig aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. Dagegen erregten ihre Bewunderung die kostbaren Gewebe in der glänzenden Königsburg, dem sogenannten weißen Palaste, welchen Nuschirwan's Vater erbaut hatte und dessen Trümmer sich bis heute erhalten haben. Dort fanden sie im Hauptgemache einen Teppich von 300 Ellen Länge und 60 Ellen Breite, auf welchem ein Garten eingewirkt war, dessen Bäume, Blüthen und Früchte aus Edelsteinen bestanden. In der nahe bei Teheran ge-

legenen Stadt Rei sahen sie die ältesten heiligen Feuerstätten der Perser, deren ursprünglich so erhabener und reiner Lichtkultus zu jener Zeit schon ebenso entartet war wie das byzantinische Christenthum, aber noch in seinem Verfall schönere poetische Flammen nährte als der Islam zur Zeit seiner höchsten Blüthe, welche mit der fast achthundertjährigen Herrschaft der Araber in Spanien zusammenfällt.

Man hat von dieser Glanzepoche spanisch-arabischer Kultur viel Rühmens gemacht; sämmtliche Geschichtsbücher reden von dem außerordentlichen Flor, zu welchem neben fast allen Wissenschaften auch die Dichtkunst bei den muhammedanischen Spaniern gediehen sei, allein Beweise für diese Behauptungen waren in keiner einzigen der neueren europäischen Sprachen zu finden, bis Graf A. F. von Schack's bahnbrechendes Werk: „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien" (2. Aufl., Stuttgart bei Cotta, 1877) erschien als erster zuverlässiger Führer in ein allen Lesern, die nicht Orientalisten sind, vollständig unbekanntes Literaturgebiet. Graf Schack folgte den Spuren des großen holländischen Orientalisten Dozy, der durch seine Veröffentlichungen der wichtigsten arabischen Historiker im Urtext einen sicheren Grund für die Kenntniß des muhammedanischen Spanien gelegt hat.

Was nun dem Schack'schen Werke einen besonderen Werth und Reiz giebt, ist, daß der gelehrte Verfasser zugleich ein hervorragender Dichter ist und als solcher am besten befähigt war, in den vielen mitgetheilten Uebersetzungen das unserem Geschmack oft Widerstrebende der arabischen Bilder und Hyperbeln dem Genius unserer Sprache gemäß ausgleichend zu vermitteln, kurz: überall, wo es nöthig war, die poetische Treue über die wörtliche zu setzen. So zeigen sich denn die durch ihn eingeführten Versstücke immer von der besten Seite, wozu noch kommt, daß er ihnen auch einen passenden Rahmen und selbst seinen belehrenden Erklärungen einen poetischen Reiz zu geben weiß. Hier eine kleine Probe.

Viele der kleineren Versstücke erinnern in überraschender Weise an die improvisirten Seguidillas, welche allnächtlich vor den Balkonfenstern Spaniens zur Guitarre ertönen. So die folgenden:

1.

„Zum Mond am Himmel blick ich;
Er strahlte glanzerfüllt;
D'rauf von der Wolke ward er
In Schleier eingehüllt.

Denn als Dein holdes Antlitz
Ihm zu Gesichte kam,
Verbarg, von Deiner Schönheit
Besiegt, er sich vor Scham."

2.

„O Nacht des traurigen Verliebten, sage,
Erscheint Dein Morgen erst am jüngsten Tage?
Die Freunde, die mit ihm geplaudert, schlafen,
Und er ist ganz allein mit seiner Klage."

3.

„Mein Körper ist von Dir
Getrennt durch ferne Weite,
Doch meine Seele weilt
Noch stets an Deiner Seite.

Vor meinem Auge schwebt
Von Dir ein schwaches Bild
Und macht, daß immer ihm
Ein Thränenstrom entquillt."

In seinen Uebersetzungen stellt sich Schack unserem ehrwürdigen Friedrich Rückert, der ebenfalls in seltener Weise den Gelehrten mit dem Poeten verband, würdig zur Seite. Ich habe aus Rückert's zahlreichen Uebersetzungen und Nachdichtungen arabischer Poesie keine Proben angeführt, da ich sie als allgemein bekannt voraussetzen durfte. Sind doch aus seinen „Oestlichen Rosen", „Makamen des Hariri", „Hamasa, oder die ältesten arabischen Volkslieder" u. s. w. Proben in jeder Anthologie und Chrestomathie zu finden.

Näher als die arabische steht unserer Denk- und Empfindungsweise die Poesie der uns sprach- und stammverwandten Perser, die gleich in dem ersten Monument, das sie sich gesetzt, ein Werk geschaffen, desgleichen die ganze semitische Poesie nichts aufzuweisen hat.

Wie an der Schwelle der griechischen Literatur Homer steht und es für alle nachfolgenden Dichter keinen höheren Ruhm gab, als ihm zu gleichen, so steht an der Schwelle der persischen Literatur Firdussi, der mit Fug und Recht dem Herrscher, an dessen Hofe er den größten Theil seines Lebens zugebracht, schreiben durfte:

„O Schah! ein Werk ließ ich Dir zum Vermächtniß,
Das nie vergeht; als einziges Gedächtniß
Wird es von Dir auf Erden hinterbleiben,
Wenn man Dich selbst vergaß und all' Dein Treiben.
Durch Sonnenbrand und Regenguß zerfallen
Die Königsschlösser und die Tempelhallen,
Doch den gewaltigen Bau, den ich erhoben,
Versehrt nicht Regen, noch der Stürme Toben;
Solang die Welt besteht, die Jahre kreisen,
Wird, wer Verstand hat, meine Dichtung preisen."*)

Wen erinnern diese Verse aus Firdussi's gewaltiger, gegen Schah Mahmud gerichteter Satire nicht an ähnliche Aussprüche anderer, vorchristlicher wie nachchristlicher, großer Dichter, welche den Werken, die sie geschaffen, mit prophetischem Geiste den Stempel der Unvergänglichkeit aufdrückten! So Homer (Odyssee 8, 73 ff.), Horaz (Ode II, 20 und III, 30), Dante (Inferno 16, 66) und Shakespeare in seinen Sonetten, um nur einige Beispiele aus vielen anzuführen. Bei den orientalischen Dichtern ist ein mehr oder minder verblümter Ausdruck des Selbstgefühls ihres Werthes altherkömmlicher Brauch, besonders bei den Lyrikern, die dem Schluß eines jeden Ghasels ihren Namen einflechten, was wenigstens früher das einzige Mittel war, ihn nicht über den Gedichten vergessen zu lassen, welche meist einzeln in das Land hinausflogen und erst nach dem Tode ihrer Verfasser zu einem Divan vereinigt wurden. So wissen wir, daß selbst Hafis, der größte

*) Aus Schack's Uebersetzung in den „Heldensagen des Firdusi".

Lyriker des Morgenlandes, trotz ungewöhnlich langen Lebens, nicht dazu gekommen ist, eine Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten.

In Betreff des oft in naiver Weise vorkommenden Selbstlobs kann man sagen: daß ein Dichter, der nicht wirklich überzeugt ist, etwas Besonderes zu offenbaren, besser thun würde, zu schweigen. Irrt er sich in seiner Schätzung, so wird er bald vergessen werden über mächtiger wirkenden Geistern, deren Ansprüche auf Unsterblichkeit die Nachwelt anerkennt und bestätigt, wie sie das bereits seit mehr als achthundert Jahren bei Firdussi gethan, dem gewaltigsten unter den Dichtern des islamitischen Orients.

Nicht ohne Absicht habe ich einige Verspaare aus seiner berühmten Satire gegen Sultan Mahmud, den Gasnewiden, vorangestellt — ex ungue leonem — und Firdussi nennt sich selbst in seinem Gedicht einen Löwen, der nach Beute schnaubt. Sultan Mahmud war ebenfalls ein Löwe von ungewöhnlicher Art, und das Zusammenprallen der beiden Gewaltigen, die ein Menschenalter hindurch friedlich nebeneinander gelebt hatten, bietet mit seinem tragischen Ausgang ein Schauspiel von tieferschütternder Wirkung. Die Geschichte ist bekannt genug, auch schon vielfach von neueren Dichtern mehr oder minder glücklich bearbeitet, doch wirkt sie in der Urgestalt am mächtigsten, und ich muß sie hier wenigstens mit ein paar Strichen andeuten, um zu zeigen, wie die lebhafte Theilnahme, welche sie uns für den Dichter abzwingt, der noch in hohem Greisenalter, nahe an den Achtzigern, so gigantisch leidenschaftlicher Erregung und ebenbürtigen poetischen Ausdrucks fähig war, auch unser Interesse an seinem Schahnâme wesentlich erhöht. Denn indem wir den hochragenden Dichter, dem sich in unbeugsamer Männlichkeit nur ein Dante vergleichen läßt, in rücksichtsloser Entfesselung seiner Kraft gegenüber dem mächtigsten Herrscher seiner Zeit vor uns sehen, wie er im Leben war, werden wir erst recht inne, daß nur eine solche Kraft die ungeheuerlichen Sagenstoffe des alten Iran künstlerisch so bewältigen konnte, wie er es in seinem Schahnâme gethan.

Er hieß eigentlich Abul Kassim Mansur und erhielt seinen Dichternamen durch sein Werk, von dem er selbst sang, daß er die Welt zu einem Paradiese gemacht habe. Firdussi bedeutet der Paradiesische und zwar ist der Ursprung beider Wörter derselbe. Desgleichen bedeutet der Titel des Werkes „Schahnâme“ nichts anderes als der Name (d. h. hier „der gute Name“ oder das Lob) der Könige. So schlagen überall im persischen Text bekannte, nur mehr oder minder vermummte Worte an unser Ohr, als Zeugnisse uralter Verwandtschaft der persischen Sprache mit der unsrigen.

Der Dichter wurde um das Jahr 940 n. Chr zu Schadab, bei Tus in Chorassan geboren, erhielt eine gelehrte Erziehung und widmete sein ganzes Leben der Erforschung der iranischen Sage und ihrer poetischen Neugestaltung. Er war schon ein hoher Fünfziger und hatte bereits einen großen Theil seines Schahnâme vollendet, als Schah Mahmud den Thron bestieg, ein ebenso gewaltiger Kriegsherr wie begeisterter Freund der Dichtkunst und eifriger Sammler aller auf die Geschichte und Sage des Landes bezüglichen Materialien. Unter den Schriftgelehrten und Poeten, die er an seinen Hof zog, gewann am meisten Einfluß auf

ihn Anßari, der Dichterkönig genannt, welcher vom Schah den Auftrag erhalten hatte, die iranischen Heldensagen in einer großen Dichtung zusammenzufassen, aber Firdussis Verdienst ganz würdigend, diesen seinem Gebieter als den rechten Mann empfahl das große Werk auszuführen, wozu er schon einen mächtigen Grund gelegt. So kam, durch Anßaris Vermittlung, Firdussi an den Hof von Gasnin und trotz aller Ränke der übrigen Hofpoeten, welche, den überlegenen Dichter fürchtend, Anßaris Empfehlung zu kreuzen suchten, zur Bekanntschaft mit Schah Mahmud, der so entzückt von seinen Dichtungen war, daß er ihm für jedes Tausend von Doppelversen tausend Goldstücke auszuzahlen befahl. Firdussi aber sprach den Wunsch aus, erst nach Vollendung des Werkes die ganze Summe auf einmal zu erhalten, um sie zur Errichtung eines Kanaldammes auf seinem Gute bei Tus zu verwenden. Zwölf Jahre verlebte so in angestrengtestem Fleiß der Dichter am Hofe zu Gasnin, obwohl ihm der Aufenthalt vielfach getrübt wurde durch den Neid mißgünstiger Höflinge, die ihn auf alle Weise aus der Gunst des Herrschers zu verdrängen suchten, und es zuletzt auch durchsetzten, daß ihm der Lohn für sein 60,000 Doppelverse enthaltendes Werk, statt in den verheißenen Goldstücken, nur in ebensovielen Silbermünzen ausbezahlt wurde. Firdussi nahm eben ein Bad, als das Geld ankam, welches er unter die Badewärter vertheilte, um dann dem Schah zu melden: daß er nicht seiner Silberlinge wegen sein Schahnâme geschrieben habe. Der empörte Herrscher wollte ihn durch Elephanten zerstampfen lassen, nahm jedoch den Befehl zurück, als er etwas ruhiger geworden. Allein Firdussi traute dem Frieden nicht und entfloh aus Gasnin, nachdem er gegen den Schah jene schon erwähnte erbarmungslose Satire gerichtet, die auch wohl einen sanfteren Herrscher als den kriegegewaltigen Mahmud außer sich gebracht haben würde. Der Dichter fand Zuflucht beim Chalifen Kader Billah von Bagdad, an dessen Hof, mit hohen Ehren aufgenommen, er mehrere Kassiden in arabischer und ein größeres Gedicht, „Jussuf und Suleicha" in persischer Sprache schrieb. Aber Mahmud bedrohete, als er den Aufenthalt des Dichters beim Chalifen erfahren, diesen mit Krieg, wenn er ihn nicht ausliefere, worauf es Firdussi rathsam fand, sich freiwillig zurückzuziehen und Schutz beim Statthalter von Kuhistan zu suchen, der sichs freundschaftlich angelegen sein ließ, versöhnend auf Mahmud einzuwirken. In hohem Alter kehrte Firdussi in sein heimisches Tus zurück, wo er, eines Tages über den Basar gehend, ein Kind Verse aus seiner Satire singen hörte, die traurige Erinnerungen weckend, ihn so erschütterten, daß er in Ohnmacht fiel und kurz darauf, achtzig Jahre alt, starb.

Inzwischen war auch Mahmud zur Erkenntniß seines Unrechts gekommen, und in demselben Augenblick da Firdussis Leichenzug sich zum Thore hinausbewegte, langten Boten von Mahmud an, um dem Dichter die ihm schuldige Summe in Gold und ein Ehrenkleid zu bringen. Da er das Gold nicht mehr in Empfang nehmen konnte, bot man es seiner Tochter an, die es ausschlug. Der Sultan aber wollte das Gold nicht mehr zurücknehmen, und ließ es zu dem Kanalbau, zu welchem es Firdussi ursprünglich bestimmt hatte, und zu anderen gemeinnützigen Zwecken verwenden.

Man lese in Schacks meisterlicher Verdeutschung die den Sultan und seinen Hof bis ins Innerste treffende Satire ganz; man erwäge dabei, daß die Höflinge keine Gelegenheit verabsäumt haben werden um den lodernden Haß des Herrschers gegen den Dichter immer neu zu schüren, und man wird die Größe in Mahmuds Natur würdigen, die ihn, wenn auch spät zur Einsicht seines Unrechts trieb und ihn innerlich zwang es zu sühnen.

Einen ähnlichen Kampf entfesselter Leidenschaft zwischen Herrscher und Dichter hat die ganze Literaturgeschichte nicht aufzuweisen. Zwei großartig angelegte Naturen, die in gleichem Streben nach einem hohen Ziel sich glücklich zusammenfinden, werden durch den Oden mißgünstiger Geschöpfe niederer Art auseinandergeblasen, um sich als unversöhnliche Feinde gegenüberzustehen. Aber indem wir ihren Kampf, in welchem es an Schuld und Sühne auf beiden Seiten nicht fehlt, von seinem traurigen Ursprunge bis zu seinem tragischen Ende verfolgen, fühlen wir uns wie durch Zaubergewalt in jene ferne Zeit hineingetragen, und sehen Alles vor uns als ob wir es miterlebten. Wir lernen bis in die geheimsten Falten seiner Seele hinein den Dichter kennen, der das Schahnâme schrieb, und den Fürsten, für welchen er es schrieb. Wir erfahren genau, wie viel Jahre die Vollendung des Riesenwerks in Anspruch nahm, ja, wir können seinen Ursprung bis zu den Quellen verfolgen, aus welchen der Dichter schöpfte, und welche zu erschließen er erst das Pahlewi, die alte Sprache des westlichen Persien, studiren mußte. Kurz, wir haben hier das in aller Literaturgeschichte einzige Beispiel, die Genesis eines echten Epos, von seinen Uranfängen bis zu seiner Vollendung, in allen Phasen verfolgen zu können.

Hier ist also der unanfechtbare Beweis geliefert, daß ein einziger Dichter den ganzen Sagen- und Geschichtsstoff seines Volkes, wie er ihn theils aus mündlicher, theils aus schriftlicher Ueberlieferung in sich aufgenommen, nach festem Plane zu einem einheitlichen Kunstwerke gestaltet hat, welches, aus dem Dunkel vergangener Jahrhunderte bis in Zeiten führend, wo es in der Geschichte schon zu tagen beginnt, allen Anforderungen entspricht, die man an ein echtes Nationalepos stellen kann. Dieses Epos mit der Ilias — über welche der gelehrte Streit: ob Homer, ob Homeriden? noch immer nicht entschieden ist — oder mit unsern Nibelungen eingehend zu vergleichen, würde mich hier zu weit führen; nur so viel sei bemerkt: daß der epische Genius der Perser im Schahnâme seinen höchsten eigenartigen Ausdruck gefunden hat, wie der epische Genius der Griechen in der Ilias, weil beim Entstehen beider Werke alle günstigen Umstände zusammentrafen um Dichtungen hervorzubringen, die, aus lebendiger Ueberlieferung geschöpft, selbst wieder zu lebendiger Ueberlieferung geworden sind.

So lebt die iranische Heldensage, wie Firdussi ihr feste Gestalt gegeben, heute noch fort im Munde des Volks, das in diesem Ruhmesdenkmal seiner großen Vergangenheit Trost und Erhebung sieht inmitten der trostlosen Zustände seiner jammervollen Gegenwart. Wann aber hat unser Nibelungenlied je im Munde des Volkes gelebt? Es ist um ein paar Jahrhunderte jünger als das Schahnâme, und doch unserm Volke nur in Uebersetzungen verständlich, während sein Inhalt eine nahe Verwandtschaft mit der altpersischen Heldensage nicht verleugnen kann, welche

sich leicht aus der ursprünglichen Einheit des iranischen und germanischen Stammes erklärt.

Der älteste Cultus der Iranier, wie der ihrer arischen Stammesgenossen, war die Verehrung der Sonne und des Feuers als Symbole der Gottheit. Dieser Cultus, von welchem sich ja in unsern Volksbräuchen noch Spuren erhalten haben — ich erinnere hier nur an die Oster- und Johannisfeuer — bestand schon lange vor Zoroaster, an dessen Namen man ihn gewöhnlich knüpft, weil er ihn reformirte, und entwickelte sich zu einer besonderen Art Weltanschauung, wonach das All in ein Reich des Lichtes und der Finsterniß zerfällt; jenes von einem reinen, in Herrlichkeit thronenden Urwesen, Ormuzd, und das andere von dem in Finsterniß brütenden Ahriman, dem Urquell alles Bösen beherrscht. Dieser Dualismus lokalisirte sich in dem sonnigen Iran und dem nebelreichen rauhen Turan, und so bildet der ewige Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Tag und Nacht, zwischen Sommer und Winter den Kern und Mittelpunkt, um welchen sich die verschiedenen Sagenkreise der Könige und Heroen zu einem einzigen zusammengeschlossen haben, der im Schahnâme seinen monumentalen Ausdruck gefunden hat.

Wie Graf Schack in Deutschland der Erste gewesen ist, der uns einen tieferen Einblick in die Poesie der spanischen Araber ermöglicht hat, so verdanken wir ihm in Deutschland auch die erste nähere Bekanntschaft mit dem iranischen Epos. Sein schon in dritter Auflage erschienenes Werk: „Heldensagen des Firdussi in deutscher Nachbildung, nebst einer Einleitung" (Stuttgart, bei Cotta 1877) enthält nicht das ganze Schahnâme, dessen 60,000 Doppelwerke dem kritischen deutschen Leser, der nicht an so kolossale Dimensionen einer Dichtung gewöhnt ist, des Guten zu viel geworden wäre, sondern beschränkt sich weislich auf die Mittheilung der hervorragendsten Sagen, achtzehn an der Zahl, die auf drei Bände vertheilt sind. Der erste Band giebt nach der lehrreichen Einleitung — welche Geist, Wesen und Inhalt des Werkes eingehend schildert, den Zusammenhang der iranischen Heldensage mit dem Zoroastrischen Lichtcultus überzeugend nachweist, ihre ursprüngliche Heimat, ihr Alter und ihre historische Bedeutung durch gründliche Forschung festzustellen sucht und lebendig in das Schahnâme einführt — eine lichtvolle Uebersicht der Begebenheiten, welche dessen Inhalt bilden. Es umfaßt die Geschichte des iranischen und später persischen Reichs bis zu dessen Zerstörung durch die Araber und sondert sich in zwei Theile, wovon der erste die Königs- und Heldensage von Iran mit einer mythisch-symbolischen Einleitung, der andere eine sagenhafte Ueberlieferung der späteren persischen Geschichte von der Zeit der letzten Nachkommen des Darius Hystaspis bis zum Sturze der Sassaniden enthält.

Dieser Uebersicht folgt im ersten Bande Firdussi's schon erwähnte Satire gegen Sultan Mahmud und dann beginnen die Heldensagen, darin Hauptgestalten von übermenschlicher Kraft und Größe sind, wonach sich dann auch ihre Lebensdauer durch Jahrhunderte ausdehnt. Das Reich des Feridun hat fünfhundert Jahre gedauert, das des Sohrab gar tausend Jahre. Sohrab ist schon im zarten Knabenalter ein Held, der seinen eigenen Vater, den sonst unüberwindlichen Rustem, aus dem Sattel wirft, ohne zu wissen, mit wem er kämpfte. — Doch weiß uns

der Dichter durch die Macht seiner Darstellung alles noch so Wunderbare glaubwürdig zu machen. —

Ich lasse es bei diesen Andeutungen bewenden, welche nur dienen sollen, auf das vortreffliche Schack'sche Werk hinzuweisen, dessen Uebersetzungen sich lesen wie Originaldichtungen.

Daß Firdussi eine Menge Nachahmer gefunden, versteht sich von selbst; aber er allein genügt, den großen Unterschied zwischen arabischer und persischer Poesie zu veranschaulichen, welcher wesentlich darin zu suchen ist, daß den Arabern mit einer epischen Grundlage ihrer Dichtung auch der Rückblick in eine große Vergangenheit fehlt, da mit dem Koran erst ihr eigentlich nationales Leben begann, während derselbe Koran der alten poetischen Herrlichkeit ein Ende machte.

Bei den Arabern machte der Koran in Flammenzügen offenbar, was sich Alles vollbringen läßt im Namen und Auftrage eines Gottes, für den man mit Schwert und Lanze kämpfen muß, um seine Allmacht und Herrlichkeit zu beweisen.

Die Perser wurden zum Islam bekehrt wie bei uns später die alten Sachsen zum Christenthum. Die Köpfe, welche der neuen Lehre sich unzugänglich erwiesen, mußten fallen. Da blieb dann zuletzt natürlich ein wenigstens äußerlich gläubiges Volk übrig, aber ein Volk mit großen Erinnerungen, wie solche den Arabern fehlten, die nichts gelten ließen, als was im Koran steht und, nach der Ueberlieferung, Alles zerstörten, was nicht mit dem heiligen Buch übereinstimmte. Daß in dieser Ueberlieferung auch manches Märchen mit unterläuft, versteht sich ebenso von selbst, wie daß den Märchen am meisten Glauben geschenkt wird. Wer kennt nicht die Geschichte von der Zerstörung der berühmten Bibliothek von Alexandrien durch Amru, den Feldherrn Omars? Allein diese berühmte Bibliothek der Ptolemäer war bereits in Cäsar's egyptischem Feldzuge größtentheils ein Raub der Flammen geworden.

Als eine merkwürdige Erscheinung mag hier erwähnt werden, daß der berühmteste lyrische Dichter der Perser, Hafis, in Deutschland auch auf eine märchenhafte Weise in weiten Kreisen bekannt geworden ist, nämlich durch ein Buch, welches auf seinen Namen getauft ist, es aber sehr zweifelhaft erscheinen läßt, ob der Verfasser jemals einen persischen Hafis vor Augen gehabt hat oder nicht. Denn das Buch, welches den Titel trägt: „Hafis von Daumer," enthält nicht eine einzige Seite, die auf Bekanntschaft mit dem hafisischen Urtexte schließen ließe. Trotzdem gingen die zum Theil sehr hübschen Gedichte sofort in alle Anthologien über als Uebersetzungen aus Hafis, während die wirklichen Uebersetzungen des Dichters fast völlig unbeachtet blieben. Wir haben schon längst zwei vollständige metrische Uebersetzungen seines Diwan, wahre Riesenwerke deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit, aber ohne den poetischen Reiz des Originals und recht verständlich eigentlich nur für Leser, die zugleich Persisch verstehen und so die gründliche Mühe würdigen können, welche die Verfasser sich gegeben, die fremdartige Ausdrucksweise nachzuahmen. Beide Werke verdanken hervorragenden österreichischen Gelehrten ihr Dasein. Der erste war der berühmte Orientalist v. Hammer-Purgstall, dessen bahnbrechende, schon 1812 erschienene Uebersetzung

Goethe bekanntlich zu seinem „Westöstlichen Diwan“ anregte; der zweite war Vincenz von Rosenzweig, dessen Uebersetzung zu bequemer Vergleichung den persischen Text zur Seite hat und fast ein halbes Jahrhundert später als die von Hammer-Purgstall erschien, auch poetischen Erwartungen mehr entgegenkommt.

Ich habe im Laufe langer Jahre selbst eine größere Anzahl hafischer Lieder übersetzt und eine Sammlung derselben, auf besondere Veranlassung, 1877 im „Allg. Verein für deutche Literatur“ erscheinen lassen unter dem Titel: „Der Sänger von Schiras.“

Der ganze Hafis ist für einen Deutschen ein ebenso schwer verdauliches Gericht, wie der ganze Goethe für einen Perser sein würde, denn auch in den Werken des größten Dichters findet sich Vieles, was nur in seinem eigenen Volke, und selbst da nur in einem verhältnißmäßig kleinen Kreise, volles Verständniß finden kann. Mein Augenmerk war also hauptsächlich darauf gerichtet, aus den hafischen Gedichten eine Auswahl zu treffen, welche des Dichters Eigenart und Vorzüge charakteristisch veranschaulicht und alles Übrige als Nebensache betrachtet. So ist es denn auch meinem Buche schnell gelungen, den altpersischen Dichter in Gehalt und Gestalt in weiteren Kreisen heimisch zu machen, als er vorher gewesen.

Dieser Erfolg ermuthigte mich, einen noch älteren Dichter, Omar Chajjâm, zu übersetzen, der bis dahin in der allgemeinen Schätzung kaum mitgezählt hatte, mir aber, seit ich ihn näher kennen gelernt, einen noch tieferen Eindruck machte als Hafis, so daß mir seine Verdeutschung zu einem Werke der Begeisterung wurde. Während ich mitten in dem Werke steckte, schrieb mir Graf Schack, daß er mit derselben Arbeit beschäftigt sei. In England sind auch zwei verschiedene Uebersetzungen des alten Omar Chajjâm erschienen, eine von Fitzgerald, die andere von Whinfield (beide bei N. Trübner in London). Die letztere ist mir erst vor einigen Tagen zugekommen und ich habe aus der Einleitung ersehen, daß meine Arbeit nicht ganz ohne Einfluß darauf geblieben ist. So hat Omar Chajjâm, der seit achthundert Jahren als einer der größten Astronomen des Morgenlandes gerühmt wird, während des letzten Jahrzehnts im Abendlande vier Übersetzer gefunden, die, unabhängig von einander, in ihm auch einen großen Denker und Dichter erkannt haben. In England und Amerika ist er, durch viele Auflagen, schon zu einer Berühmtheit gelangt, die immer weitere Kreise zieht, und ich glaube, in Deutschland wird er auch immer mehr Freunde gewinnen, da er als Spruchdichter zu den größten zählt, die je gelebt haben, und durch seine tiefe Weltanschauung, seinen Humor und schlagenden Witz uns anmuthet, als ob er mitten unter uns lebe und seine Verse nicht schon vor dem ersten Kreuzzuge geschrieben habe. Hier ein paar kleine Proben.

„Wißt ihr, warum so beständig der Hahn
Seine Stimme erhebt bei des Morgens Nahn?
Er kräht, daß euch wieder die Nacht entschwindet
Und der kommende Tag euch nicht klüger findet!“

„Bald verhüllst Du den Augen der Menschen Dich ganz,
Zeigst bald Dich in Bildern der Schöpfung voll Glanz:
Für Dich selbst schaffst Du Alles an Wundern so reich,
Bist Inhalt des Schauspiels, Zuschauer zugleich!“

Ich habe in den vorstehenden Bemerkungen die Eigenart morgenländischer Poesie nur in großen Umrissen andeuten können; eine eingehendere Darstellung würde auf die Geheimlehren zurückführen müssen, deren Anhänger alle bedeutenden persischen Dichter waren, die ihr Bestes nicht in Uebereinstimmung mit dem Koran, sondern im Gegensatz dazu geschrieben haben. Dieses nachzuweisen und das Vorstehende dadurch zu ergänzen, soll die Aufgabe einer besonderen Abhandlung sein.

Ungedruckte Briefe Richard Wagners an Herrn und Frau Schnorr von Carolsfeld zur Zeit der Aufführung von „Tristan und Isolde“.

Mitgetheilt von Malvina Schnorr von Carolsfeld geb. Garrigues.

Herr Redakteur!

Die Briefe und Telegramme des verewigten Meisters Richard Wagner, die ich Ihnen hiermit auf Ihren Wunsch zum Zweck der Veröffentlichung übergebe, bilden den Schluß einer reichhaltigen, jahrelang geführten Korrespondenz, welche stets das eine Ziel: die Aufführung des für unaufführbar geschätzten Werkes „Tristan und Isolde“ verfolgte. Die so heiß ersehnte, lang geplante Aufführung desselben sollte durch das Künstlerpaar erfolgen, das von Anbeginn an hierfür bestimmt war.

Unter Eduard Devrients Direktion nahm in den 50er Jahren die Oper an der Hofbühne zu Karlsruhe eine Stellung ersten Ranges ein. Unter die mustergültigen Aufführungen der Meisterwerke unserer ersten Genien gehörten auch die der Opern Richard Wagners, welchen die junge Großherzogin eine besondere Vorliebe entgegentrug. Dies bestimmte den Meister, der hohen Frau sein letztvollendetes Werk „Tristan und Isolde“ zu widmen, indem er zugleich den Wunsch aussprach, dasselbe zuerst in Karlsruhe mit Ludwig Schnorr von Carolsfeld, damals mein Bräutigam, und mir, in den Hauptpartien, aufgeführt zu sehen. Er meinte, daß dieses Werk, da es keinen Chor und eigentlich nur auf vier, allerdings sehr tragfähigen Schultern zu lasten habe, leicht zu geben sei und die Runde über alle Bühnen machen müsse! Die beinahe unübersteiglichen Hindernisse sollten dem Meister selbst erst mit der Zeit unliebsam klar werden.

Ludwig Schnorr von Carolsfeld war damals (1859) kaum von einer schweren, Leben und künstlerische Zukunft bedrohenden Herzkrankheit genesen und mußte sich vor der Hand vor übermäßigen Anstrengungen, wie das Studium des Tristan sie bedingen, hüten. Er stand im Beginn einer glänzenden Laufbahn, ich war im Begriff mit meiner Verheirathung (1860) mich der Oeffentlichkeit für immer zu entziehen — was war natürlicher als daß ich die Schuld des Nichtzustandekommens der Aufführung auf mich nahm, indem ich erklärte: die Aufgabe überwiege meine durch sonstige große Aufgaben in Anspruch genommenen Kräfte — was einem der ersten Parteigänger Wagners, dem man auf seine Frage: warum „Tristan und Isolde“ ad acta gelegt sei? antwortete: weil Frl. Garrigues erklärt hat, daran zu Grunde gehen zu müssen — die charakteristische Aeußerung entlockte: „Und was weiter?! Dann hätte sie die Ehre gehabt an dem größten Meisterwerk der Zeiten zu sterben“ — eine Aeußerung, die dem Herrn,

der keine Ahnung hat, daß wir sie kannten, die unüberwindliche Abneigung meines Mannes eintrug, der allerdings zu menschlich dachte und empfand, um nicht vor der Hand lieber auf den Tristan als auf das Glück seines Lebens zu verzichten.

Zur Aufführung kam die Oper also nicht. Wohl aber ließen die mächtigen Aufgaben uns keine Ruhe — obwohl im Grunde weder meinem Manne noch mir der Stoff ein sympathischer war. Aber, wie der echte Künstler von dem, was im Grunde seiner Natur widerstrebt und derselben beinahe unübersteigliche Hindernisse bietet, sich unwiderstehlich gefesselt fühlt und hartnäckig den Punkt sucht, von welchem aus er dem widerstrebenden Stoff beikommen, ihn nicht allein seiner Individualität anpassen, sondern auch, ohne der Idee des Dichters Gewalt anzuthun, das Widerstrebende geschmeidig machen, dem Unschönen den Stempel der Schönheit aufdrücken kann — so hielten uns diese dämonischen Aufgaben wie im magischen Bann, und ließen uns nicht mehr los. 1860 waren wir aus dem Verbande der Künstlergenossenschaft Karlsruhes geschieden, und nach Dresden übersiedelt, wo mein Mann, aus Gründen, die nicht hierher gehören, die erwartete Thätigkeit nicht fand. Es blieb also viel Zeit zu dem Studium, das nun mit Ernst begann, jedoch häufig unterbrochen wurde, weil uns stets von Neuem Bedenken wegen der Möglichkeit, oder vielmehr Unmöglichkeit der Aufführbarkeit, aufstiegen. Dann flog die Partitur in die Ecke — um nach einiger Zeit wieder herausgelangt und — wieder von Neuem unmuthig hineingeschleudert zu werden. Dies grausame Spiel mit der Partitur unsererseits, der dämonischen Partien mit uns andererseits, wurde so lange getrieben, bis — wir dieselben uns doch schließlich so zu eigen gemacht hatten, daß wir im Sommer 1862, auf Wagners Thurmstube in Biebrich, sie dem Meister auswendig mit allen Nüancen vorsingen konnten. Wagners Staunen und seine Freude können Worte nicht schildern. Was er durch die ganze civilisirte Welt hoffnungslos gesucht, stand unerwartet, wie vom Himmel gefallen, vor ihm, in einer Form, wie er sie sich nie erträumt hatte! Nur wer in nächster Nähe mit Wagner verkehrt hat, kennt die excentrischen Ausbrüche seiner Freude in solchen Momenten. Er hat derselben Worte zu geben versucht in „seinen Erinnerungen an Ludwig Schnorr von Carolsfeld,“ welche er nach dem Tode meines unvergeßlichen Mannes im Jahre 1866 in der neuen Zeitschrift für Musik erscheinen ließ.

Nun war er aus allen Nöthen, wie er meinte — war ihm doch durch die Gunst „seines Sternes“ das lebensvolle, selbstwirkende Material offenbart und zur Verfügung gestellt, mit dessen Hülfe er sein Werk aufbauen konnte, und das ihm für die Zukunft noch Größeres verhieß.

Ein rastloses, gewaltiges Treiben, wie es nur Wagner eigen, begann. Mit allen Intendanzen und Direktionen knüpfte er an, um Neueinstudirungen seiner älteren Werke und die endliche Aufführung des neuesten zu ermöglichen. Viele Direktionen wiesen ihn ohne Weiteres ab, andere, wie Hamburg, Frankfurt, Carlsruhe, Weimar, Wien ꝛc. machten ihm Hoffnungen; waren diese soweit gediehen, daß er sie schon realisirt wähnte, so zerfielen sie in Nichts, und stand er, ein moderner Sisyphus, stets von Neuem vor dem immer wieder herabrollenden Stein, der einen anderen als diesen gewaltigen, unermüdlichen Kämpen unfehlbar zerschmettert hätte!

Dazu seine trostlose materielle Lage, die sich immer drückender gestaltete. Seine Korrespondenz giebt ein ergreifendes Bild des furchtbaren Kampfes, den er gekämpft, ohne doch je den Glauben an seine Kraft und „seinen Stern" zu verlieren. Und dieser unerschütterliche Glaube sollte ihn nicht täuschen. Als die Noth am höchsten und er vor dem materiellen Elend, in peinigendster Gestalt, wie ein gehetztes Wild, thatsächlich, floh, da traf ihn in irgend einem obscuren österreichischen Städtchen der Sendbote des jungen Königs von Bayern, der wie der Lichtgott selbst, in jugendlicher, begeisternder Schönheit, die Nacht des Jammers verscheuchte, und dem Meister mit seinen warmen, glanzvollen, Leben spendenden Strahlen wahrhaft umfluthete! Wohl beweist es des Meisters kolossale Kraft, daß er bei diesem jähen Wechsel nicht die Augen schloß, sondern, wie der in die Sonne blickende Aar, die mächtigen Schwingen dem unverrückt vor ihm stehenden Ziele entgegenflog! Denn keinen Augenblick der Ruhe gönnte er sich — vorwärts ging's in rasendem Flug, Alles mit dämonischer Gewalt mit sich reißend, was in seinen Bannkreis gerieth.

Alle Vorbereitungen zu der nun endlich möglich gewordenen Aufführung von „Tristan und Isolde" wurden getroffen. Mein Mann stellte ihm seinen dreimonatlichen Urlaub zur Verfügung und im April 1865 kamen wir nach München und nahmen Wohnung im Hotel Marienbad. Die Proben begannen vorerst im Hause Wagners. Dies war wohl die idealste, glücklichste Zeit, des vom Schicksal, wenn auch nicht ohne Schuld, so hart verfolgten Meisters. In wonniger, nie gekannter, behaglicher Ruhe, umgeben von den selbstlosesten Freunden und Künstlern, die fähig waren seinen tiefsten Intentionen entgegenzukommen, unter dem Schutz des in bezaubernder Anmuth und Wärme für ihn und seine Schöpfung begeisterten jungen Königs, gestaltete sich ein künstlerisches Zusammenleben und Wirken, wie es in seiner Art wohl einzig dasteht, und dessen Wiederschein sich in den Papieren zeigt, die ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, in der wohlberechtigten Hoffnung, in ihnen dem kunstverständigen Publikum und den vielen Verehrern Richard Wagner's Etwas zu bieten, das auf volles Interesse Anspruch erheben darf.

In dieser Hoffnung übergebe ich Ihnen die gewünschten Papiere und verbleibe
Hochachtungsvollst

Malvina Schnorr von Carolsfeld geb. Garrigues,
Köngl. Bair. Kammersängerin.

Magglingen bei Biel, im August 1883.

Herrn Ludwig Schnorr von Carolsthal*)
Hotel Marienbad.

Lieber Tristan!

Kann Samstag Isolde ihre Rolle — ohne bloß zu markiren — vollständig probiren, sodaß sie dann 2 Tage Ruhe, bis Dienstag in Anspruch nimmt, so

*) Es war eine Eigenheit W.'s, Namen muthwillig zu verändern.

ist diese Probe — Luxus. Ich wünschte sie daher als **Aufführung***) zu geben. Wir machen dann Freitag nur für das Orchester eine Erinnerungsprobe, bei der Malvina gar nicht zu erscheinen hat oder — wenn sie erscheint, gar nicht zu singen hat. —

Also die Sache steht so — kann Isolde Samstag mit voller Stimme probiren — so brauche ich diese Probe nicht, sondern es ist sogleich dafür Aufführung. Davon, ob sie sich für Samstag ganz Löwenfähig zu machen verhoffen darf, hängt daher die Bestimmung: denn — wie gesagt — eine Probe **ihrerseits** brauche ich nicht, und sie auch nicht. —

Dein Brief hat mir die nöthige Einsicht**) verschafft: er soll daher ausgestopft und in das Naturalienkabinet zur Menagerie gestellt werden.

Habe ich mit dem Samstag recht, so bitte sofort Dich mit Bülow wegen der Probe in Rapport zu setzen. **Mich** laßt soviel als möglich aus, denn ich bin — — —.

Geht es morgen — Feiertag — etwas zu probiren, so wäre der erste Akt gut; dann Freitag 2., 3., eben hauptsächlich nur für das Orchester. Geht es morgen nicht: dann Freitag 9 Uhr alle 3 Akte.

Thu' das, und gebt mir schließlich einmal eine etwas kalmirende, und nicht mehr kalamitöse Nachricht, sonst helfen mir alle Viecher meiner Menagerie***) nichts.

Grüß' Malvina, und sag' ihr, in den Zeiten, wo die „Adler sangen und heil'ge Wasser von den Bergen rannen" hätten sich die Isolden nicht erkältet.

Adieu! Dein

Den 5. Mai. **Richard.**

---

*) Die erste öffentliche Aufführung von „Tristan und Isolde" war auf den 10. Mai angesetzt. Die erste und einzige Hauptprobe, in welcher alle 3 Akte nacheinander probirt wurden, war in Kostüm und bereits eine vor ungefähr 600 geladenen Personen stattfindende Aufführung. Bei einer, ein Paar Tage später stattfindenden kleinen Probe für das Orchester, erkältete sich Isolde heftig und die Aufführung war in Frage gestellt. Hierauf bezieht sich der erste Brief.

) Wagner konnte sich gar nicht vorstellen, daß eine einfache Erkältung die Hauptträger seines, allerdings alle geistigen wie körperlichen Kräfte gleich in Anspruch nehmenden, Werkes befallen könne — er meinte: das **Geringste was davonzutragen wäre, sei ein „Nervenfieber" — und so war er es denn selbst, der das ominöse Gerücht aufbrachte, das nur zu bereitwillig von seinen vielen Widersachern aufgenommen und verbreitet wurde: Isolde sei das erste Opfer seiner vermessenen Anforderungen an die Künstler! Dies suchte mein Mann ihm schriftlich begreiflich zu machen, worauf sich jener scherzhafte Passus bezieht.

***) Seine nächste Umgebung nannte Wagner im Scherz „seine Menagerie" und gab ihr Thiernamen. Meinen Mann und mich nannte er „während der Arbeit Löwen", im geselligen, täglichen Verkehr: „weiche, mollige Thierchen mit gemüthlichem Gesumm, die personifizirten Hummeln."

Die Erkältung Isoldens verschlimmerte sich und die Aufführung mußte um 4 Wochen verschoben werden. München war voll von hervorragenden Fremden, besonders Musikern und Komponisten, und Wagner begreiflicherweise in Verzweiflung. Er glaubte die Pflicht zu haben, denselben einigen Ersatz zu bieten, und machte in Folge dessen die Vorschläge, von welchen nachstehender Brief handelt. Mein Mann indessen, der meinetwegen in größter Aufregung war, und fürchtete: selbst vom Uebel ergriffen zu werden, wenn ich genesen würde — schlug Alles ab und ging auf Anrathen der Aerzte auf 10 Tage mit mir nach Reichenhall.

Die ersehnte Ruhe fanden wir dort freilich nicht; denn Wagner bombardirte uns förmlich mit Briefen und Telegrammen, wovon später die Rede sein wird.

Lieber Freund!

Kurz und gut. —

28. Mai. Sonntag — Fliegender Holländer.
(Du und Mitterwurzer.)

1. Juni. Donnerstag — Tannhäuser
(ebenso).

5. Juni. Montag darauf — Tristan.

Hiemit kehrt Bestimmtheit und Ruhe ein. Deine Frau wird nicht genesen, als wenn sie die Ruhe hat, welche ihr diese Anordnung giebt. —

Ich bitte Dich diesen Entwurf, als von mir ausgehend und mit Dir vereinbart, der Intendanz vorzulegen, und die nöthigen Vorbereitungen zu verabreden.

Glaub', es ist das Beste und Einzige!

Viele Grüße von

Deinem

25. Mai 1865. Richard.

Endlich konnten wir hoffnungsvollere Antwort geben, worauf die Telegramme kamen.

Schnorr-Carolsfeld

Reichenhall.

Der „unmusikalische Telegraph“ weigerte sich, die rechte Weise in Dreivierteltakt*) zu übermitteln, welche nun nachzuschlagen bittet

3. Juni 65. Wagner.

Schnorr von Carolsfeld.

Neue Verschiebung, wenn nöthig unnütz, weil aussichtslos, wenn nicht nöthig, sehr schädlich, weil Glauben zerstörend. Wagner.

Dies aufgeregte Telegramm kam, nachdem Wagner von der Intendanz erfahren, daß die Aufführung auf den 10. Juni und nicht, wie er geplant, auf den 5. angesetzt sei, eine durchaus weise Anordnung meines Mannes, welche dieser, wie die Antwort auf Wagners Telegramm, die sich zufällig noch unter den Papieren fand, zeigt, mit der Intendanz verabredet hatte.

*) Die freudige Weise des Hirten aus dem 3. Akt, als er das Schiff kommen sieht.

Richard Wagner
München.

Die Aufschiebung ist deßhalb nöthig, weil nur Bestimmtheit jetzt am Platze ist. Nach meiner Verabredung mit der Intendanz ist vor Eintreffen meiner Depesche keine Anzeige gemacht worden, weßhalb diese Aufschiebung unbekannt bleibt. Verläßt Alle der Glaube, wir halten fest an ihm, glücklich, daß dem so ist, was erhielt uns sonst noch den Muth?

3. Juni 65. Ludwig Schnorr von Carolsfeld.

Herrn L. Schnorr von Carolsfeld
zur Zeit in Reichenhall.

Beste Kinder!

Daniel in der Löwengrube kann sich unmöglich schlechter befunden haben, als ich in der Grube ohne Löwen. Daniel wurde nicht gefressen, mir aber wurde nicht gebrüllt.

Hört, dort in der Reichenhaller Wüste scheint Ihr auch nicht besonders zu gedeihen. Kommt in meinen Löwengarten, das Kampfspiel zu erwarten, darinnen nichts als Pfauen unsanglich sind zu schauen.

Allen Respekt vor Eurer diätetischen Weisheit; die Erfahrung sagt aber, so lange wir täglich — ohne Angst — zusammen waren, kam keine unlöwenhafte Erscheinung auf. Seitdem Ihr vor- und rücksichtig wurdet, Euch ein- und abschlosset, verlor Daniel seine Macht.

Ich glaube Ihr solltet kommen, mit uns wieder speisen und teufeln, und — glaubt nochmals — diese Geschichte ist nicht mit den Schleimhäuten, sondern einzig durch eine Verrücktheit zu Stande zu bringen. Aber so ist's, seit der Ankunft der Frau Kurwenal,*) ist mir alle Macht entwunden worden; dort Nüancen — hier Nüancen, nirgends Avancen! Seid viel naiver: überlaßt die absolute ästhetische Vollendung dem heiligen Anton — bleibt fehlerhaft und Gott der Allgütige wird Euch segnen, wenngleich Ihr nie ergründen werdet, was ich mit Antonia sagen will, denn es ist reiner Unsinn, bloß zum Muthmachen.**)

Also, liebste Menschen, Muth! Schön — Muth!

Ich bitte mir dagegen eine Lumperei aus, nichts wie Gewißheit. — Flieht Damrosch's Umstrickungen: werft Euch lieber auf Dras' Seite; — dieser ist viel blühender in Betreff der Teints. Der ist bei mir.

Solltet Ihr Spuren von zusammenhängendem Raisonnement bei mir finden, so erklärt Euch, wie es dazu kam.

Und nun: armes au bras! Ohne den Tristan ist nichts und Alles hat ein Ende. — Mit Tristan — Alles! —

---

*) Die Frau Mitterwurzer's, der den Kurwenal sang.

**) Dies „wunderliche Muthmachen" hatte etwas unbeschreiblich Komisches für uns, die wir auch keinen Augenblick an Muthlosigkeit gelitten hatten! Aber so war Wagner; was er sich einmal eingebildet hatte, das mußte so sein — da konnte man sich die Seele ausreden — es half Alles nichts.

Jetzt auf — und wacker gebrüllt!
Hier ist Euer Platz! Adieu!

Von Herzen Euer

Den 4. Juni 65. Löwenhüter im Pfauengarten.

Malvina soll nicht immer gleich so mit „Unvernunft" um sich werfen: ich merke mir das, und trag' es ihr nach. Was hat sie dann davon!*)

gg gde cde gde cde gf df gfe de

(diese Depesche weigerte man sich gestern anzunehmen.)

Herrn und Frau Schnorr von Carolsfeld
Bayrische Löwen
Marienbad.

Am Tage vor der ersten Aufführung von Tristan und Isolde (den 9. Juni).

O Ihr ganz guten Löwen!
Wie geht es? —
Mir bekommt die Ruhe gut. —
Euch hoffentlich auch!
Demnach: bitte!
Morgen 2 Uhr
Beefsteake-Fête
beim Löwenbändiger

Richard.

---

*) Wie schon bemerkt, bombadirte uns Wagner mit Briefen und Telegrammen derart, daß meinem guten Mann die Geduld ausging und er in eine für seine Gesundheit bedenkliche Aufregung gerieth, die mich veranlaßte, Frau Cosima von Bülow ziemlich energisch zu bitten: Wagner Vernunft einzusprechen, da wir doch wahrlich nicht zum Vergnügen in Reichenhall seien, und er sich zur Genüge habe überzeugen können, daß uns gerade so viel an der endlichen Aufführung liege als ihm. Jenen am Ende des letzten Briefes quergeschriebenen Satz las mein Mann mir lachend vor. Ich sagte ihm: „das ist nicht zum Lachen, sondern bittrer Ernst, wenn ich auch noch nicht weiß, was dahinter steckt — ich kenne Wagner besser." — Und so war es. Als wir nach München zurückkehrten, empfing mich W. lachend, aber mit drohend erhobener Hand. Als ich ihn gleichfalls lachend und die Achseln zuckend mit fragendem Blick ansah, sagte er: „Der König hat sich alle Eure Briefe geben lassen — Er hält mich für einen Gott — was soll er davon denken, wenn er sieht, daß Du mich wie einen gewöhnlichen Menschen behandelst mit Deiner „Unvernunft"! Worauf ich: „das Alles konnte ich freilich nicht ahnen; liegt aber ein Vergehen vor, so ist es ganz bestimmt nicht meines."

Wir hatten gebeten, uns am Tage der Aufführung ganz uns selbst zu überlassen, da es unsere Gewohnheit war, stets lautlos zu verharren an Tagen, an welchen wir große Aufgaben zu lösen hatten. Aber was half unser Bitten?! Es war, als wenn für Wagner das Gelingen davon abhing, daß wir das letzte Mahl vorher bei ihm nahmen!

An die Löwen von St. Tristan
Marienbad

13. Juni.
II. Tristantag.

Besser als ich
Sorgt Er*) für Euch! —
Guten Morgen liebe edle Löwen!
Wollen wir noch einmal in die Wüste brüllen?
Am Ende hören wir doch nur uns selbst.
Denn auch P**) gehört zu uns.

Von Herzen Euer
Richard.

P**)s Brief ist das einzig würdige Geschenk, das ich Euch anbieten kann
Nehmt ihn, er ist Euer!***)

Den 15. Juni 1865.

Meine liebsten Löwen!

Das Gefühl höchster Abspannung nimmt bei mir seit diesem Morgen in peinigender Weise zu; von Bülow erfahre ich, daß er sich nicht minder übel befindet, und nicht zu Tische kommen kann. Das Wetter begünstigt eine — sonst vielleicht erquickliche — Ausfahrt ebenfalls nicht. Laßt uns denn diesen Frohnleichnamstag gänzlich der Ruhe weihen: auch Euch wird dies erquicken!

Ich denke um 1 Uhr ein stärkendes Bad zu nehmen und dann mich den Tag über sprachlos zu verhalten.

Sagen wir uns denn morgen, ob dieser Entschluß uns Allen gute Früchte getragen hat!

Alles Schöne, Innige und Echte zum Gruß von

Euerm
Richard.

---

*) Der König.

**) Name, welchen er dem König im engen Freundeskreise gab.

***) Es ist ein Brief des Königs an Wagner, in welchem er in ergreifendem Enthusiasmus seine Begeisterung für das „wunderhehre" Werk und die Aufführung ausspricht; Wagner auf's Wärmste Muth zu neuem Schaffen einspricht und ihn bittet, „dem trefflichen Künstlerpaar seinen entzückten, begeisterten Dank auszusprechen." — Leider entzieht sich dieser Brief der Oeffentlichkeit, wie auch, auf Wunsch des hohen Herrn, die Veröffentlichung der beiden Briefe unterbleibt, welche er selbst dem Künstlerpaar schrieb, worin er ein tiefes Erfassen und Eindringen in ihre Auffassung der schwierigen Aufgaben bekundet und in wahrhaft bezaubernder Wärme „seinen herzlichen Dank für die nach jeder Richtung hin vollendeten Leistungen" ausspricht.

An Ludwig und Malvina Schnorr von Carolsfeld
München.

Meine lieben, theuren Freunde!

So! nun ruht Euch aus! Das Unvergleichliche ist gethan. Und sollte wirklich einst der eigenthümlichsten, deutschesten Kunst die Frucht reifen, die ich in meinem Geiste trage, und deren Tiefe und Schönheit Alles überragen müßte, was je Nationen zu ihrem Ruhme erschufen, so seid gewiß, daß Ihr Lieben der Welt unvergeßlich werdet, denn von Eurer That ging der Frühling aus, der meinem Werke Wärme, meinem Triebe Kraft und Licht gab! —

So können wir uns nicht loben: wir treiben, blühen und gedeihen zusammen, Eines durch das Andre! Innig vertraut wirken wir als Eines! —

Und nun — Ruhe! Ihr habt ein Recht fortan zu schweigen, wenn Euch dieses gefällt. Was Ihr zu Tage brachtet, muß unvergänglich wirken! —

Stellt sich das Wetter gut, so — rathe ich — brechen wir auf, vielleicht morgen, zur Erfrischung und Erholung.

Laßt vernehmen, ob es Euch recht ist!

Ganz Euer

München, d. 20. Juni 1865. Richard Wagner.

(Tag nach der 3. Aufführung.)

Nach der 3. Aufführung gingen wir zur Erholung nach Tegernsee, wohin uns Wagner folgte und einige Tage mit uns zubrachte. Meine unterdrückte, nicht auskurirte Erkältung zeigte sich wieder in heftigem Husten und Heiserkeit, was wir nicht beachteten, weil wir ja fertig waren! Für 3 Vorstellungen hatten wir uns verpflichtet und diese lagen, glücklich überwunden, hinter uns. Umsomehr wurden wir durch das nachfolgende Telegramm überrascht, das meinen Mann in die furchtbarste Aufregung versetzte, der gegenüber ich ganz rathlos blieb, da sie mir so ganz neu an dem sonst so gleichmüthigen Manne war. Auf meine besorgte Frage: „ob er sich unwohl fühle?" antwortete er mit der ausweichenden Gegenfrage: „und Du," — „Ich bin heiser — aber sollte, wider Erwarten das Uebel sich heben, und, vor allen Dingen, Du Dich frei fühlen — warum sollen wir das Wagniß nicht ein viertes Mal bestehen? Um so größer die Ehre!" Was er mir erwiderte, gehört nicht hieher — es berührte mich um so unheimlicher, als ich ihn zum ersten Male — nicht verstand!

Telegramm.

Holzkirchen-Starenberg, d. 23. Juni 1865.

Herrn Schnorr von Carolsfeld
Tegernsee.

S. M. der König wünschen dringend, daß Tristan in 8 bis 10 Tagen nochmals gegeben werde, und werden wegen Ihres Urlaubes an S. M. den König von Sachsen schreiben.

Pfistermeister.

Der König war aus irgend einer Ursache verhindert, der 2. Vorstellung beizuwohnen. Er drang darum mit um so größerm Eifer auf „seine 3. Aufführung."

Herrn Schnorr von Carolsfeld
z. Z. in Tegernsee.

Mein vielgeliebtes Hummelpaar!

Wer A sagt muß auch B sagen! — Ich glaube, Ihr werdet für Samstag Ernst machen müssen. Der König wüthet nach dieser letzten Aufführung und fürchtet, jemehr es sich damit hinausschiebt, — wieder neue Belästigungen zu erhalten.

Nun will ich aber ferner der Hummelkönigin (die nächstens wieder zur Löwin avanciren soll) eine Beobachtung von meinem Singe-Schmitt mittheilen, oder vielmehr andeuten, die mir plausibel und beachtungswerth genug erscheint, um in praktische Erwägung gezogen zu werden. Er behauptet nämlich, nach sehr genauem Studium der Stimmeigenthümlichkeiten Malvinas hinter die Bedeutung der scheinbar hartnäckigen Nachwehen des 2c. Katarrhs vom Monat Mai gekommen zu sein, und ist überzeugt, mit wenigen Nachweisen sie davon in Kenntniß setzen zu können, wie sie schnell und sicher dahin gelangen werde, die Ursache jener partiellen Angegriffenheit zu entfernen. Er behauptet: nicht Luft, nicht Kur, nicht absolute Ruhe, sondern die Beachtung gewisser Vortheile im Gebrauche der Mittelstimme, namentlich bei leidenschaftlichen Accenten, über die er schnell sich ihr deutlich machen werde, könne ihr sofort wieder zu der erwünschten Stimmbequemlichkeit verhelfen. —

Ich freute mich aufrichtig über diese Mittheilung, und wünschte sehr, Ihr nähmet sie nicht übel auf, handeltet darnach und — kämet bald zurück, namentlich bei dem übeln Wetter. —

Der König hat sich also um eine 14tägige Verlängerung Eures Urlaubes gewandt: er möchte nämlich gar zu gern nach dem Tristan auch noch den fliegenden Holländer, und dann zum Schluß eine Privataufführung im Residenztheater von Fragmenten aus allen meinen Werken — als letzten Hautgoût haben — dabei habe ich Lust, das letzte Bruchstück der Meistersinger mit dem D und Fdur Gesang des Walter mit d'ran zu bringen. —

Also Arbeit vollauf! Folgt mit gutem Beispiel nach: gebt die Hypochondrie auf, man hat garnichts davon. Wie viel schöner ist es dagegen, sich in die Wüste zu stürzen und harmlose Wanderer brüllend aufzufressen! —

Mich werdet Ihr, wenn Ihr zu spät kommt, leider nicht mehr treffen: ich habe mich unter den 24,000 Sängern für Dresden anwerben lassen, und denke gehörigen Effekt zu machen. —

Also! —

Gott der Grundgütige nehme Euch in seinen bodenlosen Schutz, und gebe Euch in seiner unbegreiflichen Barmherzigkeit charmante Beschlüsse ein!

Viele gute und beste Grüße von Herzen

Euer

München, d. 27. Juni 1865. Richard Wagner.

Herrn L. Schnorr von Carolsfeld
Marienbad.
Die Hummeln im Begriff ihrer Transformation in Löwen seien gegrüßt!!!
Ich komme wirklich nicht aus, bin belagert und schrecklich erkältet.
Kinder, macht keine Streiche! —
Ich sehe Euch morgen früh! Noch einmal — und — wenns sein soll — nie wieder!*) Mir recht! — Aber dies eine Mal — noch gehörig!
Wotan segne Euch! —
Aus einem großen Doppelherzen —
Schönsten Gruß
Euer
Den 30. Juni 1865. Richard.

Die lastentragenden Hausthiere.

Von
B. Langkavel.

Als der in steter Entwickelung begriffene Mensch jene Stufe erreicht hatte, auf der er statt seiner eigenen Körper- und Geisteskräfte die solcher Thiere, welche er in sein weiteres oder engeres Heim aufgenommen hatte, mehr und mehr auszunutzen lernte, da wich auch endlich die erdrückende Last von seinen und der Familie Schultern, und je nach der Beschaffenheit seines Wohnplatzes ging sie auf diejenigen Hausthiere über, die im Lauf der Zeiten als die passendsten sich erprobt hatten. Mit Ausnahme des Hundes gehören die hier in Betracht kommenden sämmtlich zu den Pflanzenfressern, und diese wiederum mit Ausnahme des Elephanten zu den Ein- und Zweihufern.

Nur die eine Thätigkeit, das Tragen von Lasten zu verschiedenen Zwecken des Besitzers, von Schaf, Ziege, Hund, Llama, Rind, Yak, Büffel, Elephant, Ren, Pferd, Maulthier und Esel beabsichtigen die nachfolgenden Zeilen genauer zu betrachten; sie schweigen über das Kameel, dessen Dienste der Verfasser an anderer Stelle hervorhob.

---

*) Ein furchtbar prophetisches Wort. Am 1. Juli war die letzte Aufführung. Es war die vollendetste, und wir — was selten vorkam — mit uns zufrieden. Die beiden von Wagner projektirten Aufführungen vom Holländer und den Fragmenten seiner neuesten Werke kamen zur Aufführung.

Am 14. Juli reisten wir nach Dresden zurück. Am 21. stand das edle Herz Tristans still — und als Wagner, dem ein Unberufener das Furchtbare mitgetheilt, entsetzt herbeieilte, „noch einmal," wie er sagte, „die Hand des aufopferndsten Freundes zu küssen" — deckte die irdischen Ueberreste desselben frische Erde und glühende Sonne. — —

Ueber die höchsten Pässe des Himalayas und Tibets und auf Wegen, die für andere Thiere völlig unpassierbar sind, gehen sichern Trittes als treue Begleiter des Menschen die hochbeinigen lastentragenden Schafe mit schwarzem Vorderkopfe, nicht unähnlich den persischen Fettschwanzschafen. Nur die „Hundu" oder „Huniya" können jene gefährliche Strecke beim Dorfe Tschokfum beschreiten, wo auf eiserne, in die senkrechten Felswände eingelassene Pflöcke Steinplatten mit Erde bedeckt gelegt wurden, die bei einer Gesammtlänge von 775 Schritt eine Breite von 18, oft nur von 9 Zoll haben. In früherer Zeit wurden diese Schafe besonders bei Lar gezüchtet, starben aber im vierten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts dort aus und kommen an andern Orten jenes weiten Plateaus jetzt in bedeutender Anzahl vor. Die Lasten, welche sie tragen, variiren je nach der Oertlichkeit zwischen 7 bis 25 Pfund. Es wird stets merkwürdig bleiben, daß in der Karakorum-Kette, in einer Gegend, wo Futter eine Seltenheit ist, bei dem häufig sehr ungünstigen Wetter eine ganze Herde, jedes Schaf mit einer Last von 20 Pfund, 330 englische Meilen in einem Monate mit Verlust von vielleicht nur einem Thiere zurücklegen kann. Nicht weit von Ladak sah Cunningham einst 600 Stück beladen mit Wolle, einige Tage später sogar 5—6000 mit feiner oder grober Wolle, mit Borax, Schwefel, getrockneten Aprikosen (einem viel begehrten Artikel) u. dgl. m. Der Mittelpreis der Schafe beträgt ungefähr 4,80 Reichsmark; je mehr Schafe Jemand hat, um so wohlhabender ist er. Bei Schigatze, um andere Orte nicht zu erwähnen, ziehen häufig Karawanen von 1200 und mehr vorüber; die Thiere, hier kenntlich an den horizontal abstehenden Hörnern, bringen Salz aus dem nördlich gelegenen öden Lande, oder kehren von Giangtse mit Gerste zurück.

Statt der Schafe verwendet man in diesen Theilen Hochasiens auch Ziegen, die Wege passieren können, auf welche Ponies und Yaks sich nicht wagen. Mehr als 12 Kilogramm darf die Last für sie nicht betragen. Die in Bhutea einheimischen kennzeichnen sich durch besonders kurze Beine. Es ist schon oft beobachtet worden, daß das Bergabsteigen mit der Last den Ziegen viel schwerer als den Schafen wird.

Außer Tibet giebt es nur noch ein Land, in dem man Schafe zu Lastträgern gemacht hat. In der Umgegend von Bahia sah Moseley Schafe mit Wassertonnen an den Seiten sicher und nie strauchelnd auf sehr schmalen Bergpfaden bergauf und bergab ziehen.

Bei dem Indianer Nordamerikas ist der Hund das einzige Hausthier und sein treuer Jagdgefährte. Er, der im Leben überaus schlecht behandelt wird, im Tode aber (ein echt menschlicher Zug!) um so größere Anerkennung und Ehre findet, wurde schon zur Zeit der Expedition von Coronado im Jahre 1540 von einem Tribus der Cumanchen auf der Grenze der Provinz Durango zum Transport der Zelte aus Büffelleder verwendet; und diese Sitte haben jene Indianer beibehalten. Sie sind aber nicht die einzigen in diesem Erdtheil, bei denen der Hund Transportmittel geworden. Die Thickwood-Crees in der Nähe des Winipeg-Sees lassen im Sommer kleinere Geräthschaften von ihren Hunden, größere von Pferden tragen. Im Winter jedoch müssen alles Gepäck die Hunde auf Schlitten fortziehen. Sonderbar ist, daß westlich von den Rocky-Mountains die Indianer nie in dieser

Art von ihren Hunden Gebrauch machen, ihrer sich nur zur Jagd und Bewachung bedienen.

In Südamerika hat das Hochplateau von Tibet sein Analogon in dem Hochlande der Incas von Peru. Beide sind nur nach mühsamem Uebersteigen der Pässe zu erreichen, beide ernähren auf ausgedehnten Weideplätzen große, Wolle liefernde Thiere; an beiden Orten errichten die Bewohner Steinhaufen an den Wegen, und wie der Peruaner sich verneigend sein „apatchicta muchhani“ spricht, so der Tibetaner: om mani padme hum. Die Existenz des Llamas (Llameani = Lastthier) ist als letzte Ressource an das sonst fast nahrlose Ycho-Gras (Stipa ichu) geknüpft; während im Süden klimatische Bedingungen ihm eine natürliche Schranke setzen, kommt es nach Norden über die nördliche Verbreitung dieses Grases nicht mehr vor. Seit wie lange schon diese Thiere in Peru Lastthiere sind, wissen wir nicht, aber als heilig verehrte und verehrt man sie noch jetzt, und nicht allein Peru, sondern auch Bolivia führt sie im Wappen. Ein gutes Llama trägt vielleicht 50—70 Kilogramm. Wie die Taurina einst die alte Welt überflutheten, deren Bisontina nie gezähmt wurden, so dringen sie auch in der neuen Welt unaufhaltsam vor, und wahrscheinlich wird im Lauf der Jahre das Llama seiner Dienste überhoben werden. Wenn wir davon absehen, daß an Stelle des jetzt ausgestorbenen Hausthieres der Amerikaner, des Chilihueque, das Schaf trat, so wäre dies der einzige Fall vom Verzicht des Menschen auf die einmal gemachte Erwerbung eines Hausthieres.

Von den schleppfüßigen Rindern verwendet Asien die verschiedensten Rassen zu Lastthieren. In Afghanistan und Indien, mit Ausnahme Bustars, wo nur die Brinjaras auf ihren Handelszügen sie mit sich führen, gebraucht man sie sowohl in der Landwirthschaft, als auch als Transportthiere, in Siam dagegen und in Laos und Cambodja nur als Gepäckthiere, und zwar beide Rassen, die Buckelrinder und die kleinen rothen. Um Labak und in Se-tschuan ziehen schwer beladen auf ebeneren Wegen in langen Zügen die kleinen Kühe daher, wie die großen und untadeligen weit nordwärts in Korea. Japanesische Rinder steigen bis in die Gebirge hinauf, und nur wenn die Pfade zu gefahrbringend werden, treten Packpferde an ihre Stelle. Die Boginzen aber, die Sajaken und übrigen Kara-Kirgisen züchten eine kleine Gebirgsart, die unter schwerer Last selbst die schwierigsten Abhänge zu überwinden vermag. Wo immer in Asien und Afrika das Rind Transportthier ist, verwendet man es auch zum Reiten. In Borneo geht selten Jemand zu Fuß; gestatten ihm seine Verhältnisse nicht einen Pony zu besitzen, so hat er doch wenigstens eine Reitkuh, einen Reitbüffel zu eigen. Sogar der arme kirgisische Bauer und Feldarbeiter reitet hinaus auf Kameel oder Ochs, und in dortiger Staffage bilden die kleinen gesattelten Reitochsen ein passendes Seitenstück zum großen Kameel vor dem primitiven Pfluge. In Afrika wurde erst durch die ziemlich späte Einführung des Dromedars in die mittlere Sahara das Rind als Lastthier depossedirt; im Sudan dagegen erhielt es sich als solches. Nur die Dinka-Rinder haben zum Lasttragen nicht qualifizirende Körperstärke. Der stolze Somali bürdet ihnen nie Lasten auf. Die Rinder Südafrikas könnte man vielleicht primitive

Einspänner nennen, die außer einigem Gepäck auch noch die dunkle Persönlichkeit tragen. Der Hottentotte läßt sie häufig unter einer Last von drei Centnern keuchen, wogegen der Zulu sich nur schwer dazu entschließt, seine „lebendigen Perlen" in der Art zu erniedrigen. Wenn Spillmann (vom Kap zum Zambesi. 1882. S. 79) schreibt: „am Vaal River sah ich die ersten Reiter hoch zu Ochsen im gemäßigten Galopp," so ist das eine Beobachtung des aufmerksamen Reisenden. Die sodann folgenden Worte: „die Ochsen sind hier nicht so steif und unbeholfen als anderswo; ich sah welche mit Gelenkigkeit über die Deichsel springen, als wenn sie bei einem preußischen Unteroffizier das Turnen gelernt hätten," schrieb er als Jesuit.

Von den Inseln des Großen Oceans ist Umata, so viel ich weiß, die einzige, wo auf Rindern geritten wird.

Als kräftiges Saumthier dient in Tibet und im Quelllande des Amu-Darja der Yak, welcher ebenso wie der Elephant seine Tragfähigkeit bewunderungswerth richtig abzumessen versteht. Auf dem Kullik-Passe sind sie die ausschließlichen Transportthiere, die 16700 Fuß hohe Gyala-Kette übersteigen sie in Zügen von mehr als 200, im gebirgigen Tschumbi-Distrikt geschieht aller Transport auf ihrem Rücken oder dem der Menschen. In Sikkim legt der Grunzochs im langsamen sichern Schritt täglich 20 englische Meilen zurück, belastet mit zwei Säcken voll Salz oder Reis oder mit vier bis sechs tannenen Brettern an der Seite. Zwingt man ihn zu schnellem Ausschreiten, oder soll er zu weite Entfernungen zurücklegen, so treten leicht Geschwüre an den Füßen auf. In etlichen Theilen des Thian-Schan ist das Gebirgsrind das Substitut des mittelgroßen, und auf der Strecke von Nabring-kaka bis Lhasa des dortigen sehr kleinen Yaks der Esel.

In dem anscheinenden Phlegma des Büffels verbirgt sich eine große Passion zum Ziehen. Sie ist so groß, daß sich das Thier, wenn es durchaus nicht anders gehen will, auf die Knie niederläßt, um so die Zugkraft seines ungeschlachten Körpers so vollständig als möglich auszunutzen. Fast überall hat der Herr der Schöpfung dies angeborne Talent sich zu nutze gemacht, und nur in wenigen Gegenden, wie in Masanderan, im Kaukasus, auf den Philippinen zwingt man das passionirte Zugthier zum Lastentragen und beschlägt dann seine Hufe.

Ueber den asiatischen Elephanten als Transportthier sprechen zu wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Von den 44 Elephanten, welche an dem englischen Feldzuge nach Abessinien theilnahmen, fielen nur 5; durch alle Terrainschwierigkeiten hindurch, bei häufigem Mangel an Wasser, schleppten sie auf jene alpinen Höhen zwölfpfündige Armstrongs und vierzöllige Mörser. Sie vermögen eine Last von 2500 Kilogramm zu tragen; bei den Versuchen der belgischen Expedition in Ostafrika gab man ihnen bis gegen 500 (ein Elephant trägt also so viel als 16 Esel), und sie haben bewiesen, wie schätzenswerth sie einst für die Erforschung jener Theile Afrikas werden können, wo an Wasser kein Mangel ist.

Das Ren, welches einst die diluvialen Wälder Mitteleuropas durchstreifte, der prähistorischen Menschen der letzten Periode Wild und zugleich Hausthier, hat sich in Europa allmählich ganz nach Norden zurückgezogen. In der Gegenwart ist das Ren bis zum westlichen Ufer der Lena nur Zugthier; erst östlich von diesem

Flusse wird es Last- und Reitthier. Demjenigen, der nicht daran gewöhnt ist, wird das Reiten auf dem Ren zuerst sehr schwer, denn das lange, rauhe Haar und der ganze Bau des Thieres sind einem festen Sitze hinderlich. Hat man sich mittels eines langen Stockes auf das Thier geschwungen und in die kurzen Steigbügel die Füße gesteckt, so bewirkt die Haut, die an diesem Thier so beweglich wie die an einer Katze ist, daß man bei der geringsten Unaufmerksamkeit das Gleichgewicht verliert. Gewohnheit thut viel. Die Lamuten, d. h. diejenigen Tungusen, welche als Anwohner des Lam, des Meeres, von der Mündung des Amur bis zum Gishiginskischen Meerbusen wohnen, dehnen ihre Streifereien zu Ren bis in das Innere Kamtschatkas aus; zuweilen sieht man diese reitenden Rennomaden sogar in Bolscheresk auf der Südspitze der Halbinsel. Ihre Thiere sind so groß, daß die Lappländischen dagegen wie Zwerge erscheinen. Als Lastthieren geben die Tungusen ihnen Packsattel, und auf sie bezieht sich wahrscheinlich der Ausspruch Marco Polos: li qual' anche cavalcano. Die Karagassen laden ihnen in 2 Säcken eine Last von 4 Pud auf.

Die bevorzugte Stellung, welche in der epischen Zeit Griechenlands das Roß einnahm, daß es besonders im Dienst der Fürsten stand, daß es nie eine gemeine Last zog oder trug, diese hat sich das edle Thier bei vielen Völkern zu erhalten gewußt; als gewöhnliches Lastthier und nur als solches verwendet, finden wir es selten. Im östlichen Sibirien ziehen heute noch die Jakuten in langen Zügen mit ihren beladenen Pferden über die Gebirge, wie einst bei uns im Mittelalter auf der schon von Kaiser Severus statt der alten Saumpfade projektirten Handelsstraße über den Brenner die Güterzüge, ad tardigradum cursum (Ochs und Esel), oder mit dem bevorzugten Thiere als Eilzüge, ad velocem cursum. Seinen Herrn durfte das skythische Lieblingspferd tragen im Leben und im Tode; und wie in den skythischen Grabhügeln in der Krim und Tauridien das Pferd oben, die Kriegerleiche darunter liegt, so finden wir auch in der neuen Welt bei den Araukanern, die sicherlich ohne die Einführung des Pferdes längst dem Einfluß der Civilisation unterlegen wären, und bei den Pehuenchen eine ähnliche Art der Bestattung. Der Todte wird unter den Leib seines Lieblingspferdes gebunden und mit andern Thieren, die mit Reis, Chicha und seinen Schätzen beladen sind, begraben oder verbrannt; Spokane und Mohawe schlachten das Reitpferd am Grabe, damit, wie letztere glauben, auf ihm die Seele des Verstorbenen in den Himmel reiten könne. Unter gleichen Bedingungen entwickeln sich ähnliche Ideenkreise.

Wie einst das Gesetz den Israeliten, religiöse Bedenken den alten Eleern Maulthiere zu ziehen verboten, so giebt es jetzt auch noch manche Länder, in den religiöser Eifer ihre Zucht nicht duldet, wie z. B. Chiwa. Schiitische Maulthierkarawanen bringen die Todten nach Kerbela, zahlreiche Züge dieser Thiere besorgen den Eistransport vom Totschalgebirge nach Teheran, am Tessin bringen Kohlenbrenner auf ihnen die Kohlen ins Thal, und in Peru, um anderer bekannter Orte nicht zu gedenken, sind sie die eigentlichen Schiffe der Wüste. Daß nicht immer schlechte Behandlung die Thiere störrisch und bissig macht, dafür haben wir an denen Persiens einen eklatanten Beweis, wo ganz im Gegensatz zum Charakter der

Perser nicht allein Maulthiere, sondern auch Pferde und Esel von einer fast beispiellosen Gutmüthigkeit sind. Wie bei den Römern mulus als Schimpfwort galt, so nannte A. v. Humboldt öfter solche Menschen, die nichts produziren können, Mauleselnaturen.

Und nun zum Schluß der Esel. Ueberall bedient man sich gern des verständigen Thieres zum Transport der verschiedensten Sachen. Auf den Balearen trägt er zwei Körbe mit je 250 Orangen zum Schiffe, auf Chios früher in zwei ähnlichen Weidengeflechten die Köpfe der Getödteten zum Pascha, auf St. Helena und bei den Moqui-Indianern dienen sie in Menge zum Holztransport, in Persien bürdet man diesem Karawanenthier 2—3 Centner auf und läßt es täglich 4—5 Meilen gehen, in Bidabad kennt man kein anderes Vieh außer ihm, in Marwar beträgt eine Esellast Salz 50 Pfund. In der einsamen Schlucht Botija in der Atacama hat ein Mann das abwechselungsvolle Amt, auf seiner Herde Esel täglich 16 Eselladungen Wasser bis zum Boot zu schaffen, das zweimal wöchentlich dasselbe nach Cobre fährt, wo wiederum Esel es nach den Gruben schaffen. Sie allein sichern dort die Existenz des Menschen. In Maracaibo galoppiren am Markttage aus allen Straßen die Käufer auf Eseln herbei; jeder Eselreiter hat unmittelbar hinter sich auf dem Rücken des Thieres seinen schmierigen Bedienten, und statt der Steigbügel hängen zu beiden Seiten des Saumthieres lederne Gefäße nieder, um die eingekauften Marktwaaren aufzunehmen. Nach Beendigung des Einkaufes geht es in kurzem Galopp wieder nach Hause. Ohne Uebertreibung kann man annehmen, daß Maracaibo dieselbe Anzahl von Goajiro-Eseln besitzt, als erwachsene Männer im Orte leben; denn jeder Gewerksmann, der in Geschäften ausgeht, läßt sich von seinem Esel tragen, jeder Tagelöhner reitet auf ihm zur Arbeit. Nur durch die Esel konnte jene Ansicht aufkommen, daß der Gebrauch der eigenen Füße eine Verachtung der eigenen Person wäre; aus der Veranlassung des Klimas zu solcher Schonung des Körpers wurde eine Mode, ein point d' honneur. Nach dem kürzlich projektirten Foot'schen Transportsystem sollen in jenen von der Tsetse-Fliege freien Gegenden Packesel die Afrikareisenden begleiten. Sie sind genügsam und geduldig. Geduld ist die Tugend des Esels, sagt Byron; aber bei dieser sonst so geschätzten und anempfohlenen Eigenschaft ist häufig die des erwerbsüchtigen Menschen gerissen und hat ihn in manchen Ländern zu einem Wesen herabgedrückt, in welchem durch fortgesetzte Depravation sein früherer Zustand kaum wieder zu erkennen ist. Noch vor 300 Jahren war in Frankreich das Reiten auf Eseln durchaus nichts Anstößiges. In dem Vertrage, den Gille Lemaître, Präsident des Parlamentes in Paris von 1550—1562, mit seinen Pächtern abschloß, verpflichteten sich diese, ihm am Vorabend der vier großen Feste des Jahres und in der Zeit der Weinlese einen offenen Karren mit gutem frischem Stroh nach der Stadt zu schicken, damit seine Frau und Tochter „bequem" aufs Land fahren könnten. Die Kammerzofe ritt auf einer Eselin hinterdrein, und der Herr Präsident eröffnete den Zug auf einem Maulthiere. In Deutschland gereichte es damals schon zur Schande, auf dem verachteten Thiere reiten zu müssen, zumal „verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." Aus dem Italien Goethe's: „Kennst du das Land, wo die

Citronen blühn?" wurde das Hoffmann's von Fallersleben: „Viel Esel auf den Straßen, viel Esel hie und da! fürwahr, das Land der Esel, das ist Italia!" Wie hier im civilisirten Europa, so erging es auch in andern Ländern der Christenheit dem geduldigen Lastträger; denn in Lima ist nach dem bekannten Sprichworte der Himmel der Frauen, das Fegefeuer der Ehemänner, die Hölle der Esel (und, fügen wir hinzu, auch der Maulthiere und Arrieros). Und würdig stellen die Bekenner des Islams sich den Christen an die Seite. In Aegypten und andern muslimischen Ländern war es Ketzern eigentlich nur gestattet, zum Reiten Esel zu benutzen. Sie gingen in ihrer Konsequenz so weit, daß sie den Umfang ketzerischer Bibliotheken nicht nach Kameel-, sondern nach Esellasten berechneten. So lesen wir in der Quatremère'schen Abhandlung sur le gout des livres chez les Orientaux, daß Sultan Mahmud Sebuktekin bei der Eroberung der Stadt Rei die Bibliothek der Batiniten, welche astrologisch-philosophische und rafibitische Bücher enthielt, formant la charge de 50 ânes, plündern und verbrennen, les autres livres (also wohl rechtgläubigen Inhalts) qui composaient la charge de 100 chameaux jedoch nach Gaznah überführen ließ. Noch heute herrscht bei den Somali die tiefste Verachtung vor diesem bedauernswerthen Thier, das, obgleich nächst dem Kameel das ausdauerndste Lastthier, nicht der allergeringsten Pflege sich erfreut. Die Gall'sche Schädeltheorie beweist uns, daß Langohr (einige Asiaten nennen ihn Hasenpferd) viel musikalischer sein müsse als die Nachtigall, einige kaukasische Völkerschaften preisen seine helle variationsvolle Stimme; wir Europäer aber acceptiren, was im Koran geschrieben stehet: „siehe, die unangenehmste Stimme ist die des Esels," und die Chinesen, jene Praktiker von altersher, binden dem Grauthier einen Stein an den Schwanz, weil er nur dann schreit, wenn er auch den Schwanz wagerecht ausstrecken kann. Sind denn aber alle guten Eigenschaften des Esels durch Depravation verloren gegangen? Nein, die erste und allerbeste ist geblieben, wir nur erkennen sie nicht; aber bei den Bornuleuten, wo in Folge ausgedehnter Pferdezucht dieser für Nordafrika so wichtige Einhufer alle Bedeutung verloren hat, gilt die Eselin noch heute neben der Sklavin als Sinnbild zärtlichster mütterlicher Liebe. In der ganzen Welt, so lautet ihr Sprichwort, giebt es nichts, das sein Kind so liebt, wie die Eselin oder die Sklavin: agō dúnya-nyin kōro-n kir-nyin-no tata tserágena gō bāgo.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Theologie.

Luther und Bonifatius.

Die massenhaft erscheinende Literatur zum vierhundertjährigen Gedächtniß der Geburt Luthers erinnert uns unwillkürlich an eine merkwürdige Kontroverse, welche die kirchengeschichtliche Forschung des letzten Dezenniums in Athem gehalten hat

und einem Manne galt, dessen Charakterbild, nachdem es lange festgestanden, plötzlich zu schwanken anfing, und zwar so, daß, je nach dem Gesichtswinkel, unter welchen er gebracht wurde, Luthers Lebenswerk bald als Fortsetzung, bald als Widerspiel dessen erscheinen konnte, was er gethan hat. Wir meinen den sog. Apostel der Deutschen, Bonifatius (so, nicht Bonifacius, muß er geschrieben werden). Lange verehrte auch die protestantische Kirchengeschichtschreibung in ihm den Hauptbegründer des Christenthums in Deutschland, gleichsam die Mittelsperson, durch welche jener apostolische Christenglaube, welchen dann Luther wieder in seiner Reinheit hergestellt habe, überhaupt zu uns gekommen. Allerdings haben schon im Reformationsjahrhundert lutherische Gelehrte anders geurtheilt, aber die neuere Geschichtschreibung glaubte es der Pflicht der Unparteilichkeit schuldig zu sein, darüber zur Tagesordnung überzugehen und mit der alten Anerkennung von Bonifatius zu sprechen. Erst seitdem vor etwa 30—40 Jahren die ultramontanen Bestrebungen sich dieses Namens bemächtigt haben, seitdem 1842 in Fulda sein Standbild errichtet und 1848 die Bonifacius-Vereine sich als Gegenbild zum Gustav-Adolf-Verein aufgethan haben, hat man im protestantischen Lager sich den Mann und sein Wirken näher anzusehen begonnen. Gleichwohl wird er noch in Rettbergs berühmter „Kirchengeschichte Deutschlands", die 1846—48 erschien, verherrlicht und nahm 1855, als man den 1100jährigen Todestag des Heiligen feierte, das protestantische Volk in Thüringen und Hessen daran so innigen Antheil wie die katholische Kirche. Man sah in ihm gleichsam einen gemeinsamen Besitz der deutschen Christenheit, einen beiden Konfessionen gleich theuern Titel. Da erschien 1858 Ph. Hebers Buch über „Die vorkarolingischen Glaubenshelden am Rhein und ihre Zeit," wodurch diese Position des Bonifatius erstmalig einen Stoß erleiden sollte. Doch lag die feindliche Tendenz des Werkes zu sehr am Tage, als daß nachhaltige Wirkungen davon hätten ausgehen können. Noch in der 1869 und 1870 erschienenen Monographie des holländischen Mennoniten J. P. Müller (Bonifacius, eene kerk-historische Studië) erscheint der Apostel der Deutschen als das Ideal eines mittelalterlichen Heiligen.

Erst vor zehn Jahren unternahm es Dr. A. Ebrard, die herkömmliche Auffassung gerade auf den Kopf zu stellen, und zwar so, daß uns jetzt Luther gleichsam als der umgekehrte Bonifatius, als derjenige erscheinen müßte, der wieder zurechtbrachte, was jener als gewissenloser Agent Roms versehen und verschuldet hatte. Das Werk „Die iro-schottische Missionskirche" von 1873 nahm seinen Ausgangspunkt von einer volleren Würdigung des altbritischen Kirchenthums und seiner Mission. Auch in Deutschland sei es lange vor Bonifatius zur Gründung eines romfreien iro-schottischen Kirchenthums gekommen, in welcher man eine ältere, zu früh dahingeschiedene Schwester der späteren reformatorischen Kirchen zu verehren habe. Diese reine Kirche zerstört, nicht aber das Christenthum gebracht und gepflanzt zu haben, sei die eigentliche That des Bonifatius gewesen, dessen persönlicher Charakter bisher nicht minder überschätzt worden sei, wie seine historische Bedeutung. Zwar nicht gerade ein moralisch schlechter, aber ein beschränkter Mensch, ein richtiger Fanatiker sei er gewesen, der ohne eine Spur von Seelengröße, dafür

mit einem von Natur zu Haß, Heimtücke und Intrigue, nebenbei auch zu Kriecherei und Schmeichelei aufgelegten Gemüthe begabt, seine Erfolge lediglich einer gewissen praktischen Lebensklugheit verdankt habe, womit er die gegebenen Verhältnisse rücksichtslos auszubeuten verstand. Aber auch der rühmlich bekannte Prediger August Werner, welcher das Bild des Mannes vom trüben Anhauche parteisüchtiger Kritik zu reinigen und den Weg zu einer unbefangenen Würdigung zu bahnen bestrebt war, („Bonifatius, der Apostel der Deutschen", 1875), ist zwar den Uebertreibungen seines Vorgängers auf vielen Punkten entgegengetreten, ohne jedoch den Bonifatius wieder in seine alte Würde eines „Missionärs Deutschlands" einzusetzen. Hat derselbe doch fast nie eigentliche Heidenmission betrieben, sondern stets auf schon bebauten Aeckern die Rolle des Schnitters und Dreschers übernommen. Nur der erste Kirchenorganisator ostwärts vom Rhein im Sinne Roms könne er heißen, der Vernichter des britischen Kirchengebiets in unserem Vaterland, gegen dessen in der Ehe lebende priesterliche Gründer und Vertreter er zeitlebens von echt römischem, ja von wildem Hasse erfüllt war. Zum erstenmal legt in ihm ein dem fränkischen Reich angehöriger Bischof das Gelübde unbedingter Unterwerfung unter den apostolischen Sitz in Rom ab, und keine andere Mission kannte er als Erzbischof, denn die, das Frankenreich möglichst dem Papst auszuliefern. Sein Auftreten gegen den romfeindlichen Kirchenpolitiker Adalbert bedeutet geradezu den ersten Ketzer-Prozeß, welcher im Interesse Roms bei uns instruirt worden ist, wobei überdies Bonifatius Ankläger und Richter in Einer Person war. „Ein Fremdling auf deutsch-fränkischem Boden, mehr als durch seine Abkunft, durch seine Begeisterung für Rom und durch sein Erfülltsein von römischen Ideen den Völkern, unter denen er sein Leben verbrachte, entfremdet und zuwider, ist er niemals zum Frieden gekommen und hat sich in der Unruhe eines heißen Tagewerks verzehrt." War damit in der Hauptsache Ebrards Auffassung bestätigt, so gilt ein Gleiches von einem Aufsatze Försters in den „Theologischen Studien und Kritiken" von 1876, darin Bonifatius gleichfalls als Bahnbrecher römischer Herrschaft in Frankreich und Deutschland erscheint. Man scheidet von diesen Darstellungen mit dem Eindruck, daß uns besser gewesen wäre, wenn er gar nicht gelebt hätte.

So standen die Dinge, als rasch nacheinander fünf neue Bearbeitungen des Stoffes für die gerade entgegengesetzte, vielfach schon als verlassen geltende Position auftraten. Es waren dies „St. Bonifacius und seine Zeit" von Pfahler (1880), „Winfried-Bonifacius", aus dem Nachlasse von Buß herausgegeben von Scherer, „Bonifatius, der Apostel der Deutschen" von Otto Fischer (1881) und eine lateinische Dissertation (Antiquae Britonum Scotorumque ecclesiae quales fuerint mores etc. 1882) von Loofs. Die beiden ersten sind specifisch-katholisch, die erste breitspurig und rhetorisch, die andere werthvoll durch einzelne Notizen. Die dritte nimmt direkt den Kampf mit den protestantischen Uebertreibungen auf. Nur weil ihm während seines Aufenthaltes in Friesland klar geworden war, daß ein auf eigene Hand auftretender Sendbote niemals großen Erfolg haben werde, habe er sich in päpstliche Dienste begeben, habe aber keine andere Verpflichtung übernommen, als Lehre und Verfassung der römischen Kirche

zu respektiren, insonderheit die Taufe nach römischem Ritus zu üben. In Deutschland habe er nur Reste früheren Kirchenthums vorgefunden, die es galt zu sammeln und neu zu beleben; im Frankenreich habe er zwar die römische Kirchenreform, nicht aber die Souveränetät des Papstes durchgeführt; landeskirchlich, nicht ultramontan sei die Richtung seines Wirkens beschaffen gewesen. Die Schrift des vierten Autors befaßt sich gleichfalls mit Verfassung, Glauben und Sitten der altbritischen Kirche und will nachweisen, daß dieselbe durchweg gut römisch, ja papistisch gewesen sei. Wesentlich gleich urtheilt auch Funk in einem Beitrage „zur Geschichte der altbritischen Kirche," welchen das neueste „Historische Jahrbuch der Görres-Gesellschaft" (IV, 1883) gebracht hat.

Ohne die letztgenannten Gegner zu kennen, hat Ebrard als Nachtrag zu dem Werke von 1873 eine heftige und grobe Streitschrift gegen Fischer veröffentlicht, deren Titel schon bezeichnend ist: „Bonifatius, der Zerstörer des columbanischen Kirchenthums auf dem Festlande" (1882). Er bleibt dabei, daß die altenglische Kirche einen freien, evangelischen Charakter gehabt und denselben auch ihrem bedeutendsten Missionsgebiet in Deutschland mitzutheilen gewußt habe. Bonifatius aber sei herangewachsen zu der Zeit des heftigsten Gegensatzes zwischen der altenglischen und der nachrückenden römischen Kirche und ganz im Geiste der letzteren erzogen worden; so habe er denn auch in Deutschland nicht sowohl das Christenthum, als den römischen Katholicismus begründet, dagegen die Ansätze zu derjenigen Ausgestaltung des christlichen Geistes ausgerottet, welche dann achthundert Jahre später von Luther neu geschaffen werden mußte.

Das sind die bedeutendsten Akten eines denkwürdigen und wohl immer noch nicht völlig abgeschlossenen Streites. Fragen wir nun nach den Ergebnissen, welche schon heute als feststehend betrachtet werden können, so bilden dieselben eine Mittellinie, welche aber insofern näher an die althergebrachte Auffassung streift, als von einer altbritischen und altdeutschen Kirche, welche gewaltsam abgebrochen und von der Reformation gleichsam wieder hergestellt worden wäre, durchaus nicht die Rede sein kann. Der damalige römische Glaube war noch nicht der reich ausgebildete mittelalterliche, er hat aber in dieser verhältnißmäßig elementareren Gestalt gleichmäßig im ganzen Abendlande, auch in Britannien, geherrscht, und die wenigen Differenzpunkte sind nur ritueller und untergeordneter Art. Eine wohlorganisirte und blühende Kirche britischer Abkunft in Deutschland hat es vor Bonifatius gar nicht gegeben, sondern nur Fragmente oder Trümmer einer solchen. Der römische Primat aber, bezüglich dessen dasselbe gilt, was eben über die Lehre der damaligen Kirche überhaupt gesagt worden ist, spielt in dem gleichzeitigen kirchlichen Verfassungsleben überhaupt noch nicht die allbedeutende, allentscheidende Rolle wie später. Darum, daß die altbritische Kirche mit dem römischem Glauben stimmt, hat sie sich noch nicht dem römischen Primat unterworfen, und damit, daß Bonifatius dem Papst beim Empfang der Bischofsweihe einen, wie es scheint, bisher nur den suburbikarischen Bischöfen auferlegt gewesenen Eid leistete und ihn für das Haupt der alleinseligmachenden Kirche hielt, hat er sich noch nicht zu seinem Sklaven gemacht und ihm das Opfer des Verstandes, Gewissens und Charakters gebracht. Ueber dem Papst noch stehen ihm jedenfalls die Kirchengesetze. Wahr freilich ist

es, daß er ungerecht, roh und fanatisch gegen die britischen Mönche verfuhr, daß er sie nach Kräften verfolgte und verleumdete. Wahr ist es, daß er auf Unterdrückung dieser „Ketzer" mehr Kraft und Eifer verwendete, als auf die Bekehrung der Heiden, daß ihn der zähe Widerstand jener mehr zum Zorn, als der Unglaube dieser zum Eifer reizte. Das schließt aber nicht aus, daß er bei Einrichtung der fränkischen Kirche unabhängig von päpstlichen Weisungen verfuhr, und daß er auch bei mancherlei Maßnahmen in deutschen Diöcesen wenig nach Roms Wünschen fragte, ja mit denselben mehrfach in Kollision gerieth. Unterjochung des fränkischen und deutschen Kirchenwesens unter die päpstliche Machtvollkommenheit ist mindestens nicht das bewußte Ziel, wohl aber ist es das thatsächliche Resultat des Lebenswerkes des ersten Erzbischofs von Mainz gewesen. Man sagt jetzt gewöhnlich, die Romanisirung Deutschlands sei eben einmal im Zuge der Zeit gelegen gewesen. Auch wenn er in seinem englischen Kloster geblieben wäre und niemals den Fuß auf deutsche Erde gesetzt hätte, würde die deutsche Kirche von allerdings relativ selbständigeren Anfängen aus allmählich in dasselbe Geleise gerathen sein, in welches das ganze Abendland gezogen wurde, um erst durch die Reformation wenigstens theilweise wieder herausgeworfen zu werden. Wir lassen die Richtigkeit dieser Bemerkung dahingestellt. Ihr Werth geht über denjenigen aller mit „Wenn," „So" und „Aber" gebildeten Sätze nicht hinaus. Soll überhaupt Jemand verantwortlich gemacht werden für die rasche Romanisirung des Frankenreichs, so ist es zumeist jener Pipin, welcher sich die Legitimation für seine Thronbesteigung vom Papstthum ausstellen ließ. Das war aber ganz sein eigenes Werk, und die Sage, daß Bonifatius dazu die Hand geboten, hat sich als durchaus haltlos erwiesen. Weder den Unterhändler hat er gemacht, noch hat er die Salbung an dem Majordomus vollzogen. Was dem Papst in Frankreich und Deutschland eine vorher nie dagewesene Bedeutung in den Augen des ganzen Volkes verleihen mußte, das war zumeist jener Schritt des ersten Karolingers auf dem Königsthron, demnächst die ein halbes Jahrhundert später erfolgte Kaiserkrönung seines Sohnes durch die Hand des Papstes.

Ein direktes Widerspiel zu Bonifatius würde man unter Voraussetzung der Richtigkeit jener Sage den deutschen Reformator allerdings auch bezüglich der kurialistischerseits beliebten Herleitung der deutschen Kaiserwürde von der päpstlichen Huld, durch welche die Krone an die Karolinger gekommen sei, nennen können. Man lese den 26. Artikel, welchen Luther seiner Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation" beigefügt hat, weil sein Nationalstolz sich auflehnte gegen die Fiction, der Papst habe die Kaiserkrone von der byzantinischen Dynastie auf die deutschen Könige übertragen, „für welche Ehre und Wohlthat er billig Unterthänigkeit, Dank und alles Gutes an den Deutschen verdient haben soll." Das sei aber nur wieder ein Beweis, wie die Römer „allezeit unsere Einfältigkeit mißbraucht haben zu ihrem Uebermuth und Tyrannei, und heißen uns tolle Deutsche, die sich äffen und narren lassen, wie sie wollen." — „Ist Ihre Regierung toll?" fragte bekanntlich zur Bestätigung dessen der Kardinal-Staatssekretär den preußischen Gesandten, als dieser ihm 1836 den Wunsch seiner Regierung mittheilte, den Herrn

von Droste-Vischering, den Ultramontansten der Ultramontanen, den sogar der Gedanke beschäftigte, die Rheinprovinz an Belgien zu bringen, zum Erzbischof von Köln erhoben zu sehen — eine Ernennung, welche bekanntlich den ersten Akt der Tragikomödie bildet, die unter wechselnden Titeln seit bald 50 Jahren in dem Vaterlande Luthers spielt. „Wir haben des Reiches Namen, aber der Papst hat unser Gut, Ehre, Leib, Leben, Seele und Alles, was wir haben. So soll man die Deutschen täuschen und mit Täuschen täuschen. Das haben die Päpste gesucht, daß sie gerne Kaiser wären gewesen, und da sie das nicht haben mögen schicken, haben sie sich doch über den Kaiser gesetzt." „Darum laßt den deutschen Kaiser recht und frei Kaiser sein und seine Gewalt noch Schwert nicht niederdrücken durch solch blindes Vorgeben päpstlicher Heuchler."

Angesichts solcher Reden gewinnt allerdings die Auffassung Luthers als des umgekehrten Bonifatius Sinn und Recht, und bekannt ist, daß Luthers Auffassung in die Traditionen des deutschen Staatsrechtes eingeführt worden ist, seitdem Melanchthon an die Stelle der mittelalterlich theokratischen Fiction von der Uebertragung des Kaiserthums an die Deutschen die Geltung des „kaiserlichen Rechts" gesetzt hat. Aber Luther verfügte über elementare Mächte im deutschen Volksgeiste wie sie im langen Laufe der Jahrhunderte nur selten einmal aus dem gewohnheitsmäßigen Zustande der Latenz entbunden und mobil werden. Ein Aufschwung des deutschen Nationalgeistes ohne Gleichen war es, dessen mächtiger Fluthung er seine Sache anvertrauen konnte. Bonifatius dagegen fand eine weltmüde und ruhebedürftige Generation vor, welche in der römischen Weltkirche das Heilmittel für die von Krieg und Zwietracht zerfleischten germanischen Stämme entdeckt zu haben glaubte. In der träumerischen Natur und sinnigen Innerlichkeit derselben fand das Ideal des weltflüchtigen, blind gehorsamen Christenmenschen, wie Bonifatius es zeichnete, einen Verbündeten. Und eben darum — das dürfen wir uns gelegentlich der vierhundertjährigen Geburtstagsfeier Luthers wohl eingestehen — waren und sind wir noch immer der dankbare Gegenstand für den Thätigkeitsdrang aller ähnlich gerichteten Geister. In diesem Sinne wäre es wohl Zeit, daß wir mit dem Geiste des Bonifatius Abrechnung hielten.

Straßburg. Heinrich Julius Holtzmann.

Geschichte.

Deutsche Kolonisationsprojekte des siebzehnten Jahrhunderts.

Das täglich ungestümer auftretende Verlangen Deutschlands, die Millionen von deutschen Auswanderern, die den Kolonien fremder Staaten zu Gute kommen, für das Vaterland selbst nutzbar zu machen, wird meist für ein ephemeres gehalten, dessen vereinzelter Vorläufer in der Geschichte nur jenes bekannte Kolonisationsprojekt des großen Kurfürsten von Brandenburg war, welches zuerst die Erwerbung der spanischen Insel Trinidad anstrebte, später aber sich nach der Goldküste von Guinea richtete und von Zeitgenossen und den Nachfolgern Friedrich Wilhelms als eine unglückliche, abenteuerliche Idee des großen Mannes bezeichnet

wird; dem ist jedoch nicht so, denn das brandenburgische Kolonisationsprojekt war nur das letzte Glied und der vorläufige Abschluß der langen Reihe von Kolonisationsideen, mit denen man sich im siebenzehnten Jahrhundert aller Orten in Deutschland getragen hat.

Der erste Gedanke, auch Deutschland einen Antheil an der neu entdeckten Welt zu gönnen, rührt von keinem Geringeren, als dem deutschen Kaiser und spanischen Könige Karl V. her, welcher ganz Venezuela dem reichen Augsburger Bankhause Welser schenkte. Die Welser rüsteten auch im Jahre 1528 eine Expedition unter Ambrosio Dalfinger aus, welcher noch in demselben Jahre von dem Lande Besitz nahm und aus der auf Pfählen und Lagunen gebauten Hauptstadt ein amerikanisches Venedig (Venezuela) zu machen gedachte. Der Nutzen dieser Kolonie blieb jedoch in den ersten Jahren des Besitzes weit hinter den Erwartungen zurück, und da die Welser keine größeren Mittel an die Behauptung derselben zu setzen wagten, so ging sie bereits 1545 an die Spanier verloren. Dieser Zeitpunkt, Deutschland Kolonien in den neuen Welttheilen zu erwerben, muß deshalb als ein besonders günstiger erscheinen, weil die Holländer damals noch unselbständig und ohne Seemacht den seefahrenden Hansestädten Norddeutschlands kein Hinderniß in den Weg legen konnten, und ein mächtiger Kaiser über deutsche Kolonisation seine schirmende Aegide hielt. Er war unwiederbringlich verloren, indem die bald darauf entbrennenden Religionskriege Deutschlands Kräfte vollkommen in Anspruch nahmen. Ihren Abschluß bildete erst der westphälische Frieden, der zugleich auch die Auflösung der bisherigen deutschen Reichsverfassung besiegelte.

Kaum aber hatte sich Deutschland etwas von den furchtbaren Verwüstungen des 30jährigen Krieges erholt, als der Gedanke der Kolonisation von Neuem auftauchte. Die politische Situation hatte sich indessen in Deutschland wesentlich verändert; zu den seefahrenden Nationen ersten Ranges waren im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts die Engländer, Holländer und Franzosen, die auf Kosten der Macht Spaniens täglich mehr Einfluß in Deutschland gewannen, getreten. Diese drei Nationen hatten sich in diejenigen Länder der neuen Welt, welche Spanien entweder nie besessen oder wieder verloren hatte, bereits getheilt: „Die Welt war weggegeben!“ als Deutschland mit der Forderung nach Kolonien auftrat. An eine selbständige Kolonisation ohne die Garantie einer der seefahrenden Großmächte war somit zunächst nicht zu denken. Spanien kam dem Verlangen Deutschlands nach Kolonien zuerst entgegen; seine Macht hatte während der Unabhängigkeitskämpfe Hollands und im dreißigjährigen Kriege zu schwer gelitten, als daß es nicht hätte versuchen müssen, mit Hülfe der katholischen Fürsten Deutschlands seine verlorenen Positionen wieder zu gewinnen.

Es war im Jahre 1664, als Spanien einen gewandten Diplomaten, den Bischof von Timin, Christofero Roxas, den auch der alte Marperger in den „Nützlichen Fragen über den Kaufmannstand“ (Leipzig, 1715. S. 101) wegen seiner Verdienste um deutsche Kolonisation rühmt, mit dem Auftrage nach Deutschland sandte, die katholischen Fürsten daselbst zu gemeinsamer Kolonisation im spanischen Auslande aufzufordern. Der Kaiser sollte ebenfalls dafür gewonnen

werden, und das Unternehmen unter dem Namen einer kaiserlich westindischen Kompagnie ins Leben treten. In Wien wurde Roxas sehr freundlich aufgenommen und man versprach ihm, seine Mission so viel als möglich zu unterstützen. Von dort führte ihn sein Weg nach Regensburg, wo die Reichsstände tagten, um die geistlichen Fürsten für sein Kolonisationsprojekt zu gewinnen. Ein passendes Haupt für dasselbe hatte sich auch bereits in dem Markgrafen Hermann Fortunatus von Baden gefunden. Aber so geheim die Unterhandlungen betrieben worden waren, so hatte Frankreich doch bereits von ihnen so genaue Nachricht erhalten, daß es im Besitze der spanischen Vorschläge, dieselben durch glänzendere Bedingungen leicht überbieten konnte. Der Minister Colbert übersah die Wichtigkeit einer deutschen Kolonisation für Frankreich durchaus nicht und ließ sogleich mit dem Kurfürsten Johann Philipp von Mainz durch den französischen Geschäftsträger d'Avangour Unterhandlungen nach dieser Seite hin anknüpfen, deren Resultat die Ablehnung des spanischen Anerbietens durch die deutschen Fürsten war.*)

Der Nachfolger d'Avangours als französischer Gesandter in Mainz war du Fresne und seine Instruktion enthielt auch den Auftrag, die Verhandlungen wegen deutscher Kolonisation so schnell als möglich zu einem Abschluß zu bringen. Der leitende Grundgedanke Colberts, der ihn die Kolonisationsprojekte des Mainzer Hofes so lebhaft unterstützen hieß, wird in dem Briefwechsel zwischen du Fresne und Colbert ganz offen ausgesprochen: wären die deutschen Reichsfürsten in Handelsabhängigkeit von Frankreich gerathen, so wären sie auch in politischer Hinsicht an die Interessen Frankreichs gebunden. Bereits im September 1664 waren die Verhandlungen mit Mainz soweit gediehen, daß man das französische Guyana als dasjenige Land bezeichnen konnte, wohin der Strom der deutschen Kolonisten gerichtet werden sollte.

Johann Philipp von Schönborn machte durch Patriotismus dem französischen Kabinet keine großen Schwierigkeiten. Die weitgehenden Zugeständnisse des Mainzer Hofes sicherten Frankreich nicht allein die Oberherrschaft über die deutsche Kolonie, sondern sie umfaßten auch die wichtige Bestimmung, daß die Einfuhr nur über Frankreich gehen dürfte und selbst der Rhein, die natürliche Handelsstraße, im Verkehr mit den amerikanischen Kolonien unbenutzt gelassen werden sollte. Man sieht hieraus zur Genüge, gegen welche Handelsmacht die einseitige Einfuhr der überseeischen Erzeugnisse nach Deutschland ankämpfen sollte, gegen Holland; die französische Handelspolitik mußte also einen wirksamen Bundesgenossen für die aggressive Politik Frankreichs gegen Holland abgeben.

Das mainzische Kolonisationsprojekt erhielt jedoch eine wesentlich andere, patriotischere Färbung, als der Kurfürst von Bayern seine Betheiligung an demselben in Aussicht stellte. Bayern machte seine Mitwirkung davon abhängig, daß die Kolonien ausschließlich deutsche bleiben sollten; deutsche Sprache sollte im ganzen Küstengebiet von Guyana die Verkehrssprache sein, deutsches Recht und deutsche Sitte den Kolonisten gesichert bleiben, der Import nach dem Gutdünken der

*) Kgl. Bayr. Archiv zu Würzburg.

deutschen Fürsten vor sich gehen, und die staatliche Abhängigkeit der Kolonien von Frankreich nur die lockere eines Lehnsverhältnisses sein. Frankreich bewilligte alle diese Forderungen, und als du Fresne von Mainz nach Frankreich zurückkehrte, begleitete ihn der Generalbevollmächtigte beider Fürsten, Johann Daniel Crafft. „Das Land“, schreibt dieser, „erfahrendste Kaufmann Hollands“ in seiner Denkschrift, die er nach seiner Rückkehr nach Deutschland am 7. Dezember 1865 bei dem mainzischen Ministerium einreichte, „liege in der Nähe von Cayenne am River Wia (Remire), beginne bei dem Fluß Apurwaca (Approuague), endige im River de Conde (?) und umfasse bis an 300 deutsche Meilen Landes. Nach dem Innern zu habe es keine Grenze und es sei der beste Theil zwischen Maranon und Orinoko. Doch müsse man das Land bis an den Cassipouri (in Nord-Brasilien) fordern, weil dort die alleinige Fischerei der Seeküste und der Handel mit den Indianern am Maranon leicht sei. Unter keiner anderen Bedingung dürfe man das Lehen annehmen, als unter denen ein Reichsfürst dem Kaiser verpflichtet sei, denn man habe nicht nöthig, sich all zu sehr zu binden, da Frankreich und Spanien bald mit einander streiten würden, wer den deutschen Fürsten die besten Bedingungen liefern würde. Vor allem dürfe man sich unter keinen französischen Gouverneur stellen, keine Kriegsdienste außer Landes leisten und endlich müsse Import und Export nach und von welchen Häfen in das freie Belieben der Kolonisten gestellt werden. Wie genau sich der deutsche Bevollmächtigte in Paris auf eigne Hand informirt hatte, geht aus dem Schlußsatze seines Berichtes hervor, den wir noch mittheilen wollen: „Ueber dem Vornehmen von Guyana befindet sich noch eine andere Manier zu etlichen schönen Inseln (gemeint sind wohl die Connétable Inseln) zu gelangen, welche nur bloß zu besetzen wären, und wenn dies geschehen, hätte man mehr nicht zu thun, als daß man Spanien, Frankreich und England solches ratifizirte. Es müßte solches um der Autorität willen unter dem Namen einer kurfürstlich deutschen Kompagnie gehen und in dieselbe soviel gezogen werden, als man könnte.“*)

Aus diesem kurzen Auszuge des Crafft'schen Berichts mag der Leser ersehen, daß die beiden Kurfürsten ihre Vollmacht weder einem geschäftsunkundigen noch einem unpatriotischen Manne anvertraut hatten. Seine Auseinandersetzungen sind klar und überzeugend, sein patriotisches Bewußtsein spricht sich offen in dem redlichen Bemühen, das Abhängigkeitsverhältniß von Frankreich so lose als möglich zu machen, aus, wobei ihm der richtige Gedanke vorschwebt vorläufig mit Hülfe Frankreichs operiren zu müssen, später aber von Guyana aus vollkommen selbstständige deutsche Kolonien zu gründen. Leider fehlen uns nähere Nachrichten über diesen bedeutenden Mann; auch erfahren wir nicht, woran die Ausführung der weitsichtigen überseeischen Unternehmungen der beiden deutschen Kurfürsten, die ihrer Verwirklichung bereits so nahe getreten war, am Ende gescheitert ist.**) Nur

*) Kgl. Bayr. Archiv zu Würzburg.

**) Bekannt ist, daß Johann Philipp v. Mainz auch an eine Kolonisation Aegyptens dachte, und der große Leibnitz sich vergeblich bemühte, diesem Gedanken, dessen Ausführung erst Napoleon I. versuchte, Realität zu verschaffen.

Bayern gab jedoch seine Kolonisationspläne noch nicht auf, sondern versuchte durch einen eigenen Gesandten den Dr. Joachim Becher Holland als Garantiemacht für dieselben zu gewinnen. Becher traf auf seiner Reise in Frankfurt mit dem Grafen Friedrich Casimir von Hanau zusammen, und der arg verschuldete Landesherr trug den Gesandten auf, auch für ihn selbst bei den Generalstaaten ein Lehen in Amerika auszuwirken. Während die Holländer das bayrische Projekt ablehnten, schenkten sie dem Gesuche des protestantischen Grafen willigeres Gehör, und bereits im August 1669 verkündeten hundert Kanonenschüsse den Hanauern, daß ihr Herr von Holland mit einem großen Lande in Westindien belehnt worden sei.

Wir erfahren durch Bechers Schriften selbst Genaueres über die Lage des Landes und die Bedingungen des holländischen Vertrages. Die Hanauische Kolonie erstreckte sich danach 30 Meilen an der Küste entlang zwischen Orinoko und Amazonenstrom ohne gegen Süden hin streng begrenzt zu sein. Das Land, dessen Kolonisations, recht ausschließlich Deutschen zustand, sollte einen selbständigen Staat unter dem Grafen von Hanau mit eigener Justiz, Polizei und Kriegsmacht bilden. Zur See wollte Holland den Schutz der Kolonie so lange übernehmen, bis sie kräftig genug sein würde, ihn selbst auszuüben. Das Lehnsverhältniß des Grafen zu Holland war ein möglichst loses und nur für Amerika bindend. Eine Bedingung war der Einwanderung besonders günstig und für die Zeit sehr bemerkenswerth, daß alle Religionsparteien, die „an Gott glaubten und kein böses Leben führten", in der Kolonie geduldet werden müßten. Becher hielt es für nothwendig den mannigfaltigen Angriffen gegenüber das Kolonisationsprojekt durch eine längere Druckschrift, die heute sehr selten geworden ist, zu vertheidigen. Der Hauptgedanke, der ihn zu seinen Kolonisationsbestrebungen bewegte, sagt er darin, sei der, den vielen bedrängten Menschen, die Deutschland nicht ernähren könnte, ein Asyl zu schaffen, in dem sie, ohne Fremde werden zu müssen, im Zusammenhang mit dem Mutterlande und nutzbringend für dasselbe leben könnten. Eine Entvölkerung Deutschlands, wie sie die Gegner der Kolonisationsbestrebungen ausmalten, sei nicht zu fürchten, denn, sagt Becher, „es ist eine andere Ursache, die Deutschland menschenarm macht, nämlich der Geldmangel, daher denn nicht allein keine fremden Nationen dahinkommen, die sich darin niederlassen, sondern auch als Mangel an Nahrung laufen unsere Hochdeutsche selbst in andere Länder". Mit Nachdruck wendet er sich gegen die irrige Meinung, daß für eine Kolonie Verbrecher und liederliches Gesindel gut genug sei, denn der Brave bleibe im Lande und nähre sich redlich. Wenn aber ein Land seine Einwohner nicht ernähren könne, dann verlange auch die Schrift ein Bleiben in einem solchen nicht länger, denn David sage zwar: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!" aber er sage nicht: „Bleibe in der Wetterau und warte bis Pomeranzen auf den Holzäpfelbäumen wachsen!"

Während Becher so eine eifrige literarische und nicht weniger praktische Thätigkeit für die Verwirklichung des Hanauischen Kolonisationsprojektes entwickelte und bereits unter Anderen den Grafen Bertucci mit 200 Familien zur Auswanderung nach Guyana angeworben hatte, erhoben sich die Agnaten des Grafen von Hanau gegen dessen Kolonisationspläne und zwangen Friedrich Casimir zur Auf-

gabe derselben und zur Entlassung Bechers, der sich wieder nach München und von da nach England wandte. Der Graf versuchte später die Kolonie vergeblich an England zu verkaufen, und so blieb die Kolonie holländisch. Gerade 125 Jahre später erinnerte der hessische Geheime Rath von Springer noch einmal an diese Hanauische Kolonie in Süd-Amerika. Aus seiner dem Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen 1794 überreichten Denkschrift geht hervor, daß die Spanier sich des ehedem Hanauischen Landes bemächtigt hatten und Springer fordert seinen Herrn als Rechtsnachfolger des Grafen von Hanau zur Besitznahme dieser Kolonie auf. Auch diese Verhandlungen, die der Legationsrath Fuchs in Amsterdam leitete, blieben resultatlos.*)

Ob das Streben der Gegenwart, Deutschland Kolonien zu verschaffen, von Erfolg gekrönt sein wird, muß die Zukunft lehren. Es widerspräche aber jedenfalls der geschichtlichen Erfahrung, wenn ein Volk, dem die Idee, Kolonien zu erwerben, um einen natürlichen Abzugskanal der Uebervölkerung zu besitzen, niemals entschwunden ist, von der Vorsehung nicht in den Stand gesetzt sein sollte, sie, wenn der rechte Zeitpunkt gekommen ist, auch durchführen zu können, und die Worte, welche Becher am Schlusse seines „Gründlichen Berichts" den Deutschen zuruft: „Wohlan denn tapfre Deutsche machet, daß man in der Karte neben Neuspanien, Neufrankreich, Neuengland auch in's Künftige Neudeutschland finde! Es fehlet euch so wenig an Verstand und Resolution solche Sachen zu thun, als andern Nationen, ja ihr habt alles, was dazu von Nöthen ist, ihr seid Soldaten und Bauern, wachtsam und arbeitsam, fleißig und unverdrossen, ihr könnt auf einmal viel gute Sachen thun!" können auch heute noch für uns Deutsche als Mahnung gelten.

Marburg. G. Irmer.

Sprachwissenschaft.

Sprachvergleichung und Urgeschichte.

Von

O. Schrader.

Unter den Entdeckungen der Neuzeit sind gewiß nicht an letzter Stelle die Quellen zu nennen, welche uns für die älteste Geschichte des Menschengeschlechtes erschlossen worden sind. Von zwei verschiedenen Seiten sind uns neue Aufklärungen in reichem Maße zugekommen: durch die Ausgrabung alter Wohnsitze und Städte, wie man sie in Europa an verschiedenen Stellen in den Pfahlbauten, in Asien in Ilion und den alten Kultursitzen am Euphrat und Tigris gefunden hat, dann aber auch durch die vergleichende Sprachwissenschaft, welche uns lehrt, aus den Wörtern, die einer Anzahl von Sprachen gemeinsam sind, auf den Kulturzustand des Urvolkes zu schließen, von welchem diese Sprachen ausgegangen sind. Bald schon stellte sich heraus, daß diese beiden Zweige der Paläontologie nicht immer zu übereinstimmenden Resultaten kamen, man hielt es aber für das Beste, beide eine Zeitlang getrennt ihre

*) Die bez. Akten zu diesem Hanauischen Kolonisationsprojekt beruhen im Kgl. Archiv zu Marburg.

Wege gehen zu lassen, in der sicheren Ueberzeugung, daß sich später eine Ausgleichung finden lassen werde, wenn nur die Forschung immer in echt wissenschaftlicher Weise geführt werde. Die oben genannte Schrift ist unseres Wissens die erste, die eine solche Ausgleichung versucht.

Nachdem die vergleichende Grammatik die Thatsache festgestellt hatte, daß sämmtliche indogermanischen Sprachen auf ein und dieselbe Grundsprache zurückzuführen seien, von der sie alle ausgegangen sein müssen, da lag es ziemlich nahe, die Ergebnisse der Grammatik mit Hilfe des Wörterbuches zu erweitern, nachzusehen, welche Wörter sich bis zur Grundsprache hinaufführen lassen, welche Begriffe diese Wörter bezeichnen und welche Folgerungen sich aus diesen Begriffen auf den Kulturzustand jenes Urvolkes ergeben. Die Erzählung der Geschichte dieser linguistisch-paläontologischen Forschungen bildet den ersten Theil unseres Werkes, für den die meisten Leser dem Verfasser sehr dankbar sein werden, denn solche Forschungen sind nicht selten in Zeitschriften oder auch in den Einleitungen zu größeren Werken anderen Inhalts geführt worden, und lassen sich daher nur schwer verfolgen. Wir können hier nur so viel sagen, daß die meisten Sprachforscher darüber einig waren, es müsse der geistige Standpunkt jenes indogermanischen Urvolkes schon ein sehr fortgeschrittener gewesen sein, daß man bei ihm nicht nur die Bekanntschaft mit Viehzucht und Ackerbau, sondern auch die Anfänge der Künste und Wissenschaften voraussetzen dürfe. Man glaubte noch weiter gehen zu dürfen: bei genauerer Erforschung der einzelnen indogermanischen Sprachen konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß manche derselben sich näher zusammenschlossen, daß also weitere und engere Verwandtschaft zwischen ihnen bestehe; diese Annäherung und Trennung erklärte man als bedingt durch Wanderungen, welche die indogermanischen Völker in vorhistorischer Zeit ausgeführt haben sollten. In welcher Reihenfolge freilich diese Wanderungen erfolgt seien, darüber ist eine Einigung nicht zu erzielen gewesen, daß aber der Ausgangspunkt dieser Wanderungen und mithin der Sitz des Urvolkes in Asien zu suchen sei, das stand für die älteren Sprachforscher ganz fest. Erst in neuerer Zeit fing man an zu bezweifeln, daß gerade Wanderungen die Verschiedenheit der Einzelsprachen veranlaßt hätten und nahm allmähliche lautliche Uebergänge als Ursache an, doch ist die alte Wanderungshypothese, trotz der Schwierigkeiten, welche sie verursacht, dadurch noch nicht verdrängt worden. Ebenso erfreut sich auch jetzt noch die Ansicht, daß die Indogermanen ursprünglich in Hochasien, in der Nähe von Baktrien, zu Hause seien, einer großen Beliebtheit, wenn auch einzelne Stimmen laut geworden sind, welche theils eine andere Gegend Asiens, theils sogar ein europäisches Land als Urheimat annehmen wollten. Alle diese Annahmen machten es nun unmöglich, in den ziemlich unentwickelten Bewohnern der Pfahlbauten Indogermanen zu sehen, man nahm vielmehr an, daß dieselben von einem Volke herrühren, das vor der Ankunft der Indogermanen die späteren Wohnsitze derselben inne hatte.

Es ist hier der Sprachwissenschaft begegnet, was jungen Wissenschaften nicht selten zu begegnen pflegt: sie überschätzte die Tragweite ihrer Ergebnisse; namentlich die lange Zeit festgehaltene, jetzt glücklich beseitigte Ansicht, als gehöre die Sprachwissenschaft zu den Naturwissenschaften, trägt die Schuld an dieser Ueberschätzung. Die kritischen

Bemerkungen, welche unser Verfasser im zweiten Theile seines Buches giebt, müssen wir als begründet anerkennen. Daß die Indogermanen sämmtlich auf ein Urvolk mit einer ihm eigenthümlichen Sprache zurückgehen müssen, ist ganz richtig, es kommt aber dabei die Frage in Betracht, ob wir uns in dieser Ursprache schon dialektische Verschiedenheiten denken sollen, oder ob diese erst später eintraten? Wir entscheiden uns mit unserem Verfasser für die erstere dieser Möglichkeiten, denn man wird nicht leicht zwei Menschen treffen, welche ganz übereinstimmend sprechen. Diese Annahme erlaubt uns nun, das ursprünglich von Indogermanen bewohnte Land größer zu denken, als gewöhnlich geschieht, auch ist nicht ausgeschlossen, daß dasselbe Völkerschaften enthielt, welche andere Sprachen sprachen, und daß dadurch Verschiedenheiten entstanden. Sodann ist bei Benützung des sprachlichen Materials zu kulturhistorischen Schlüssen große Vorsicht nöthig. Es ist zwar richtig, daß Wörter, die sich in allen Einzelnsprachen finden, der Ursprache bereits angehört haben werden, der Schluß gilt aber nicht umgekehrt, daß die Wörter, welche sich nicht vorfinden, ihr gefehlt haben müssen. Unzählige Male ist ein alter Ausdruck in verschiedenen Sprachen verloren gegangen und durch einen neueren ersetzt worden; indem man dies nicht beachtete, hat man namentlich aus dem Fehlen von Thier- und Pflanzennamen übereilte Schlüsse gezogen. Es ist unmöglich, zu sagen, was jede einzelne Sprachengruppe von dem alten Wortschatze verloren, und was sie nie besessen hat. Selbst bei unzweifelhaft identischen Wörtern darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß es nicht unmöglich ist, daß die Einzelsprachen noch die Kraft zu Nachbildungen besaßen. Ist schon in Bezug auf die äußere Wortform so große Vorsicht nöthig so ist das noch mehr der Fall mit Rücksicht auf die Bedeutung. Es ist sehr schwer, die ursprüngliche Bedeutung zu ermitteln, welche in der Urzeit gegolten haben mag, hüten muß man sich vor Allem, aus der angeblichen Grundbedeutung der Verwandtschaftswörter kulturhistorische Schlüsse zu ziehen (wie das öfter geschehen ist). Wir stimmen ganz unserem Verfasser bei, wenn er derartige Erörterungen als unbrauchbar für den Kulturhistoriker erklärt, und sie den Sprachphilosophen überlassen will. Sehr zeitgemäß ist auch, was über die Lehnwörter bemerkt wird. Diese sind im Allgemeinen leicht kenntlich, weil sie sich den Lautgesetzen der Sprache nicht zu fügen pflegen, in welche sie aufgenommen werden, aber es giebt eben auch Ausnahmen, Wörter, welche so frühe einwanderten, daß sie sich diesen Lautverschiebungen unterwerfen mußten, und daher unkenntlich geworden sind. Aus diesem Allen dürfte hervorgehen, daß die Sprachwissenschaft für sich allein nicht im Stande ist, die indogermanische Urzeit zu erschließen. Im besten Falle kann uns die Sprache das Knochengerüst für die Kulturgeschichte liefern, denn wenn sie uns z. B. lehrt, daß die alten Indogermanen schon Häuser kannten, so fragt sich eben, wie diese beschaffen waren. Daraus, daß sich nachweisen läßt, daß sie schon in der Urzeit das Pferd, das Rind und verschiedene Kornfrüchte kannten, folgt noch nicht, daß sie das Pferd zu zähmen wußten, und wir erfahren auch dadurch nicht, ob sie Kornfrüchte bauten, oder ob sie wild wachsende Arten derselben zu ihrem Nutzen verwenden konnten. Es will nicht viel sagen, wenn wir hören, daß schon die alten Indogermanen zu backen, zu

nähen und sich zu schmücken verstanden, wenn wir nicht erfahren, in welcher Weise sie diese Fertigkeiten ausübten.

In den beiden letzten Abschnitten seines Werkes sucht nun der Verfasser die Lücken der linguistischen Paläontologie dadurch zu ergänzen, daß er die archäologische mit ihr zu vereinigen bestrebt ist. Ob er dabei nicht zu große Opfer bringt, und namentlich den Kulturzustand der Indogermanen zu tief herabdrückt, um sie zu den Bewohnern der Pfahlbauten machen zu können, das müssen künftige Forschungen lehren, jedenfalls sind seine Angaben beachtenswerth. Im Gegensatz zu den bisherigen Annahmen der Linguisten glaubt er der indogermanischen Urzeit die Kenntniß der Metallbearbeitung absprechen zu sollen. Keiner der Namen der Metalle geht durch alle indogermanischen Sprachen hindurch, die verschiedenen Namen haben Anknüpfungspunkte nach verschiedenen Seiten, zum Theil über den Kreis der Indogermanen hinaus. Dazu kommt, daß nichts darauf hinweist, daß die Kunst des Schmiedens schon der Urzeit bekannt war. Ihre Bedeutung hat diese Frage nach dem Alter der Bearbeitung der Metalle für die Waffen, bisher hatte man allgemein angenommen, daß die Indogermanen schon in der ältesten Zeit metallne Waffen führten, was ihnen ein großes Uebergewicht über diejenigen Völker geben mußte, die keine solchen besaßen. Nach den Forschungen unseres Verfassers gebraucht die Urzeit Pfeil und Bogen, Schleuderstein, Lanze und Beil, lauter Waffen, die sehr wohl ohne metallene Zuthat hergestellt werden können. Zu beachten ist auch, daß fast alle die übereinstimmenden Namen Angriffswaffen bezeichnen; von den Schutzwaffen läßt sich keine sicher bis in die Urzeit zurückführen. Die Ansicht von dem Fehlen der Metalle in der Periode des indogermanischen Urvolkes hat weiter einen großen Einfluß auf die Vorstellung von der Kultur jener Zeit, das ganze Leben muß weit einfacher gewesen sein, als man bis jetzt glaubte. In der Hauptsache bleiben zwar die Ergebnisse bestehen, zu welchen die Linguistik gelangt ist, im Einzelnen aber müssen sie vielfach eingeschränkt werden. Die idyllischen Vorstellungen, die man sich von den Zuständen des indogermanischen Urvolkes zu machen pflegte, und die namentlich für die nordischen Völker nicht paßten, werden verschwinden müssen. Daß die Indogermanen schon in der Urzeit das Vieh züchteten, steht fest, aber die Zahl der Hausthiere soll auf das Rind, das Schaf, die Ziege und den Hund beschränkt werden. Bedenken erregt die Zucht des Hausschweines, mehr noch die des Pferdes. Das Geflügel fehlte jedenfalls gänzlich. Kenntniß des Ackerbaues muß namentlich bei den europäischen Indogermanen vorausgesetzt werden, doch muß derselbe bei dem Mangel eiserner Werkzeuge sehr primitiv gewesen sein; der Verfasser kommt zu dem Ergebnisse, daß die Kenntniß der Kulturpflanzen, welche sich auf linguistisch-historischem Wege erschließen läßt, in allen Punkten derjenigen entspricht, über welche die Bewohner der Pfahlbauten verfügen konnten. Sprachliche Gründe weisen auch darauf hin, daß die Indogermanen in der ältesten Zeit nicht nur mit der Fleischkost bekannt waren, sondern dieselbe auch mittelst des Feuers zuzubereiten verstanden, woraus indessen nicht folgt, daß man aufgehört habe, rohes Fleisch zu essen. Das Salz scheint jedoch damals noch nicht bekannt gewesen zu sein. Unter den Getränken tritt die Milch hervor, doch kannte man auch schon berauschende Getränke, wahrscheinlich den Meth. Bildung

der Familie hat bereits stattgefunden, aber aus der Feinheit der Unterscheidung in den Verwandtschaftswörtern darf kein Schluß auf die Kultur gemacht werden, andere Sprachkreise unterscheiden noch viel feiner, auch dürften manche Bezeichnungen verloren gegangen sein. Ueber die Familie hinaus war man bereits zur Stammbildung fortgeschritten, und der Stamm stand unter einem Oberhaupte. Hinsichtlich der Industrie ist zu bemerken, daß dieselbe in der ältesten Zeit vorzüglich Hausindustrie war; jede Familie machte sich so viel als möglich ihre Bedürfnisse selbst zurecht, man darf also nicht auf einen besonderen Handwerkerstand schließen, wenn uns verschiedene Bezeichnungen für Handwerker genannt werden. Die Kunst des Flechtens und Webens müssen wir den alten Indogermanen schon zugestehen, ebenso die des Nähens und der Töpferei. Die Wohnungen werden Hütten gewesen sein, sie waren zum Theil in die Erde gegraben, keinesfalls waren es Steinbauten. Wagenbau, Schiffsbaukunde, die Fertigkeit des Zählens, die Anfänge der Arzeneikunde, endlich die Entwickelung religiöser Vorstellungen, das sind alles Dinge, von welchen man sagen kann, daß sie der indogermanischen Urzeit sicher bekannt waren. In der wichtigen Frage nach dem Urlande der Indogermanen neigt sich der Verfasser zu der Ansicht, daß dasselbe eher im Westen, als im Osten zu suchen sei, denn für eine Wanderung von Osten nach Westen lassen sich keine Beweise beibringen.

Erlangen. F. Spiegel.

Volkswirthschaft.

Sorge für die hilflosesten aller Kinder.

Gleichzeitig etwa ist im Westen und im Osten von Deutschland ein neuer Versuch gemacht worden, socialer Noth und Verderbniß da vorzubeugen, wo es am dringlichsten ist: bei unehelichen Müttern und Säuglingen. Fräulein Bertha Lungstras in Bonn scheint bei ihrem menschenfreundlichen Unternehmen mehr von der Betrachtung des Unglücks gefallener Mädchen ausgegangen zu sein; dem Kinderheim in Gräbschen bei Breslau liegt der Gedanke an ihre hilflose Nachkommenschaft zu Grunde. Das Eine ist offenbar so berechtigt wie das Andere. Die Gesellschaft als solche darf nicht mitleidslos die Gefallenen, Verführten ihrer Schande überlassen, und ebensowenig darf sie sich auf den Standpunkt von weiland Professor Leo stellen, dem nicht genug „scrophulöses Gesindel" so geschwind wie möglich wieder zu Grunde gehen konnte. Auf einer gewissen philosophischen Höhe, fern von den thatsächlichen Einzelfällen, mag der Gedanke sich ja leicht einstellen: warum nicht ruhig wieder sterben lassen, was doch nicht Aussicht hat zu gesundem, ersprießlichem Leben emporzuwachsen? Aber wenn das schwach flackernde Licht nicht geflißentlich wieder ausgelöscht, d. h. der Säugling, für den kein Vater zu sorgen bereit steht und dessen Mutter sich nicht mit Ehren zu ihm bekennen kann, einfach hingerichtet werden soll, so bleibt doch nichts anderes übrig, als ihm im graden Gegentheil so viel Pflege angedeihen zu lassen, wie dazu gehört, damit er voraussichtlich nicht lebenslang sich und Anderen und der Gesammtheit zur Last falle. Das

thätigste, opferwilligste Mitleid gegen das arme kleine Wesen liegt dann im klaren Interesse der Gesellschaft, die seiner nicht ledig zu werden vermag.

Diese Anschauungsweise wird in unserer ebenso warm empfindenden wie thatkräftig und erfinderisch handelnden Zeit bald allgemein werden. Aber wie ihr nachleben? In Breslau hat der Verein, der das Kinderheim trägt, darauf eine etwas abweichende Antwort von derjenigen gegeben, welche die edle Bonner Dame ihrem liebevollen Herzen entnommen hat.

Fräulein Lungstras, die als alleinige Unternehmerin ja viel freier dasteht, auch weit leichter und rascher etwa erkannte Irrthümer berichtigen kann, hält sich nicht unbedingt daran, jedes ihre Hilfe in Anspruch nehmende Weib nur einmal aufzunehmen, und bindet sich hinsichtlich des Alters und der Aufnahmedauer von Mutter und Kind nicht an bestimmte Fristen. In beiderlei Hinsicht ist der Breslauer Verein strenger. Er verdankt sein Kapital, beiläufig bemerkt, einer öffentlichen Sammlung aus Anlaß der Goldenen Hochzeit des Kaiserpaares; der Gedanke aber, den er zu verwirklichen sucht, gehört dem Arzte des dortigen Kinderkrankenhauses Dr. Soltmann, der in der städtischen Medicinalstatistik eine ganz außerordentliche Sterblichkeit der unehelichen Neugeborenen während der ersten Monate wahrnahm, und dessen Berufsbewußtsein sich hiergegen empörte. Da er aber nicht — sowenig wie sicher die Bonner Wohlthäterin — nach Scheinerfolgen trachtete, sondern nach wirklicher Hilfe, so kam es ihm auch nicht so sehr auf möglichst glänzende Ergebnisse seines jungen und noch viel angefochtenen Kinderheims an, als auf allmähliche Besserung der Lebens- und Gesundheits-Aussichten aller jener armen Kinder in der Stadt. Thunlichst viele von ihnen sollen während der gefährdetsten ersten Zeit ihres Daseins durch die Anstalt gehen. Jedes wird deswegen nur sechs Wochen dort behalten. Auf diese Art könnte bei dem verfügbaren Raume von den 7 — 800 alljährlich in Breslau zur Welt kommenden unehelichen Kindern die Mehrzahl einer musterhaften statt der schlechtesten denkbaren Säuglingspflege genießen. Zugleich wird ihnen die Mutter gesichert, denn das Kinderheim zu Gräbschen nimmt jetzt kein Kind ohne Mutter mehr auf; sie überwindet in der Stille und Versorgtheit der Anstalt die kritischen ersten Wochen, ihr Muttergefühl kann sich zu einer nachhaltigen Wärme und Kraft entfalten, gute Vorsätze für die Zukunft haben Zeit und Nahrung aufzusprießen. Keine aber wird mehrmals aufgenommen, damit das Bestehen der Anstalt nicht etwa als eine Ermuthigung sträflichen, gewissenlosen Leichtsinns diene. Da sie Vereinssache, nicht Privatunternehmung ist, würde eine solche Vergiftung der Moralität in den ausgesetzten weiblichen Schichten dort offenbar viel eher eintreten als in Bonn.

Welcher Form man aber auch den Vorzug ertheilen möge: in irgend einer Form sollte recht bald allenthalben für diejenigen armen Mütter gesorgt werden, deren Unglück in der Regel doch zu ihrer Schuld außer allem Verhältniß steht, und insbesondere für ihre gänzlich unschuldigen Kinder. Geringe Mittel, rechtzeitig angewendet, können sie und uns Alle vor großen Verlusten, Sorgen und Gefahren aus dieser Quelle behüten.

Bremen. A. Lammers.

Literarische Berichte.

Mein Leben und Bildungsgang. Von Dr. Georg Weber. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann. 1883.

Die autobiographische Skizze des trefflichen Historikers und Schulmannes hat sich unzählige Freunde schon in jener Knechtesgestalt erworben, in welcher sie dem Lehrbuche der Weltgeschichte vorangeschickt war. Jetzt erscheint sie in schöner Abrundung als ein eigenes Büchlein. Das Leben des gelehrten Geschichtsforschers und geist- und geschmackvollen Geschichtsschreibers, der in der internationalen Popularität seiner engeren wie seiner weiter angelegten Weltgeschichten nicht seinesgleichen hat, ist so recht ein Beleg zu den ewig wahren Sprüchen alter Weisheit, welche den Mann preisen, der in der Jugend „geschunden" wurde, welcher in ihr das Joch getragen, welcher als Jüngling große Ideale erfaßt hat, als Mann ihnen treu geblieben, welcher Maß gehalten hat und dauernden Glückes froh geworden ist. Die nestorhafte Frische und heitere Weisheit des allbeliebten Greises ruft uns das schönste zurück, was Cicero über das kraftvolle und milde, ein rein und würdig geführtes Leben krönende Greisenalter gesagt hat. A. B.

Eine Lanze für Rumänien. Eine völkerrechtliche und geschichtliche Betrachtung von Dr. Felix Dahn — —. Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1883.

Die Schrift, welche dem Andenken von Hugo Grotius gewidmet ist zerfällt in einen allgemeinen Theil (bis S. 25), einen besondern Theil (bis S. 53) und einer Anzahl wichtiger, zwischen Mai 1882 und Mai 1883 gewechselter Depeschen, welche im französischen Original abgedruckt sind (bis S. 123). Der Verfasser weiß, daß er gegen den Strom schwimmt, begründet aber seine Ansicht so vortrefflich, daß er leicht etwas zur Umlenkung des Stromes beitragen mag. Nach dem Avant-Projet und den Londoner Beschlüssen erlangte Oesterreich, ohne Uferstaat an der untern Donau zu sein, das Recht eines Uferstaates an der untern Donau, die betreffenden Uferstaaten aber kein entsprechendes Recht für die obere Donau. Oesterreich erlangte jenes Recht als Mitglied einer europäischen „Beaufsichtigungsbehörde" und schloß die Uferstaaten von der Flußpolizei und der Ausführung des Reglementes aus. Gegen diese beiden Punkte richtet Rumänien seinen Widerstand, im Einklange mit anerkannten Grundsätzen des Völkerrechtes und der sonstigen völkerrechtlichen Praxis in der Behandlung der Stromläufe. Gegenwärtig sind die verschiedenen Theile des Donaulaufes nach den widerstreitendsten Grundsätzen behandelt; so ist an der Oczecar-Mündung das Territorialprincip aufs schärfste durchgeführt: dieselbe ist Rußland überlassen. Für die Strecke von Braila bis zum eisernen Thore wird dies Princip aufs schärfste verneint u. s. w. — Dieser Zustand ist nicht erhaltungswerth. Die Forderungen Rumäniens sind maßvoll. Es ist aber zu wünschen, daß sie auch maßvoll vertreten werden, ohne zu scharfe Betonung des formalen Rechtes. Auf der andern Seite müssen die schwerwiegendsten politischen Gründe Oesterreich bestimmen, Rumänien, statt es zu vergewaltigen, durch Entgegenkommen dem russischen Einflusse zu entziehen und an das mitteleuropäische Bündniß zu binden, ein Wunsch, welcher sich jetzt zu erfüllen scheint. A. B.

Die **politischen Gesellschaftsblätter** enthalten in Heft 38/39 unter anderm einen Aufsatz „Die höheren Schulen," in welchem diejenigen, welche fürchten, unser Volk könne zu gebildet werden, eine wahrhaft juvenalische Geißel zu fühlen bekommen. Die Redaktion ist allerdings „hie und da" abweichender Meinung. Unter anderm verdenkt sie es dem Verfasser, daß er den Hexenglauben für einen blödsinnigen Aberglauben hält. Sie verweist ihn auf Schopenhauer, welcher die Hexenkünste als Sympathie zum Krankmachen gekennzeichnet habe. Daß diese Art von Sympathie ebensogut besteht, wie die zum Gesundmachen, würde auch ohne das Zeugniß des zuweilen spleenigen Philosophen feststehen. Unzählige alte Dorfweider würden es Jedem schriftlich geben, wenn sie nur schreiben könnten. Sehr interessant sind die geistreichen und tiefsinnigen Aufsätze über „Die Gefängnißstrafe in Preußen," welche in dem genannten Doppelheft beginnen. Wo der Verfasser hinaus will, kann man bis jetzt nur ahnen.

Bericht der Handels- und Gewerbekammer zu Dresden. 1881 und 1882. Dresden. Druck von C. Heinrich. 1883.

Der inhaltreiche und lichtvolle Bericht über zwei Jahre des Gewerbslebens eines so wichtigen Bezirkes gewinnt besondere Bedeutung durch den Umstand, daß er nicht nur der Bericht einer Handelskammer, sondern auch der einer Gewerbekammer ist. Zudem hat er den Vortheil, nicht behördlich censirt zu sein. Er macht den Eindruck strenger Sachlichkeit und zeigt ein besonnenes Urtheil. Der kleinere erste Theil enthält vor allem „Gutachten, Ansichten und Wünsche," welche sich auf Einrichtungen für Handel und Gewerbe beziehen. Ein allgemeines Interesse haben hier die Innungsgesetzgebung und Innungspraxis behandelnden Theile. Die Dresdener Kammer hat schon, als das Gesetz vom 18. Juli 1881 vorbereitet wurde, dasselbe im Entwurfe prüfen können und ihre Vorschläge haben sich im Ganzen in der Richtung bewegt, in welcher das Gesetz dann zu Stande gekommen ist. Vor allem haben sie eine ähnliche Bevorzugung der Innungen in Bezug auf das Lehrlingswesen gefordert, wie das Gesetz sie gewährt hat. Gegen die Forderung von Zwangsinnungen nahm

und nimmt die Kammer Partei. Die Ausführung des Gesetzes und das Leben der alten und der neuen Innungen überwacht die Kammer mit großer Aufmerksamkeit. Der Bericht führt eine ganze Reihe praktischer Vorschläge an. —

Auf dem Gebiete der auswärtigen Handelsbeziehungen werden sämmtliche in jenen 2 Jahren zwischen Deutschland und andern Staaten abgeschlossenen Handelsverträge kurz besprochen. Eine eingehendere Behandlung findet der die Elbumschlagsgüter betreffende deutsch-österreichische Tarifkonflikt. Der Schluß des ersten Theils handelt von „öffentlichen Lasten und Abgaben," der Haupttheil B. wird als „Bericht über Thatsachen" bezeichnet. Zur Berücksichtigung eignen sich hier nur die ersten, zum Theil zusammenfassenderen Kapitel, vor allem das Kapitel über die allgemeine Lage des Handels und der Industrie. Im Industriebezirke Dresden ist das Vertrauen zurückgekehrt, der frühere Mangel an Unternehmungslust ist nahezu ins Gegentheil umgeschlagen. Die ausländische Konkurrenz erscheint vielfach zurückgedrängt. Ein Arbeitsunterkommen ist für solide Arbeiter in den meisten Geschäftszweigen leicht zu finden. Die Technik schreitet fort, das Kunstgewerbe entwickelt sich aufs erfreulichste. Dennach bewegen sich Handel und Gewerbe nach nicht in normalen Bahnen. Schon findet auf vielen, vielleicht auf den meisten Gebieten eine Ueberproduktion statt, da einmal der inländische Bedarf von der Produktion weit überholt wird und andererseits der Export, auf welchen ein großer Theil dieser Produktion gewiesen ist, trotz aller Bemühungen der Regierung (Reichs- oder Landesregierung?), für die wichtigsten Absatzgebiete, vor allem für Oesterreich und Rußland sehr erschwert ist. Man liest zwischen den Zeilen, daß die Zollerhöhungen und Zollabfertigungserschwerungen, welche die Ausfuhr nach den betreffenden Gebieten weniger lohnend machen, Repressalien für den deutschen „Schutz der nationalen Arbeit" sind. Vielfach wird schon jetzt wieder entweder unrentabel oder unterwerthig producirt, eine den Bedarf garnicht berücksichtigende Produktion ist in den meisten Gebieten schon wieder oberstes Fabrikationsprincip. Die Lage der Handwerker hat sich wenig geändert. Nur gründlichste sachliche und kaufmännische Durchbildung kann, in Verbindung mit den nöthigen Mitteln, den Handwerker der Großindustrie gegenüber konkurrenzfähig erhalten. Eine durchgängige Steigung der Löhne hat unter diesen Umständen nicht stattfinden können. Das steuerbare Einkommen aus Handel und Gewerbe hat erst jetzt wieder den Betrag von 1878 erreicht (113,9 Mill.). Die wirthschaftliche Gesammtlage kann nach allem dem, wenn auch nicht als normal, ja doch als leidlich befriedigend bezeichnet werden. Den übrigen, den bei weitem größeren Theil der gediegenen Arbeiten, können wir hier eben nur dem Studium der Fachleute, auch der Fachleute von der Volkswirthschaft, dringend empfehlen. A. B.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. X., Nr. 5 u. 6. Am 12. Mai 1883 sprach Dr. Stolze über Persepolis, am 2. Juni G. Fritsch „Ueber die Anwendbarkeit der modernen Photographie auf Reisen" und Arthur Krause über seine Reisen im südlichen Alaska. Der erste Vortrag, von einem Manne herrührend, welcher eine Reihe von Jahren in Persien gelebt hat, dürfte Historikern, Ethnographen und Geographen gleich interessant sein. Von seinen reichen Ergebnissen hier nur die allerwesentlichsten Punkte in kürzester Fassung. Persepolis, identisch mit dem späteren Istakhr, ist nicht Takht i Djamshîd, wo sich vielmehr nur die Ruinen alter Fest- und Kulturgebäude befinden, sondern beim Grabe des Darius, bei Naksh i Rustam zu suchen. Pasargadä lag östlich davon, bei Murgab, in einem Abstande von höchstens 40 Kilometern. Zur Aufklärung der Lage von Persepolis und Pasargadä wird auch dem Wege, auf welchem Alexander in Persis eingedrungen, wie dem, auf welchem er von Indien nach Pasargadä zurückgekehrt ist, mit großem Scharfsinn nachgeforscht.

Adrian Balbis Allgemeine Erdbeschreibung. Ein Hausbuch des geographischen Wissens für die Bedürfnisse aller Gebildeten. Sieb. Auflage. Vollkommen neu bearbeitet von Dr. Josef Chavanne. Mit 400 Illustrationen und 150 Karten. Wien 1883. A. Hartleben. Lieferung 25 bis 30, jede Liefg. 75 Pf.

Die Lieferungen 25—29, mit welchen der zweite Band dieses inhaltsreichen geographischen Kompendiums abschließt, sind der Staatenkunde Südeuropas gewidmet.

Besonderes Interesse bietet der die neuen Staatengebiete der Balkanhalbinsel betreffende Abschnitt, welcher mit Sorgfalt bearbeitet, alle durch die politischen Umwälzungen seit dem Berliner Frieden 1878 hervorgerufenen Aenderungen eingehend berücksichtigt. So enthält derselbe bereits die Ergebnisse der Volkszählungen in Bulgarien vom Jahre 1881, in Serbien und Griechenland u. s. w. Eine schätzenswerthe Bereicherung bieten bei diesen bis vor Kurzem noch wenig durchforschten Staaten die beigegebenen Ortsverzeichnisse. Die vorliegenden Lieferungen enthalten nicht weniger als 21 Vollbilder, 15 halbseitige Illustrationen und 21 Textkarten. Als Anhang zum zweiten Bande bietet der Bearbeiter der siebenten Auflage den Wortlaut der wichtigsten Bestimmungen des Berliner Friedensvertrages vom Jahre 1878, sowie jene der nachträglichen speciellen Konventionen zwischen der Türkei und Oesterreich-Ungarn, Montenegro und Griechenland. Mit der 30. Lieferung beginnt der dritte, der Geographie der außereuropäischen Erdtheile gewidmete Band. Den Rei-

gen eröffnet Asien, dessen geophysikalische Verhältnisse auf Grundlage der jüngsten Forschungsergebnisse eine neue Darstellung erfuhren.

Dr. Joseph Hubert Reinkens, Lessing über Toleranz. Eine erläuternde Abhandlung in Briefen. Leipzig 1883. Th. Grieben's Verlag (L. Fernau).

Ein sehr zeitgemäßes Buch, zeitgemäß, weil in unserer vielbewegten Zeit Jedermann die Toleranz für sich verlangt und sehr Wenige sie anderen zugestehen wollen. Besonders unter Lessing's Banner haben sich Viele geschaart, die ihn weder verstehen, noch seiner würdig sind. Daß in dem Buche Lessings Toleranz von einem Bischof klargelegt und gerechtfertigt wird, macht es doppelt werthvoll und doppelt gewichtig. Die gewissenhafte und fein angelegte Untersuchung entzieht jedem Widerspruch im Voraus allen Boden. Ihre wichtigsten Ergebnisse sind vornehmlich der Beweis, daß Lessings bekannte Angriffe gegen die christliche Religion nicht dieser selbst galten, sondern den zeitgenössischen Verdunklern der darin enthaltenen ewigen Wahrheiten und ihres vornehmsten Gebotes der Menschenliebe; prophetisch ruft er aus: „Es wird eine Zeit kommen, da es der Wohlanständigkeit gemäß sein wird, ein guter Christ zu heißen, wie es jetzo die Artigkeit erfordert, sich für nichts schlechteres als einen Atheisten — so lange man gesund ist — halten zu lassen." Aus Lessing's Menschenliebe entsprang auch seine Toleranz gegen die Juden, nicht etwa aus einer Vorliebe für semitische Art; der Jude war ihm nur lieb und achtbar, wenn er mit ihm auf dem Boden reiner Wahrheits- und Menschenliebe zusammentraf. W.

Kunst und Künstler des Neunzehnten Jahrhunderts. Biographien u. Charakteristiken. Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Dr. R. Dohme. Leipzig. E. A. Seemann 1882—3. 1. bis 11. Lieferung.

Die wieder erwachende Lust des großen Publikums an der bildenden Kunst beschränkt sich heute nicht mehr auf die Werke allein, sie erfährt eine Vertiefung durch das unleugbare Bestreben, den Künstler selbst kennen zu lernen, seinen Entwickelungsgang zu verfolgen und über sein Wollen und sein Können sich zu unterrichten. Daß eine richtige Würdigung der Kunstwerke eben nur auf Grundlage derartiger historischer Kenntnisse erreichbar ist, war eine schon lange anerkannte Thatsache; mit der Aesthetik allein ging es eben nicht, — aber diese Thatsache zu einer allgemein gültigen auch für die Laien zu machen, das ist ein großes Verdienst des Herausgebers vorliegender Biographien. Schon mit der Herausgabe der Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit bis zu Ende des 18. Jahrhunderts war ein guter Griff gethan, — verdanken wir dieser Sammlung doch das klassische Werk Anton Springers: Rafael und Michelangelo — und man hat in richtiger Erkenntniß des Laienbedürfnisses auch die Künstler unseres Jahrhunderts, deren Schöpfungen ja noch viel lebendiger unter uns sind, in den Kreis dieser gediegenen Darstellungen hereingezogen. Mit den vorliegenden 10 Lieferungen sind 1. Asmus Jakob Carstens von Dr. H. Lücke, 2. K. Fr. Schinkel von Dr. R. Dohme, 3. und 4. J. G. Schadow und Chr. Daniel Rauch, 5. P. J. David d'Angers von A. Schmarsow, 6. P. P. Prudhon von A. Schmarsow und 7., 8., 9., 10., 11., Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit, Führich von Veit Valentin zur Darstellung gekommen. Es handelt sich ja hier weniger darum, neue Forschungen zu machen, auch steht das Urtheil über alle diese Meister schon fest; so erhalten wir denn gewissenhafte, klare Darstellungen der Künstler und der Umgebungen, aus denen sie erwuchsen, sind durch Reproduktionen der Hauptwerke in den Stand gesetzt, uns selbst ein Urtheil zu bilden und überblicken damit eine Zeit, die trotz ungeheurer innerer Aufregung und großer äußerer Schicksale eine unvergängliche Blüthe der bildenden Kunst geschaffen hat. W.

R. Lindemann, Beiträge zur Charakteristik K. A. Böttiger's und seiner Stellung zu J. G. von Herder. Görlitz. Försters Verlag. 1883.

Die zum größten Theile neuen Beiträge zur Charakteristik K. A. B.'s. sind ebenso werthvoll als — unerquicklich. Sie berichtigen nicht nur in mannigfachster Weise die „biographische Skizze", welche 1837 der Sohn erscheinen ließ, sondern geben durch eine große Zahl von Briefen und Briefstellen den unumstößlichen Beweis, daß K. A. B. bei allem Geschick als philologischer Sammler, Literat, Redner, Gesellschafter, als Dr. Ubique, wie ihn der Weimarer Geniekreis nannte, ein heuchlerischer, frömmelnder, listiger, ränkevoller, klatschsüchtiger Egoist, oder nach Goethes derbem Ausdruck einer der gründlichsten Schufte war, die Gott erschuf.

Auch die mehr als 100 Billetchen der Frau Caroline Herder an B., welche L. aus den Handschriften in der Dresdner Königl. Bibliothek als Anhang mittheilt — leider, ohne eine chronologische Ordnung der undatierten auch nur zu versuchen — machen einen peinlichen Eindruck. Während das Buch selbst zum großen Theil auch aus Carolinens Briefen an Andere die gewichtigsten Gründe angibt, warum Herder seine Sonntagsgesellschaften aufgab, nur, weil „er B. nicht so oft sehen wollte", und warum Caroline wünschte, B.'s Name möchte in der Biographie ihres Gemahls gar nicht genannt werden, enthalten die Billetchen ausschließlich Danksagungen und Einladungen, wie sie nicht freundlicher sein können. Di.

Schicksalstragödie. Roman von Eugen Salinger. Breslau. S. Schottländer.

Der Verfasser von „Eine Wahlverwandtschaft" und „Allerlei Herzensgeschichten" hat diesen beiden vom Publikum mit großem Bei-

fall aufgenommenen Werken soeben einen Roman, oder, wenn man diesen Begriff in seiner landläufigen Bedeutung gelten lassen will, eine Erzählung folgen lassen, der auch eine strenge literarische Kritik bemerkenswerthe Vorzüge gern zuerkennen wird. Zwar weniger um des Grundmotives willen — der Liebe zwischen zwei Geschwistern, die von diesem verwandtschaftlichen Verhältniß ursprünglich nichts wußten — sondern vielmehr um der höchst interessanten, ja fesselnden Art willen, in welcher der Faden der Erzählung angesponnen und zu Ende geführt wird. Hier kann man von einem Erzählertalent im besten Sinne des Wortes reden. Dazu kommt eine Prosa, deren sorgfältige Eleganz und puritanische Reinheit auf den Leser einen hohen Reiz ausübt. Das Ganze ist ein Gemälde von etwas düsteren Farben; doch fehlt ihm nicht die Harmonie eines wirklichen Kunstwerkes. v.

Das Zeitungswesen sonst und jetzt von Detlev Freiherr von Biedermann. Leipzig. Wilhelm Friedrich 1882. 108 S.

Die auf umfassenden Studien beruhende Skizze bietet in leichter Sprache eine übersichtliche, kurze Entwickelungsgeschichte des europäischen Zeitungswesens. Ursprung, Wachsthum, Ausgestaltung erfahren genügende Klarlegung nach besten Quellen unter folgenden Einzelgesichtspunkten: Vorläufer der ersten gedruckten Zeitung; Namen, essentielle, sprachlich-formale und technische Ausstattung der Blätter; Produktionsverhältnisse (Censur, Stempel, Privilegien und Monopole, Redakteur und Kritiker, „Enten", Konkurrenz der „fliegenden Relationen", Annoncenwesen, Preßfreiheit, Preßbureau); Charakter, Tendenz und Verbreitung. Mit einem sorgfältigen Literaturnachweis schließt das Bändchen passend und empfiehlt sich dadurch auch als Führer und Berather für ein tieferes Studium der so hochwichtigen Kulturerscheinung. D.

Die Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin bespricht im 3. Hefte des 18. Bandes den Bd. II. von Ferd. v. Richthofens „Ergebnissen eigener Reisen und darauf gegründeter Studien," welcher das nördliche China behandelt. Die Besprechung ist von G. vom Rath. — Ein Angriff von A. Kirchhoff giebt G. Gerland Veranlassung zu einer Arbeit, welche er „zur Ethnographie des äußersten Nordostens von Asien" überschreibt. Er leugnet einerseits jeden ethnographischen Unterschied zwischen den ansäßigen und den wandernden Tschuktschen, welche sich nur nach dem Besitzthum unterscheiden, und sucht andererseits der so häufigen Verwechslung der Innuit, eines nur auf beschränktem Küstengebiete vorkommenden amerikanischen Stammes, mit den Tschuktschen ein Ende zu machen. Die gehaltreiche Arbeit verdient entschieden Beachtung. — „Ueber die Wohnsitze der Steitschillik-Eskimos" handelt Boas. Er fügt eine Karte bei. Die neuen portugiesischen Aufnahmen am untern Zambese und Schire macht Richard Kiepert uns durch Karte und Kommentar in seiner gewohnten trefflichen Weise zugänglich, und ein von demselben nach den besten Quellen entworfene Karte von Tongking, ein höchst zeitgemäßes Unternehmen begleitet Koner mit einer werthvollen Monographie, deren Schluß im nächsten Hefte entweder schon erschienen ist, oder bald erscheinen wird. A. B.

Friedmann, Optimistische Novellen. Leipzig. Friedrich. 1883.

Ein Buch, mit dem man sich einige Mußestunden angenehm ausfüllen kann. Der Titel deutet schon an, daß alle vier Novellen oder Erzählungen befriedigend und ohne Mißklang schließen. Die Stoffe, Charaktere und Situationen sind zwar nicht alle neu — das Motiv des neuen Aktäon treffen wir z. B. schon bei Tieck und Keller — lassen sich auch nicht an psychologischer Feinheit mit denen Heyses vergleichen, der auf dem Widmungsblatte apostrophirt wird, natürlich geht es auch nicht ohne einige recht pikante Zuthaten ab, — indeß die Schilderungen sind lebendig und frisch, zu dem aus dem modernsten socialen Leben geschöpft, nichts weniger als langweilig, und wer nicht etwa ein geschworener Feind des Realismus ist, wird die Novellen nicht unbefriedigt aus der Hand legen. s.

Der deutsche Stil von Karl Ferd. Becker. Neu bearbeitet von Dr. Otto Lyon. 3. Aufl. G. Freitag in Leipzig und F. Tempsky in Prag. In Lfgn. à 50 Pf.

Die Neubearbeitung des vielgebrauchten Buches ist eine Verbesserung, die durch den erhöhten Stand der deutschen Sprachkunde bedingt war. Eine Grundforderung des deutschen Sprachunterrichts, nämlich Rückweis und Aufbau der heutigen Sprache auf das Mittelhochdeutsche — zuerst aufgestellt von Rudolf Hildebrand — ist hierin erfüllt; dabei kommt der Sprachgebrauch der Gegenwart nicht zu kurz. Praktisch betrachtet, wird das Buch so wenig Prosaisten bilden, als eine Metrik Dichter machen kann. w.

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau. Druck von **C. H. Schulze & Co.** in Gräfenhainichen.

Verantwortlicher Redakteur: **Ernst Trewendt** in Breslau.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Achter Jahrgang. Preis vierteljährlich 6 Mark.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

Heft 1[illegible]. November 1883.
Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in Folio mit Kunstblatt.

Breslau und Berlin.
Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau
Expedition: Tauenzienstraße 60.

Berlin
Expedition: W. Kurfürstenstr. 13.

Inhalts-Verzeichniß.

November 1883.

Seite

I. **Karl Emil Franzos:** Melpomene. Novelle. II. (Schluß) . . . 137

II. **L. von Henk**, Viceadmiral z. D.: Deutsche Auswanderung und Kolonisation . . . 164

III. **P. von Tchihatchef:** Erinnerungen aus dem Orient. I. . . . 178

IV. **M. G. Canale:** Plebejer, Sklaven, Knechte, Arbeiter, alter und neuer Zeit . . . 194

V. **C. H. Vitter:** Intermezzi aus dem Jahre 1848. II. . . . 201

VI. **M. Carrière:** Rechtsphilosophische Betrachtungen über Staat und Kirche . . . 222

VII. **W. von Zehender:** Wie soll man schreiben und drucken, um die Augen der Schuljugend zu schützen? . . . 239

VIII. **Berichte aus allen Wissenschaften:** . . . 255

1. Literaturgeschichte. **J. Caro:** Ein Brief Turgenieffs über Lessing.
2. Meteorologie. **J. von Bebber:** Einfluß der Gebirge auf die Regenverhältnisse.
3. Augenheilkunde. **Hugo Magnus:** Die neuesten Fortschritte in der Lehre von der Kurzsichtigkeit.

IX. **Literarische und Theater-Revue** . . . 264

X. **Literarische Berichte** . . . 270

Zur Beachtung!

Da das K. Postzeitungsamt in Berlin die Beförderung des Kunsthefts, das mit diesem Vierteljahre der Deutschen Revue gratis, und zwar quartaliter, beigegeben wird, beanstandet, so ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit den geehrten **Postabonnenten** gegen Einsendung des **Abonnementsscheines** sowie der **Portogebühren von 50 Pf.** das 1. Kunstheft umgehend zuzustellen.

Ebenso bittet die Verlagshandlung die anderen geehrten Abonnenten der Deutschen Revue, die noch nicht in Besitz des Kunstheftes gelangt sind, dasselbe bei der betreffenden Sortimentsbuchhandlung, von der sie das Journal beziehen, zu reklamiren.

Breslau, im Oktober 1883.

Eduard Trewendt,
Verlagsbuchhandlung.

Melpomene.

Novelle
von
Karl Emil Franzos.

(Schluß.)

... An einem der letzten Junitage hatte Richard Wiesner endlich sein heißerstrebtes Ziel erreicht: er wurde in der Aula der Universität zum Doktor der gesammten Heilkunde promovirt. Es geschah dies in besonders feierlicher Weise, im Beisein der Gebildeten der Stadt und unter Aufgebot seltsamer, alterthümlicher Formen; der Kandidat hatte alle Prüfungen mit höchster Auszeichnung abgelegt, was seit einem Jahrzehnt nicht mehr vorgekommen. Die Fahnen wehten, die Tuben schmetterten; Ströme mehr oder minder ciceronianischen Lateins ergossen sich über sein Haupt. Unter jenen Glücklichen, welche neben der Elite der Stadt dem seltsamen Schauspiel beiwohnen durften, und um dieser Auszeichnung Willen von allen Bewohnern des Ghetto beneidet wurden, war auch die Familie Herzheimer, Lea ausgenommen. Sie war daheim geblieben, trotz des Zuredens ihrer Eltern und Geschwister, trotz des flehentlichen Blickes, mit dem Wiesner am Vorabend seine Einladung begleitet, oder gerade eben deswegen; sie wollte ihm nicht die Genugthuung gönnen, sich vor ihren Augen im Glanze solcher Ehren zu sonnen, nicht die Genugthuung, zu wähnen, daß dieser Glanz sie blenden könne.

Sie wollte ihn kränken, aber wie voll sich ihre Absicht verwirklichte, ahnte sie nicht: wie er erbleichte, als er beim Eintritt in den Saal ihr Antlitz vergeblich suchte, wie ihm diese Bitterniß die beste Freude vergällte. Wolf Herzheimer zürnte seiner Tochter: nun mußte Wiesner doch wohl ernstlich beleidigt sein; um so gerührter war er, als dieser nach Beendigung der Ceremonie — noch im Saale selbst, „vor den Augen von ganz Prag," wie Wolf dann zu Hause freudetrunken erzählte — auf ihn zutrat und ihm sagte, er hoffe, von dem Doktorschmaus noch rechtzeitig genug abzukommen, um den Abend „im Kreise der Familie, die ihm so theuer geworden," verbringen zu können; auch wolle er Abschied nehmen, er reise morgen früh für eine Woche heim, um seine greise Mutter zu sehen und einige dringende Angelegenheiten zu ordnen.

In der That fand er sich des Abends, von Tänzerles begleitet, zur gewohnten Stunde ein, und dieser versicherte, es sei dies ein Opfer, denn Wiesner habe durch sein frühes Scheiden vom Feste seine Kollegen gekränkt. Aber wenn dem wirklich so, dann war das Opfer um geringen Lohn gebracht. Es war ein unerquicklicher Abend: Lea so schweigsam und abweisend, wie kaum je zuvor, auch

Frau Taube verstimmt; Ruben war nicht gekommen, obwohl es Freitag Abend war, wo ihn doch keine Geschäfte abhalten konnten; er mochte unwohl sein, aber warum ließ er sich dann nicht entschuldigen?

Die Braut zog sich früh zurück; sie unterließ es sogar, sich von Wiesner zu verabschieden; um so eifriger mühte sich Wolf, den liebenswürdigen Mann durch Freundlichkeit zu entschädigen, und als dieser endlich ging, überschüttete er ihn mit Grüßen an seine Mutter, mit Wünschen für seine Zukunft.

„Glauben Sie mir," schloß er, „Sie sind mir theuer geworden, wie ein Sohn!"

Die Wirkung, welche diese Worte auf Wiesner übten, überraschte und rührte ihn sehr: der junge Doktor erröthete und konnte vor Bewegung kaum sprechen. Da fühlte sich Wolf abermals verpflichtet, ihn hiefür noch besonders zu belohnen und versprach, ihm morgen früh bis zum Postwagen das Geleite zu geben.

Tänzerles blieb noch bei Wiesner.

„Der alte Mann scheint Sie wirklich lieb gewonnen zu haben," bemerkte er. „Aber bauen Sie nicht zu viel darauf!"

Er hielt sich verpflichtet, dies zu sagen, um den Freund vor falschen Hoffnungen zu bewahren. —

Da dieser keine Antwort gab, brachte er die Rede auf andere Dinge, auf Wiesners Erfolg, und wie weit er selbst noch vom Ziele sei.

„Es ist ja nicht Ihre Schuld!" sagte der Andere tröstend, und Tänzerles erzählte nun viel von seinen Kämpfen und Entbehrungen. Sein Bruder, ein Handelsmann in Raudnitz, habe ihm die Kompagnie in seinem Geschäft angeboten, er aber sei dennoch dem Studium treu geblieben.

„Ihr Juden seid doch ein seltsames Volk," sagte Wiesner sinnend. „Sie und Herzheimer sind, jeder in seiner Art, vielleicht die echtesten, die — verzeihen Sie das Wort — jüdischsten Juden, die ich kenne. Und Sie sind ein Idealist reinsten Wassers, er aber —"

Er stockte und fuhr dann fast knirschend, in plötzlich aufflammender Erregung fort:

„Er treibt mit seinem Kinde Wucher, weil er mit nichts anderem zu handeln versteht. Auch dies ist jüdische Art."

„Das ist ungerecht," erwiderte Tänzerles sanft, aber entschieden, „höchst ungerecht, was das ganze Volk, und sicherlich auch, was diesen Einzelnen betrifft. Bei keinem anderen Volke ist das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ein zärtlicheres und innigeres. Nicht der Egoismus treibt die Eltern, für ihre Kinder zu entscheiden, sondern weil es der uralte Brauch des Orients so gebietet, welchen der fromme Glaube und der Druck von Außen her starr und stark durch die Jahrhunderte erhalten haben. Wir lebten so lange in Knechtschaft, da keimt kein Sinn für Freiheit auf, auch nicht für das freie Recht der Persönlichkeit. Dies gilt ebenso von Wolf und Taube, wie von Lea selbst. Wohl beginnt es auch in unserem Volke zu tagen; schon giebt es auch bei uns tragische Konflikte

zwischen freier Neigung und starrer Sitte — aber ein solcher Konflikt liegt hier nicht vor. Die beiden Eltern haben Ruben gewiß zunächst um seines Geldes willen gewählt, aber keineswegs aus bloßem Egoismus, sondern weil auch ihnen der reichste Mann der beste erscheint. Und ganz ebenso denkt Lea. Warum auch nicht: sie liebt ja keinen Andern und Ruben wird sie und die Ihren versorgen! Auch sie steht, gleich den Eltern, im Banne der Anschauungen ihres Volkes: die Eltern leben für ihre Kinder, aber ganz ebenso die Kinder für ihre Eltern. Und ferner: die Ehe ist das heiligste Geschäft auf Erden, ein Geschäft, dessen Bedingungen man bis zum letzten Athemzuge erfüllen muß, aber ehe es geschlossen wird, erwägt jede Partei vernünftig ihren Vortheil. Ich will nicht der Lobredner dieser Auffassung sein, erklären will ich sie. Auch möchte ich fragen: Kommen nicht auch unter Christen Vernunftehen vor?"

„Aber seltener!" rief Wiesner. „Die Regel sind sie nicht! Auch sucht man sie dann zu maskiren, weil man sich ihrer schämt! Und einen so krassen Fall, wie diesen, würde Jeder verdammen!"

„Seltener?" fragte Tänzerles. „In den höheren und tieferen Schichten gewiß nicht, nur in Eurem gebildeten Mittelstande, weil hier das Gefühl für Menschenwürde das stärkste ist. Bei uns ist es noch schwach, in einem Menschenalter schon wird dies anders sein . . . Die Maske aber wird von Euch aus Rücksicht für dieses Gefühl angelegt, und ferner, weil jene Vorbedingungen fehlen, welche bei uns die Sache entschuldbar machen: Die blinde Pietät der Kinder, die starre Autorität der Eltern, die patriachalische Auffassung der Familie. Ich wiederhole, ich lobe diese Auffassung nicht, sie bringt viel Schlimmes. Aber wieder frage ich: giebt es trotzdem unter den Juden nicht ebenso viele glückliche Ehen als unter den Christen? Schließlich aber: ist es nicht etwas subjectiv, wenn Sie gerade diesen Fall besonders kraß finden?"

„Entsetzlich ist er! — und fühlen Sie dies nicht auch?"

„Vielleicht bin auch ich da nicht ganz objectiv!" bemerkte das Männchen erröthend . . . „Ruben ist Lea's nicht würdig, aber empfindet sie es, wie wir? Und wenn auch, können wir ihr helfen?

„Vielleicht doch!" rief Wiesner. „Die öffentliche Verlobung soll erst im September stattfinden?

„Ja — aber —"

„Gute Nacht!" schnitt ihm der junge Doktor kurz, aber freundlich, das Wort ab. „Auf Wiedersehn in spätestens einer Woche."

Zur selben Stunde sprach Lea zum ersten und einzigen Male mit ihrer Mutter über ihn. Frau Taube machte ihr Vorwürfe, daß sie ihm nicht einmal zum Abschied ein Wort gegönnt.

„Vergiß nicht," mahnte sie, „was er einst für Dich gethan! Hassest Du ihn denn?"

„Mehr, ich verachte ihn," sagte Lea.

„Was hat er denn gethan!" rief Taube. „Ist er Dir lästig geworden?"

„Nein, aber ich kenne seine Gesinnungen und das genügt mir . . . Du kannst im Uebrigen ruhig sein, Mutter, er kann Dein Miether bleiben, mich stört er weiter nicht!“

Wolf hielt am nächsten Morgen sein Versprechen, er gab Wiesner das Geleite zur Post, obwohl Frau Taube meinte, daß es schicklicher wäre, sich nach dem Schwiegersohn zu erkundigen, oder doch, da es Sabbath sei, lieber in die Betschul' zu gehen. Aber Wolf meinte heftig, er wisse besser, was sich schicke, und so mußte Frau Taube ihren Weg allein antreten.

Es währte jedoch kaum eine Stunde und der Gottesdienst war sicherlich noch nicht zu Ende, als sie in höchster Erregung wieder heim geeilt kam. „Wolf!“ schrie sie schon im Vorzimmer. „Wo bist Du? Wolf!“

Erstaunt eilte Hannah herbei.

„Du weißt ja,“ sagte sie, „daß der Vater mit Wiesner zum Postwagen gegangen ist!“

„Natürlich!“ rief die Frau, fast weinend vor Zorn und Angst. „Wichtigeres hat er nicht zu thun! Als Ruben gestern plötzlich ausgeblieben ist, hab' ich mich allein abquälen müssen, während er nur immer über die Türken gesprochen hat, als ob die Welt gar nicht wüßte, wie sie weiter gehen muß, wenn er es nicht vorher mit Wiesner haarklein ausgemacht. Und heute früh! ‚Sieh' nach Ruben!‘ bitt' ich und er: ‚Ich muß zur Post!‘ Der Fremde geht Allem vor, auch der eigenen Familie! . . . Und so“ — sie rang verzweifelt die Hände — „so hab' ich es von fremden Leuten hören müssen, von fremden Leuten!“

„Um Gott! was giebt es denn?“ rief das Mädchen erschreckt. „Ist Ruben so krank?“

„Krank? Ein Schurke ist er!“

Aber das Wort reute sie, kaum daß es ihr entfahren.

„Ist Lea zu Hause?“ fragte sie leise.

Als Hannah erwiderte, sie sei mit Sarah ausgegangen, athmete sie erleichtert auf.

„Sage auch Du ihr nichts!“ bat sie. „Hoffentlich ist es nur ein Gerücht, eine Bosheit neidischer Menschen! . . . Später,“ schnitt sie dann hastig die ängstlichen Fragen des Mädchens ab. „Oh wenn nur Wolf bald käme, ehe Lea heimkehrt; sie ahnt es sonst vielleicht doch . . .“

Aber zur selben Stunde hatte Lea bereits die Kunde erhalten, welche die Mutter ihr verhehlen wollte, und in erschütterndster Weise.

Sie war bei ihrer verheirateten Schwester gewesen und hatte eben mit Sarah auf dem Heimweg die „goldene Gasse“ passirt, als ihr aus einem der Häuser eine hagere, hochgewachsene Greisin mit düsteren Zügen nachgeeilt kam und kurz sagte:

„Komm, eine Sterbende verlangt nach Dir.“

Lea erschrak heftig, wie jedes Kind des Ghetto kannte und fürchtete sie diese Frau.

Es war Gittel Beer, die „letzte Freundin," wie sie sich selbst nannte und von Anderen genannt wurde, eine Greisin, die ihre Kinder und Enkel hatte dahinsterben sehen und sich nun seit langen Jahren, nicht um irdischen Lohn, sondern aus frommem Triebe, dem Dienste bei Sterbenden und Todten weihte. Schon deshalb umwitterte sie ein Hauch des Unheimlichen und ihre Erscheinung mehrte diesen Eindruck. Niemand konnte ohne Grauen in diese Züge blicken, auf denen eine hoffnungslose Trauer wie eingemeißelt lag, und im Blick dieser starren Augen, die seit Jahren keine Thräne mehr gefühlt, lag ein gebietender Zwang.

„Komm'" wiederholte sie und faßte Lea's Hand.

„Zu wem?" stammelte das Mädchen und suchte sich loszumachen.

Aber diese knöcherne Hand ließ sie nicht frei und noch fester bannte sie dieser Blick und der Ton der Stimme, mit dem die Greisin wiederholte:

„Zu einer Sterbenden!"

Lea wußte nicht, wie ihr geschah; sie mußte folgen.

Sarah schlich ihr nach, noch viel erschreckter, als sie, und keines Wortes mächtig. Als jedoch Gittel vor dem Thorweg des stattlichsten Hauses der Gasse anhielt, raffte sie sich auf.

„Lea!" flüsterte sie. „Hier wohnt Esther Fränkel, die Schwiegermutter Rubens. Wir haben hier nichts zu suchen".

„Schweig'!" rief die Greisin und streckte die Hand drohend gegen sie. „Bist Du ein jüdisch Kind, daß du es wagst, Deine Schwester abzuhalten, wenn eine sterbende ruft?! Wirst Du ewig leben?!"

Und zu Lea gewendet fuhr sie fort:

„Esther Fränkel sagt, daß sie nicht sterben kann, ehe sie Dich gesprochen. Darum wollte ich eben zu Deiner Mutter gehen, als Du vorüber kamst; Taube ist eine fromme Frau, sie hätte Dich mir nicht verweigert! Weißt Du, was das heißt, sterben wollen und nicht können, weil die Seele noch ein irdisches Geschäft hat?! . . . Komm!"

Lea bebte, wie von Fieberfrost geschüttelt, aber sie sträubte sich nicht mehr. Die „letzte Freundin" ließ ihre Hand fahren und schritt ihr voran in den Thorweg, eine Treppe empor und durch ein Gemach, in welchem zwei dürftig gekleidete Weiber, stumpf vor sich hinstarrend, saßen. Lea kannte sie: es waren die Todtenfrauen des Ghetto.

In der nächsten Stube lag die Sterbende in ihrem Himmelbette, um das dunkle Vorhänge wallten; keine Verwandte, keine theilnehmende Freundin, nur zwei gemiethete Wärterinnen standen an ihrem Lager.

„Hier ist das Mädchen," sagte Gittel und trat vor.

„Gottlob! . . . Näher! näher!"

Kaum vernehmlich klangen die Worte und doch schrill, wie ein Schrei. Das Mädchen wankte, da Gittel wieder ihre Hand ergriff und sie an's Lager zog. Wie hülfeflehend wandte sie sich nach der Schwester zurück, die bleich an der Thüre stand, dann schloß sie die Augen.

„Sie ist schön," klang dieselbe Stimme in ihre Ohren, und sie fühlte,

wie sich eine zitternde, eisige Hand um ihre fiebernden Pulse legte. „Sie ist schön und ihr Blut ist heiß, sie lebt — und mein Kind liegt im Grabe!"

Lea fühlte, wie ihr Entsetzen wuchs und sie übermannte. Aber fliehen konnte sie nicht. Diese Hand hielt sie fest, diese Stimme.

„Erschrick nicht, Mädchen! Hast Du noch Niemand sterben sehen? ... Erschrick nicht! Sieh mich an!"

Lea zwang sich dazu. Das Antlitz der Sterbenden war weiß, wie das Kissen, auf dem sie ruhte; selbst die Lippen waren völlig erblichen.

Auch die Hand fiel nun kraftlos nieder; alles Leben schien nur noch in den Augen zu verglühen und in der Stimme auszuhauchen, da sie begann:

„Kurz, Mädchen, ich will es kurz machen! Ich habe eine Tochter gehabt, ein einzig Kind, oh! wie lieb sie mir war! Sie hieß auch Lea, aber sie war nicht schön, wie Du, bleich und kränklich war sie, von Kindheit an, und kein Arzt konnte ihr helfen, auch später nicht, da sie Ruben's Weib wurde, und Kinder waren ihr versagt. Aber sie klagte nie darüber, und war glücklich, denn sie liebte ihren Mann schier übermenschlich, und war glücklich, weil sie ihn hatte. Dann aber kam das Unglück; die Leute trugen ihr zu, daß er nach Anderen sehe, er schwur, daß dies Verleumdung sei. Gott weiß die Wahrheit und möge ihn nach Verdienst richten, ich richte nicht; ich weiß nur, daß mein armes Kind von da ab keinen Frieden mehr hatte und keine gute Stunde. Und noch im Sterben quälte sie die Eifersucht und noch im Tode konnte sie ihn nicht lassen. ‚Mutter,' sagte sie, ‚ich ertrage es nicht, daß eine Andere sein Weib wird, ich fände dann keine Ruhe im Grabe; er hat es mir zugeschworen, nicht wieder zu heirathen, aber wache Du darüber!' Das waren ihre letzten Worte . . ."

Die Sterbende schwieg, ihre Augen schlossen sich, das Haupt sank tiefer in die Kissen.

„Ich richte nicht!" flüsterte sie nach einer Weile mühsam, noch immer mit geschlossenen Augen. „Ich weiß nicht, ob der Todte sein Recht verlangen darf an dem Lebendigen, ich weiß nicht, ob mein armes Kind recht daran gethan, jenen Eid von ihm zu verlangen und von mir, daß ich darüber wache. Aber dies weiß ich, daß man einem Sterbenden den geleisteten Schwur halten muß, denn vielleicht hat der arme Todte wirklich seine Seele daran gehängt und findet keine Ruhe und muß wachen, wenn Alle schlafen. Darum wollt' ich für mein Theil dazu thun, was ich vermochte und sagte Ruben: „Du bringst ein Opfer, indem Du der Todten den Willen thust; es könnte Dich später reuen; ich will Dich zugleich entschädigen und fester binden, indem ich Dich unter dieser Bedingung zum Erben einsetze. Heirathest Du wieder, so fällt mein Geld an fromme Stiftungen." Er war es zufrieden und ich machte das Testament und sah mit Ruhe meiner letzten Stunde entgegen. Ich dachte, er hängt am Gelde, er wird das große Vermögen nicht preisgeben und auch er sagte: ‚Nun könnt Ihr ruhig sein, Mutter! . . .' Oh! der Lügner!" schrie sie gellend auf.

„Beruhigt Euch," sagte Gittel, in dem sie mit einem Tuche den Schweiß trocknete, der von dem todtenfahlen Antlitz troff. „Spart Eure Kräfte, Esther! ... Und du Mädchen," fuhr sie mitleidig fort, „setze Dich!"

Sie schob Lea einen Stuhl hin; es war kein überflüssiges Erbarmen, das Mädchen hielt sich sichtlich mit äußerster Mühe aufrecht.

Die Sterbende rang nach Athem; mit kaum hörbarem Flüstern fuhr sie endlich fort:

„Schon damals hatte er mich belogen, als er mich so beruhigte, denn er wußte wohl, was ich hilfloses Weib nicht wußte, daß jene Bedingung nicht gestattet ist, daß es nach des Kaisers Gesetzen nicht erlaubt ist, Jemanden von einer neuen Ehe abzuhalten, und dachte: „Stirbt sie, so heirathe ich wieder und darf doch ruhig das Vermögen behalten" . . . Du zitterst, Mädchen, dich graut vor solcher Schändlichkeit?! Oh, noch viel schlimmer handelte er, viel schlimmer! Er wartete nicht ab, bis ich die Augen schließen würde, ja nicht einmal die „Jahrzeit" seines armen Weibes, welches ihn unendlich geliebt, sondern er rechnete auf meine Krankheit und Verlassenheit, und daß ich in meinem Haus mitten in der Stadt dahin lebte, wie in einem Wald, und wagte es und verlobte sich mit Dir! Nur eine Vorsicht brauchte er, nicht öffentlich sollte die Feier sein. Aber alle Leute wußten es und auch ich erfuhr es endlich, und ließ ihn holen. Er leugnete es ab und ich glaubte ihm. Aber das Gerücht wurde immer lauter und ich fühlte meine Kräfte immer mehr sinken und da ließ ich vorgestern meine alte Freundin Miriam zu mir bitten, die Gattin von Hirsch Herzheimer, deine Großtante. Sie ist eine brave Frau, sie liebt dich sehr, und es kam ihr hart, die Wahrheit zu gestehen, aber sie that es doch. Oh! wie mir da wurde, und was sollt' ich nun beginnen? Mein erster Gedanke war, ihn ganz zu enterben, aber war damit der Wille der Todten erfüllt?! Unseren Rabbi ließ ich in meiner Herzensangst rufen und flehte um seinen Rath. „Lasset ab, ihn binden zu wollen," sagte er. „Schenket Euer Vermögen den Witwen und Waisen! Jede Thräne, welche hiedurch getrocknet, jedes Weh, welches hiedurch gekühlt wird, wird besser für den Frieden Eures Kindes wirken, als jedes Gelübde dieses Mannes!" Er ist ein frommer Greis, und hat sicherlich nach seinem Gewissen gesprochen, aber meinem Gewissen konnte er nicht helfen! was soll ich meinem Kinde erwidern, wenn es mir droben begegnet und mich frägt: Mutter, hast du über meinen Willen gewacht?" . . . So berieth ich denn mit einigen Freunden meines Mannes — er ruhe in Frieden — und sie unterhandelten mit Ruben und gestern habe ich mit ihm das Abkommen geschlossen; was ich besitze, wird sein, aber gleichzeitig hat er sich durch einen furchtbaren Schwur vor zehn Männern verpflichtet, unvermählt zu bleiben, und bis heute Mittag sein Verlöbniß mit Dir zu lösen! . ."

Ein dumpfer Schrei brach von den Lippen Lea's, sie sprang auf, wankte und wäre umgesunken, wenn nicht die „letzte Freundin" sie gestützt hätte. „Armes Kind!" murmelte sie, indem sie sie wieder auf den Stuhl sinken ließ.

Auch in Esthers Antlitz zuckte es.

„Ihr geschieht hart," murmelte sie, „aber kann ich ihr helfen?!"

Dann raffte sie ihre letzte Kraft zusammen.

„Mädchen," sagte sie, „noch Eines habe ich Dir zu sagen. Es fällt mir schwer, aber es muß sein und deshalb ließ ich Dich holen! Wer einmal sein

Gelöbniß bricht, kann es wieder thun; vielleicht wirbt er, wenn ich begraben bin, von neuem um Dich. Wohl würde ihn dann die Verachtung der ganzen Gemeinde treffen, aber vielleicht denkt er: Was liegt mir an den Leuten, ich behalte das Geld und nehme die Braut dazu! Du aber widerstrebe und thue es nicht! Fürchte den Fluch der Todten und der Sterbenden! Fürchte . . ."

„Genug!" rief Gittel feierlich.

Hoch aufgerichtet stand die Greisin da und streckte den Arm wie schützend über Lea hin. „Sie hat gehört, was sie hören mußte, aber quälet sie nicht!"

Das Wort mußte die Sterbende sehr hart getroffen haben, in den Tiefen der Seele.

„Allmächtiger Gott!" schrie sie auf, „verzeihe mir, wenn ich gefrevelt habe! Du kennst ja mein Herz; ich konnte nicht anders! Und verzeihe Du mir, Mädchen! Dir wird ein anderes Glück blühen, ein besseres, bedenke, wer der Todten nicht den Eid gehalten, hätte auch die Lebende hintergangen . . . Gottes Segen mit dir, du Aermste . . . verzeihe mir!"

Wie betäubt starrte Lea vor sich hin; keine Miene zuckte in ihrem Antlitz, starr und thränenlos blickten die Augen. Erst als Sarah in Thränen aufgelöst herbeikam und sie umfaßte, schien ihr wieder das Bewußtsein wiederzukehren. „Weine nicht," murmelte sie: „Komm'!"

„Verzeihe mir," ächzte die Sterbende noch einmal verzweifelt auf. „So wahr dir Gott gnädig sei!"

Lea stand ohne Regung, das Antlitz zu Boden geneigt, die Brauen finster zusammengezogen. Tiefste Stille war in der Stube, nur die Athemzüge der Sterbenden waren hörbar.

Plötzlich brach ein krampfhaftes Schluchzen aus des Mädchens Brust; zwei jähe, schwere Thränen rollten über ihre Wangen. Aber sie trocknete sie rasch und richtete sich auf.

„Ich verzeihe!" sagte sie. „Komm, Sarah!"

Und diese Fassung verließ sie nicht mehr, bis sie vor der Thüre ihres Hauses stand.

Ein Mann, den sie kannte, trat eben heraus; es war Joseff Blau, der Vetter Ruben's. Sie wußte, welches Auftrags er sich eben entledigt, sie wurde noch bleicher und faßte nach der Klinke der Hausthüre, als müßte sie sich halten. Aber auch dies ging vorbei; raschen Schrittes ging sie die Treppe empor.

Erregte Stimmen tönten ihr aus dem Wohnzimmer entgegen; es war der alte Hirsch Herzheimer, der mit ihrem Vater stritt.

„Nur Niemand sehen! Niemand hören!" stieß sie hervor. „Erzähle es ihnen, Sarah!"

Sie eilte in ihr Stübchen und schob den Riegel hinter sich vor.

Indessen regnete es im Wohnzimmer die trübseligsten Klagen und Anklagen.

Wolf hatte die Hiobspost nicht glauben mögen, nun, da Joseff Blau die Verlobung in aller Form gekündigt und, trotz des Sabbaths, das im Vertrage

vereinbarte Reugeld von fünftausend Gulden auf den Tisch gezählt, konnte auch er seine Gattin und den Oheim nicht länger Lügner schelten. Hirsch Herzheimer war in schmerzlichster Erregung, sein Stolz bäumte sich auf gegen die Schmach, die seiner Familie angethan worden, er überschüttete Wolf mit den heftigsten Vorwürfen.

„Das kommt davon, wenn man sich in dunkle Dinge einläßt!“ rief er, „Wer hat je von einer heimlichen Verlobung gehört?! Und thut man es, so schützt man sich doch wenigstens durch den Vertrag! Fünftausend Gulden! — nun sieh' zu, wie Du mit diesem Bettel Deine und Deines armen Kindes Schande zudeckst!“

„Es ist keine Schande,“ rief Wolf heftig, „nur ein Unglück! Meine Lea wird einen anderen Freier finden.“

Aber Frau Taube, die wild vor sich hinweinte, rief verzweifelt: „Nein, Wolf, begraben wir unsere Hoffnungen! Die Leute werden Ruben verurtheilen, aber auch uns nicht schonen. Eine zurückgegangene Verlobung läßt immer einen Fleck zurück, und nun gar diese, die in Allem ungewöhnlich war und so viel beredet und beneidet wurde! Ruben ist als leichtfertiger Mensch verrufen; ein Mädchen, das er sechs Wochen lang jeden Abend als seine Verlobte hat küssen dürfen, findet schwer einen Bewerber mehr, auch wenn sie so rein und unschuldig ist, wie unser armes Kind!“

Und die gleiche Erwägung war es auch, welche die arme Verlassene in ihrem Stübchen am tiefsten zu Boden drückte; nur daß sie ihr nicht als scharfer, klarer Gedanke nahte, sondern als ein unsäglich demüthigendes Gefühl dunkler Scham. Wohl erfüllte sie die Handlungsweise Rubens mit Empörung, das jähe Zerrinnen aller Hoffnungen mit banger Muthlosigkeit, aber das Herbste, ein kaum zu ertragendes Weh empfand sie doch, wenn sie an jene Stunden dachte, da dieser Mensch seinen Arm um sie geschlungen. Sie hatte es gelitten, weil sie sein Weib werden mußte, weil keine Braut Geringeres litt — nun aber kam sie sich wie entehrt, wie befleckt vor, in der eigenen und aller Menschen Meinung. Fieberhafte Gluth deckte ihr Antlitz, so oft sie daran dachte, und gleichzeitig schüttelte kalter Frost ihre Glieder. „O mein Gott!“ stöhnte sie in wilder Verzweiflung, „laß mich sterben, da ich keinem Menschen mehr ins Auge sehen kann!“

Frau Taube erschrak wie noch nie im Leben, als sie diese Worte vernahm, und beruhigte sich erst, da sie erkannte, daß hier eine keusche Seele die Befleckung ihres Empfindens schmerzlicher nachfühlte, als andere, minder feinfühlige Naturen, den Verlust ihrer körperlichen Unschuld. Vergeblich suchte sie ihr gebeugtes Kind wieder aufzurichten, indem sie — wider die eigene Ueberzeugung — von neuen Hoffnungen, einem besseren Freier sprach.

„Nein! nein!“ rief Lea, „um mich wird Keiner mehr werben und auch ich möchte solche Tage nicht wieder durchleben!“

Dabei blieb sie auch in den nächsten Tagen; fast schien es, als ob diese Selbstqual schließlich jede andere Empfindung decke, selbst den Zorn gegen den Treulosen.

„Was kannst Du dafür, daß er ein erbärmlicher Mensch ist!" rief ihr Frau Taube zu, aber dies führte einmal zu einem Gespräch, welches sie diesen Vorwurf gegen Ruben nie wiederholen ließ.

„Erbärmlich?" sagte Lea dumpf. „Es kommt auf die Auffassung an. Wir haben einen Vertrag mit ihm geschlossen, der uns und ihm vortheilhaft schien. Da kam die Stunde, wo ihm die Lösung vortheilhafter schien und er erlegte das Reugeld!"

„Was sprichst du da?" rief die Mutter. „Ein Verlöbniß ist mehr, als ein Vertrag!"

„Ja! ich fühl's," schrie Lea wild auf. „Aber darfst Du das sagen?! Wenn Du dies einsiehst, dann mußt Du auch begreifen, daß mir jeder seiner Küsse auf den Wangen brennt, wie ein Mal, das sich nicht wegwaschen läßt, dann darfst Du mir nicht sagen: „Küsse binden nicht — Du wirst einen anderen Freier finden!" Mutter, wenn ein Verlöbniß mehr ist, als ein Vertrag, so darf man es nicht schließen, wie einen Vertrag, und thut man es doch, so darf man sich nicht beklagen, wenn es der Andere nicht heiliger erachtet!"

Frau Taube schluchzte heftig. „Wir haben nichts gethan, was gegen die Ehre geht. Verbitt're Dein Herz nicht gegen Deine armen Eltern, die nur Dein Bestes gewollt!"

„Das sehe ich ein!" sagte Lea. „Und klagte ich Euch an, so müßte ich auch mich anklagen. Ich thue es nicht, wir haben gethan, wie alle Welt thut: wir haben nach Vernunft gewählt und entschieden. Aber eben darum hüte ich mich, Ruben zu verachten, weil auch er nur so gehandelt, wie ihm seine Vernunft gebot. Ich hüte mich, es erbärmlich und gewissenlos zu finden, daß er das Geld höher geschätzt, als alles Andere, denn sonst müßte ich auch uns so schelten. Wohl wäre er dann erbärmlicher, als wir — tausendmal erbärmlicher und gewissenloser, aber der Unterschied wäre doch nicht groß genug, um sich daran zu klammern. Ach!" schluchzte sie auf, „wie traurig das Leben ist, wie traurig!"

Sie stürzte in die Arme der Mutter und mischte ihre Thränen mit den ihrigen.

Das war das einzige Mal, wo sich ihr Schmerz laut und leidenschaftlich äußerte.

Sonst saß sie in dumpfem Brüten in ihrem Stübchen und wollte Niemand sehen; selbst der treue Tänzerles konnte sie nur einmal heimlich durch die geöffnete Thür des Nebenzimmers auf wenige Minuten beobachten. Wie sie so regungslos dasaß, auf dem schönen, marmorblassen Antlitz den Ausdruck düsterer Trauer, mußte er unwillkürlich an jenen Scherznamen denken, der nun so traurige Wahrheit geworden.

„Melpomene!" flüsterte er vor sich hin . . .

Sein Herzblut hätte er hingeben mögen, um sie heiter und glücklich zu machen, aber was konnte er dazu thun? Er wußte, auch ein Anderer wünschte es, vielleicht noch sehnlicher; auch der vermochte nichts zu thun. Wiesner hatte ihm geschrieben, seine Angelegenheiten hielten ihn wider Erwarten lange in der

Heimath fest, er bitte um Mittheilung, wie sich die Familie Herzheimer befinde. Tänzerles hatte kurz geantwortet, es seien Alle wohl; des Unglücks hatte er nicht erwähnt.

„Wozu?" dachte er „Ich traue ihm trotz alledem nicht zu, daß er sich entschließen könnte, ernstlich um die Jüdin zu werben, und wenn auch, so würden doch die Eltern ihr Kind dem Christen, dem armen jungen Doktor, unter keiner Bedingung geben. Wozu noch diese Kämpfe über Lea bringen?!"

So war eine Woche seit jenem traurigen Sabbath vergangen, und schier ebenso lange hatte nun auch Esther Fränkel die ewige Ruhe gefunden. Aber noch immer war ihr Name auf aller Lippen, man ward nicht müde, ihr und Rubens Betragen zu beurtheilen.

Viele trugen es der Todten nach, daß sie ihr Vermögen den Armen entzogen, nur um ihren Willen durchzusetzen, der diesen Menschen durchaus unlöblich erscheinen mußte: es widerstrebt dem jüdischen Geiste, Jemand von der Ehe abzuhalten, zur Einsamkeit und Kinderlosigkeit zu verdammen. Aber wenn auch ein anderer Grundzug dieser Volksseele, die fromme Scheu vor dem Todten, jedes herbe Wort gegen Esther von den Lippen bannte, so äußerte sich der Groll gegen Ruben um so lauter und entschiedener.

Man fand es empörend, daß er nicht die Bedingung eingegangen, noch empörender, daß er hinterher die beklagenswerthe, von frommem Wahn verblendete Greisin zu täuschen versucht, am empörendsten, daß er sich schließlich doch aus Habgier, nur um den Armen das Vermögen zu entziehen, ihrem Willen unterworfen.

Nur Wenige tadelten ihn um des Schimpfes willen, den er einer armen aber unbescholtenen Familie angethan, obwohl Niemand seinem Treubruch billigte, aber das wahr schließlich eine private Angelegenheit; anders diese gemeine Gier, die ihr Spiel mit dem Heiligen getrieben! Das traf die Gemeinde und jeden Einzelnen, wie eine persönlich erlittene Kränkung. Und diese Empörung steigerte sich noch, als man schon am Tage nach dem Begräbniß erfuhr, um welche Summe es sich gehandelt: sechzigtausend Gulden hatte Ruben geerbt! Das war in jenen Tagen zwar immerhin ein Vermögen, aber doch nur eine geringfügige Summe für diesen Mann, der das Zehn- oder Fünfzehnfache besaß! „Das ist Rubens Unglück," sagte Wolf Meisels, der Spaßmacher, „hätte er eine Million erschlichen, so wäre er wieder ein geachteter Mann!"

Viele sprachen offen ihr Bedauern darüber aus, daß die Zeit leider schon zu „aufgeklärt und neumodisch" geworden, um noch gegen Jemand die Strafe des „Cherem," des geistlichen Bannes, auszusprechen; könnte man dies noch, meinten sie, dann würde Ruben sich beeilen, den Armen zu erstatten, was er sich erschlichen. Aber wenn auch kein öffentlicher Bannfluch gegen ihn geschleudert wurde, so bewirkte doch die gemeinsame Empörung nahezu dasselbe. Niemand besuchte Ruben, Niemand grüßte ihn, Wenige erwiderten seinen Gruß. Die Vorsteher einiger wohlthätigen Vereine, an deren Verwaltung er sich betheiligt, ersuchten ihn, sein Amt niederzulegen, weil sonst sie es thun müßten. Ruben war binnen wenigen

Tagen der gemiedenste Mann der Judenstadt geworden, und es ließ sich unschwer ermessen, daß dies auch auf seine Geschäfte schädlichen Einfluß üben werde.

Die Familie Herzheimer, die sich im Gefühl der erlittenen Schmach von aller Welt abschloß, erfuhr nichts hievon; erst Hirsch, der am Sabbath wieder zu Besuch kam, brachte die Kunde. Wolf jubelte auf, daß den Elenden die gerechte Strafe ereilt, Lea saß theilnahmslos da, als wäre dieser Mann nie ihr Verlobter gewesen; Frau Taube hingegen wurde immer nachdenklicher, und als Hirsch bemerkte, daß Ruben wohl nachgeben und das Vermögen an die Wittwen- und Waisenstiftung abtreten werde, blickte sie ihn voll an, worauf er mit einem Achselzucken erwiderte.

Zwei Tage später kam der alte Mann wieder.

„Joffef Blau war heute bei mir," eröffnete er den Eltern. „Ruben ha' gestern vor dem Rabbi und im Beisein jener Männer, vor denen er den Schwur geleistet, die Erbschaft für die Armen hinterlegt und sich von ihnen seines Eides entbinden lassen. Und da nun der Zwang für ihn fortfällt, ledig zu bleiben, so möchte er sein Verlöbniß mit Lea erneuern. Die Bedingungen sollen dieselben bleiben, die Hochzeit in vierzehn Tagen stattfinden. Ueberlegt die Sache wohl!"

„Was ist da zu überlegen?!" rief Wolf hoch erfreut. „Natürlich stimmen wir zu! Dummheiten macht jeder Mensch; warum sollten wir Ruben nicht verzeihen?!"

„Auch ich bin einverstanden," sagte Frau Taube, „aber die Entscheidung hängt einzig von Lea ab!"

„Was soll das heißen!" rief Wolf. „Jetzt wirst auch Du noch romantisch?!"

Der Onkel jedoch gab der Mutter Recht. „Gewiß! Lea hat da mitzusprechen! Allerdings kannst Du dem Mädchen die Sache ein wenig aufputzen: daß Ruben doch eingesehen hat, wie lieb sie ihm ist, und daß er deshalb auf die Erbschaft verzichtet hat, oder so Aehnliches. Wahr ist es freilich nicht, obwohl ich andererseits selbst glaube, daß er mehr schwach als gemein gehandelt hat: er hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, die Erbschaft nicht fahren zu lassen und vielleicht überwältigte ihn daneben im entscheidenden Augenblick das Grauen vor der Sterbenden. Auch dies könntest Du Deiner Tochter sagen!"

„Dies Letzte allerdings," erwiderte Taube fest, „weil ich selbst daran glaube, aber von der plötzlichen Liebe will ich schweigen. Ich habe meine Kinder nie belogen und will es auch jetzt nicht thun!"

Klopfenden Herzens trat sie in Lea's Stübchen und theilte ihr nach langer Einleitung, zögernd und zagend, die Nachricht mit; daß sie selbst ein Jawort wünsche und vernünftig erachte, verschwieg sie nicht, aber ihrem Vorsatz blieb sie getreu und vermied jedes beschönigende Wort.

Lea war ans Fenster getreten, so daß die Mutter ihr Antlitz nicht sah. Stumm hörte sie zu und sprach auch dann kein Wort.

Endlich sagte sie leise:

„Gönne mir eine Stunde Bedenkzeit!"

„Auch einen ganzen Tag, mein Kind!“ erwiderte die Mutter und ließ sie allein.

Aber noch war nicht die Hälfte der erbetenen Frist verstrichen, als Lea ins Wohnzimmer trat, wo auch der Onkel noch weilte.

„Ja!“ sagte sie, „ich will Rubens Weib werden.“

Ihre Stimme klang fest, aber ihr Antlitz war so bleich, so düster, daß die Mutter und Hirsch nicht gleich ein Wort der Erwiderung fanden. Nur Wolf dankte ihr in überströmenden Worten und segnete sie. Dann erst trat die Mutter auf sie zu, küßte sie schweigend auf die Stirne, und begann plötzlich bitter zu weinen; kaum wußte sie selbst, warum ihr so schwer ums Herz sei.

„Mit Gott!“ sagte der Greis tröstend und erhob sich: „Es ist ja Alles wieder gut und wird noch besser werden. Ich will nicht sagen, daß Ruben ein Engel ist, aber glaube mir, mein Kind, er hat mehr gute Eigenschaften, als ihm die Leute in den letzten Tagen haben zugestehen mögen. . . . .“

„Ich kenne ihn ja, Großonkel,“ unterbrach ihn Lea kurz, und es war dem Ton ihrer Worte nicht abzumerken, wie sie gemeint waren.

Der Greis schien sie als Bekräftigung seines Lobes zu deuten.

„Wohlan,“ sagte er, „so wollen wir heute Abend in meinem Hause in aller Form die Verlobung feiern!“

„Warum nicht hier?“ sagte Wolf gereizt. „Ich bestehe darauf, daß Ruben hierher kommt!“

„Nein, Vater!“ sagte Lea scharf und entschieden. „Wir gehen zum Großonkel.“

Sie fühlte, daß diese Einladung in der That ein Opfer sei, welches der Greis seinem Familiensinn bringe. Die Klugheit gebot es, nun alle Formen doppelt genau zu wahren, und er hatte sich entschlossen, die neue Verlobung mit der Autorität seines Hauses zu decken, obwohl es ihm sicherlich nicht erwünscht sein konnte, in eine so viel beredete Angelegenheit mit hineingezogen zu werden. „Ich danke dir,“ sagte sie darum herzlich und küßte seine Hand. — —

Heiter und unbefangen konnte sich das Fest nicht gestalten, zu welchem sich am Abend in Hirsch Herzheimer's Hause neben den nächsten Angehörigen auch einige angesehene Familien der Judenstadt einfanden, aber es verlief doch besser, als die Meisten befürchtet, und jeder Mißton blieb vermieden. Das Hauptverdienst daran gebührte der Braut, welche sich in ihrer schwierigen Lage so sicher, so taktvoll benahm, daß es hierüber nur eine Stimme des Lobes gab. Sie begrüßte Ruben, der sich ihr in fassungsloser Scham und Verlegenheit kaum zu nähern wagte, zwar nicht so, als wäre nichts geschehen, aber mit einer ruhigen Freundlichkeit, welche auch ihm die Besonnenheit wiedergab. Die gleiche Haltung bewahrte sie den Abend über, und als die Gäste schieden, sagten sie sich: „Wie eine glückliche Braut sieht das verhärmte Mädchen nicht aus und sie opfert sich ja auch nur für ihre Familie, indem sie ihn dennoch nimmt, aber sie wird ihn

bald beherrschen, wie nur je eine kluge, schöne Frau ihren Gatten, und wird sich ihr Leben gut zu gestalten wissen."

Am nächsten Tage gab es im Hause Taube's mehr Geräusch und Leben, als je zuvor; die Freunde beeilten sich von neuem, ihren Glückwunschbesuch zu machen, auch viele flüchtige Bekannte, die eigentlich kein Recht dazu hatten, fanden sich aus Neugierde ein, nur um zu sehen, welche Miene die Braut mache. Enttäuscht zogen sie ab; „wie gut sie sich zu verstellen weiß," hieß es, da Lea weder verweinte Augen wies, noch flammende Liebe für ihren Bräutigam heuchelte.

Daneben installirte sich in den Zimmern der Mädchen ein kleines Heer von Schneidern und Näherinnen; die Aussteuer wurde, da die Hochzeit schon am zweitnächsten Sonntag, also in kaum zehn Tagen stattfinden sollte, in fieberhafter Eile gerüstet; das Geld hatte Ruben, dem Vertrage gemäß, Frau Taube übergeben.

Sah man von diesem lauten Treiben ab, so hatte sich scheinbar nichts im Hause gegen die Tage der ersten Verlobung geändert. Ruben erschien des Abends wieder und saß neben Lea und überschüttete sie mit denselben Zärtlichkeiten, wie einst, und auch die stille Resignation, mit der sie dies hinnahm, schien dieselbe geblieben. Nur der Mutter war's immer zu Muthe, als müßte sie Herz und Hände zu Gott erheben und ihn anflehen, daß er Alles in Gnaden zum Guten wende. Nie hatte sie brünstiger das Gebet über die Sabbathkerzen gesprochen, als am letzten Freitag vor der Hochzeit. Kaum wußte sie selbst, woher dies Bangen ihrer Seele rühre. Kaum zwei Tage noch und Lea war vermählt, eines reichen Mannes Weib, und die Leute sagten ja alle, sie würde ihn beherrschen und ein zufriedenes Leben führen! . . . Warum konnte sie sich dennoch der Zukunft nicht freuen, warum erzitterte das Mutterherz in seinen Tiefen, wenn sie ihr Kind ansah, das doch ruhig und gefaßt schien?! . .

Am selben Abend fand sich auch Tänzerles wieder ein; er hatte es bisher nicht über's Herz gebracht, dem Bräutigam von neuem Glück zu wünschen. Der treue Mensch war in diesen Tagen die Beute der widersprechendsten Empfindungen; Aaron fühlte das innigste Mitleid mit Lea und sah ein, daß sie als gute Tochter gehandelt, während Edgar ihr nicht verzeihen konnte, daß sie den Treulosen so rasch wieder in Gnaden aufgenommen — oh! wie er den elenden Geldprotz haßte! . . . Auch hätte er die peinliche Begegnung mit diesem gerne noch länger hinausgeschoben, aber es schickte sich kaum mehr; auch hatte Wiesner ihm eben geschrieben, daß er am nächsten Morgen eintreffe und dies mußte er den Hausleuten sagen, da das Zimmer inzwischen als Schneiderwerkstätte diente.

Deshalb nahm auch Frau Taube die Mittheilung unwillig auf.

„Er hätte wirklich so rücksichtsvoll sein können, bis nach der Hochzeit daheim zu bleiben," sagte sie halb scherzhaft, halb verdrießlich und ahnte nicht, daß ihr vom Schicksal auferlegt war, bald diesen Wunsch in bitterster Verzweiflung bis zu ihrem Tode wiederholen zu müssen. „Wohin soll ich nun die Arbeiter setzen?"

Im Uebrigen schien die Nachricht auf Niemand besonderen Eindruck zu machen, am wenigsten auf Lea, und Tänzerles war daher erstaunt, als diese ihm

später hastig zuflüsterte: „Ich flehe Sie an, sagen Sie Wiesner nicht, was inzwischen vorgegangen!“

Dann aber fand er dies Ersuchen sehr begreiflich, und ebenso stimmten Mutter und Schwestern zu, als Lea, nachdem ihr Bräutigam gegangen war, auch ihnen Schweigen empfahl.

Nur Wolf widersprach; er hatte es sich bereits so schön ausgemalt, seinem jungen Freunde die rührende Geschichte zu erzählen, wie Ruben nach kurzem Schwanken auf eine Million verzichtet, aus Liebe zu Lea, hauptsächlich aber um sein Schwiegersohn zu bleiben. Doch gab er endlich nach, meinte aber, derlei könne kein Geheimniß bleiben.

Darin sollte er Recht behalten.

Als Tänzerles am nächsten Morgen eben sein Zimmer verlassen wollte, ward plötzlich die Thüre aufgerissen und Wiesner stürzte herein, bleich, verstört, seine Augen glühten.

„Mensch!“ rief er wild und faßte das Männchen an den Schultern und schüttelte es, „warum haben Sie mir das nicht geschrieben!?“

„Was? . . . wie?“ murmelte Tänzerles und suchte sich los zu machen. Er wußte recht wohl, was Wiesner meinte, nur fand er in seinem jähen Schrecken keine anderen Worte.

„Beruhigen Sie sich!“ bat er dann, fast weinerlich, da ihn diese Hände noch immer wie eiserne Klammern festhielten. „Ich hatte meine Gründe. — Von wem haben Sie es erfahren?“

Wiesner ließ die Arme sinken.

„Erzählen Sie!“ faßte er, ohne auf die Frage zu achten. „Und bei Allem, was Ihnen heilig ist, sagen Sie mir wenigstens jetzt die volle Wahrheit! Willigt das Mädchen wirklich wieder ein?! Es ist ja kaum faßbar!“

„Das arme Kind!“ seufzte Tänzerles auf. Dann erzählte er die Thatsachen genau, ohne jede Beschönigung, „Lea opfert sich eben für ihre Eltern!“ . . . schloß er, „ihr gebührt Mitleid, aber nicht Verachtung.“

„Wer die eigene Menschenwürde nicht ehrt, verdient kein Mitleid,“ rief Wiesner ungestüm. „Und nun erst diese Eltern! Haben Sie auch jetzt noch ein Wort des Lobes für solchen Wucher?!“ . . .

„Gelobt habe ich ihre Handlungsweise nie,“ erwiderte Tänzerles, „erklären kann ich sie auch heute noch. Für Wolf, vielleicht auch für Taube, war mit Ruben's neuer Verlobung Alles ausgeglichen: die Verhältnisse lagen wie früher. Für Lea freilich nicht; nun kennt sie den Mann! Um ihrer eigenen Versorgung willen nimmt sie ihn nicht mehr — aber die Rücksicht auf die Ihrigen . . . Sie opfert sich!“

„Ich aber rette sie!“ rief Wiesner in äußerster Erregung. „Und gelingt es nicht, ist es heute einen Tag vor der Hochzeit zu spät, dann ist nur Ihr Schweigen daran schuld.

Er stürzte aus dem Zimmer; wie betäubt starrte ihm Tänzerles nach Also Wiesner hatte es wirklich ernst mit Lea gemeint! Aber war dies nicht

gleichgültig, hätten die Eltern jemals eingewilligt, selbst wenn Tänzerles rechtzeitig geschrieben hätte? „Unmöglich!" wiederholte Aaron unablässig zu Edgar's Troste, der sich schwere Vorwürfe machte.

Eine Stunde später, als Wolf und Taube aus dem Frühgottesdienst heimkehrten, trat ihnen Wiesner im Flur der Wohnung entgegen, wo er ihrer geharrt.

„Darf ich Sie beide um die Ehre einer Unterredung bitten?" sagte er. „Aber in einem Zimmer, wo wir ungestört bleiben!"

„Um was handelt es sich?" fragte Wolf. „Nämlich — verzeihen Sie, wenn es nicht etwas Dringendes ist — wir haben noch viel zu ordnen — morgen ist ja die Hochzeit, zu der Sie natürlich auch kommen müssen —"

„Es ist dringend," fiel ihm Wiesner ins Wort, so ernsten Tones, daß ihn Wolf befremdet ansah und Frau Taube erschreckt dachte: „Gewiß fehlt ihm was von seinen Sachen, unter den Schneidern war ein Dieb!" Sie öffnete das Zimmer der Mädchen, welches an das Stübchen Lea's stieß und ließ ihn eintreten.

„Hier sind wir ungestört," sagte sie, „meine Töchter sind im Wohnzimmer!"

Sie setzten sich.

„Ich will es kurz machen," begann Wiesner, „Ich liebe Ihre Tochter Lea und werbe um ihre Hand!"

Wolf stieß einen Schrei höchster Ueberraschung aus und fuhr empor, Frau Taube verfärbte sich, er aber fuhr fort:

„Ich weiß, was Sie mir dagegen sagen werden; hören Sie daher, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich liebe Ihre Tochter seit dem Augenblick, wo ich sie zuerst gesehen. Ich schweige davon, wie mir in jenen Tagen zu Muthe war, wie ich dann mit mir rang, meiner Leidenschaft Herr zu werden. Vielleicht wäre mir dies geglückt, ohne jene Begegnung am Nepomuckstage. Seit jener Stunde fühlte ich mein Loos besiegelt: ich mußte mir das Mädchen erringen oder elend werden für's ganze Leben. Es war keine Selbsttäuschung, ich wußte es, ich kenne mich. Jede Hoffnung schien wahnsinnig; was wollte der arme Christ, da sich der reiche jüdische Schwiegersohn bereits gefunden? Aber ich hatte nur die Wahl zwischen der feigen Ergebung in's Elend und dem Kampf und wählte diesen. Ich zog in Ihr Haus, ich näherte mich Ihnen, ich suchte Ihre Freundschaft. Sie sollten mir, wenn ich einst vor Sie hinträte, nicht sagen können: „Wir kennen Sie nicht, wir haben ein Vorurtheil gegen Christen!" Ich rang darnach, meine Studien abzuschließen, ich machte mein kleines Vermögen flüssig, ich suchte eine Anstellung, Sie sollten mir nicht sagen können: „Du kommst mit leeren Händen!" Ihre Tochter ermunterte mich sicherlich nicht — im Gegentheil! aber mich verließ die Zuversicht nicht, daß ich ihr nicht gleichgültig sei. So war ich fest entschlossen, nach meiner Rückkehr um sie zu werben, auch wenn sich nichts geändert hätte. Nun hat sich aber inzwischen ein Ereigniß vollzogen, welches nie wieder vergessen und ausgetilgt werden kann. Nun trete ich muthiger vor Sie hin, als ich es

sonst vermöchte. Daß ich so spät komme, ist nicht meine Schuld — noch ist es nicht zu spät, noch ist Lea nicht vermählt . . ."

„Mir wirbelt das Hirn," rief Wolf. „Herr Doctor, das ist ja der helle Wahnsinn!"

„Warum?" fragte Wiesner. „Weil ich Christ bin? Ich verlange nicht, daß Lea ihren Glauben wechselt; in Weimar sind Mischehen gestattet, ich heirathe sie dort. Weil sie Blau's Braut ist und morgen sein Weib werden soll? Haben Sie mehr Rücksicht gegen ihn zu nehmen, als er Ihnen erwiesen? Oder weil ich nicht so reich bin, wie er? Ich besitze Zwölftausend Gulden baar und bin bereit. sie Ihnen abzutreten, ferner, mich zu einer steigenden Rente an Sie zu verpflichten. Daß ich dies kann, mag Ihnen dies Schreiben beweisen: Fürst Schwarzenberg will mich zu seinem Leibarzt ernennen; diese Versorgung zu erwirken, blieb ich so lange aus. Es ist eine andere Carriere, als ich vorgehabt, aber für Lea's Besitz ist mir kein Opfer zu groß! Daß Ruben Ihnen mehr gewähren kann, weiß ich, aber es fällt ja wohl auch in die Wagschale, daß ich Ihrer Tochter sympathischer bin, als er, oder doch sicherlich achtungswerther, denn ihn, den Elenden —"

„Genug!" fiel ihm Frau Taube in's Wort und erhob sich. „Beschimpfen Sie den künftigen Gatten meiner Tochter nicht. Ich danke Ihnen für Ihren Antrag, der offenbar ehrlich gemeint ist, ich bedaure, daß Sie sich so lange vergeblichen Hoffnungen hingegeben, aber wir müssen „Nein" sagen. Wir hätten es in jedem Falle und auch dann sagen müssen, wenn Sie gekommen wären, ehe Ruben seine Werbung erneuert, schon die äußeren Verhältnisse hätten es unmöglich gemacht . . ."

Wiesner wurde todtenbleich.

„Das Geld!" rief er fassungslos vor schmerzlicher Empörung, „Das erbärmliche Geld! Oh, hören Sie doch auf die Stimme des Gewissens, knebeln Sie nicht aus Habgier den Willen Ihres armen Kindes —"

„Herr Doctor!" brauste Wolf zornig auf, aber Taube winkte ihm zu schweigen.

„Beenden wir dies peinliche Gespräch," sagte sie. „Ihre Worte will ich Ihrer Erregung anrechnen. Nur Eines bin ich verpflichtet, zu sagen: Wir zwingen unsere Tochter nicht, sie hat frei entschieden."

„Das will ich aus ihrem eigenen Munde hören! Und auch dann glaube ich es nicht. Ich wünsche Fräulein Lea zu sprechen!"

Nun verließ auch Frau Taube die Ruhe.

„Mit welchem Rechte?!" rief sie. „Sind Sie wahnsinnig? . . Wünschen Sie keine Unterredung mit meiner Tochter! Sie könnten dabei Anderes hören, als Sie erwarteten. Ich wollte Sie schonen, aber nun spreche ich! Es ist besser so, Sie sollen wissen, daß Sie bisher in einer wahnwitzigen Einbildung gelebt haben, und meine Schuld soll es nicht sein, wenn Sie Lea auch noch vielleicht später als Frau behelligen! So erfahren Sie denn, daß Lea Sie verachtet!"

Seinen Lippen entfuhr ein dumpfer Schrei und ihm antwortete, wie ein Echo, ein leises Aufstöhnen aus dem Nebenzimmer . . .

Aber die Eltern achteten nicht darauf, auch er überhörte es in seiner furchtbaren Erregung.

„Warum?" schrie er wild.

„Das weiß ich nicht," erwiderte die Frau. „Aber Sie wird ihre Gründe haben. Lea urtheilt nicht rasch, aber dann für alle Zeit!"

„Sie lügen."

Sie wollte ebenso zornig erwidern, aber sie bezwang sich: seinem Antlitz war ja abzusehen, wie furchtbar ihn das Wort getroffen. Fast wollte sie ein Mitleid übermannen, und darum begnügte sie sich zu sagen:

„Ich lüge nicht! bei Leas Leben! — sie hat es mir gesagt!"

Er starrte sie an; ihr wurde unheimlich bei diesem Blick: „Der Mensch ist wahnsinnig!" dachte sie . . . . „Bei Lea's Leben!" murmelte er. „Sie lügt nicht!"

Dann wandte er sich ab und verließ wankenden Schrittes die Stube.

Den Gatten blieb keine Frist, den unerhörten Vorfall zu besprechen; sie eilten ins Wohnzimmer; es galt die neu eingetroffenen Hochzeitsgeschenke auf einem langen Tische zu den übrigen zu reihen, dann die Erfrischungen für die erwarteten Gäste herzurichten. In der Hast dieser Arbeiten übersah es Frau Taube anfangs ganz, daß Lea nicht, wie sie geglaubt, bereits längst im Wohnzimmer sei, und als sie dann erfuhr, die Braut weile noch in ihrer Stube bei der Toilette, dachte sie wohl: „dann muß sie ja jedes Wort gehört haben!" und war einen Augenblick darüber bestürzt, aber nur deshalb, weil sie ihr die peinlichen Details der Scene gerne verborgen hätte. Nachdem jedoch etwa eine Stunde vergangen war, ohne daß Lea erschien, ging sie in ihr Stübchen, zur Eile zu mahnen: bald mußten die ersten Gäste erscheinen und die Braut hatte ja die Pflicht, Jedem für sein Geschenk zu danken. Aber als sie die Thür öffnete — „Allmächtiger Gott!" schrie sie entsetzt auf.

Und wahrlich! — der Anblick, der ihr diesen Schreckensruf abgerungen, war jammervoll genug. Auf der Diele hingestreckt lag der Leib des Mädchens, das Haupt in die Arme vergraben. Ein heftiges krampfhaftes Schluchzen durchschütterte die Glieder, um welche sich ein Kleid von heller, schwerer Seide bauschte; das gelöste Haar bedeckte weithin die Diele, daneben schimmerte ein Schmuck, der den Händen entglitten war. So war sie, von den Enthüllungen jener Unterredung wie von einem Blitzstrahl getroffen, an dem Spiegel, vor dem sie sich geschmückt, hingesunken, und in der dumpfen Betäubung eines grenzenlosen Schmerzes liegen geblieben.

„Lea!" jammerte die Mutter schrill auf, kniete zu ihr nieder und bettete das Haupt in ihrem Schooße. Ach! kaum erkannte sie in diesen fahlen, gramdurchwühlten Zügen das schöne, blühende Antlitz ihres Kindes. Unablässig quollen die Thränen aus den weitgeöffneten Augen hervor und flutheten über die Wangen.

„Mutter!“ murmelte sie. „O wär' ich todt! O könnt' ich sterben!“

„Barmherziger Gott!“ stieß Frau Taube mühsam hervor, der Schreck lähmte ihre Zunge. „Was — was ist geschehen?“ ... Du hast gehört, was Wiesner wollte? ... Aber es geht Dich ja nichts an! ... Du verachtest ihn ja ...“

„Nein!“ schrie Lea gellend auf . . O ich Unselige ... wie blind ich war!“

„Ich verstehe Dich nicht! ... Was kann Dich so getroffen haben?!“

Sie suchte mit den zitternden Händen das Mädchen aufzurichten, es gelang ihr, sie führte die Wankende zum Sopha hin und setzte sich dicht neben sie:

„So sprich doch!“ flehte sie und strich ihr das wirre Haar aus dem Antlitz. „Ich sterbe ja vor Angst ... Der Christ kümmert Dich nichts, nicht wahr, Lea?! Das wäre ja entsetzlich, das furchtbarste Unglück ... Drüben warten die Gäste ... morgen ist die Hochzeit ... mir wirbelt das Hirn ... Du heirathest Ruben, nicht wahr? — Was ist geschehen?“

„Laß mich, Mutter,“ bat das Mädchen, „laß mich allein; später will ich Dir Alles sagen! .. Oder besser, Du erfährst es nie! Niemand soll es erfahren! ... Fürchte nichts, ich sehe ja ein, daß Alles vergeblich wäre, daß es unmöglich ist ... Morgen!“ sie schauerte zusammen und schlug die Hände vor's Antlitz. „Ich werde Ruben's Weib, Mutter, Du kannst ruhig sein — aber nun — laß mich — ich flehe Dich an!“

„Aber Kind, das geht ja nicht! Die ganze Stadt kommt ja heute zum Glückwunsch zu uns! Was werden die Leute sagen? Du mußt, Lea!“

„Hab' Erbarmen! ich kann nicht ... Sag', daß ich krank bin!“

„Das geht nicht! Was wird Ruben sagen? Wasche Dir die Augen, dann sieht man nicht, daß Du geweint hast, und wenn auch, welche Braut weint nicht manchmal! ... Mein Gott! schon höre ich die Ersten auf der Treppe! Hannah muß Dir beim Ankleiden helfen! ich schicke sie Dir!“

Frau Taube eilte in's Wohnzimmer zurück, schärfte Hannah ein, sich möglichst zu beeilen, und entschuldigte dann die Braut vor Ruben und den anderen Besuchern; es sei ein kleines Malheur mit dem Kleid passirt. Angstvoll zählte sie dabei die Minuten, bis Lea eintrat. Aber sie mußte lange harren, wohl eine Stunde. Und als Lea endlich erschien, gab es ihr einen Stich durch's Herz, wie verstört die Aermste war, wie gramvoll die Augen aus den tiefgerötheten Lidern blickten! ...

„Und was werden die Leute sagen!“ dachte sie dann.

Aber es schien besser zu verlaufen, als die Mutter befürchtet. Nur als Ruben auf sie zutrat, sie umfaßte und küßte, schien es, als ob sie zusammenbrechen müßte. Dann aber raffte sie sich auf und hatte für Jeden einen freundlichen Gruß und Dank. Freilich meinten die Leute, so sähe keine glückliche Braut aus und Viele fanden dies räthselhaft. Konnte es Lea besser wünschen, auch wenn sie noch so hochmüthig und anspruchsvoll war?! Das Kleid, welches sie heute trug, war so reich, wie man nur je eines in Ghetto gesehen und von dem Brautkleid für morgen erzählte man sich vollends Wunderdinge. Und diese Ge-

schenke — mehr Silber und Meißener Porzellan hatte auch Simche Dormitzer's Tochter nicht bekommen. Landau, der stolz darauf war, diese „Partie“ vermittelt zu haben, und sie als Empfehlung für sein Geschäft benutzen wollte, ging fröhlich unter den Gästen umher und machte sie auf all' den Reichthum aufmerksam; wenn Jemand von dem Aussehen der Braut sprach, erwiderte er lachend:

„Ach was! Melpomene kann ja gar nicht anders; sie muß immer eine tragische Miene machen!“

Auch Tänzerles ließ sich gegen die Mittagsstunde unter den Gästen blicken, doch hatte er nicht deshalb seine gewohnte Beschäftigung unterbrochen, sondern um nach Wiesner zu sehen. Doch hatte er vergeblich an dessen Thür geklopft und nahm an, daß er ausgegangen sei. Als ihn jedoch Wolf bei Seite nahm und vertraulich von dem „wahnsinnigen Antrag“ erzählte, erneuerte er seinen Versuch.

Auch diesmal klang ihm kein „Herein“ entgegen, aber als er die Thüre aufklinkte, sah er Wiesner im Lehnstuhl vor seinem Tische sitzen, die Arme aufgestützt, das Antlitz in die Hände vergraben. Er blickte nicht auf, als Tänzerles näher kam, und fuhr erst empor, als ihn dieser anrief.

Der Student wich entsetzt zurück. Der Mann mußte Furchtbares leiden, es war, als wäre er jählings um zehn Jahre gealtert. „Fort!“ murmelte er, „fort!“ wiederholte er heftiger, und noch mehr als dies Wort war es der Blick dieser Augen, der Tänzerles den Muth nahm, auch nur ein Wort des Trostes zu versuchen.

Betrübt schlich er zur Thüre hinaus und auf seine Stube.

Nach einer Stunde trieb es ihn, wieder nach dem Freunde zu sehen. Aber diesmal stand die Thür offen, die Magd brachte das Zimmer in Ordnung. „Der Herr Doctor ist eben ausgegangen,“ sagte sie, „vor kaum zwei Minuten. Er muß sehr krank sein, denn er hat gewankt, als müßte er beim nächsten Schritt zusammenstürzen.“

Tänzerles griff nach seinem Hute und stürzte ihm nach; ein jähes Angstgefühl, über das er sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte, beflügelte seine Schritte.

Wiesner bog eben um die Ecke des Gäßchens.

Tänzerles mühte sich, ihn einzuholen. Das war nicht schwer. Der Unglückliche ging sehr langsam dahin, in der That wie ein Schwerkranker oder als wandelte er im Schlafe. Die Augen waren offen, aber er sah die Begegnenden nicht und wich ihnen nicht aus; ein alter Mann, an den er unsanft stieß, schalt laut hinter ihm her: es sei eine Schmach, sich bei hellem Tage so zu betrinken. Wiesner schien es nicht zu hören, unwillkürlich übermannte den Studenten, während er dicht hinter ihm einherschlich, der furchtbare Gedanke: „So geht ein Mensch, der den Tod sucht.“ Und vollends erstarrte ihm das Blut, als er sah, daß Wiesner in die Kreuzgasse einbog, also der Moldau zu. Schon war er entschlossen, ihm in den Weg zu treten, aber da schien sich der Verzweifelte eines Andern zu besinnen.

Er blieb stehen, nahm den Hut vom Haupte und legte die Hand an die Stirne.

„So geht es nicht," sagte er halblaut vor sich hin, so daß Tänzerles jede Silbe verstand. „Die vielen Kähne! . . Nein! auf meinem Zimmer!"

Er wandte sich, und ging die Gasse wieder hinab, Tänzerles immer dicht hinter ihm.

Aber er bog nicht wieder in das Gäßchen ein, wie dieser geglaubt, sondern schritt nun rascher und fester dem Altstädter Ring zu. Vor der Apotheke auf diesem Platze blieb er einen Augenblick stehen und trat dann ein.

Nun verstand der Student jene Worte: „Nein, auf meinem Zimmer!" Zitternd sah er durch die Spiegelscheiben, wie Wiesner drinnen ein Rezept schrieb und es dem Provisor reichte. Dieser blickte befremdet auf und that dann eine Frage, worauf der junge Arzt eingehende Antwort gab.

Der Provisor nickte, verschwand und kam mit einem kleinen Fläschchen wieder, — auch dieses sah Tänzerles ganz deutlich, es enthielt nur wenige Tropfen einer wasserhellen Flüssigkeit.

Wiesner steckte es ein und zog seine Börse.

So weit hatte Tänzerles, von Entsetzen gelähmt, die Szene beobachtet. Nun trat er in den nächsten Hausflur, damit ihn Wiesner nicht bemerke und suchte sich zu sammeln.

Wirre Gedanken zuckten ihm durch's Hirn; er wollte Wiesner das Fläschchen entreißen, dann einige Kollegen zur Hülfe aufzubieten, endlich die Polizei verständigen. Aber plötzlich überkam es ihn: „Hier kann nur Lea helfen!" und daran hielt er fest, wie an einer Eingebung von Oben.

Wiesner hatte den Heimweg eingeschlagen, Tänzerles überholte ihn am Eingang des Gäßchens und stürzte in athemloser Hast in's Haus, die Treppe empor und in's Wohnzimmer. Der Zufall war ihm günstig; Lea stand eben hart an der Thüre; sie geleitete ihre Großtante Miriam Herzheimer und verabschiedete sich von ihr.

„Auf ein Wort," murmelte Tänzerles, „es geht um Tod und Leben!"

Er faßte ihre Hand, zog sie durch den Flur in seine Stube und erzählte in fliegenden Worten, was er eben beobachtete.

„Sein Leben liegt einzig in Ihrer Hand!" schloß er. „Sie allein haben die Macht über ihn, ihm das Fläschchen zu entreißen, das Ehrenwort abzunehmen, daß er am Leben bleibt! . . . Mein Gott, da ist er wohl schon!"

In der That betrat Wiesner eben den Flur, ging auf sein Zimmer zu und legte die Hand auf die Klinke.

Schwer athmend, todtenfahl stand Lea da. Dann trat sie auf ihn zu; er taumelte einen Schritt zurück.

„Warum wollen Sie dies thun?" murmelte sie kaum hörbar. „Soll ich noch elender werden, als ich bin?! Geben Sie mir das Fläschchen!"

Er lehnte sich zitternd an die Thüre und schloß die Augen.

„Was gehe ich Sie an!" stieß er dann rauh hervor. „Sie verachten mich ja!"

„Nein!" schrie sie verzweifelt auf. „Nein!" wiederholte sie leise. „Ich

verachte Sie nicht! . . . Es war ein Mißverständniß. Ich will Ihnen Alles aufklären . . . Aber jetzt —" sie faßte seine Hand — „das Fläschchen!" flehte sie, „und geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie sich — daß Sie dies nicht thun werden — Ihr Wort, das Wort des Mannes, den ich unter allen Menschen am Höchsten achte —"

„Lea!"

Es schien, als wollte er sich ihr zu Füßen stürzen. Dann aber legte sich die Hand fester um die Klinke; die Thüre ging auf. „Ich kann nicht," murmelte er.

„Sie müssen!" flehte sie. „Erbarmen Sie sich meiner! Ich beschwöre Sie bei Ihrer Mutter, bei Ihrer Liebe zu mir! . . . Versprechen Sie mir wenigstens, nichts zu thun, bis ich Ihnen Alles aufgeklärt . . . Sie werden dann ruhiger sein. Ich erwarte Sie morgen früh, sechs Uhr, im Wohnzimmer. Ihr Wort, daß Sie kommen?"

Sie hielt ihm die Hand hin.

Gesenkten Hauptes stand er da, seine Rechte zuckte und zog sich wieder zurück, endlich legte er sie in die ihre.

„Mein Wort," murmelte er. — —

Die Unterredung hatte wenige Minuten gewährt; Niemand hatte sie beobachtet, Niemand die Abwesenheit Lea's bemerkt. Auch fiel es nicht einmal der Mutter auf, daß sie nun noch erregter war, als vorhin, und dann in der Dämmerung in eine Ecke flüchtete und in tiefes Sinnen verloren vor sich hinstarrte. Zuweilen überflog ein Zittern ihre Glieder, und auch ihrem Antlitz war es abzusehen, daß es ein schwerer Kampf war, den sie rang.

Die Lichter wurden angezündet, der Sabbath war zu Ende. „Nun können wir das Geschäft abthun," hörte sie ihren Vater zu Ruben sagen; sie wußte, um was es sich handelte, nun sollte Ruben die Summe erlegen, zu der er sich verpflichtet.

Sie richtete sich auf.

„Vater!" schrie sie auf.

„Was willst Du, mein Kind?" fragte Wolf befremdet und trat auf sie zu.

„Ich habe Dir etwas zu sagen," murmelte sie. „Dir und der Mutter... „Jetzt, sofort!" fügte sie so flehenden Tones hinzu, daß er ihr in ihr Stübchen folgte, auch im Vorbeigehen seiner Gattin winkte, mitzugehen.

„Was soll das heißen?" wandte sich der Bräutigam verblüfft zu seinem Vetter Jossef Blau.

„Was weiß ich?" erwiderte dieser achselzuckend. „Sie ist eingebildet, wie eine Prinzessin, und klug wahrhaftig auch. Vielleicht glaubt sie, daß Du ihre Schönheit noch immer nicht nach ihrem vollen Werthe bezahlt hast und will die Eltern bewegen, daß sie Dir noch in der letzten Stunde mehr herauszupressen suchen. Aber Du wirst fest bleiben, Ruben! In Allem hast Du diesen hochmüthigen Bettlern nachgegeben, sogar darin, schon heute das Geld zu erlegen,

als ob Du ein hergelaufener Lump wärest, der Bürgschaft leisten muß. Aber nun ist's genug!"

„Wahrhaftig genug!" bestätigte Ruben. „Und wenn mir der Alte wirklich mit solchen Dingen kommt, so soll er mich kennen lernen!"

Aber er hatte sich vergeblich gerüstet. Wohl erschien Wolf erst nach ziemlich langer Zeit wieder, und in sichtlicher Erregung, aber er entschuldigte sich eifrig und bat dann die Beiden, in's Nebenzimmer zu treten; die Quittungen lägen schon bereit.

„Was war es denn?" fragte Ruben.

„Dummheiten!" sagte Wolf verlegen. „Sie wollte — ja, was wollte sie nur? — richtig! daß der Rabbi die Predigt kurz macht, weil das Brautkleid so schwer ist — und ähnliche Sachen ... Dummheiten! als ob das so dringend wäre! ... Richtig, noch eins! Sie läßt sich entschuldigen, daß sie Sie heute nicht mehr sehen kann, sie hat Kopfweh!"

„Ja, sie war blaß," erwiderte der Bräutigam. „Nun — bis morgen ist das wieder gut."

Er zog die Brieftasche hervor und begann die Noten auf den Tisch zu zählen.

Indessen suchte Frau Taube ihr verzweifeltes Kind zu trösten. „So sieh doch wenigstens ein," bat sie, „daß wir nicht anders können! Eine Verlobung am Tage vor der Hochzeit zurückgehen zu lassen, diese Verlobung, die ohnehin so viel beredet wurde — das ist ja unmöglich! Das wäre ja unerhört, wir wären gebrandmarkt auf Lebenszeit! Ich will gar nicht von uns sprechen, aber bedenke Dein Schicksal! Du hättest Dich ja nicht mehr vor Menschen zeigen können und Dein Loos wäre besiegelt für alle Zeit! Denn dem Doktor glaubst Du doch nicht?! — er ist ja verrückt! — und wenn Du ihm glaubtest und wenn er bei Vernunft wäre, heirathen hättest Du den Christen doch nicht können — nicht wahr? Ihre arme Mutter hätte meine Lea nicht vorzeitig in's Grab bringen mögen. Schilt uns also nicht hartherzig, mein Kind, und weine nicht so! Bedenk', es war Dein eigener Wille! Erinnere Dich, in diesem Zimmer hier habe ich Dir gesagt: „Die Entscheidung hängt von Dir ab, überlege es Dir, so lange Du willst!" Du hast „Ja" gesagt, nun mußt Du Dein Wort halten. Auch wird ja gewiß noch Alles gut werden!"

Lea ließ all' die Worte lautlos über sich ergehen. „Du hast Recht, Mutter," sagte sie endlich, „es war mein eigener Wille, ich mache Dir keine Vorwürfe. Verzeih' mir auch, daß ich noch diesen Versuch gemacht habe! Sieh', wenn Jemand freiwillig in's Wasser springt und sich dann dennoch vor dem Ertrinken zu wahren sucht, so findet man dies auch begreiflich ... Ich werde stille halten, Mutter, wenn mir Ruben morgen vor dem Rabbi den Ring an den Finger steckt. Du kannst ruhig sein. Aber nun laß mich allein — ich will zu schlafen versuchen."

Die Mutter ging, sie hatte ohnehin noch viel für morgen zu ordnen. Bis in die tiefe Nacht hinein währte das laute Treiben im Hause.

Als Frau Taube endlich, kurz vor Mitternacht, ihr Lager aufsuchen wollte, warf sie vorher einen Blick in das Stübchen des Mädchens.

Lea lag zu Bette und schien zu schlummern; das Licht war gelöscht, doch fluthete durch das geöffnete Fenster das volle Licht des Mondes.

Leise huschte die Mutter an's Fenster, schloß es und ließ die Gardine herab. Es ist nach dem Volksglauben für eine Braut nicht gut, im Mondlicht zu schlafen, am wenigsten in der Nacht vor der Hochzeit.

„Gute Nacht!" flüsterte sie dann zärtlich, als ob die Schlafende sie hören könnte, und schlich hinaus.

Mitternacht war vorüber. Nun hatten Alle die Ruhe gesucht, nur Wiesner wachte noch. Sein Lager stand unberührt, wie hätte er auch auf Schlaf hoffen können!

Am Fenster stand er und starrte in die herrliche Julinacht hinaus. Aber seine Sinne empfanden nichts von ihrem Zauber; stumpf starrte er vor sich hin; nach all' den entsetzlichen Aufregungen dieses Tages war eine Art Betäubung über ihn gekommen. Nur wenn die Uhr von der Teynkirche her die Zeit verkündete, horchte er auf und zählte die Schläge.

Nun schlug es Eins.

„Noch fünf Stunden," murmelte er.

Da flackerte plötzlich die Kerze im Windzug; ihm war, als wäre seine Thüre gegangen; er blickte sich um und stieß einen dumpfen Schrei aus. In der Thüre stand Lea, das Haar gelöst, im Nachtgewand, um das sie einen Mantel geworfen.

Sie trat ein, schloß die Thüre und ging dann langsam bis zum Tische vor, während er noch immer, keiner Bewegung mächtig, dastand, und sie mit weit geöffneten Augen anstarrte, als wäre sie ein Gespenst. Sie zitterte an allen Gliedern und stützte sich mit beiden Händen auf den Rand des Tisches, als müßte sie sonst umsinken. Das Licht, dessen Schein mit dem Mondlicht stritt, beschien ihre Züge; eine Purpurröthe bedeckte ihr Antlitz.

„Denken Sie nicht schlecht von mir," begann sie leise. „Es hat mir keine Ruhe gelassen ... Ich dachte: Ihr Leben hängt davon ab und nun soll ich es dem Zufall überlassen, ob nicht vielleicht morgen früh noch jemand Anderer im Wohnzimmer ist ... Bitte — wollen Sie mich hören?"

Er nickte stumm und trat näher heran; sie hob wie abwehrend die Hand.

„Verzeihen Sie!" murmelte sie dann und wieder stieg die dunkle Röthe auf ... „Kaum weiß ich, wie ich beginnen soll. Sie wollten sterben, weil Sie sich von mir verachtet glaubten? Meinetwegen sterben — ich fasse es kaum! ... Und ach! wüßten Sie, wie ich dazu kam, so von Ihnen zu denken!"

Sie begann zu erzählen, was sie nach jener Begegnung an der Brücke empfunden, dann, wie sie seine Rolle im Hause aufgefaßt. Leise fielen die Worte von ihren Lippen, zuweilen stockte sie.

„Dies ist die Wahrheit," fügte sie hinzu, „als ob ich vor Gott stände.

Verzeihen Sie mir, bedenken Sie, was ich bisher von den Männern erfahren! Die Einen hatten Vermittler geschickt und über meinen Preis unterhandelt, die Anderen wollten mich durch freche Reden oder Schmeicheleien bethören. Daß Sie mich liebten, um mich werben wollten, wie hätte ich es denken und begreifen sollen! Ich wußte ja nicht, was Liebe ist!"

„Und jetzt?" fragte er.

„Jetzt weiß ich es — seit heute Morgen! Kein Wort sagt, wie mir zu Muthe wurde, als ich Sie so zu meinen Eltern sprechen hörte. Auf den Knieen hätte ich Ihnen meinen schnöden Verdacht abbitten mögen und mußte statt dessen dulden, daß meine Mutter Ihnen den Schimpf in's Gesicht schleuderte. Wie wehe mir dies that, kann ich gar nicht sagen, noch weher, als die Erkenntniß meines eigenen Elends. Denn glücklich war ich auch bis dahin nicht gewesen, nun aber wußte ich erst, welcher Jammer mich in dieser Ehe erwartete ... Sie glauben gewiß, daß ich zur neuen Verlobung mit Ruben von meinen Eltern gezwungen wurde?"

„So war es auch!" rief er. „Belasten Sie sich nicht selbst, um Jene zu entschuldigen."

„Nein!" rief sie. „Es war mein freier Wille! Ich that es gewiß aus Liebe zu den Meinen, aber nicht deßhalb allein. Ich dachte: ob Dieser oder ein Anderer, du mußt Einen nehmen, der reich genug ist, warum nicht ihn? Daß das Herz des Mädchens für den Mann sprechen muß, ich wußte es nicht, ich glaubte nicht daran. Und noch Eines bestimmte mich „Ja" zu sagen: Ich glaubte mich an ihn gefesselt —" schier versagte ihre Stimme, aber sie bezwang sich — „weil er mich geküßt — weil ich — nicht noch einmal von einem Anderen die gleiche Qual erfahren wollte! . . . Und nun kamen Sie, und ich erkannte, was ich Ihnen war, und wie jenes Gefühl sein soll, das Mann und Weib aneinander fesselt, und erkannte —"

„Daß Du mich liebst!" rief er und sank zu ihren Füßen nieder und bedeckte ihre Hände mit glühenden Küssen. Mühsam hatte er an sich gehalten, nun flackerte seine Leidenschaft hoch auf.

„Lea, dann ist ja Alles gut. Glaubst du, ich ließe dich noch jenem Menschen, nachdem du mir dies gesagt! du wirst mein Weib, und wenn die ganze Welt gegen uns wäre!"

„Um Gotteswillen," schluchzte sie und machte sich von ihm frei. „Stehen Sie auf! Knieen Sie nicht vor mir, ich bin ja keines Gedankens von Ihnen werth . . . Es kann ja nicht sein — ich wußte es gleich, und als ich meine Eltern anflehte, mich freizugeben, da meinten sie, ich sei wahnsinnig geworden. Es ist ja Alles aus und morgen bin ich Rubens Weib!"

„Flieh' mit mir!" rief er. „Jetzt in dieser Stunde! Morgen sind wir über der Grenze und ich mache dich zu meinem Weibe — ich schwöre es dir — bei dem greisen Haupte meiner Mutter!"

„Ich kann ja nicht!" rief sie verzweiflungsvoll . . . „Ich kann es meinen Eltern nicht anthun! Auch war es ja mein Wille — ich muß mein Wort halten!"

„Dann geh'!" rief er. „Möge Dich deine Kindesliebe trösten, wenn Du erfährst, daß ich —"

„Sie dürfen nicht sterben! Richard! Sie werden es nicht thun! Jetzt, wo ich Ihnen Alles gestanden! Jetzt —"

„Thörin!" rief er wild. „Ich wollte mich um des Mädchens willen tödten, das mich nicht liebte, das mich verachtete, weil ich ohne seinen Besitz nicht leben konnte — und sollte den Gedanken ertragen können, Dich, die Du mich liebst, in den Armen jenes Menschen zu wissen?! Geh'!"

„Ich gehe nicht, bis ich das Fläschchen habe und Ihr Wort, am Leben zu bleiben . . ."

„Ich kann ja nur flehen —" fuhr sie fort und sank mit gefalteten Händen vor ihn hin. „Und ich flehe Dich an: erbarme Dich unser Beiden! Sieh', wie armselig mein Leben ohnehin sein wird, es muß Dich ja auch schaudern, wenn Du daran denkst, erbarme Dich meiner, Richard, gib mir das Fläschchen. Sieh'! Du kannst ja noch glücklich werden. Du wirst es werden: ein großer Arzt, ein Wohlthäter der Menschen. Sie loben Dich alle und rühmen Deine Zukunft — lebe für die Menschen — da Du für mich nicht leben kannst!"

Sie umfaßte seine Kniee und hob die gefalteten Hände und das thränenüberströmte Antlitz zu ihm empor. „Du darfst nicht sterben, Du nicht! Sieh', die Anderen sind so häßlich, so schlecht, so eigensüchtig und sollen leben und sich der Sonne freuen und Du sollst sterben! Du Guter, Du Reiner, Du Edler! Richard, erbarme Dich!"

„Ich — kann — nicht!" stöhnte er.

Sie erhob sich und blieb vor ihm stehen.

Stürmisch hob und senkte sich ihr Busen, das Antlitz wurde glühendroth und wieder todtenbleich.

Mit geschlossenen Augen trat sie dicht an ihn heran.

„Richard!" murmelte sie fast unverständlich. „Ich — will — mich — nicht — wehren — aber dann gib mir das Fläschchen!"

Er starrte sie an und erzitterte, er hob die Arme, wie um sie an sich zu reißen, dann aber wich er zurück und stand ohne Regung da und nichts war hörbar als seine schweren Athemzüge.

Endlich hatte sein Herz gesiegt. Er ging zum Nachtkästchen, nahm das Fläschchen und drückte es ihr in die Hand.

„Geh'," murmelte er, „ich thue es nicht. Niemals. Unter keiner Bedingung. Ich will werden, was Du von mir hoffst. Mein Wort!"

Wie von einem Blitzstrahl gefällt, so jählings war sie vor ihm hingesunken und küßte seine Hand. Dann erhob sie sich.

„Leb' wohl!" murmelte sie.

„Leb' wohl!" erwiderte er leise, mit gebrochener Stimme.

Als er wieder aufblickte, war sie verschwunden. — —

Am nächsten Morgen fanden sich die Freundinnen Leas schon früh ein, sie schmücken zu helfen; selbst der Neid mußte zugeben, daß es diesmal der Mühe werth war. Eine schönere Braut hatte man noch nie gesehen, freilich auch noch keine bleichere.

Aber dies nahm Ruben nicht schwer. „Roth wird sie heute Abend schon werden," sagte er schmunzelnd zu seinem Vetter Joffef, als sie im Wohnzimmer der Braut harrten, um dann die Fahrt zur Synagoge anzutreten.

Eine jener Fügungen, die wie Zufall zu nennen gewohnt sind, weil wir keinen anderen Namen hiefür wissen, sorgte dafür, daß Lea, von den Anderen unbemerkt — sie stand hinter der halbgeöffneten Thüre und hatte eben eintreten wollen — diese Worte hörte, und das Gespräch, welches sich daran knüpfte.

„Du Glücklicher!" sagte Joffef. „Nun, theuer genug hast Du sie bezahlt!"

„Aber nicht zu theuer!" rief Ruben. „Sieh' sie Dir nur genauer an, dieses Gesicht, dieser Wuchs! Möge Gott sie mir bis zu siebenzig Jahr' erhalten, aber wenn sie, was der Himmel verhüten möge, morgen stürbe — auf Ehre! — ich würde um mein Geld nicht klagen!"

„Du scherzest!"

„Auf Ehre nein! Sieh' sie Dir nur an!"

Es währte lange, bis Lea eintrat.

Sie war todtenbleich, aber ihre Augen leuchteten in seltsamen, fast überirdischen Glanze.

„Mein Herr und Gott!" dachte sie, „ich habe gegen Dich gemurrt, und wie barmherzig bist Du gegen mich! Nun gönnst Du mir schonend, statt eines langen Lebens der Qual, einen einzigen kurzen Tag. O Herr und Gott, ich danke Dir!"

Die Trauung, die Rede des Rabbi, das Hochzeitsmahl waren so glänzend, wie man es selten im Prager Ghetto gesehen. Gegen die neunte Abendstunde wurde Ruben feierlich mit seinem Weibe nach seiner Wohnung geleitet.

Im Morgengrauen des nächsten Tages hatte Ruben einen seltsamen Traum: Eine hochgewachsene, düstere Greisin, im weißen Sterbekleide trat in das Gemach, wo er neben der Neuvermählten ruhte, und beugte sich über sie. Und nun erkannte er sie; es war die todte Esther, sie nahm Lea in ihre Arme und trug sie davon . . . .

So lebhaft war der Traum, daß Ruben aufstöhnte und erwachte.

„Gottlob!" murmelte er und beugte sich zu dem schönen Weibe, sie mit einem Kuß auf die Schulter zu wecken.

Aber ihr Leib war eisigkalt.

„Sie ist ohnmächtig!" schrie er auf und rief die Dienerinnen herbei.

Lea war todt. Die Finger der Rechten hielten krampfhaft ein kleines Fläschchen umschlossen.

Richard Wiesner ist erst vor wenigen Jahren gestorben; er war einer der größten Anatomen unseres Jahrhunderts, vortreffliche Werke und Hunderte von

Schülern verkünden seinen Ruhm. Tausende und aber Tausende von Menschen verdanken seinen Forschungen Genesung oder Erleichterung ihrer Leiden.

Er ist unvermählt geblieben.

Deutsche Auswanderung und Kolonisation.*)

Von

Vice-Admiral z. D. von Henk.

Die Wichtigkeit der kolonisatorischen Bewegungen ist auch heute noch allgemein anerkannt. Die Engländer sind bestrebt gewesen, in transatlantischen Gebieten weite Länderstrecken in den gemäßigten Zonen zu erwerben, wohin sie ihre Auswanderung leiten.**) Die Russen haben es verstanden, neben ihren Militärkolonien Ackerbaukolonien im Kaukasus, in Süd-Rußland. in Asien einzurichten und mit denselben günstige Resultate erzielt. Die Italiener rücken mit Macht gegen die deutsche Südgrenze an, und verstehen es mit großem Geschick gegen das Slaventhum zu kolonisiren.

Bis vor ungefähr vier Decennien sah man teutsche Auswanderer vorwiegend ihren Weg nach dem Osten einschlagen; in neuester Zeit ist der Osten dagegen weniger aufnahmefähig für die Kolonisation gewesen. Der Strom der Auswanderung hat sich, wie bekannt, nach transatlantischen Gebieten gerichtet.

Nach einer Aufstellung des reichsstatistischen Amtes vom Jahre 1873 sind aus Deutschland (ohne Oesterreich) ausgewandert von 1821 bis 1830: 8, von 1831 bis 1840: 177, von 1841 bis 1850: 485, von 1851 bis 1860: 1130, von 1861 bis 1870: 970, von 1870 bis 1872: 270 Tausend Personen, zusammen: 3,040,000, von welchen etwa 2,700,000 in die Vereinigten Staaten Nordamerika's gegangen sind. Von 1873 bis 1879, eine Epoche, in der die Auswanderungsziffer rasch sank, betrug die Einwanderung in die Vereinigten Staaten nach dortiger Statistik, etwa 350,000 Personen. Vom 1. Juli 1879 bis 30. Juni 1880 sind nach den Ausweisen der amerikanischen Hafenplätze etwa 150,000, 1881 bis 1882: 249,161 von 1882 bis 1883: 191,643 Deutsche daselbst gelandet.

Aus den letzteren Angaben ist ersichtlich, daß in dem Augenblicke, wo unser wirthschaftliches Leben sich mit unserer neuesten Zollpolitik wieder kräftig zu heben, die Arbeitsthätigkeit und mit ihr der Lohn zu steigen beginnt, unsere Auswanderung dennoch in kaum je erreichtem Maaße wieder anschwillt. Erwägt man aber, daß

---

*) Die Zahlen und Nachweise bezüglich der Auswanderung ꝛc. sind größtentheils den Verhandlungen des ersten Kongresses für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, Berlin 1880, entnommen.

**) Noch Ende Juli dieses Jahres erklärte Lord Derby im englischen Oberhause bezüglich der Auswanderung: „The Government had assented in principle to a plan for the emigration of 10,000 families to the North-West of Canada and had offered to advance to the Canadian Government one million sterling to promote the subject (cfr. Standard 1. August 1883.)

die Auswanderer sich keineswegs aus den Reihen der Besitzlosen, sondern zum Theil aus den Reihen der Ackerbürger, Handwerker und Angehörigen solcher Berufsklassen rekrutiren, welche Ersparnisse anzusammeln in der Lage sich befinden, so ist es klar, daß die Auswanderungsfrage eine Frage von eminent wirthschaftlicher und nationaler Bedeutung ist. In den letzten Jahrzehnten haben etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen Deutsche ihr Vaterland dauernd verlassen. Wie hoch ist zunächst der materielle Werth, welchen jeder Auswandernde durchschnittlich der Heimath entzieht?

Hören wir zur Beantwortung dieser Frage das Urtheil von Herrn Friedrich Kapp, der Gelegenheit hatte, die Einwanderung in Nord-Amerika in nächster Nähe kennen zu lernen. Derselbe schätzt den Werth an Geld und Geldeswerth pro Kopf der deutschen Einwanderung in die Vereinigten Staaten (vor etwa 12 Jahren) auf mindestens 150 Thaler, was einen Gesammtwerth der Deutschland während der letzten zehn Jahre entgangenen Arbeitsleistungen von circa 500 Millionen Thaler repräsentiren würde.

Die Nordamerikaner selbst berechnen den Kapitalwerth eines Einwanderers nach niedrigster Schätzung zu 800, nach höchster zu 1200 Dollars, was über den obigen Maaßstab bedeutend hinausgreift, wobei es aber in Betracht kommt, daß der Preis des Menschen in Nord-Amerika sich nicht unbedeutend höher stellt.

Beruhen auch die obigen Ziffern sämmtlich, mehr oder minder, auf Schätzung und dürfen wir ihnen die Bedeutung maßgebender Durchschnittswerthe nicht beilegen, so illustriren sie doch immerhin zur Genüge die wirthschaftlichen Nachtheile, welche uns die Auswanderung bereitet, und wenn die Angabe des Herrn Kapp: „In runder Summe gerechnet giebt Europa täglich eine Million Dollars durch seine Auswanderung an die Vereinigten Staaten ab", — vielleicht nicht wörtlich zu nehmen ist, so giebt sie doch einen ungefähren Anhalt für den die Auswanderung repräsentirenden Geldwerth. Andererseits bildet der Ausspruch eines preußischen Offiziers, welcher vor einigen Jahren über die Verhältnisse der Vereinigten Staaten im Hinblick auf die deutsche Auswanderung schrieb: „Die Einwanderung, zumal die deutsche, bildet recht eigentlich die melkende Kuh Nordamerika's ꝛc." eine weitere Ergänzung für die obige Ansicht des Herrn Kapp.

Fragt man nun nach den Ursachen unserer Massenauswanderung, so sind dieselben, wenn wir die psychologischen und lokalen Beweggründe berücksichtigen, der mannigfachsten Art. Wie die Geschichte aller Kulturvölker lehrt, sind Störungen des Gleichgewichts der gesellschaftlichen Kräfte nicht zu vermeiden. Von jeher haben Störungen der gesellschaftlichen Entwickelung, haben die politischen, wirthschaftlichen, religiösen Krisen in engem Zusammenhang mit der Geschichte der Auswanderung und Kolonisation gestanden. Religiöse Wirren haben die Hugenotten über ganz Europa vertheilt; religiöser und politischer Druck hat in früheren Zeiten Viele übers Meer geführt; Abenteuertrieb, Wanderlust, die bloße Furcht vor drohenden Kriegen, der Militärdienst, treiben auch wohl heute noch zur Auswanderung. Unzweifelhaft ist aber bei der modernen Auswanderung der Trieb nach Verbesserung der wirthschaftlichen Existenz in den weitaus meisten Fällen das Hauptmotiv.

Dasselbe wird in der Gegenwart um so wirksamer, als die besonders den kleinen Mann beschwerenden Schwankungen der Erwerbsthätigkeit immer größer werden, und auch in der landwirthschaftlichen Produktion die überseeische Konkurrenz immer empfindlicher wird.

Doch nicht etwa politische, wirthschaftliche oder religiöse Zustände allein sind es, die die Auswanderung beeinflussen, sondern neben der, innerhalb der germanischen Welt seit 1872 eingetretenen Steigerung der Bevölkerung um etwa eine halbe Million Seelen pro anno, ist es eine künstlich gepflegte Agitation materiell interessirter Personen, die die Zahl der Auswanderer mindestens ebenso stark vermehrt. Es sind dies die Auswanderungs-Agenten, die in die Dörfer reisen und den Leuten jenseits des Oceans goldene Berge verheißen.

Unsere Auswanderung ist jedenfalls eine von Niemandem zu beherrschende Thatsache, deren weitere Ausdehnung schon lediglich auf Grund unserer Bevölkerungszunahme in sicherer Aussicht steht. Da aber wohl keine, noch so wünschenswerthe Bodenmelioration, kein Austrocknen von Mooren und Seen, auch nur einen kleinen Theil unserer Massenauswanderung zurückhalten wird, so drängt sich uns die Frage auf: Wie können wir im nationalen und wirthschaftlichen Interesse Deutschlands die Nachtheile unserer Auswanderung paralisiren oder vielleicht gar in Vortheil verwandeln?

Die Beantwortung dieser Frage ist jedoch eine eminent schwierige, fast eine kaum lösbare zu nennen. Soll Deutschland, nach erlangter Einheit, Größe, Selbstständigkeit und unter gemeinsamem Haupte, der Frage einer Kolonisationspolitik überhaupt näher treten, oder kann es Aufgabe der deutschen Regierung sein, die Auswanderung durch irgend welche Mittel nach bestimmten Gebieten zu leiten, um daselbst Niederlassungen zu begründen, ohne daß dabei, vorläufig wenigstens, von einer Besitzergreifung des Bodens die Rede sei? Soll der Staat, sollen Private die Sache in die Hand nehmen und versuchen, den Tausenden, den Hunderttausenden von Auswanderern ihr Reiseziel vorzuschreiben? Oder soll man lieber, wie bisher, die ganze Sache sich selbst oder jenem Instinkte, der, wie Viele meinen, beim Kampf ums Dasein stets am sichersten leitet, überlassen? Der Wandertrieb des deutschen Volkes wird sich Beschränkungen in dieser Hinsicht wohl kaum auflegen lassen; selbst wenn man die Emigranten durch Anweisung fruchtbaren Gebietes, beispielsweise in Australien oder in Südamerika, in Südafrika 2c. anzulocken versuchte, so würde das Gros der Auswanderer doch nach wie vor, wir möchten sagen, einem Naturtriebe folgend, dem amerikanischen Kontinente zuströmen. Das starke deutsche Element, welches sich in der nordamerikanischen Bevölkerung vorfindet, übt eine natürliche Attraktion auf die diesseitigen Stammgenossen aus, und die großen schon bestehenden deutschen Ansiedelungen in Südamerika wirken in demselben Sinne.

Während aber die Geschichte der englischen, französischen und spanischen Kolonisation nachweist, daß die Engländer, Franzosen und Spanier ihre Stammeseigenthümlichkeiten Jahrhunderte hindurch bewahrt haben, daß sie Söhne ihres Vaterlandes in Sitte und Gewohnheit geblieben, daß sie jeder Zeit bestrebt gewesen sind, ihre nationale Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande zu bethätigen, so zeigt

leider die Geschichte der deutschen Kolonisation, daß der Deutsche nur gar zu bald, nur gar zu leicht fremden Einflüssen sich fügt und fremden Elementen sich assimilirt, und zwar noch unverhältnißmäßig mehr, wenn er mit Germanen, Engländern, als wenn er mit Romanen, Spaniern zusammenlebt. Wird die Erklärung dieser wenig erfreulichen Thatsache nun auch zumeist in dem geringeren nationalen Selbstgefühl der Deutschen zu suchen sein, und wird namentlich die größere politische und wirthschaftliche Selbstständigkeit des Engländers, seine größere Erfahrung auf allen Gebieten der sozialistischen Selbstverwaltung wesentlich die Erhaltung und Kräftigung seiner Unabhängigkeit beeinflussen, so darf doch nicht verkannt werden, daß vorzugsweise die Grundsätze der englischen Kolonialpolitik zur Aufrechterhaltung und Pflege nationalen Geistes unter den Auswanderern resp. Kolonisten beigetragen haben. Zweifellos hat dagegen das seitens der deutschen Auswanderungs- und Kolonialpolitik früher beobachtete „Gehenlassen" erheblich die Zersplitterung des deutschen Elements im Auslande begünstigt und dadurch die Pflege deutscher Tradition daselbst erschwert.

Die deutsche Presse hat sich in letzter Zeit wiederholt mit der Frage der Erwerbung deutscher Kolonien beschäftigt. In allen Theilen Deutschlands haben sich Gesellschaften zur Gründung oder Beförderung deutscher Kolonien gebildet. Man hat sich in Muthmaßungen erschöpft, welche Stellung die Reichsregierung gegenüber einer von verschiedener Seite und namentlich von dem Frankfurter Kolonialverein ausgehenden Anregung einnehme. Wir wollen nicht untersuchen, ob diese Besprechungen, denen man zeitweise in deutschen Blättern begegnet, ihre Entstehung der saison morte verdanken, oder ob sie durch die jüngsten französischen Expeditionen angeregt worden sind; ebenso wenig halten wir uns für berufen, in einer Frage von so weittragender Bedeutung ein entscheidendes Urtheil zu fällen, und die Aeußerungen, welche von offiziöser Seite her darüber gefallen sind, einer Kritik zu unterziehen. Wir beschränken uns darauf, diese Frage lediglich vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit aus zu beleuchten und werden dabei einige allgemeine Eindrücke wiedergeben, welche wir selbst bezüglich der Auswanderung in verschiedenen überseeischen Ländern empfangen haben.

Schon oben ist erwähnt, daß, trotzdem fünf bis sechs Millionen Deutsche aus den verschiedenen Gauen des Vaterlandes in überseeischen Staaten leben, es noch nicht vorgekommen ist, daß irgendwo sich eine Gemeinschaft gefunden hat, welche erklärt oder nur laut gewünscht hätte, auch in der Ferne ein Theil Deutschlands zu sein.

Um diese Erscheinung zu begreifen, die von dem Vorgehen englischer und französischer Ansiedler so sehr abweicht, wollen wir das Verhalten derjenigen deutschen Auswanderer beleuchten, die bei der Gründung von Niederlassungen am meisten in Betracht kommen. Diese sind die Missionaire, die Kaufleute (Industrielle), die Bauern und die Arbeiter.

Welche Bedeutung die Missionaire für die Bildung von Kolonien haben können, lehren England und Frankreich. Die englischen Missionaire werden ausgesandt von den verschiedensten Gesellschaften. Ein starker Glaubenseifer führt sie

in die unwirthlichsten Länder, aber das hindert sie nicht, mit dem Bekehrungswerk zugleich auch die Beherrschung der Heiden ins Auge zu fassen, sei es durch ihre Persönlichkeit, sei es durch Gewöhnung der Bekehrten an Bedürfnisse, welche dieselben nur von Christen erhalten können, sei es schließlich durch Einreihung in das große englische Staatsgebiet. Der Missionair ist zunächst nur Seelenhirt, gewinnt das Vertrauen seiner Heerde, wird bald deren Gemeindevorstand, vereinigt mehrere Gemeinden unter seiner Führung, gewinnt die Häupter resp. Könige der Stämme und regiert schließlich als Minister die kleinen Reiche. Sein Einfluß wächst je nach seiner Intelligenz und Gewandtheit und sobald er den Augenblick für gekommen erachtet, treten die Missionsgesellschaften des Mutterlands ein. Mit den nach und nach sich entwickelnden Bedürfnissen steigt der Handel; an die Mission schließen sich große Geschäfte, welche Besitz erwerben und denselben zu befestigen streben; die Einführung der Feuerwaffen wird nothwendig; Besitzergreifung und Waffenhandwerk führen Reibungen mit den übrigen Eingebornen herbei, und endlich wird das Mutterland angerufen, um den Streit zu schlichten und — zu herrschen. Wir erinnern, da uns der Raum zur weiteren Ausführung hier gebricht, an die Thätigkeit der englischen Missionaire auf dem räumlich ausgedehntesten und für geistige Eroberung am besten geeigneten Gebiete, im stillen Ocean, den Neu-Hebriden, den Tonja- und Fidji-Inseln, wo besonders auf den letzteren beiden Inselgruppen die Engländer es verstanden haben, den deutschen Handel, den deutschen Einfluß überhaupt, auf die oben bezeichnete Art und Weise zu schädigen.

Frankreich erhält von seinen Missionairen noch bedeutend größere Unterstützung bei Erwerbung von Kolonien. Als Protektor der katholischen Religion beeinflußt dasselbe als solcher die katholische Mission der ganzen Welt, event. geleitet seinen katholischen Missionair mit einer militärischen und maritimen Macht an den Ort der Bestimmung, und Kirche und Staat gehen auf solche Weise Hand in Hand erobernd vor. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß der deutsche Handel auf den oben genannten Inselgruppen im stillen Ocean auch von französischer Seite zurückgedrängt wird. Dazu kommt, daß in neuerer Zeit von Frankreich eine Bewegung ausgegangen ist, welche zeigt, daß man dort ein richtiges Verständniß dafür besitzt, was der Zweck jeglicher Kolonisation sein sollte und auf welchem derselbe zu erreichen ist. Nicht mit den Waffen des Krieges, sondern durch Ackerbau und Handel soll ein Land erobert werden, und um diese Idee zu verwirklichen, ist eine Société d'Exploration et de Colonisation begründet worden. Aehnlich der englisch-ostindischen Handelskompagnie, die im Anfang des 17. Jahrhunderts ja auch in beschränktem Maaße mit Anlage kleiner Handelsstationen anfing, hat diese vor etwa 6 Jahren ins Leben getretene Gesellschaft anspruchslos begonnen und sich das Ziel gesteckt, fremde Länder zu erforschen und zu kolonisiren.

Was nun das deutsche Missionswesen betrifft, so werden von den einzelnen Städten Deutschlands ebenso wie in England von den verschiedensten Vereinen protestantische Missionaire über den Erdball entsandt, die, ohne alle Verbindung mit dem Staat, ihr Ziel, die Bekehrung der Heiden zum Christenthum, verfolgen. Die Deutschen haben ihren Wirkungskreis besonders in Asien und Afrika, und

wirken besonders in letzterem Erdtheil auf englischem Machtgebiet, wo sich auch die englische Mission über die neu zu erobernde Welt Polynesiens ausgedehnt hat. So erwerben die Engländer theilweise die von unsern Missionen in Afrika gegründeten Gemeinden und gewinnen nach und nach die Herrschaft über gewisse Theile Afrikas, indem sie auch hier gleichzeitig den deutschen Handel verdrängen. Haben auch unsere afrikanischen Missionen mit großem Erfolg gewirkt und sind von ihnen Landstrecken gleichzeitig besetzt, große Gemeinden gebildet worden, so haben die letzteren in politischer und kommerzieller Beziehung dennoch Anlehung an England gesucht und gefunden.

Die Satzungen unserer Missionsvereine enthalten kein Wort vom deutschen Vaterlande, nur in Bezug auf den Handel findet sich der Hinweis, daß, soweit kein Schaden daraus entsteht, deutsche Waare zu verwenden ist. Diese Satzungen dürfen uns aber nicht befremden, denn sie entstammen einer Zeit, in welcher Deutschland noch zerstückelt, die deutsche Macht eine unbekannte Größe war, wo man jenseits des Oceans einen Schutz von deutscher Seite nicht erwarten, ein politischer Stolz auf das Vaterland noch nicht die Mitgift der deutschen Emigranten sein konnte. Fängt doch das Vaterlandsgefühl bei den Deutschen in der Heimath kaum erst an, sich geltend zu machen; in der Fremde kann es nur allmählich wirksam werden, und zwar erst dann, wenn in den im fernen Osten, im fernen Westen wohnenden Deutschen das Bewußtsein erwacht, daß der deutsche Arm auch bis dahin reicht ihr begründetes Recht zu schützen, und deutsche Kriegsschiffe mit ihren gezogenen Geschützen keinen Augenblick zaudern, mit ehernem Gruß für deutsche Bürger thatkräftig einzugreifen, und sie nicht mehr gezwungen sind zur Wahrung ihrer Rechte sich an eine fremde bewaffnete Macht zu wenden.

Anders dagegen ist es bei den Ansiedlern anderer Nationalitäten. Der Engländer ist sich von jeher des Schutzes seines Mutterlandes in allen Gegenden des Weltalls bewußt; der Franzose fühlt sich als solcher, wo er auch sei; der Ruhm und die Größe seines engeren Vaterlandes sind auch seine eigenen und kein Opfer, keine Entbehrung ist ihm zu groß, wenn es darauf ankommt, die Liebe zum Vaterlande zu bethätigen.

Es darf uns daher nicht befremden, wenn die englischen und französischen Missionen so außerordentliches für die Ausdehnung der kolonialen und kommerziellen Herrschaft geleistet haben, während Deutschland in dieser Beziehung bisher jedes Nutzens entbehrt, trotzdem die deutschen Missionaire vielleicht eben so gute Deutsche als starke Christen waren.

Die Industriellen. Der deutsche Kaufmann ist in allen Häfen der Welt zu finden; nicht nur in Amerika, auch an den Küsten Asien's und Afrika's sind deutsche Handelsherren geachtete Leute, welche meistens prosperiren, wo sie sich selbständig niedergelassen haben. Bremen und Hamburg waren die Pioniere, die dem deutschen Namen durch Berufstreue und soliden Sinn überall Ehre gemacht, und nicht nur Geld erworben, sondern auch Niederlassungen gegründet haben; aber der Wunsch, aus den letzteren eine deutsche Kolonie zu machen, ist, soviel uns bekannt, nur einmal laut geworden, nämlich auf den Samoa-Inseln. Der Ver-

lauf der Angelegenheit ist bekannt; die Idee fand zwar bei der Reichsregierung eine günstige Aufnahme, allein der Reichstag, selbst die Stimme Bremens war dagegen. Zu verwundern ist die Parteinahme der Hansestädte gegen das Projekt im Allgemeinen nicht, war Deutschlands Handel doch bis zur Entstehung des Norddeutschen Bundes fast gänzlich in den Händen von Bremen und Hamburg; sie hatten bis dahin den Nutzen eines mächtigen Hinterlandes, ohne die staatlichen Lasten des letzteren wesentlich mitzutragen. Sie waren in einer Sonderstellung, ihre Flagge, nicht die Preußens, oder die Flaggen des Hinterlandes, war überall bekannt, und daher in ihren auswärtigen Beziehungen, die Zusammengehörigkeit mit Deutschland unterdrückt. Denn jenseits des Oceans hatte der hanseatische Kaufmann deutscher Seits keine Macht hinter sich, keine Unterstützung von den deutschen Gestaden her zu erwarten. Bedurfte er der Hilfe, so war die Anlehnung an eine andere europäische Macht das alleinige Mittel, um sich gegen Schaden und Untergang zu schützen. Die gegebene Macht war aber England, das überall zur Stelle war, überall eigene Interessen mit zu vertreten hatte, und zumal sich da zur Hilfeleistung bereit fand, wo es darauf ankam, womöglich keinen Praecedenzfall für die Zukunft zuzulassen. So wurden die deutschen Kaufleute draußen gewissermaßen Engländer, und besonders für die beiden großen Hansestädte an der Nordsee war England und nicht Deutschland der schutzbringende, maßgebende Staat, selbst in den fernsten Regionen.

Eine Erschwerung in der Entwickelung eines deutschen Nationalgeistes bildet für unsere Kaufleute ferner der Umstand, daß sie ihre Laufbahn nach überstandener Lehrzeit häufig im Auslande, in fremden, meist in englischen Kaufgeschäften beginnen. Man findet in den großen Handelshäusern Ostindiens, an den Küsten Nord- und Süd-Amerikas Deutsche als Kommis, als Geschäftsführer mit ansehnlichen Honoraren engagirt, wo sie, einer fremden Nationalität dienend, leider nur zu oft die eigene bald vergessen.

Dazu kommt die gewaltige Macht Englands im Welthandel, so daß unsere Kaufleute ganz natürlich ein Gefühl der Abhängigkeit von England — wenigstens bisher — gewonnen haben und es erst einer späteren Generation vorbehalten bleiben muß, den Gedanken, die deutsche Selbständigkeit in überseeischen Ländern zu gründen, verwirklicht zu sehen.

Um so erfreulicher ist es daher, daß seit der Erstarkung Deutschlands, seit der Zeit, wo unser großer Kanzler die deutsche Flagge stolz erhoben und vertreten hat, auch das Gefühl einer Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande dort draußen schon bemerkbar wird, und erfreulicherweise in den letzten Jahren auch das Innere Deutschlands anfängt, sich im größeren Maßstabe am Welthandel zu betheiligen, und dadurch die jenseits des Oceans lebenden Deutschen gleichfalls ermuntert werden, Deutsche zu bleiben.

Beachtenswerth ist vielleicht ein Artikel der deutschen australischen Zeitung über die Kolonisations-Bestrebungen in Deutschland, dessen Schluß „das Neue Tageblatt" Nr. 183, Stuttgart 9. August cr. in Folgendem wiedergiebt: „Wir nach 34jährigen, vielseitigen Erfahrungen im Auslande sind der Ansicht, daß alle

die jetzigen Bestrebungen nur dann einen gar nicht zu bezweifelnden sichern Erfolg haben werden, wenn sie weniger die Gründung deutscher Kolonien, sondern zuerst und zunächst Handelsstationen in den Ländern ins Auge fassen, wo die Vortrefflichkeit der deutschen Industrie eines Sieges gewiß ist; möge man daheim unserer Versicherung Glauben schenken, daß in allen Kolonien, auch den englischen, nur da gekauft wird, wo man die besten und billigsten Waaren bekommt, ganz gleich, woher sie stammen, und selbst der Stockbrite denkt und handelt so. Aber der Käufer will die Waaren sehen und keine Katze im Sacke kaufen. Würden z. B. in allen Hauptstädten der australischen Kolonie deutsche Waaren-Niederlagen eröffnet und mit wahrhaft gediegenen deutschen Waaren ausgerüstet, die nach Bedürfniß der Kolonie gewählt werden, so sind wir auf das Festeste überzeugt, daß Deutschland sehr rasch sich hier einen Markt von höchster Bedeutung erobern würde".

Der deutsche Landmann, der deutsche Bauer zieht am zahlreichsten mit Weib und Kind in die Ferne. Die Meisten folgen den Vorangegangenen und lassen sich verhältnißmäßig am häufigsten im Anschluß an ihresgleichen nieder; die nordamerikanischen Freistaaten bilden daher die Hauptattraktion für die ländlichen Auswanderer. Dort, wo Millionen von Deutschen wohnen, sollte man meinen, würde sich zunächst das deutsche Element als eine Besonderheit herausbilden, mit der gerechnet werden müßte, und wäre eine so große Zahl vereint auf einem Fleck fremder Erde im Stande, eine Kolonie von solcher Kraft und Größe zu bilden, daß sie sich nach einer gewissen Zeit und zweckmäßiger Organisation event. so lange vertheidigen könnte, bis Hilfe aus der alten Heimath eingetroffen wäre. Doch regt sich diese deutsche Kraft nirgends, vielmehr wiegt nach bisherigen Erfahrungen das Talent der Deutschen, sich dem Fremden anzuschmiegen, schwerer als sein Vaterlandsgefühl.

Fragt man nun bei der Landbevölkerung nach der Ursache dieser Erscheinung, so ist diese wohl darin zu suchen, daß ein großer Theil jener Masse auswandert, um sich den heimathlichen staatlichen Verhältnissen zu entziehen. In dieser Beziehung scheint namentlich die allgemeine Wehrpflicht sehr häufig den Impuls zur Auswanderung zu geben, und müßte hierin bei einer Kolonisationsidee staatlicherseits event. ein modus vivendi gefunden werden, will man die deutschen Auswanderer bewegen, auch im Auslande Deutsche bleiben zu wollen.

Es bedarf wohl keiner weiteren Begründung, um zu erkennen, daß der auswandernde Landbewohner als seßhaftes Element, das beste und am meisten ent-entsprechende Kontingent für eine event. deutsche Kolonisation bilden wird, und wenn es den in der Neuzeit gegründeten Kolonisationsvereinen gelingt, den Strom freiwillig auswandernder Landleute, zumal Norddeutschlands, in möglichst großem Umfange nach einer Gegend des gemäßigten Klimas zu lencken, wo sie gut fortkommen können und wo die klimatischen Verhältnisse ihnen zusagen, so darf erwartet werden, daß sich daraus ein deutsches politisches Gemeinwesen und, bei richtiger Kolonisationsgesetzgebung, ein deutsches Koloniallland bilden kann und wird.

Die Auswahl der fremden Territorien, namentlich welche sich für Colonisationspläne eignen würden, ist sehr beschränkt. Die gesundesten und fruchtbarsten Gebiete

fremder Welttheile befinden sich bereits in festen Händen. Unter den zur Zeit noch herrenlosen Küstenländern würden sich nur wenige zur Kolonisation oder zur Anlage von Handelsstationen eignen. Vortheilhafter erscheint der Erwerb einiger im Eigenthum europäischer Staaten befindlichen Kolonien, beispielsweise in Süd-Amerika, Süd-Brasilien, Argentinien, Paraguay, in Süd- und West-Afrika;*) Australien, einigen Inselgruppen des stillen Oceans ꝛc. Mehrere dieser Staaten, welche über einen ausgedehnten Landbesitz verfügen, sind zu schwach bevölkert resp. die Zunahme ihrer Bevölkerung ist zu gering, als daß sie die Zahl ihrer Kolonisten durch ihre Auswanderung zu vermehren und durch die eigene Kraft derselben die Koloniallãnder gegenüber dem Andrange feindlicher Stämme und Völkerschaften dauernd zu behaupten vermögen. Trotz ihres Reichthums und der auf denselben sich stützenden militärischen Macht können diese Staaten ohne über eine starke Auswanderung zu verfügen, die politische Herrschaft über ausgedehnte Kolonien nur mit unverhältnißmäßig großen Opfern erkaufen. Zur Verminderung dieser letzteren, sowie zur Vermeidung des Verlustes der Kolonien erscheint das Bündniß dieser kleineren Staaten mit stammverwandten, mächtigen, alljährlich dichte Schaaren von Auswanderern entsendenden Völkern kaum vermeidbar, namentlich wenn die beiderseitigen wirthschaftlichen Interessen durch eine derartige Vereinigung gefördert werden.

Naturgemäß sind die Kolonialstaaten bestrebt, den Absatz und das Absatzgebiet für die Erzeugnisse ihrer Kolonien zu vermehren und zu erweitern. Es liegt daher der Abschluß von verkehrserleichternden Zoll- und Handelsverträgen seitens dieser Staaten mit denjenigen Ländern welche eine zahlreiche konsumtionsfähige Bevölkerung aufweisen, im handelspolitischem Interesse des ersteren; wie denn andererseits für eine machtvolle und gedeihliche Entwickelung der Industrie der letzteren, die billigen Rohstoffe der Kolonien sowie deren Konsumtionsfähigkeit eine der wichtigsten Bedingungen ist.

Wenn wir aber in Deutschland beginnen, von Kolonien, von überseeischer Politik und dergleichen zu reden, so wird das hierin sich regende nationale Bedürfniß vor Allem auch darin eine Probe zu bestehen haben, daß unser deutscher Geldmarkt anfange, seine bisher begreifliche Scheu vor überseeischen Transaktionen zu überwinden. Der gegenwärtige Stand unseres Arbeitsmarktes, das Sinken des Zinsfußes, also eine gewisse Ueberfättigung mit Kapital, bieten augenblicklich hierfür auch einen unmittelbaren Anstoß. England und Nordamerika haben seit lange mit reichen Mitteln ausgerüstete Kolonisations-Gesellschaften für Auswanderung.

*) Der Kölnischen Zeitung vom 11. August Nr. 221 entnehmen wir folgende Notiz: Bremen, 8. August 1883. „Wie der Weser-Zeitung mitgetheilt wird, hat sich das Auswärtige Amt damit einverstanden erklärt, daß auf dem von der Firma F. A. E. Lüderitz erworbenen (etwa 10 Quadratmeilen großen) Gebiete in der Bucht Angra Pequena an der S.-W.-Küste Afrika's die deutsche Flagge aufgehißt werde. Auch hat das Auswärtige Amt den Schutz für die Unternehmung zugesagt. Die Glattdeckscorvette Carola, welche jetzt in Kapstadt liegt, wird sich zum Schutz der Unternehmung nach Angra Pequena begeben. Das kleine Fahrzeug Meta ist vorgestern vom Sicherheitshafen nach Angra Pequena abgegangen.

Deutschland hat, unseres Wissens aus früherer Zeit nur wenige theils durch falsche Wahl der Oertlichkeit, theils durch ungenügende Mittel und verfehlte Organisation verunglückte Unternehmungen zu registriren. Eine Ausnahme hiervon macht vielleicht der „Hamburger Kolonisationsverein vom Jahre 1849," dessen Kolonialbezirke und ihre wirthschaftliche Lage ein wachsendes Wohlbefinden kund zu geben scheint. Auch soll die Rentabilität des Unternehmens eine befriedigende sein.

Soll aber die Deutsche Auswanderung im Interesse der heimathlichen Industrie voll verwerthet werden, so muß, wie schon oben auseinandergesetzt, eine Koncentration der deutschen Ansiedelungen angestrebt und als eine conditio sine qua non ins Auge gefaßt werden. Die Anregung und vielfache Unterstützung, welche durch eine solche den deutschen Ansiedlern durch ihren gegenseitigen Verkehr, durch die mannigfachen mit der Heimath gepflogenen Verbindungen zu Theil wird, vermehrt das Gefühl ihrer nationalen Selbstständigkeit wie auch ihrer Anhänglichkeit gegenüber dem Mutterlande.

Endlich lassen die ausgedehnten ausländischen Handelsbeziehungen Deutschland, die Errichtung von Handels- und Schifffahrtsstationen, wie schon oben erwähnt, erwünscht scheinen, um mit Hülfe derselben den nationalen Interessen in allen Theilen der fremden Kontinente und Inselwelten feste und dauernde Stützpunkte zu schaffen. Von diesen Stationen aus würde in erfolgreichster Weise das Binnenland derselben erforscht und den Interessen des deutschen Handels erschlossen werden können.

Wir kommen nun zu der Frage: Ist unter Berücksichtigung der in vorstehend entwickelten Gesichtspunkte auf die deutschen Verhältnisse, die Erwerbung von Kolonien im gegenwärtigen Augenblick für Deutschland ein Bedürfniß, oder kann sie zur Verbesserung der wirthschaftlichen Lage der deutschen Steuerzahler beitragen?

Die Meinungen hierüber sind sehr getheilt. In Handelskreisen herrschen andere Ansichten als in agrarischen. Auch über die politische Bedeutung eines Kolonialbesitzes sind verschiedene Versionen im Umlauf. Alles das trat deutlich zu Tage bei den Verhandlungen über die Samoaangelegenheit. Die damals in der Presse und im Reichstage geführten Erörterungen bewiesen eine auffallende Unklarheit über den Werth und die Bedeutung des Kolonialbesitzes überhaupt. Fern liegt es uns, auf jene Angelegenheit nochmals zurückzukommen. Wir lassen es unentschieden, ob unter den damaligen Verhältnissen die Erwerbung jener Inselgruppe nützlich war oder nicht. Für uns ist schließlich der Gesichtspunkt maßgebend, ob die Erwerbung von Kolonien überhaupt für Deutschland unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen gewinnbringend sein würde.

Die Erwerbung von Kolonien im Allgemeinen läßt sich unseres Dafürhaltens nur aus zwei Gründen rechtfertigen: um die Machtsphäre eines Landes zu erweitern, resp. die durch Auswanderung verloren gehenden Kräfte sich zu erhalten, oder die Fürsorge, welche die Staatsregierung ihren ausgewanderten und in fremden Gebietstheilen etablirten Staatsangehörigen angedeihen zu lassen berechtigt oder verpflichtet ist.

Daß die Erwerbung von Kolonien auch noch aus anderen Beweggründen

erfolgen kann, daß Nationaleitelkeit, Fragen der innern Politik, welche ein Ablenken politischer Strömungen nach Außen wünschenswerth machen, ja, daß unter Umständen selbst eine nicht zu hindernde Verschiebung in den Machtverhältnissen großer Seestaaten, eine Regierung dahin führen kann, sich transatlantische Gebiete einzuverleiben, deren Besitz ihr weder materiellen Nutzen noch eine wesentliche Kräftigung ihrer Stellung in der europäischen Staatengruppirung darbietet —, dieses alles glauben wir hier übergehen zu dürfen. Auch ist die Geschichte reich an Beispielen, wo die Kolonialpolitik lediglich der Sucht nach Abenteuern oder irregeleiteten Humanitätsbestrebungen entsprang. In allen diesen Fällen hat der Kolonialbesitz der occupirenden Nation keinen Segen gehabt.

Der verstorbene Docent an der Universität zu Leipzig, Professor Friedrich Bülau spricht sich in seinem Handbuch der Staatswirthschaftslehre (Leipzig bei G. J. Göschen 1835) S. 338 hierüber wie folgt aus:*)

„Kein Ergebniß floß so sicher aus dem Geiste des Merkantilsystems, wie die Erwerbung von Kolonien; bei keinem Verwaltungszweige sind seine Grundsätze konsequenter in Anwendung gebracht worden; nirgends mußten sie auch dem gemeinen Menschenverstande so sicher als Quellen steter Bereicherung erscheinen; und doch ist das Merkantilsystem durch nichts so schlagend widerlegt worden, als durch die Erfolge der Kolonialpolik. Reiche Landstriche, wahrhaft unerschöpfliche Goldgruben, wurden unter Gesetze gestellt, die ganz darauf berechnet waren, die Benutzung derselben einzig dem Mutterlande zu gestatten, alle Früchte des Landes in die Hände der benutzenden Nation zu bringen und dem Mutterlande zuzuleiten. Und doch wurden nur Einzelne reich dabei, deren Schätze in unproduktiver Verwendung verschwanden.**) Der Staat mußte kostspielige Anstalten treffen, Flotten ausrüsten, Kriege führen. Die Kolonien litten und klagten; endlich war ihr Interesse mächtig genug, sich loszureißen von dem Joch des Mutterstaates und die Erfahrung zeigte, daß freier Handel mit den Kolonien, unter dem Wegfall jener Kosten, wahrhaft dem Volksvermögen die wohlthätigen Zuflüsse eröffnete, die monopolistische Benutzung fruchtlos gesucht hatte.“

Doch modificirt der Verfasser seine Ansicht über den Werth oder Unwerth der Kolonien, indem er einlenkend am Schlusse hinzufügt: „Die Erwerbung einer Kolonie kann zuweilen für politische Zwecke, oder zur Sicherung eines Handelsweges, einer Seestraße, nöthig sein. Um den vortheilhaftesten Handel mit der

---

*) Cfr. Deutschlands Interesse an der Erwerbung und Kolonisation der nordafrikanischen Küsten, Tunis und Tripolis in seiner großen Bedeutung, beleuchtet von C. F. Bläser, Staats- und Rechtsgelehrter (Berlin 1882 bei Julius Bohne) S. 1 bis 4.

**) Ist es heutzutage, wo der Freihandel in vollster Blüthe steht, etwa anders? Giebt es in England und Deutschland noch andere Klassen, als Lords auf der einen und Bettler oder Proletarier auf der andern Seite? Die Ursache ist weder in dem Begriff der Kolonialpolitik, noch in dem des Freihandels, sondern in der obersten Leitung der Nationalökonomie zu suchen, welche, wenn sie eine gesunde und regelnde ist, auch einen gesunden und nationalökonomischen Zustand hervorruft und aufrecht erhält, herrsche nun das Princip der Kolonialpolitil oder das des Freihandels vor.

Kolonie zu treiben, genügt es, daß der Handel mit ihr frei sei, und dann ist es gleichgiltig, ob sie dem oder jenem Staate oder sich selbst gehört.“ Dagegen tritt „Wilhelm Roscher“ in seiner Schrift „Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung“ (2. Auflage, Leipzig und Heidelberg, C. F. Wintersche Verlagshandlung 1856) in einer die Sache in diesem Sinne mehr würdigenden, beleuchtenden und erschöpfenden Auffassung auf, indem er in der ersten Abtheilung derselben die Grundzüge zu einer Naturlehre der Kolonien, in der zweiten die Hauptsysteme der neueren Kolonialpolitik zu geben versucht. Er nimmt folgende Klassifikation oder Hauptarten der Kolonien an, indem seine Arbeit jede dieser Arten in ihrer besonderen Eigenthümlichkeit als solche charakterisirt und die auf Erfahrung und tieferes Studium gegründeten Licht- und Schattenseiten derselben, ihre Vortheile und Nachtheile und welche Eigenschaften sie haben müssen und welche sie zu meiden haben, dem Zweck zu entsprechen, hervorhebt:

1. Eroberungs-Kolonien (Militär-Kolonien);
2. Handels-Kolonien (Relais-Kolonien, Fischerei-Kolonien);
3. Ackerbau-Kolonien;
4. Pflanzungs-Kolonien;
5. Cultur-Colonien (von ihm selbst so benannt).

Wegen der nähern Erörterung auf die Schrift selbst bezugnehmend, möchten wir hier nur hervorheben, daß sich die Vortheile sämmtlicher Arten in dem von der gegenwärtigen Darstellung verfolgten Zweck vereinen, die Nachtheile dagegen unter dem hier in's Auge zu fassenden veränderten Gesichtspunkte verschwinden.

Was nun zunächst die Machtfrage Deutschlands mit Bezug auf eine zu befolgende Kolonialpolitik betrifft, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß dasselbe, ungeachtet es nach seiner centralen Lage zwischen den europäischen Staatengruppen eine übermäßig große Landgrenze zu vertheidigen hat und von Militärstaaten ersten Ranges umgeben sein mag, dennoch stark genug ist, um event. den Besitz von Kolonien anzustreben. Nur würde eine Erweiterung, der schon zur Zeit nicht mehr ausreichenden Seestreitkräfte erforderlich werden, da die Thätigkeit der deutschen Marine im Kriege zunächst mehr auf die Vertheidigung der heimischen Küsten, als auf die Beherrschung ferner Gewässer gerichtet sein muß. Ebenso ist nicht zu verkennen, daß die Vertheidigung eines Kolonialbesitzes für Deutschland mit größeren Schwierigkeiten verbunden sein würde, als für die Westmächte. Selbst Kolonialstaaten zweiten Ranges, wie Holland, Dänemark und die Königreiche der Iberischen Halbinsel befinden sich, vermöge ihrer geographischen Konfigurationen, mehr aber noch wegen der durch die gegenwärtige europäische Gleichgewichtspolitik ihnen gewissermaßen gewährleisteten Existenz in einer günstigeren Lage als das durch Neid und Eifersucht bedrohte Deutschland.

Demnach sind wir der festen Ueberzeugung, daß der Besitz oder der Verlust event. deutscher Kolonien bei großen Kriegen des Mutterlandes in den meisten Fällen, wenn nicht stets beim Friedensschluß in Europa zum Austrag kommen wird.

Es darf ferner hierbei nicht übersehen werden, daß die Erwerbung von

Kolonien auch unser Friktionsgebiet event. ausdehnen wird. Wir brauchen nur auf die jüngsten Vorgänge in Tonking und auf Madagaskar hinzuweisen, der Gelegenheit zu Konflikten gar nicht zu gedenken, welche ein Besitz an den Gestaden des Mittelmeeres nach sich ziehen könnte. Gerade der Umstand, daß Deutschland keine auswärtigen Besitzungen zu vertheidigen hat, ist ein Vortheil, dessen sich zu entäußern vorläufig noch kein Anlaß vorliegt.

Eine andere Frage ist aber: ob Deutschland reich genug ist, um event. auch die erforderlichen Geldopfer zu bringen und gewissermaßen den Ueberschuß des eigenen Wohlstandes seinen ferneren Angehörigen zuzuwenden. Länder mit starker Auswanderung oder mit ausgebreitetem Seehandel werden in dem Maaße, wie die Zahl ihrer Einwohner fremden Welttheilen zuströmt und dem dort angenommenen Gebiete den Charakter ihrer Nationalität aufdrückt, durch die Verhältnisse selbst dahin geführt werden, der Bewahrung ihres Nationalcharakters ihren Schutz zu gewähren. Eine solche Fürsorge kann unter Umständen nur mit einem bedeutenden Aufwand von Kosten praktisch verwirklicht werden. Diese Kosten tragen die Steuerzahler des Mutterlandes. Es liegt daher auf der Hand, daß die Entfaltung der heimathlichen Flagge in dem ferneren Welttheil in diesem Fall vorwiegend den Kolonisten zu Gute kommt.

Mögen daher aller dieser und analoger Rücksichten ungeachtet, solche vor dem Geiste der Vernunft auch noch so gerechtfertigt erscheinen, so wird unsers Dafürhaltens die Reichsregierung keine Veranlassung finden, schon in diesem Augenblick an Erwerbung von Kolonien zu denken; sie wird höchstens, wenn sich unter Umständen Gelegenheit dazu bietet, je nach dem Interesse die Sache berücksichtigen, für jetzt dagegen eine dahingehende Vorlage — mit vollem Rechte — für nicht opportun, wenigstens für verfrüht erachten.

Weit eher würde die Frage zu erwägen sein, ob es möglich oder zweckmäßig wäre, die Ansiedelung Deutscher in gewissen Distrikten zu begünstigen, und hierbei ins Auge zu fassen, ob die Erwerbung von Zufluchtshäfen oder die Anlegung von Kohlenstationen in entlegenen Gewässern für unsere Kriegsmarine vortheilhaft sei, — ohne daß dabei von einer Besitzergreifung des Bodens die Rede wäre.

Wir sind daher der Ansicht, daß die Thesen, welche im ersten Kongresse für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, Berlin 26. Oktober 1880 aufgestellt wurden und zur Annahme gelangten, auch heute noch, als im Allgemeinen zutreffend, bezeichnet werden können. Sie lauten:

1. Die deutsche Massenauswanderung ist eine wirthschaftlich nothwendige, besonders durch unsere Bevölkerungszunahme gebotene Thatsache.
2. Statt völlig unwirksamer Versuche, die Auswanderung zu hemmen, gilt es, dieselbe so zu leiten, daß sie aus einem Kräfteabfluß zu einer wirthschaftlichen und nationalen Stärkung Deutschlands sich gestalte.

3. In diesem Blick empfiehlt es sich vor Allem, die deutsche Auswanderung nach Süd-Amerika, zunächst nach Süd-Brasilien zu fördern und zu stärken. *)
4. Es bedarf einsichtiger und uneigennütziger Hilfeleistung durch Privatassociation und wohlwollender Staatsüberwachung für unsere Auswanderungslustigen in der Heimath und auf der Seereise.
5. Es bedarf auch in den überseeischen Ländern ortskundiger, humaner Hülfeleistung für unsere neu einziehenden Landsleute.
6. Während eine direkte Unterstützung der Auswanderer durch den Staat nur in Ausnahmefällen zulässig erscheint, ist die Bildung von deutschen Kolonisationsgesellschaften, hauptsächlich für Süd-Amerika südlich vom 25. Grad Süd-Breite, dringend erwünscht.

Indem wir unsere Betrachtungen hier schließen und es unseren Lesern überlassen, die sich daraus ergebenden Schlüsse selbst zu ziehen, möge uns am Schluß die nachstehende Bemerkung gestattet sein: Ist der Stolz, ein Deutscher zu sein, und die Liebe zum großen deutschen Vaterlande einmal Gemeingut aller Deutschen geworden, dann, aber auch nur dann, bleibt der deutsche Auswanderer, wo er auch ist, ein lebendiger Theil seiner Heimath und wird ein Theil deutscher Macht auf der Erde.

Was aber das an der Bucht von Angra Pequenna durch eine Bremer Firma erworbene Terrain betrifft, so möchten wir hier ausdrücklich konstatiren, daß von einer deutschen Masseneinwanderung in diesen südwestlich afrikanischen Küstenstrich vorläufig wohl kaum die Rede sein kann.

Die ganze Frage hierbei dreht sich jedoch um einen Punkt: hat der leitende Staatsmann Deutschlands überhaupt den Willen zu einer Besitzergreifung jenes Küstenstriches? Ist dies der Fall, so wird es ihm ein Leichtes sein, eine Besitzergreifung Deutschlands in jenen Gebieten auf die freundschaftlichste Weise zu ordnen. Hat er doch das reiche Tunis den Franzosen in der entgegenkommendsten Weise geöffnet, hat er doch aufs freundlichste gesorgt, daß die viel wichtigere englische Protektion über Aegypten ohne weitere Verwickelungen mit den Mächten in der glattesten Weise ablief. Wenn nun, um mit der „Kölnischen Zeitung" vom 12. September d. J. zu reden, Herr Gladstone das einstöckige Wohnhaus seines Magistrats an der Walfisch-Bai gegen Vergütung einem deutschen Nachfolger überließe, so wäre dies immerhin kaum etwas anderes, als wenn jemand für ein kostbares Armband sich mit einer Pomeranze revanchirte. Natürlich würde jede Transaktion nicht ohne einiges Geschrei in der englischen und Capischen Presse abgehen. Das würde aber wohl weder die deutsche noch die britische Regierung von einem wohlerwogenen, vernünftigen Abkommen zurückhalten.

*) Weil nämlich hier das deutsche Element seine nationalen Eigenthümlichkeiten, Sprache &c. am besten bewahrt und somit leicht geeignet ist, einen Kern abzugeben, um den die immer neu hinzuströmenden Auswanderungsmassen sich zu kristallisieren vermögen.

Erinnerungen aus dem Orient

von

P. von Tschihatschef.

Klein-Asien.

I.

Unsere Kenntnisse entlegener oder wenig zugänglicher Länder schreiten ganz in derselben Ordnung vor, wie die stufenweise Entwickelung der intellektuellen Kultur der Völker. So wie in dieser die literarischen Erzeugnisse denen der Naturwissenschaft vorangehen, und Dichter, Geschichtsschreiber, ja sogar Philosophen der Volkserziehung schon ihren Beitrag geliefert haben, ehe sie noch durch die Naturforscher vollendet worden ist, so bilden auch während geraumer Zeit artistische, archäologische und ethnographische Beobachtungen die einzige Kenntniß, die man von gewissen Ländern besitzt, deren historische Denkmäler schon in jeder Hinsicht untersucht worden sind, ohne daß man noch irgend einen Begriff von dem Boden, der sie trägt, und dem Himmel, der sich über sie wölbt, erlangt hat.

Kein Land in der Welt liefert für diese Thatsache einen schlagenderen Beweis, als Klein-Asien, und keines giebt auch zugleich eine genügendere Erklärung derselben. Denn, wenn die Wichtigkeit und die Anzahl der auf die Geschichte und Alterthümer dieses klassischen Landes bezüglichen Arbeiten so grell von der Geringfügigkeit der über ihre physische Beschaffenheit vorhandenen Beobachtungen absticht, so sind die Ursachen davon zweifach, einmal: weil die Pracht der dort angehäuften Kunsterzeugnisse des Menschen die zwar viel imposanteren, aber weniger verständlichen Werke der Natur der Aufmerksamkeit des Beschauers entrückt, und zweitens, weil die topographischen, besonders aber die politischen Bedingungen Klein-Asiens viel mehr, als irgendwo auf die Arbeiten der Naturforscher hemmend und vernichtend einwirken. In Amerika, Ost-Indien, ja sogar in Australien und Afrika, ist die europäische Race durch permanente Ansiedelungen in Gestalt von Kolonien, Handelsanlagen oder militärischen Okkupationen vertreten, deren beschützende Wirkung sich manchmal auf weite Räume ausdehnt, so daß diese Vorposten unserer Civilisation den Fremden als Aufbruchspunkte oder Zufluchtsorte dienen können. Ganz anders verhält es sich mit dem großen asiatischen Festlande, von dem Klein-Asien ein Theil ist. Kaum hat der Europäer es betreten, so fühlt er sich von der intellektuellen Sphäre, an die er gewohnt ist, vollkommen abgesondert und Alles verkündet ihm, daß er nur durch seine eigne Persönlichkeit auf das Wohlwollen und die Nachsicht der Bewohner zu rechnen habe. Er unterliegt der strengen Bedingung, in keiner Hinsicht Verdacht zu erregen, was mit der Aufgabe des Naturforschers ganz unvereinbar ist, indem ein Schlag mit dem Hammer, wie ein Blick auf den Kompaß oder das Thermometer schon hinreichen, um ihn als einen gefährlichen und ruchlosen Zauberer zu verrufen, während doch dieselben Leute gleichgültig oder sogar mit Wohlwollen den Künstler oder Archäologen ansahen, der Denkmäler und Ruinen

zeichnet, die bei den Einwohnern als Trophäen der Siege des Halbmondes über das Kreuz gelten. Dieser Wahn ist im Orient sehr verbreitet, besonders in Klein-Asien, wo alle Denkmäler mit dem Namen genuesische Schlösser (djenovess kalessi) bezeichnet werden, ein Name, der sich an die während des Mittelalters so häufig mit dem Orient in Berührung gewesenen Republiken von Genua und Venedig knüpft. Die Orientalen begreifen und beherzigen um so mehr die Vorliebe der Europäer für Ruinen, da sie in solchen Reisenden Wallfahrer nach den heiligen Grabstätten ihrer Vorfahren zu sehen glauben, und zwar viel ergiebigere Wallfahrer, als die nach Mekka und Medina wandernden orthodoxen, aber armen Pilger, indem die fremden Christen den Mangel an Glauben durch klingende Münze reichlich ersetzen.

Dies sind die Ursachen, warum die physische Beschaffenheit des klassischen Klein-Asiens bis zu meinen ersten Erforschungen so wenig bekannt war und auch seitdem nicht viel bekannter geworden ist. Und doch handelt es sich um ein Land, das gewiß bestimmt ist, abermals einen wichtigen Platz in der Menschengeschichte einzunehmen, ein Land, dessen wahre Bedeutung, die nur durch Kenntniß seiner physischen Verhältnisse erlangt werden kann, und die kein Staatsmann ignoriren darf, wenn er im Stande sein will, die mannigfaltigen Elemente, aus der die sogenannte orientalische Frage besteht, zu würdigen. Ich glaube deshalb, daß es von Interesse für jeden gebildeten Leser sein wird, wenn ich es versuche, ihm Klein-Asien in Hinsicht seiner physischen Verhältnisse in einer gedrängten und allgemein faßlichen, populären Weise zu schildern. Ich werde in den hervorragendsten Zügen das durchgehen, was am geeignetsten ist, ihm einen hinlänglichen Begriff von der Ausdehnung des Landes, seinen hydrographischen Verhältnissen, dem Relief seiner Oberfläche, von Klima, Vegetation, Thierreich, Mineralerzeugnissen und geologischer Beschaffenheit zu geben. Wir wollen mit der geographischen Lage und den hydrographischen Verhältnissen Klein-Asiens beginnen.

II.

Wenn wir mit dem im beschränkten Sinne genommenen Namen von Klein-Asien den Raum bezeichnen zwischen dem griechischen Archipel und einer von Tripoli (südliche Küste des schwarzen Meeres) bis zum Meerbusen von Alexandrette gezogenen Linie, so entspricht die geographische Breite Klein-Asiens der von Spanien, und sein Oberflächen-Areal etwa dem von Frankreich. Im Norden vom schwarzen Meere bespült, im Westen von dem griechischen Archipel und im Süden von dem Mittelmeere, bietet die Anatolische Halbinsel in der Gliederung ihrer Küsten eine Mannigfaltigkeit, die sehr wenige Länder besitzen, so daß, wenn man die drei Küsten-Projektionen durch eben so viele gerade Linien ausdrückt, dieselben eine Gesammtlänge von 1928 Kilometer erhalten, während die wirkliche Küstengliederung 4796 Kilometer und somit fast das dreifache der geraden Linien beträgt. Frankreich, dessen Küstenumrisse ebenfalls sehr mannigfaltig sind, bietet doch keineswegs ein solches Verhältniß dar, ebenso wenig vermag es Großbrittannien. In ganz Europa wird Klein-Asien bloß von Griechenland übertroffen, dessen bewunderungswürdige

Küstengliederung als eine der Hauptursachen der Macht und der Civilisation betrachtet werden muß, durch welche dieses Land ebenso allen Völkern des Alterthums überlegen war, als es denselben an Ausdehnung nachstand. Hauptsächlich sind es die westlichen und südwestlichen Küstenlinien Klein-Asiens, die sich durch ihre Gliederungen und Verzweigungen auszeichnen, die so zahlreich und mannigfaltig sind, daß sie fast viermal die gerade Linie der Küstenerstreckung von Norden nach Süden übertreffen. Die westliche Küste hat außerdem noch den Vortheil, daß die Vorsprünge und Einschnitte derselben ziemlich gleichmäßig vertheilt sind, während auf den nördlichen und südlichen Küsten sie sich bloß auf gewisse Punkte beschränken.

Von der Häufigkeit und der Gruppirung der mehr oder weniger stark gegliederten Küstenpunkte hängt natürlicher Weise das Vorhandensein der Meerbusen und Buchten ab, die am meisten den Erfordernissen der Schifffahrt entsprechen. Deshalb ist auch die westliche Küste und das südliche Littoral Ciliciens am meisten in dieser Hinsicht begünstigt. Dort finden sich eine Menge Oertlichkeiten, die nur geringe künstliche Nachhülfe bedürfen, um in treffliche Häfen verwandelt zu werden, während auf der Nordküste, zwischen der Mündung des Bosporus und der Stadt Samsun, bloß offene, den Winden ausgesetzte Meerbusen und Buchten auftreten, so daß diese ganze Küste außer der Bucht von Batum keine wirklichen Häfen besitzt.

Hinsichtlich der Flüsse ist Klein-Asien durchaus nicht so günstig ausgestattet, wie in Betreff der Küsten-Configuration. Was die Wasseradern Klein-Asiens besonders charakterisirt, ist einerseits eine äußerst geringe Tiefe (im Mittel 2—3 Meter), die sie für Beschiffung unfähig macht, und anderseits die von ihnen beschriebenen Krümmungen, so daß ziemlich lange Flüsse auf einen verhältnißmäßig geringen Raum zusammenfallen und die Quellen den Mündungen oft sehr nahe liegen. So hat unter andern der Kizil-Irmak (Halys der Alten) eine absolute Länge von 912 Kilometer, während die Entfernung der Quellen von der Mündung bloß 208 Kil. beträgt, die Länge des Sakaria (Sangarius der Alten) ist 484 Kil. und die Entfernung der Quellen von der Mündung 212 Kil.; Meander: 380 Kil. absolute Länge, 240 Kil. Entfernung der Quellen von der Mündung; Susurlu (Macestus der Alten): 172 — 116 Kil.; Dalaman (Indus) 160 — 40 Kil.; Tchukerik: 128 — 80 Kil.; Istanaz: 168 — 52 Kil. Solche Beispiele sind in Klein-Asien weit häufiger, als in irgend einem Lande von derselben Ausdehnung.

Trotz ihrer ziemlich beträchtlichen Länge können die Flüsse Klein-Asiens sich mit keinem der Hauptflüsse Europas messen. Kizil-Irmak, der ansehnlichste Fluß der Halbinsel, hat kaum die Länge der Loire, die doch nur den zehnten Platz unter den Hauptflüssen Europas einnimmt, an deren Spitze die Wolga steht. Aber, obwohl der Kizil-Irmak in Hinsicht der Länge der Loire gleich steht, ist dies keineswegs in Bezug auf Breite und Tiefe der Fall, noch viel weniger kann er in dieser doppelten Hinsicht den Vergleich mit der dreimal kürzeren Themse aushalten. Der Sakkaria, der größte Fluß nach dem Kizil-Irmak, ist kürzer, schmäler und seichter, als mehrere europäische Flüsse, die fast nicht mehr als solche betrachtet werden. Was die übrigen Flüsse Klein-Asiens betrifft, so sind sie alle der Themse in Länge, aber besonders in Breite und Tiefe sehr untergeordnet. Ueberhaupt tritt gerade

in England der Gegensatz zwischen den Flüssen Europa's und Klein-Asiens am grellsten hervor. Denn besonders bei den dortigen Flüssen finden wir ein merkwürdiges Mißverhältniß zwischen ihrer Länge, Breite und Tiefe. Man sieht dort Wasseradern wie Tyne, Tay, Clyde, Severn, Humber und mehrere andere, die nicht viel länger sind, als gewöhnliche Bäche Klein-Asiens, und doch den Kizil-Irmak an Breite und Tiefe sehr weit übertreffen, ja von Dampfschiffen befahren werden. Sehr oft bringen diese letzteren in Oertlichkeiten hinein, wo man sie nicht erwartet hätte. So z. B. mündet an der nördlichen Endspitze des Sees Lomond ein Flüßchen, dessen Länge bloß sieben Meilen beträgt, eine Länge, die in Klein-Asien einer Breite von höchstens 2 Meter und einer Tiefe von ein paar Centimeter entsprechen würde; hier aber können die den See befahrenden Dampfschiffe das Flüßchen ziemlich hoch hinauffahren. Dieser Umstand pflegt nicht selten die Reisenden, die in das Dorf Inverneß gelangen, in Erstaunen zu setzen. Wenn sie sich nach dem See zu gehen anschicken, um dort das Dampfschiff zu besteigen, erfahren sie, daß dieses sie in ihrem Wirthshause (Inverneß-Inn) selbst aufsuchen wird. Sogleich schäumt auch schon das Flüßchen (dessen Vereinigung mit dem See so unmerklich ist, daß man schwer eine Grenze zwischen beiden zu ziehen vermag) unter den Rädern eines fast die Breite des Flußbettes einnehmenden Dampfschiffes. Der Vergleich der Flüsse Klein-Asiens mit denen von England bietet also die entgegengesetzte Erscheinung, die sich aus dem der Süßwasser-Seeen der beiden Länder ergiebt, denn die Seeen von Schottland und Cumberland bilden bloß schmale Streifen, die von der üppigen Entwickelung der meisten Seeen Klein-Asiens grell abstechen; es scheint fast, als ob die Natur sich ein besonderes Vergnügen daraus gemacht hätte, in Klein-Asien das Flußwasser in schmale Streifen auszudehnen und sie in England in breiten und tiefen, ihrer Länge nicht entsprechenden Betten zu konzentriren.

Da die Quellen der Flüsse Klein-Asiens fast immer in mehr oder weniger beträchtlichen Höhen liegen, ist der Unterschied des Niveaus zwischen den Quellen und den Mündungen sehr groß, eine Erscheinung, deren häufige Wiederholung einen ihrer hervorragendsten Züge bildet. Unter den Flüssen, deren Quellen in Frankreich selbst liegen, giebt es sehr wenige, die sich in einer Höhe von über 2000 Meter befinden, während dies in Klein-Asien sehr oft vorkommt. Ein Gefäll von 30—45 Meter auf circa 4 Kilometer ist eben so selten in Frankreich, als gewöhnlich in Klein-Asien. Betrachtet man die Anordnung der Wasseradern auf der Oberfläche der anatolischen Halbinsel, so fällt sogleich die ungleichmäßige Vertheilung derselben auf; daraus entspringt die große Einförmigkeit und Dürre gewisser Gegenden des Landes, die während des Sommers fast jeder Bewässerung entbehren.

Als eine Folge der topographischen Verhältnisse der Flüsse Klein-Asiens muß endlich noch eine Eigenthümlichkeit erwähnt werden, nämlich die Wegschwemmung und Ablagerung ungeheurer Trümmermassen. Es entsteht daraus einerseits eine rasche Zunahme mehrerer Küstenpunkte, anderseits die Versandung des Flußbettes oder eine Aenderung in dessen Richtung. Nicht selten wird hierdurch der Fluß in einen Sumpf verwandelt oder er verschwindet gänzlich.

Auf diese Art sind alle zerstörenden Kräfte der Natur, die am meisten das thätige Einschreiten des Menschen erfordern, gerade in einem Lande konzentrirt, wo der Mensch das Recht aufgegeben hat, seine schützende und unentbehrliche Kontrole der Natur auszuüben.

Ist Klein-Asien in Betreff der Flüsse ziemlich schlecht ausgestattet, so erfreut es sich reichlicher Süßwasserbecken und kann mit den in dieser Hinsicht am meisten begünstigten Ländern Europas verglichen werden. Die Gesammtoberfläche der von mir in der Halbinsel besuchten sechsundzwanzig Seeen nimmt einen Raum von etwa 940 Quadratkilometer ein. Der größte Theil dieser Seeen besitzt entweder eine gleiche oder beträchtlichere Ausdehnung, wie die Seeen von Luzern, Zürich, Neuchatel oder Thun. Der Tüz-Göll (Salz-See), der bedeutendste See Klein-Asiens, übertrifft die Ausdehnung des Genfer Sees um vierzig Quadratkilometer. Dieser auf dem hohen Plateau von Lycaonien liegende See hat in der Richtung seiner Länge (von Südost nach Nordwest) etwa 44 Kilom. mit einer Breite von 26 Kilom. Seine schmalste Stelle befindet sich fast in seiner Mitte, und man sieht dort noch Spuren eines alten Dammes, der im Jahre 1639 vom Sultan Ahmet erbaut wurde, um den Uebergang seines gegen den Schah von Persien angeführten Heeres zu erleichtern. Die Tiefe des Sees längs des alten Dammes beträgt nicht viel mehr als einen Meter und manchmal sogar weniger. Endlich ist die Oberfläche des Tüz-Göll etwa 232 Quadratkilometer und sein Umfang 103 Kilometer.

Als ich im Juli des Jahres 1848 den See besuchte, war er vollkommen mit einer weißen Salzkruste bedeckt, deren Dicke sehr verschieden war, denn ich fand sie je nach den Oertlichkeiten von zwei Meter bis zehn Centimeter. Diese krystallinische Kruste ruht auf einem bläulichen Lehm, von dem sie während des Winters durch eine Wasserschicht getrennt ist. Letztere besteht aus dem durch die Salzmasse sickernden Regenwasser, welches sich auf dem undurchdringlichen Thonboden sammelt. Die Salzkruste ist gewöhnlich stark genug, um die Last eines Pferdes zu tragen und auf mehreren Punkten kann man den See trocknen Fußes von einem zum andern Ufer überschreiten.

Der See nimmt sich, von den ihn nordöstlich umgebenden Anhöhen gesehen, sehr originell aus, indem die ungeheure blendend weiße krystallinische Oberfläche von den grünenden Hügeln grell absticht, die hier und da längs der Bergkette Khodja-Dagh sich erheben.

Der Tüz-Göll wird nur ganz im Vorübergehen von Strabo unter dem Namen von Tatta erwähnt. Auch Ptolemäos, der überhaupt die Seeen Klein-Asiens kaum erwähnt, übergeht ihn mit Stillschweigen, ebenso Vibius Sequester, Abulfeda und Edrisi. Noch auffälliger ist es, daß diejenigen Schriftsteller des Alterthums, die den See nennen, seiner wichtigen Salzerzeugung nicht gedenken. Zwar erwähnt Strabo des Salzes, aber bloß als eines Kuriosums. Titus Livius (XLV, 29) spricht von den Salinen Macedoniens und Siciliens, aber sagt kein Wort über Klein-Asien, und Plinius (Hist. Nat. XXX, 39) führt, als er die Hauptstellen durchgeht, die den Römern Salz lieferten, mehrere in Italien, Sicilien, Cypern, Aegypten, Bactriana u. s. w. an, aber er spricht bloß in sehr

allgemeinen Ausdrücken von Phrygien, Cappadocien und Pamphylien als ebenfalls Salz erzeugenden Ländern. Betreffs des Tatta, gewiß eines der merkwürdigsten Salzseeen, begnügt sich Plinius mit der oberflächlichen Anmerkung, daß er Salz erzeuge, welches gegen Augen-Krankheiten wirksam sei („oculis utilis").

Das vollkommene Stillschweigen der Alten in Hinsicht der ungeheuren Salzablagerungen des Tüz-Göll, wäre fast geeignet, die Vermuthung hervorzurufen, daß es sich um eine neuere Erscheinung handele, die früher in solchem Maßstabe nicht vorhanden war. Die Hypothese wird um so wahrscheinlicher, wenn man die wichtige Rolle berücksichtigt, die Salz überhaupt bei den Alten und besonders bei den Römern spielte, so daß nach Ansicht des gelehrten Dureau de La Malle die Etymologie des Wortes Salarium (Sold), von welchem das französische Salaire kommt, sich auf das Wort Sal bezieht, weil dieses eins der Hauptartikel der von der römischen Regierung den öffentlichen Beamten in Natur gelieferten Substanzen war. Außerdem beweisen zahlreiche Zeugnisse der alten Schriftsteller, daß Salinen bei den Römern eine der ergiebigsten Quellen des Staatseinkommens bildeten, und der Gegenstand einer ganz besonderen Fürsorge waren.

Anderseits scheint aus einer Stelle des Arrianus hervorzugehen, daß ein See Klein-Asiens Kochsalz lieferte, was heute nicht mehr der Fall ist. In seiner Geschichte der Feldzüge Alexanders des Großen erwähnt er (I, 29) des Sees Ascania mit der Bemerkung, daß derselbe Salz ablagere, dessen die Bewohner sich für ihre Nahrung bedienen und welches ihnen das aus dem Meerwasser durch Verdunstung erhaltene Salz vollkommen ersetzt. Nun habe ich aber den Ascania, der heute Adji-Tuz (Bitteres Salz) oder auch Tchuruk-Su-Göll heißt, mehrere mal besucht und keine Spur von Salzablagerungen gefunden. Das Wasser des Sees hat einen Geschmack, der das Vorhandensein von schwefelsaurem Magnesia, schwefelsaurem Natrum und Chlor-Sodium (Kochsalz) verräth, etwa wie das Bitterwasser gewisser Mineralwässer Deutschlands (Saidschitz, Seidlitz, Püllna 2c.), in welchen diese drei Salze fünf Sechstel der in den Wässern enthaltenen Substanzen bilden.*) Ist die Aussage Arrians richtig, so muß man annehmen, daß das damals reichlich vorhandene Kochsalz in dem Wasser des Sees keinen starken Zusatz der beiden andern Salze enthalten habe, die es heute für die Erzeugung des Kochsalzes vollkommen unbrauchbar machen. Es wäre nicht unmöglich, daß diese merkwürdige Veränderung in der chemischen Zusammensetzung des Wassers des Ascania-Sees durch den in der Tiefe noch immer thätigen vulkanischen Herd bewerkstelligt worden ist, dessen Wirkungen auf der Oberfläche Klein-Asiens so mächtige Denkmäler hinterlassen haben. Diese Wirkungen zeigen sich nicht bloß in den ungeheuren Anhäufungen plutonischer Gebirgsarten, sondern auch in den zahlreichen mineralischen heißen Quellen, unter denen einige ganz eigenthümliche chemische Beschaffenheiten darbieten, wie z. B. die von Valowa, vielleicht reicher an Stickstoff als irgend eine bis jetzt bekannte Quelle, während andere eine sehr hohe Temperatur oder eine außerordentliche Inkrustationskraft besitzen. Für die letzterwähnten Thatsachen will

*) Bischof, Lehrb. der chem. und physikal. Geol. Bd. I, S 529.

ich bloß die folgenden Beispiele anführen. Die auf der südwestlichen Spitze der Halbinsel von Troja, nicht weit von Tuzla-Koï (Salzdorf), aus Spalten von Trachytfelsen heftig herausschießenden Strahlen von vollkommen mit Kochsalz gesättigtem Wasser haben eine Temperatur von 85 bis 100 Grad (centigr.). Nun beträgt nach Angaben der Herren Sartorius von Waltershausen und Descloiseau die Temperatur des Großen Geysers 70 bis 80 Grad an der Oberfläche und 122 bis 127 in einer Tiefe von 22 Meter. Wenn schon meine Thermometer nicht so tief in das Tuzla-Wasser versenkt werden konnten, weil sie alle sogleich platzten, ist doch vorauszusetzen, daß, da schon auf der Oberfläche des Wassers vom Tuzla eine höhere Temperatur, als bei der des Geysers vorherrscht, diese Ueberlegenheit ihr auch ebenfalls in einer Tiefe von 22 Meter verbleibt, und somit für den Tuzla die höchste Temperatur aller bekannten Quellen ergiebt, ein Platz, den bis jetzt der Gr. Geiser auf Island behauptet hat. Was die durch ihre Inkrustationskraft merkwürdigen Quellen betrifft, so stehen die von Pambuk-Kalessi (Hieropolis der Alten) in Phrygien ebenfalls als einzig in ihrer Art da. Sie sind in jeder Hinsicht sogar den berühmten von Hammam-Mekutin in Algerien überlegen, von denen ich eine umständliche Beschreibung geliefert habe,*) in der ich sie mit denen von Klein-Asien verglich. Letztere bieten wirklich ein bezauberndes Gemälde dar, eine ganze Landschaft von prachtvollen versteinerten Wasserfällen, zahllosen Säulen, Kelchen, Bechern, Arabesken 2c. strotzend, die sich stets durch neue phantastische Gebilde ersetzen.

III.

Die plastische Beschaffenheit der Oberfläche Klein-Asiens bietet eine so große Mannigfaltigkeit, daß es fast unmöglich ist, die verschiedenen dieselbe durchstreifenden Gebirgsmassen unter gewisse Haupt-Abtheilungen zusammenzufassen. Man könnte bloß in einem ganz allgemeinen Sinne annehmen, daß unter den längsten und höchsten ihrer Bergrücken die Richtungen von Nordost nach Südwest und von Südwest nach Nordost vorwalten. Einer dieser Hauptrichtungen würde der berühmte Taurus angehören, obwohl nicht in dem Sinne, wie die Alten diesen klassischen Namen gebrauchten, dem sie die verschiedensten und oft unbestimmtesten Anwendungen zu geben pflegten.

Was am besten die Wichtigkeit der mannigfaltig gestalteten Bodenoberfläche Klein-Asiens hervorhebt, ist die, wenn auch nur annähernde, Berechnung des von den verschiedenen plastischen Formen eingenommenen Raumes. Die Gesammtheit der mehr oder weniger wagerechten Oberflächen, sowie der Thäler und Einsenkungen, ergeben ein Areal von etwa 20856 Quadratkilometern. Ziehen wir diese Zahl von der, welche die Gesammtoberfläche der Halbinsel in den von mir derselben angewiesenen Grenzen darstellt, so bliebe für die Gebirge 98486 Quadratkilometer; somit würde die mehr oder weniger gebirgige Gegend in Klein-Asien etwa einen fünf mal beträchtlicheren Raum einnehmen, als die flachen oder deprimirten Oberflächen.

*) de Tchihatchef, Espagne, Algérie et Tunisie, p. 390.

Berücksichtigen wir ferner die bedeutende Höhe dieses Gebirgslandes, sowohl in Gestalt von schroffen Gipfeln und Kämmen, als von ungeheuren Anschwellungen, Tafelländern, Terrassen u. s. w., so läßt es sich leicht begreifen, daß, während in Europa und in der neuen Welt die Zahl der mittlern, bloß durch die Gebirge bestimmten Höhe eines Landes, durch den Abzug der flachen oder deprimirten Oberflächen wesentlich verringert wird, diese letzteren einen verhältnißmäßig viel geringeren Einfluß auf die mittlere Höhe der anatolischen Halbinsel ausüben. Zwar ist die Anzahl der in Klein-Asien bis jetzt hypsometrisch bestimmten Punkte nicht groß genug, um diese mittlere Höhe anzugeben, so daß die Bestimmung derselben bloß auf die mir bekannten 766 Punkte*) gegründet, nur einen annähernden Werth giebt, der etwa 1000 Meter beträgt. Die mittlere Höhe Klein-Asiens wäre also gleich der Höhe des Mont-Dore in der Auvergne und betrüge fast das Doppelte der Höhe von Innsbruck und München. Allein die Elemente dieser Zahl sind sehr verschiedenartig vertheilt, da mehrere Regionen Klein-Asiens in Hinsicht ihrer mittleren Höhe auf das Grellste von einander abweichen; so unter andern wäre die mittlere Höhe von Jonien, Troas und Pamphylien 147, 284 und 370 Meter, während Galatia, Isaurien und Lycia jede über 1000 und Cappadocien sogar 2000 Meter besäßen.

Jedenfalls kann man in einem sehr allgemeinen Sinne annehmen, daß in Hinsicht der Vertheilung seiner plastischen Bestandtheile Klein-Asien sich als ein komplizirtes Gebirgsland darstellt, dessen centraler Theil in der Gestalt eines Plateaus deprimirt ist von etwa 800 bis 900 Meter mittlerer Höhe. Dieses Plateau, dessen Oberfläche trotz vielfachen lokalen Abweichungen auf einer großen Ausdehnung den ihm eigenthümlichen Charakter beibehält, bildet einen langen Streifen, der die Halbinsel von Nordwest nach Südost durchzieht und zwischen den Parallelen von Angora und der Bergkette Bulgar-Dagh liegt.

Ein anderer ebenfalls hervorragender Zug in der plastischen Physiognomie der Halbinsel ist die Concentration der höchsten Bergketten in ihrem südlichen Theile. So erstreckt sich der Taurus längs der südlichen Küste, und auch der Argeus, der als Kulminationspunkt Klein-Asiens betrachtet werden kann, indem nach meinen Messungen sein Gipfel fast 4000 Meter erreicht, ist von dem Mittelmeer bloß 156 Kilometer, dagegen von dem schwarzen Meere 424 Kilometer entfernt. Auch würde ein von diesem letzteren bis zum Mittelmeer (z. B. von Samsun bis zu Alexandrette) durch die Halbinsel geführter Schnitt eine mannigfaltig gebogene und gezahnte Linie geben, deren stärkste Anschwellung an ihrer südlichen Endspitze und die größte Senkung an der entgegengesetzten sich befänden.

Trotz der vorherrschenden Rolle, die die Gebirgsgruppen in Klein-Asien spielen, schließen sie sich doch an die flachen oder deprimirten Oberflächen durch eine so große Anzahl von Päßen und Thälern an, daß daraus ein harmonisches Ganze entsteht, dessen dem ersten Ansehen nach fremdartige Elemente sich durch Uebergänge in einander verschmelzen. Dieser Umstand würde jedenfalls ein künst-

*) Im Jahre 1868 belief sich diese Anzahl auf 766, von welchen 614 von mir ausgeführt worden sind.

liches Verbindungssystem wesentlich begünstigen, das wirklich einst vorhanden war, wie es zahllose Trümmer und Spuren alter römischer Wege beweisen. Die moderne Wissenschaft würde ihm aber durch die Herstellung von Eisenbahnen einen ganz neuen Aufschwung verleihen, während anderseits die zahlreichen Schluchten und Engpässe, die fast alle Berge durchsetzen und unter denen die berühmten Pylae Ciliciae den ersten Platz einnehmen, strategische Punkte von der größten Wichtigkeit darbieten, so daß man Denkmäler des militärischen Schutzes und der Civilisation sich nebeneinander erheben sehen würde.

Betrachtet man die endlose Mannigfaltigkeit der plastischen Physiognomie Klein-Asiens, so muß man von vornherein annehmen, daß ein solches Land alle Bedingungen der ausgeprägtesten Naturschönheit, zugleich aber auch die schroffsten Gegensätze des Klimas darbieten muß, wie es auch wirklich der Fall ist.

Allerdings ist der Eindruck des Schönen und Malerischen, den eine Gegend auf den Menschen macht, etwas Unbestimmbares und Relatives; die Ansichten, die er erzeugt, sind so verschieden, daß sie oft von Gewohnheiten oder nationalen Vorurtheilen abhängen. Die Bewohner Schottlands, Wales oder Schwedens werden in ihren nordischen Sympathien sich gefallen und die Lage Edinburghs mit der von Athen, die Bucht von Dublin mit der von Neapel vergleichen; sie werden bald das üppige Grün der durch eine feuchte Luft geschwängerten Wiesen geltend machen, bald die melancholischen schwärmerischen Schattirungen eines bewölkten Himmels. Aber wie rasch verschwinden solche Erinnerungen im Angesicht der südlichen Sonne, welche die azurblaue Oberfläche des Meeres vergoldet und die anmuthigen Umrisse einer Vegetation abspiegelt, deren Farbenpracht die düstern Schattirungen eines blassen Himmels nicht bedarf. Und dann, laßt uns auch den Eindruck nicht vergessen, die auf den Geist und die Einbildungskraft der Anblick einer Natur hervorbringt, deren beständige Jugend sich an das Ideal des Dichters und des Christen knüpft, indem sie uns in jene abstrakte Sphäre der Vollkommenheit versetzt, die die materiellen Bedingungen der Geburt, des Greisenalters und des Todes ausschließt. Daher kann die Vereinigung der wesentlichen unveränderlichen Elemente des Schönen und Malerischen bloß in den unter einem südlichen Himmel gelegenen Ländern in ihrer ganzen Fülle auftreten.

Dessen ungeachtet sollte man eigentlich, wenn man Klein-Asien zum Vergleich mit solchen Ländern wählt, aus diesem Vergleich ein Element entfernen, das für die Halbinsel zu vortheilhaft wäre, ohne gerade aus dem Begriffe des Schönen und Malerischen zu entspringen; dies Element ist der unwiderstehliche Reiz, der sich an den Orient überhaupt knüpft. Der Orient, die Wiege unserer Religion und die Schatzkammer der reichsten, dichterischen Erinnerungen, wirkt so mächtig auf jeden gebildeten Geist, daß er unwillkürlich geneigt ist, die wirklichen Schönheiten eines Landes zu überschätzen, wo tausend Stimmen den Geist und die Einbildungskraft ansprechen und wo die Leerheit der Gegenwart durch eine Vergangenheit erfüllt ist, angesichts deren unser junges Europa mit allen seinen sekulären Denkmälern bloß als ein unmündiges Kind erscheint. In einem solchen Vergleich

sollte man also, so viel wie möglich, alle Ideen und Gefühle entfernen, die nicht auf die ausschließlich physischen Bedingungen des Schönen gegründet sind.

Wenden wir nun dieses strenge Prinzip bei Klein-Asien an, so ergiebt sich, daß dieses Land trotzdem den Vergleich mit den durch ihre Naturschönheiten am meisten berühmten Gegenden vollkommen zu ertragen vermag. Denn der Taurus bildet eine Gebirgsmasse, die den erhabensten alpinen Gemälden der Schweiz, Tyrols, der Appenninen, Pyrenäen, der Sierra Nevada rc. keineswegs nachstehen; die Thäler des Kalykadnus, des Meander, der Iris und so manche andere, haben um nichts die lachenden Thäler Siciliens, Kalabriens, Spaniens rc. zu beneiden; die Gestade Paphlagoniens, des Pontus und besonders Ciliciens, Pamphyliens und Lyciens sind häufig noch malerischer, als die schönsten Küsten des adriatischen Meeres und Griechenlands und wetteifern sogar mit dem prachtvollen Meerbusen von Genua und seinen reizenden Cornichen. Die Ebenen von Brussa, von Afium-Karahissar, von Denizly, Isbarta rc. können um die Palme mit der berühmten Vega di Granada oder den anmuthigen Ebenen Lombardiens kämpfen; endlich die zahllosen Ausbiegungen, gezackten Vertiefungen und mannigfaltigen Verzweigungen der westlichen Küste der Halbinsel besitzen Buchten, die wie jene von Smyrna der Bucht Neapels gleichgestellt werden können, ohne der Meerengen des Bosporus und der Dardanellen oder der unvergleichbaren Lage Konstantinopels zu erwähnen, die nicht bloß die malerischsten Seestädte Europas, wie Neapel und Lissabon, übertrifft, sondern unstreitig in dieser Hinsicht den ersten Platz in der Welt behauptet. Trotz der Pracht ihrer tropischen Vegetation vermag auch Rio de Janeiro, diese Königin der neuen Welt, nicht den Sieg davon zu tragen und beugt sich ehrfurchtsvoll vor der alten Stadt der Cäsaren. Man sieht also, daß Klein-Asien alle Bedingungen eines höchst malerischen Landes besitzt, auch wenn man sich bemüht, die aus den Hallen der Vergangenheit auf sie hinüberströmenden Strahlen zu verschleiern. Dieses Glanzes beraubt bleibt es doch immer so schön, wie die schönsten bekannten Gegenden.

Dies wäre also eine der obenerwähnten Folgerungen, die man von plastischen Verhältnissen Klein-Asiens zu erwarten hatte; die andere Folgerung, nämlich die große Mannigfaltigkeit seiner klimatischen Bedingungen betreffend, bewährt sich ebenfalls vollkommen, wie es uns die Betrachtung des Klimas Klein-Asiens bezeugen wird.

IV.

Seitdem die sehr komplizirten Elemente, aus denen die meteorologischen Erscheinungen bestehen, einer scharfen Analyse unterworfen worden sind, hat es sich mehr und mehr ergeben, wie wenig die geographische Lage eines Landes die wirkliche Beschaffenheit des Klimas ausdrückt, da dieselbe ganz von lokalen, oft allen wissenschaftlichen Beobachtungen sich entziehenden Ursachen abhängt. Wenige Länder in der Welt liefern einen so auffallenden Beweis dieser Thatsache wie Klein-Asien. Unter einer der gemäßigtsten Breiten (der von Spanien) gelegen, bieten die verschiedenen, die Halbinsel zusammensetzenden Regionen so grelle

klimatische Gegensätze, daß, hätte man die geographische Lage derselben bloß nach ihrer mittleren Temperatur zu bestimmen, man glauben würde, sie gehörten den verschiedensten zwischen den kalten und heißen Erdgürteln gelegenen Ländern an.

Um einen allgemeinen Begriff von dieser Thatsache zu geben, genügt es, einen raschen Blick auf die hervorragendsten klimatischen Bedingungen zu werfen, die die kontinentalen und die littoralen Gegenden Klein-Asiens bezeichnen.

1. Klima der kontinentalen Zone. Die theilweise durch meine Vermittelung in den Städten Kaïsaria, Erzerum, Erivan und Urumia angestellten meteorologischen Beobachtungen, sowie auch die in verschiedenen kontinentalen Punkten von mir direkt gesammelten meteorologischen Data, können uns einen allgemeinen Begriff von den klimatischen Verhältnissen des kontinentalen Theils Klein-Asiens geben.

Kaïsaria (38°, 42′ n. B.), in einer Höhe von 1,195 Meter liegend, hat einen Winter wie Amsterdam (42°, 22′) und einen Sommer wie Toulouse (44°, 7′), was sich gar nicht mit den Temperaturen verträgt, die man erhalten würde, wenn man sie nach der Breite und Höhe der zwei obenerwähnten Oerter berechnete. Dies ist noch mehr mit Erzerum, Erivan und Urumia der Fall. In Erzerum (39°, 57′ n. B.; Höhe 1,987 m) sind die Winter im Mittel so streng als in Moskau und auf dem St. Bernard und strenger als in Petersburg (59°, 60′ n. B.); der Frühling erinnert an den von Hamburg (53°, 5′ n. B.) aber mit viel höheren Maxima, die so rasch auf den strengen Winter folgen, daß zwei Monate hinreichen, um das Getreide zu reifen, so daß Gerste, die Mitte Juni sich kaum über den Boden erhebt, schon am 20. August geerntet werden kann. In Erivan (40° n. B., Höhe 968 m) sind die Winter im Mittel denen von St. Petersburg gleich, aber die Sommer so heiß, daß das Thermometer im Schatten manchmal bis 45° und in der Sonne bis über 50° steigt, was den ungeheuren Unterschied von 60° zwischen den Sommer-Maxima und den Winter-Maxima (diese letztere zuweilen 30 Grad unter Null) liefert, ein Unterschied, der dem der eisigen Gegenden von Jakutsk in Sibirien wenig nachgiebt. Endlich besitzt Urumia (37°, 30′ n. B.) einen Winter, der im Mittel dem von Riga (58°, 23′ n. B.) entspricht und einen Sommer, der heißer als der von Nizza, Monpellier und Lissabon ist.

Kaum brauche ich zu bemerken, daß die oben erwähnten vier Städte keineswegs hinreichen, um uns einen richtigen Begriff von der mittleren jährlichen Temperatur der kontinentalen Zone Klein-Asiens zu geben, auch dann nicht, wenn wir diesen Beobachtungen die meteorologischen Data hinzufügen, die ich in den Städten Kutayia, Konia, Angora, Karaman, Afium-Karahissar, Siwas, Allacher und Tokat gesammelt habe. Jedenfalls können wir bis zur Erlangung befriedigender Materialien die zwölf Oertlichkeiten benutzen, um ihre mittlere jährliche Temperatur als die der kontinentalen Zone Klein-Asiens vorläufig anzunehmen. Diese Berechnung würde uns zu einer Zahl führen, die sich nicht viel von der mittleren jährlichen Temperatur von Paris (die 10°, 6 beträgt) unterscheidet; somit würde das Klima der kontinentalen Region Klein-Asiens (Plateaus, Thäler

und die unteren Zonen der Gebirge) etwa das Klima von Paris sein, aber mit viel wärmerem Sommer, kälterem Winter und geringerer atmosphärischer Feuchtigkeit. Diese, obwohl ganz allgemeine Veranschlagung ist übrigens durch botanische Betrachtungen unterstützt, wie es der später zu gebende Ueberblick über die Vegetation Klein-Asiens beweisen wird.

2. Klima der littoralen Zonen. Die Materialien, die uns hier zu Gebote stehen, sind noch karger, als die zur Schätzung des kontinentalen Klima's Klein-Asiens, denn leider müssen wir uns bloß mit zwei Lokalitäten begnügen, nämlich Tarsus und Smyrna, zwei Städte, wo es mir gelang, während fast drei Jahren meteorologische Beobachtungen anstellen zu lassen.

Das Jahres-Mittel von Tarsus (36°, 46′ n. B., am Niveau des Meeres gelegen) ist höher, als die Mehrzahl der unter derselben Breite liegenden littoralen Oertlichkeiten Europas, wie unter anderen Gibraltar, Cadix, Malaga u. s. w. Diese Anomalie ist durch die wirklich tropische Sommer-Temperatur von Tarsus verursacht, denn sie ist hier eben so hoch wie in Bombay (18°, 51′ n. B.), Macao (22°, 1′ n. B.) und Cairo, was nothwendiger Weise einen größeren Unterschied zwischen den Temperaturen der vier Jahreszeiten, besonders zwischen denen des Sommers und Winters hervorbringen muß, als auf den korrespondirenden Punkten Europas.

Anders verhält es sich mit Smyrna (38°, 26′ n. B.) wo die mittlere Jahrestemperatur etwas niedriger ist, als die der unter derselben Breite liegenden Oertlichkeiten Europa's. Dieses hängt davon ab, daß in Smyrna die Frühlings- und Winter-Mittel verhältnißmäßig ziemlich deprimirt sind, denn das erste entspricht dem von Florenz (43°, 37′), während das Winter-Mittel Smyrnas niedriger ist, als das von Neapel, Barcelona, Nizza und sogar Genua. Dagegen sind die Sommer in Smyrna im Mittel heißer, als die der Mehrzahl unter derselben Breite sich befindenden Oertlichkeiten Europas. Man kann also annehmen, daß in Folge der verhältnißmäßig kühlen Winter, sehr heißen Sommer, sowie auch der Temperatur-Gegensätze, die viel stärker sind, als es von ihrer topographischen und geographischen Lage zu erwarten wäre, Smyrna und wahrscheinlich die westliche Küste Klein-Asiens, deren Klima diese Stadt annähernd darstellt, viel weniger als die denselben entsprechenden Oertlichkeiten Europas die gleichförmige und mildernde Witterung des Meeres erhalten, sondern sich gewissermaßen mehr dem kontinentalen oder excessiven Klima nähern.

Aber nirgends treten solche klimatische Anomalien schärfer hervor, als auf den nordwestlichen und nördlichen Küsten-Regionen Klein-Asiens, wo besonders in Konstantinopel und dem Bosporus die Wirkung lokaler Ursachen einzig in ihrer Art dastehende Erscheinungen erreichen. Ich behalte mir vor, diese Erscheinungen in einem der Stadt Konstantinopel und dem Bosporus gewidmeten Aufsatze zu besprechen und will deshalb die klimatische Beschaffenheit der nördlichen Küstenzone Klein-Asiens hier gar nicht erwähnen, weil das Klima dieser Küste mehr oder weniger durch das Schwarze Meer beeinflußt ist und daher in dieser Hinsicht sich an den Bosporus und die Gegend von Konstantinopel anschließt.

Ich kann diesen raschen Ueberblick der klimatischen Verhältnisse Klein-Asiens nicht schließen, ohne ein paar Worte über die Grenze der Schneelinie in diesem Lande zu sagen.

Die hohen Berge Klein-Asiens sind noch so wenig wissenschaftlich untersucht, daß es unmöglich ist, die mittlere Höhe der Grenze des ewigen Schnee's auf denselben zu bestimmen. Während der neun Jahre, die ich dem Studium dieses in naturwissenschaftlicher Hinsicht damals noch vollkommen unbekannten Landes gewidmet hatte und die schwierige, alle Zweige der Naturwissenschaft umfassende Arbeit ohne irgend eine Mithülfe, so viel es meine Kräfte und Mittel gestatteten, ausführte, vermochte ich nur drei der höchsten Berge, nämlich: den Argeus, den Bin-göl-dagh (Berg der tausend Seen) und den Bulgar Dagh, unter dem doppelten Gesichtspunkte der Vegetation und der Grenze des ewigen Schnee's zu untersuchen.

Ich will bei dem Argeus (heute Ergias-Dagh genannt) etwas länger verweilen, nicht weil er der Kulminations-Punkt der ganzen Halbinsel ist, sondern weil er, außer von Hamilton, noch von einem wissenschaftlichen Reisenden vor mir besucht worden ist.

Als ich in Mitte August (anno 1849) den Argeus (38°, 30′ n. B.) längs seines südlichen Abhanges bestieg, hatte man einen besonders schneereichen Winter gehabt; trotzdem fand ich keine Spur von Schnee auf einer Höhe von 2463 m, obwohl den vorgehenden Tag ziemlich viel davon gefallen war, aber auch sogleich abschmolz. Als ich mich am 16. August auf dieser Höhe befand, beobachtete ich den hygrometrischen Stand der Luft und fand um Mittag, unter wolkenlosem Himmel die relative Feuchtigkeit 0,18; das Thermometer im Schatten zeigte 15° 3 (centigr.), während den folgenden Tag auf dem nördlichen Abhange des Berges, namentlich auf dem Tekir genannten Plateau, dessen Höhe ich zu 2128 m bestimmte, die Temperatur der Luft, ebenfalls am Mittag, blos 12 Grad war. Auf der Höhe von 3005 m, wo ich übernachtete, zeigte das Thermometer 2 Uhr Nachmittag im Schatten 6°, 8 und zwei Stunden nach Sonnenuntergang 0,7; dann sank es rasch bis — 4 und erreichte ein Nacht-Minimum von — 4,7, ein jedenfalls weniger beträchtliches Minimum, als das auf dem Gipfel des Mont Blanc ebenfalls im August (28., 29., 30. und 31. anno 1844) von Herrn Martins beobachtete, nämlich — 6,45, obwohl die Höhe dieses Gipfels (3476 m) bloß um 471 m die meines Nachtlagers übertraf. Ich bedauere, die am Mont Blanc angestellten Beobachtungen über das Ausstrahlungs-Vermögen des Schnees hier nicht wiederholt zu haben, denn das unmittelbar auf der Oberfläche des Schnees ruhende Thermometer gab Herrn Martins (um 12 Uhr Mittags) — 19,20 Grad, während die umgebende Luft bloß — 6,45 besaß. Indem Herr Martins das ungeheure Ausstrahlungs-Vermögen des Schnees hervorhebt, ist er der Meinung, daß auf der Höhe des Mont Blanc's im Winter und bei vollkommen klarer Nacht das mit der Oberfläche des Schnees in unmittelbarer Berührung sich befindende Thermometer wohl bis zu — 43 sinken könnte.

Auf der Höhe meines Nachtlagers lag der Schnee bloß in Streifen und Resten, die nach Aussagen meines Führers vorübergehend aufzutreten pflegten, aber auf der Höhe von 3400 m schien der Schnee, obwohl immer wenig verbreitet und oft ziemlich locker, nicht mehr durch die Sommer-Temperatur beeinflußt zu sein. Es ist also wahrscheinlich, daß auf dem südlichen Abhange des Argeus die Grenze des ewigen Schnee's etwa auf 3450 m bestimmt werden kann.

Je mehr ich über 3450 m stieg, umsomehr nahm der Schnee zu, besonders in Einsenkungen zwischen Felsen angehäuft, aber auf dem größeren Theil der oberen Böschung sah ich bloß Schnee-Fetzen, die auf Abhängen von 28 bis 40 Grad Neigung sich kaum zu erhalten vermochten. Endlich auf der Höhe von 3841 m zeigte das Thermometer im Schatten unter wolkenlosem Himmel und vollkommener Windstille 11 Grad und an der Sonne (mit ungeschwärzter Kugel) 24,6; die relative Feuchtigkeit der Luft betrug 0,37° und folglich doppelt so stark, als auf der Höhe von 3463 m, was ich weder voraussehen, noch erklären konnte.

Obwohl ich den Gipfel des Argeus auf 3841 m bestimmte, ist der höchste zu erreichende Ort von einem senkrecht, in Gestalt eines riesenhaften Pfeilers sich erhebenden Felsen überragt, der wahrscheinlich 150 bis 200 m hoch ist, so daß man den wirklichen Kulminations-Punkt des Argeus auf etwa 4000 m annehmen kann. Auf dem von mir betretenen Gipfel war der Schnee ziemlich kompakt, aber nirgends erblickte ich eine ausgedehnte Oberfläche von Eis, die als Gletscher gelten könnte Zwar sollen solche, wie mein Führer sagte, auf den inneren Abhängen des Kraters vorhanden sein, allein senkrechte zackige Felsen umringen dermaßen seine Ränder, daß ich desselben kaum ansichtig werden konnte, und da ich natürlicher Weise keine Vorrichtungen zu treffen vermochte, mich in denselben mit Hülfe von Stricken oder Ketten hinabsenken zu lassen, mußte ich auf diesen halsbrecherischen Besuch verzichten.

Auch auf dem nördlichen Abhange des Argeus konnte ich keine Gletscher erblicken, wenigstens nicht in der Entfernung, von welcher ich diesen Abhang zu betrachten im Stande war. Man schilderte mir denselben als ganz unzugänglich, und ich hatte nicht Zeit, die Wahrheit der Aussage zu prüfen. Jedenfalls wird, wenn das Land einst in europäische Hände gekommen ist, Vieles, was jetzt als unmöglich betrachtet wird, ausführbar sein.

Was den Bin-göl-Dagh betrifft, der etwa 500 Kilometer Nord-Ost-Nord vom Argeus unter der Breite von 30°, 20′ liegt, so scheint dort die Grenze des ewigen Schnee's im Vergleich mit dem Argeus niedriger zu sein. Als ich den 1. August 1858 den Bin-göl-Dagh längs seines nördlichen Abhanges bestieg, fand ich schon unter 3000 m Höhe breite Streifen von Schnee, die wohl permanenter Natur waren, denn nach der Erzählung meiner Führer, fängt hier bereits Ende August der Winterschnee zu fallen an. Da aber meine Beobachtungen auf dem Bin-göl-Dagh den nördlichen Abhang betrafen, während ich auf dem Argeus nur an dem entgegengesetzten Abhang die untere Grenze der ewigen Schneelinie

kennen lernte, so ist es wahrscheinlich, daß diese Grenze keinen beträchtlichen Unterschied ausmachen würde, wenn man sie an dem nördlichen Abhange dieser Berge beobachtete. Uebrigens habe ich auch auf dem Bin-göl-Dagh keine wirkliche Gletscher entdecken können, obwohl die Höhe des Berges nicht viel der des Argeus nachsieht. Wie schon oben bemerkt, ist auf letzterem Berge das Vorhandensein der Gletscher zwar nicht unwahrscheinlich, aber sie müssen sich in einer Höhe von mindestens 3600 m und folglich 400 m höher, als das Mer de Glace auf dem Mont-Blanc (3200 m) befinden; ferner kann man annehmen, daß die etwaigen Gletscher des Argeus nicht tiefer als 3000 m reichen und somit ihre untere Grenze 1900 m höher liegt, als die des Mer de Glace, die bei Chamounix bis 1100 m hinuntersteigt.

Jedenfalls ergiebt es sich aus meinen Beobachtungen auf dem Argeus und auf dem geheimnißvollen Berge, der von den Türken Berg der tausend Seen benannt wird, daß die untere Grenze des ewigen Schnee's auf dem südlichen Abhange des Argeus (und wahrscheinlich auch auf dem südlichen Abhange des Bin-göl-Dagh) verhältnißmäßig höher liegt als in Europa und Amerika. Denn wenn wir den Argeus als Vergleichungs-Punkt annehmen und seine Grenze der Schneelinie auf die unter den verschiedensten Breiten gelegenen Berge beziehen, so ergiebt es sich, daß mit Europa verglichen, entweder in absolutem oder relativem Sinne der cappadocische Riese fast immer in dieser Hinsicht den Vorzug behält, daß er aber diesen Vorzug einbüßt, je mehr man in östlicher Richtung vorrückt. Sollten weitere Beobachtungen die Thatsache bewähren, daß die Grenze des ewigen Schnee's im Steigen begriffen sei, je mehr man sich östlich von der anatolischen Halbinsel entfernt und in das Innere des großen asiatischen Festlandes eindringt, so würde diese Erscheinung beweisen, daß die atmosphärische Trockenheit ganz in demselben Verhältnisse fortschreitet, da es keinem Zweifel unterliegt, daß die Höhe der Grenzen des ewigen Schnee's hauptsächlich von der hygrometrischen Beschaffenheit der Luft abhängt. Auch sehen wir, daß wenigstens auf dem Argeus, meinen Beobachtungen zufolge, die Trockenheit der Luft sehr bedeutend ist. Das Ergebniß dieser Beobachtungen sticht aber grell von der großen atmosphärischen Feuchtigkeit ab, die Humboldt auf dem Chimborazo in einer Höhe von 5619 m und Boussingault in einer Höhe von 6000 m, sowie auch auf der Pitchincha 4547 m) gefunden haben, da in allen diesen Höhen die Luft viel feuchter war, als in den sibirischen, am Meeresspiegel gelegenen Steppen. Die Gebrüder A. und H. von Schlaginweit haben die relative Feuchtigkeit der Luft auf dem Monte Rosa viel beträchtlicher gefunden, als in Bern, Genf, Aosta, Mailand und Turin. Endlich ergeben die hygrometrischen Beobachtungen von Kaemz auf dem Rigi (1810 m) und auf dem Faulhorn (2672 m), sowie die von Bravais und Martins auf dem letzteren Berge (0,18) ganz andere Zahlen, als mir der Argeus in einer Höhe von 2463 m gegeben hatte.

Sind schon unsere Kenntnisse des Argeus und des Bing-göl-Dagh so unvollkommen, so sind sie es in Betreff der übrigen Berge der Halbinsel noch mehr. Ich will bloß erwähnen, daß einige dieser Berge, deren Höhe ich kaum auf

3000 m schätzte, eine etwas niedrigere Schneelinie zu besitzen schienen, als der Argeus und der Bin-göl-Dagh, da ihre Gipfel schon in den heißesten Monaten mehr oder weniger Schnee tragen. Unter anderem sah ich den 23. August 1850 noch Schneemassen auf dem nördlichen Abhange des Ilkaz-Dagh, und im Juli waren die Gipfel des Bulgar Dagh, des Ala Dagh und des Hassan Dagh noch versilbert. Wahrscheinlich sind es lokale Einflüsse, die auf diesen Gebirgen die Schneelinie verhältnißmäßig deprimiren, denn der für den Argeus und den Bin-göl-Dagh charakteristische hohe Stand derselben, tritt ebenfalls in den mehr östlichen Theilen der cappadocischen, pontischen und armenischen Gegenden auf. So glaubt Wagner, daß die auf dem Rande des großen armenischen Tafellandes sich erhebenden isolirten Kegel eine bis auf 4222 m hinaufrückende Schneelinie besitzen, während dieselbe auf den Gebirgen des Innern Armeniens die Höhe von 3410 und 3573 m erreicht. Ferner ist Karl Koch in der pontischen Bergkette auf Beispiele einer ungewöhnlichen Höhe der unteren Grenze des ewigen Schnee's gestoßen, denn, als er diese Bergkette nicht weit von der Alpe Kachgar überschritt, beobachtete er eine üppige alpine Vegetation noch in einer Höhe von 2924 m, einer beträchtlicheren Höhe, als die, wo auf dem, drei Breitengrade südlicher gelegenen Etna, schon der ewige Schnee anfängt. Karl Koch glaubt nicht, daß man denselben unter 3248 m auf den Alpen von Kachgar erreichen kann. Außerdem macht dieser Gelehrte darauf aufmerksam, daß man auf dem von einer der Quellen des Kur (Artahan Tchaï genannt) durchflossenen Plateau, in einer Höhe von 1949 m Dörfer sieht, die ihre Bewohner niemals verlassen, und wo sie Viehzucht betreiben. Er meldet uns ebenfalls, daß er in Kizildere, einem Ort, der auf dem Plateau gelegen ist, wo die Hauptquelle des Euphrats sich befindet und dessen Höhe er zu 2436 m schätzt, mit Roggen und Gerste besäete Felder gesehen habe, von denen das erstere Getreide Mitte September vollkommen reif war.

Wagner weist auf die wahrscheinliche Abwesenheit aller Gletscher auf den Gebirgen Armeniens hin, und bemerkt, daß, obwohl auf den nördlichen und südlichen Abhängen des Ararats solche vorhanden sind, man sie keineswegs mit denen unserer europäischen Alpen vergleichen kann (sowohl in Hinsicht ihrer Mächtigkeit, als ihrer Ausdehnung) und daß sie sogar jenen des Kaukasus sehr nachstehen. Der niedrigste, einst von den Gletschern des Ararat erreichte Punkt ist der Graben des heiligen Jakob, in einer Höhe von 1461 m; allein nach der Katastrophe, durch welche dieser Graben umgestaltet wurde, ist alle Spur des Gletschers verschwunden. Uebrigens hat man mir in Erzerum bestimmt versichert, daß bedeutende Gletscher in dem armeno-taurischen Bergsystem, namentlich in dem Distrikte Dschulamark, südlich vom Van-See vorhanden seien, aber so viel ich weiß, ist noch kein Naturforscher in diese wilde, unwirthbare, von Nestorianern und Kurden (dem räuberischen Stamme Hakary gehörend) bewohnte Gegend gedrungen, die ich leider nicht besuchen konnte, da sie außer dem Bereiche meiner Erforschungen in Klein-Asien lag.

Wenn wir berücksichtigen, daß die angeführten Thatsachen in Betreff der

Höhen, wo in Armenien noch Getreide gebaut wird, sich auf Breiten von 40 bis 41 Grad beziehen, und daß unter solchen Breiten die Grenzen des ewigen Schnees sich auf 3248, 3410, 3577 und 4222 m Höhe erheben, eine Höhe, die sogar in absolutem Sinne beträchtlicher ist, als auf dem Argeus, so können wir nicht umhin, darin Erscheinungen wahrzunehmen, die die oben ausgesprochene Hypothese sehr wahrscheinlich macht, nämlich: daß die schon in Klein-Asien viel höher, als in Europa liegende Grenze des ewigen Schnee's stets (mit wenigen lokalen Ausnahmen) im Steigen begriffen ist, je mehr man nach Central-Asien vorrückt, wo sie in dem Himalaya eine ungeheure Höhe erreicht. Diese Erscheinung wird, wie schon oben bemerkt, durch eine Reihe von Umständen herbeigeführt; die hauptsächlichsten sind die Trockenheit der Luft, die Ausdehnung der Tafelländer, deren Wärmeausstrahlung die Ausstrahlung des Schnee's verhindert, endlich die isolirte Stellung mehrerer beträchtlicher Gebirgsmassen und vielleicht manchmal die dunkeln Färbungen der Felsorte, Bedingungen, von denen bei dem Argeus sich mehrere vereinigt finden. Auch sind die von mir entwickelten Betrachtungen über die Grenzen des ewigen Schnee's durch die botanischen Verhältnisse Klein-Asiens vollkommen bestätigt (wie wir es sogleich sehen werden).

(Fortsetzung folgt.)

Plebejer, Sklaven, Knechte, Arbeiter alter und neuer Zeit.

Historische Skizzen

von

M. G. Canale.

I.

Durch den Handel, die Schifffahrt, die Ausübung der Künste und der verschiedenen Gewerbszweige gelangten die Plebejer, Knechte, Arbeiter und Handwerker jedes Volkes zu Macht und Bedeutung.

Jeder Staat, der sich zu einer hohen Stufe der Kultur erhob, mußte von der Theokratie zuerst zur Aristokratie übergehen, und von dieser, um sich vollständig zu entwickeln, zur Demokratie. Athen, die mächtigste Stadt Griechenlands, welches unter Perikles die am Meisten ausgebildete Form der Demokratie besaß, zeigt uns, was Kultur, politischen Fortschritt und Vervollkommnung in Kunst und Wissenschaft betrifft, das goldene Zeitalter jener Nation. Es standen damals Männer aus dem Arbeiterstande von hoher Begabung und außerordentlicher Beredtsamkeit auf: Eukrates der Schuster, Hyperbolus der Fackelträger, und, bedeutender als diese, Kleon der Gerber, welcher, nach Perikles Tode, Führer und Beherrscher der Volksversammlung wurde, die er mit seiner emphatischen, unwiderstehlichen Rede hinriß und nach Gefallen lenkte. Er war es, welcher, nachdem die kurz vorher wieder eroberte Stadt Mitylene sich gegen Athen empört hatte, die Parthei

besiegte, die, ein denkwürdiges Beispiel! alle bewaffneten Mitylenser hatte tödten lassen. Er war es auch, der nach Beendigung des Waffenstillstandes mit den Spartanern, den unredlichen Urhebern jener Aufstände, durch welche die Athenische Kolonie Amphipolis verloren ging — die Volksversammlung zur Fortsetzung des Krieges mit Sparta bewog, und als erwählter, oberster Führer des vaterländischen Heeres tapfer fechtend in der Schlacht sein Leben verlor, in der auch Brasidas, Führer der Spartaner, fiel. Dennoch wurde Kleon in verschiedenen Schriften angegriffen und geschmäht. So von Aristophanes in seinen Lustspielen, von Thucydides in seinen Geschichtswerken. Doch Aristophanes war ein frecher, cynischer Verläumder der berühmtesten Athener, wie selbst des Sokrates und Perikles. Thucydides, von Athen nach dem von den Spartanern belagerten Amphipolis gesendet, verließ feig und verrätherisch die Stadt, die er unvertheidigt ließ.

II.

Wie Athen, so ging auch Rom, nach der Ermordung der Virginia, zur Demokratie über. Nachdem die Plebejer die Tribunenwürde erhalten, nach und nach das Joch der Patrizier abgeschüttelt, jeden Widerstand von ihrer Seite besiegt hatten, gelang es ihnen, jede obrigkeitliche Würde zu erhalten, die höchste, die Priesterwürde, nicht ausgenommen, welche das Vorrecht und Prestige der Auguren bildete und die wirkliche Staatsgewalt bedingte. Und so wie die Macht der Plebejer siegreich aus allen Unterdrückungen der Patrizier hervorging, so schritt Rom mit seinem tapferen Heere, nachdem Mittel-, Nord- und Süditalien unterworfen waren, zur Eroberung der Welt. Nach der Einnahme und Zerstörung Carthago's wurde Griechenland römische Provinz. Im Anfang des 7. Jahrhunderts seit der Erbauung Roms erstreckte sich seine Herrschaft bis an die Ufer des Euphrat und von den Alpen bis zum Atlantischen Meere.

Da jedoch die Oligarchen, obwohl Patrizier und Ritter, raubgierig und stolz waren und der neue Adel noch raubgieriger und stolzer als der alte, so hörten die Zwistigkeiten, widerrechtlichen Anmaßungen und Intriguen nicht auf. Die verpachteten Ländereien, die großen Landgüter mit ihren Lustgärten und Palästen und ihrem kleinen Territorium zerstörten das freie Eigenthum, richteten Italien, zu Grunde: wenige Millionaire, aber erschreckend viele Arme. Das Volk wurde träge, bettelhaft. Der Ackerbau und die Gewerbe befanden sich in den Händen der Sklaven.

Dem Ruin des Vaterlandes wagten die Brüder Tiberius und Cajus Gracchus sich kühn entgegenzustellen. Sie erneuerten das Licinische Ackergesetz und andere weise politische Maßregeln. Doch sie fielen ihren großmüthigen Bestrebungen zum Opfer. Die verderbten Patrizier, der übelgesinnte neue Adel, die unversehrt aus dem Kampfe hervorgegangen waren, triumphirten in verhaßter Alleinherrschaft.

III.

Da aber trat zum Heile des öffentlichen Wohles der furchtbare Plebejer, Cajus Marius, auf. Hier gährten die innerlichen Unruhen — dort erschienen von den Ufern des Baltischen Meeres zahllose Schwärme von Barbaren, Cimbern und

Teutonen, welche, vorwärtsziehend, zu einer Schaar von beinahe 500,000 Mann anwuchsen. Riesenmäßig, ungeheuerlich in ihrer Erscheinung stürzten sie sich auf die Donau, zerstörten Noricum, besiegten, vertrieben fünf Konsuln. Da die Patrizier, die Ritter, der neue Adel, von Schrecken ergriffen, sich zerstreut hatten, so war der große Plebejer von Arpinum Roms einzige Hoffnung. Und diese wurde nicht getäuscht! Er kehrte triumphirend von Afrika zurück und bildete ein neues Heer, welches zum größten Theil aus Plebejern bestand, die kühn, kraftvoll, wenn auch ohne Kriegszucht, seiner stolzen Seele glichen. Er ging, sah und besiegte die Teutonen bei Aix (200,000 Todte, 90,000 Gefangene) und die Cimbern bei Vercelli (140,000 Todte, 70,000 Gefangene). Es war der vollständigste Triumph, der je erreicht worden! Marius wurde als Retter des Vaterlandes begrüßt. Das Volk nannte ihn den dritten Stifter Roms nach Romulus und Camillus, seinen Helden, seine Glorie. Unglücklicherweise aber verleiteten ihn Ehrgeiz und Eitelkeit nach der höchsten Macht zu streben und so unterlag er den Gräueln des Bürgerkrieges, den Verfolgungen und der Hinterlist Sullas. Elend, verlassen, mit sich selbst zerfallen, ging er unter. Doch mit seinem Andenken lebte die Erinnerung an die Macht und Größe der Volksherrschaft fort, so daß Julius Cäsar, sein Neffe, um Anhang zu gewinnen, Marius' Bildnisse öffentlich aufstellte und sich zu seinem Ritter und Kämpen erklärte. Doch da er unredlicherweise nach der Alleinherrschaft strebte, wurde er ermordet.

IV.

Auf solcher Grundlage eines zügellosen Volkes, eines nichtswürdigen, käuflichen Senates und korrumpirten Heeres erstand Augustus' Kaiserreich. Sklaven, Knechte, Arbeiter, eine zuchtlose Schaar, gab ihm Dasein, Größe, Glanz, denn in ihren Händen lag die Pflege der Wissenschaft, der Unterricht, die Ausübung der schönen Künste und des einträglichen Handels, kurz alles dessen, was einem Volke Bildung und Ansehen giebt. Andronikus, ein Sklave, Erzieher und Lehrer der Söhne des Patriziers Livius Salinator, war Verfasser von Schauspielen. Plautus dichtete, während er am Mühlstein seinen Lebensunterhalt erwarb, einige seiner besten Komödien. Der Sklave Terentius verfaßte gleichfalls Lustspiele, die berühmt wurden. Sohn eines Sklaven war der berühmteste lyrische Dichter Horatius Flaccus, Sklave von Augustus der klassische Fabeldichter Phädrus, Sohn eines reichen Freigelassenen der berühmte Satiriker Juvenal. So erstand durch den reichen, gebildeten Geist von Sklaven, Freigelassenen, Knechten, Arbeitern, Erziehern der Söhne der Patrizier, aus einer Volksmasse, welche der freien an Zahl nicht allein gleichstand, sondern sie übertraf — das goldene Zeitalter Roms.

Da jedoch diese ungeheure Volksmasse weder das Bürgerrecht, noch die Berechtigung zu obrigkeitlichen Würden, noch auch zur Verheirathung besaß, und, trotzdem sie geistig ihren Herren gleichstand, noch immer den schrecklichen Namen der Freigelassenen führte, so mußte endlich eine Lage der Dinge eintreten, welche ihre staatliche Gleichstellung ermöglichte, und dies geschah durch ein wunderbares Ereigniß.

V.

In dem Augenblick wo Octavianus Augustus, zwar mit den hergebrachten Formen der unterdrückten Republik, das Reich usurpirte, die Herrschaft der Cäsaren gründete, zum Zeichen des Friedens den Janustempel schloß, wurde in Judäa Jesus Christus geboren. Er kam, um Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit unter den Menschen zu predigen, er kam, um eine neue Aera des Friedens und der Menschlichkeit zu bringen. Seine göttlichen Lehren wurden von den Sklaven, Plebejern, Knechten und Arbeitern mit Begierde ergriffen, denn für sie waren sie gleichbedeutend mit bürgerlicher Erlösung, mit politischer Freiheit. Mit dem Blute der Märtyrer gedüngt, reifte in der Folge die veredelte Frucht und wurde der Sieg gesichert. Nach und nach fing man an die Unterdrückten den Freien gleichzustellen, die Arbeit freizugeben. Die Kunst, durch den Geist der Liebe zu neuem Leben erwacht, stellte das Göttliche in Bildern dar. Zu solcher Einigkeit und Kraft war Rom durch den neuen Glauben gelangt, daß, als der griechische Kaiser Leo der Isaurier, 722, als Haupt der Bilderstürmer, die Verehrung derselben aufheben wollte, das Volk sich erhob, die byzantinischen Unterdrücker verjagte und die Republik wieder herstellte. Als jedoch kurz darauf, zur Zeit der Franken in Europa, das Feudalsystem entstand, durch welches die Knechte leibeigen, die Handwerker durch die Zünfte gefesselt wurden, so gestaltete sich ihr Loos nicht weniger grausam als zur Zeit ihrer Unterdrückung durch die Patrizier. Da sie kein Eigenthum hatten, ja nach Willkür von ihren Herren verkauft, verheirathet, getödtet werden konnten, so war ihr Zustand ein so jammervoller, das Elend, die Bedrückung, die Unwissenheit, der Aberglaube aller Menschen ein so großer, daß man, da jede Bedingung menschlichen Daseins fehlte, den nahen Untergang der Welt für gewiß hielt.

VI.

Ein unerwartetes Ereigniß, welches, wie das erste, aus dem christlichen Glauben hervorgegangen war, kam ihnen zu Hülfe und zum zweiten Male wurden Sklaven, Plebejer, Arbeiter der bürgerlichen Freiheit zurückgegeben und ihre politische vorbereitet. Der Pabst Urban II. erhob 1095 das Banner des ersten Kreuzzuges, um das heilige Land zu befreien, welches von den Ungläubigen überfallen, unterjocht, entheiligt worden war. Der Ruf „Gott will es“, der von den fernsten Bergen Caledoniens bis zum Ufer der Donau erklang, befreite die Knechte aus der Leibeigenschaft, die Arbeiter von den Zünften. Sie erhoben sich. Da ihre Herren, die nach Palästina zogen, des Geldes beburften, wurden sie freigelassen. Dem Orient, dem Occident erschlossen sich neue Handelswege, Künste und Gewerbe nahmen einen neuen Aufschwung. Im eifrigen, ungehinderten Betrieb derselben wurden Plebejer, Sklaven und Arbeiter reich und mächtig, bildeten freie Bürgerschaften und stellten, nochdem das Joch des Kaisers und des Adels gebrochen war, die Republik wieder her. Michele di Laudo, Tuchscheerer, wurde Gonfaloniere von Florenz. Die Fregosi, Tuchweber, die Adorni, verschiedenen Handwerken angehörend, Paolo di Novi, Seidenfärber, wurden Dogen von Genua. Diese große Freiheits-

und Unabhängigkeitsbewegung, die kostbare Frucht der Handels- und Gewerbefreiheit, bewegte die Gemüther Aller, welche diesen und jene ausübten, und gab der Intelligenz neuen Aufschwung, so daß große Unternehmungen begonnen, die ersten Entdeckungen gemacht wurden. Mit Dantes Erscheinen begann eine große nationale Litteratur. In den Liebesgedichten Petrarka's erhob sich die Liebe, welche in der Schule der Epikuräer in Griechenland erniedrigt worden war, zu Plato's reiner, idealer Höhe. Bocaccio schuf eine klassische Prosa, ein neues demokratisches Italienisch, nach dem aristokratischen Latein. Gelehrte Forschungen erwarben sich Achtung; von denkenden, mit neuen Ideen bereicherten Köpfen wurden, im 15. Jahrhundert, Erfindungen gemacht, wie die des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst. Mit der ersteren wurde der Feudalismus besiegt, mit der zweiten Gedankenfreiheit, welche, bisher unterdrückt, nur wenigen Günstlingen der Geburt und des Glückes verstattet war, zu Gunsten der Plebejer, Sklaven, Knechte und Arbeiter errungen. Mit diesem Privilegium fiel die geistige Tyrannei und war Gedankenfreiheit bald die Vorläuferin von Thaten. Columbus, Sohn eines Tuchmachers, entdeckte Amerika, Vasco de Gama, den Spuren der Genueser folgend, umschiffte die äußerste südliche Spitze von Afrika und drang bis nach Indien vor.

Und hier sind wir beim 15. Jahrhundert, der Zeit der höchsten Blüthe Italiens, angelangt. Plebejer, Sklaven, Knechte, Arbeiter haben ihre natürliche, ihre bürgerliche und politische Freiheit wiedergewonnen, haben durch die Feuerwaffen kriegerische Gewalt, durch die Buchdruckerkunst geistige Macht erlangt. Das ist das zweite goldene Zeitalter Italiens, das der Medicäer genannt — wie jenes in Griechenland zur Zeit des Perikles, jenes in Rom zur Zeit des Augustus, eine wunderbare Blüthe des, durch die Freiheit der Künste und Gewerbe veredelten Volkes.

VII.

Während in Italien der größte Theil des Volkes das Joch des Kaisers und des Adels abgeschüttelt hatte, holten die anderen Völker Europas es auf demselben Wege zum geistigen und politischen Fortschritt ein, angezogen von dem Lichte der Kultur, welches durch die Handelsverbindungen zu ihnen hinüberstrahlte. Seit dem 13. Jahrhundert war man bemüht, die barbarischen Sitten abzuschaffen, die Unwissenheit zu lichten, in welcher das Feudalsystem das Volk zur Zeit noch gefangen hielt.

Der König von Frankreich, Ludwig VI, befreite um 1118 die Städte. Zu dieser Zeit war Abälard auf der Höhe seines Ruhmes, der Erste, der die Grundsätze einer nationalen Philosophie in Europa verbreitete. Sein Schüler, Arnold von Brescia, verkündete dieselben Maximen in Italien.

Im Laufe des Jahres 1215 gab der Normannenkönig Johann ohne Land, welcher die allzu große Macht der Barone und Lehnsherren zügeln wollte, England die Magna Charta, nur die Städte davon ausnehmend. Als das Geschlecht der Staufenkönige erloschen war, wurde Deutschland von der furchtbarsten Anarchie bedrückt, welche unter dem Namen des großen Interregnum bekannt ist. Der Rheinbund, aus mehr als 60 Städten bestehend, wurde damals gebildet und verband

sich mit der Hansa. Die Knechte, welche durch die Leibeigenschaft, die Handwerker, die durch die Zünfte gefesselt waren, wurden in Frankreich und im Norden Englands freigemacht, durch den Rhein- und Hansabund zur Selbstverwaltung vorbereitet.

VIII.

Aber alle diese Freiheitsbewegungen in Europa gegen die mittelalterliche Zwangsherrschaft wurden durch Carl's V. Absolutismus unterdrückt, der, als Herrscher über die alte und neue Welt, beide zu gleicher Knechtschaft zurückzuführen versuchte. Dies gelang ihm in der That bei den Spaniern, denen das neue Joch vielleicht weniger schwer erschien, sei es nun, daß sie durch das Gold Amerikas verdorben oder durch die Mohamedaner, die so lange im Lande geweilt hatten, schlecht beeinflußt waren. Aber die Niederlande, die Schweiz erhoben sich. Deutschland stand in Flammen, denn der furchtbare 30jährige Krieg begann, dessen angebliche Ursache die durch Luther, Calvin und Zwingli verbreiteten neuen Lehren, dessen wahre Ursache aber der geheime hartnäckige Kampf der germanischen Völker gegen die feudale Tyrannei war. Auch Frankreich wurde in jene Kämpfe verwickelt. Könige und Fürsten, Hugenotten und Katholiken, Bourbonen und Guisen, Jansenisten und Molinisten nahmen daran Theil. Das Volk war das unwürdige Werkzeug, der Spielball der Einen und der Anderen. Doch jene blutigen Kämpfe bereicherten trotzdem die Intelligenz der Franzosen, sodaß der Same für Kunst und Wissenschaft gesäet wurde, dessen Frucht die gewaltthätige, unwürdige Monarchie Ludwig XIV. erndten sollte. Auf diese folgten die Nichtswürdigkeiten der Regentschaft, die Ausschweifungen Ludwig XV., die verhaßten Privilegien des Adels, die unbegrenzten Freiheiten, die der Klerus genoß, die zerrüttete Finanzwirthschaft und die Mißgriffe Ludwig XVI. So vielem Unglück versuchten die Nationalökonomen mit Streiten und Disputiren Abhülfe zu bringen, indem sie, auf die Quellen des Volksreichthums spekulirend, mit zwecklosen, nicht durchzuführenden Vorschlägen hervortraten. Im Gegensatz zu ihnen legten die Encyclopädisten, verzweifelt über die unheilbare Krankheit der erniedrigten, heuchlerischen, herabgekommenen menschlichen Gesellschaft die Hand unerbittlich an die offene Wunde und predigten Zerstörung und allgemeinen Umsturz. So war es nicht zu verwundern, daß das unglückliche Volk, bedrückt von den Fürsten, geschmäht vom Adel, von der Geistlichkeit verrathen, von den Nationalökonomen getäuscht, das Elend eines Jahrhunderts wiedervergalt, die Könige verabscheute, den Adel haßte, den Klerus mißachtete, die Nationalökonomen verlachte und sich endlich den Encyclopädisten in die Arme warf, einem Kranken gleich, der, um sein Leben zu retten, zu einem furchtbaren äußersten Mittel greift.

Den entsetzlichen Theorien folgten bald furchtbare Thaten. Der halb verweste, von Lastern zernagte, von Verbrechen entehrte, sociale Körper lag als Leichnam da. Die Rache des Volkes war furchtbar, aber nur die natürliche Folge der unheilbringenden Ursachen. Ganz Europa verbündete sich und zog gegen Frankreich. Die alten gallischen Knechte, von der Leibeigenschaft, die Plebejer und

Handwerker durch die Zunft gefesselt, spottweise Sansculottes genannt, erhoben sich zur Vertheidigung. Bei zerrütteten Finanzen, und ohne Armee wurden vierzehn Heere gebildet, welche große Siege erfochten, Holland besetzten, Preußen und Spanien zum Frieden zwangen. Drei Heere, von den Generalen Moreau und Jourdan, das dritte von Buonaparte befehligt, welcher damals im Alter von 26 Jahren stand, rückten sodann gegen Oesterreich vor. Buonaparte errang bei jedem Schritte einen neuen Sieg: bei Montenotte, bei Millesimo, bei Mondovi, Lodi, Castiglione und Arcole. Sechs große Siege, welche ihm Savoyen, Nizza, Ober-Italien sicherten.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, die Waffenerfolge des Konsulates und des Kaiserreiches ausführlich zu erzählen. Wir wollen nur anführen, daß diese glorreichen Thaten, vorzüglich die ersten heroischen Kämpfe von Plebejern erfochten wurden und daß Plebejer, Knechte und Handwerker in der Folge zu Generalen und Marschällen von Frankreich ernannt wurden. Als das glänzendste Beispiel dürfen wir wir wohl nur den Namen Bernadotte's nennen, welcher, Sohn eines Bäckers in Marseille, nicht nur zum General und Feldmarschall, sondern später zum König von Schweden erhoben wurde, dessen Nachkommenschaft noch jetzt auf dem Thron fortlebt.

IX.

Als das moderne Gebäude der Kultur, das Kaiserreich Napoleons, gefallen war, glaubten die Fürsten Europas, die in Wien zusammengekommen waren, es bis auf das Fundament niederreißen zu können. Sie bedienten sich dazu des alten Materials, fügten dessen widerwärtige, verwitterte Trümmer zusammen, setzten die alten Gesetze der Unterdrückung, die feudalen Institutionen, die heilige Inquisition und sogar die Tortur wieder ein. Der Adel und der Klerus erhielten nicht nur dieselben, sondern noch weitergehende, verhaßte Privilegien. Der in seine Rechte wieder eingesetzte König nahm den Titel eines Königs von Frankreich wieder an, zum offenbaren Beweise, daß die Nationalregierung wiederum der alten Feudalherrschaft gewichen sei, durch welche die Plebejer auf's Neue leibeigene Knechte, die Handwerker durch die Zunft gefesselt wurden.

X.

Träume, Utopien, thörichte Wünsche von Menschen, die ihren Irrthum nicht eingestehn wollten, die einen Fortschrit von 40 Jahren verkannten, die eine neue, von der Wissenschaft erzogene Generation wieder zurückdrängen wollten! Eine Generation, die noch die lebhafte Erinnerung an die Abschaffung der Feudalherrschaft bewahrte, an die Aufhebung der Fideikommisse, die weisen Gesetze des Code Napoleon, die großen Verkehrswege, die er den europäischen Nationen geschaffen hatte, an die, wenn auch verunglückten, Versuche zur Erreichung einer Verfassung in Spanien und die Freiheitsbewegung in Griechenland. Endlich bewirkten die drei berühmten Pariser Julitage 1830 einen Umschwung. Louis Philipp wurde König der Franzosen, die Feudalherrschaft lag am Boden und Knechte und Arbeiter erlangten die Stimmberechtigung, die Konstitution wieder.

XI.

Doch trotzdem gelangten Nachkommen der alten Teutonen, Cimbern, Franken und Longobarden noch nicht zum ersehnten Ziele, denn bald begannen die Verfolgungen heftiger als je. Es mehrten sich die Verbannungen, die Einkerkungen wurden zahlreicher, Galgen erhoben sich, man geißelte den Gedanken, man bestrafte das Wort. Aber allem zum Trotz verfolgte die Wissenschaft unerschrocken ihren Lauf. Unbeirrt schritt sie von Entdeckung zu Entdeckung, von Erfindung zu Erfindung. Dampfschifffahrt, Eisenbahnen, Telegraphie verschwisterten die Nationen, milderten den Unterschied der Stände, verbanden die ganze Menschheit zu einem Volke. Aus ihrem Wörterbuche verschwand das Wort „unmöglich". Man durchstach, dem eifersüchtigen England zum Trotz, die Landenge von Suez, — durchbohrte den Mont Cenis und in unseren Tagen den Gotthard. Das war das Ende des gigantischen, Jahrhunderte langen Kampfes. Das war die Vergeltung der alten Sklaven, Knechte und Plebejer, der Triumph der Wissenschaft, das goldene Zeitalter der Arbeit. Dazu ward unsere Zeit von Gott bestimmt.

Intermezzi aus dem Jahre 1848.

Von

C. H. Biller.

III.

Am Abend desselben Tages saß im zweiten Stockwerk eines großen Hauses der Leipzigerstraße die Familie des Hofraths P. um den vor dem Kanapee stehenden, für die Abendmahlzeit sauber gedeckten runden Tisch. Die Familie war nicht zahlreich.

Mit ängstlicher Miene, unter dem hohen Bau seiner dunklen Perrücke stumm in sich hineingrollend, las der Hausherr die während des Tages erschienenen zahlreichen Plakate, während die blonde Tochter in ihre Arbeit vertieft, mit ihren Gedanken weit abseits zu weilen schien. Nur hie und da hörte sie auf die fröhlichen Bemerkungen einer Freundin, die zum Besuche aus dem nicht zu entfernten Orte F. bei ihr eingetroffen; mit rothen Wangen und dem unter dem wolligen schwarzen Haare hervorblitzenden dunklen Augen die Begebenheiten des Tages und die unruhige Bewegung der Stadt zum Gegenstande humoristischer Bemerkungen machte, über welche der Hofrath die Stirn zu krausen Runzeln zusammenzog. Die Frau Hofräthin bereitete das Abendbrod vor, während Wilhelm, der hoffnungsvolle Sohn des Hauses und Untertertianer auf einem der Gymnasien der Stadt, mit leuchtenden Blicken der vorschreitenden Thätigkeit seiner Mutter folgte. Mobiliar und Ausstattung des geräumigen Zimmers zeigten von Wohlhabenheit und Ordnung und das Kochen und Singen des Wassers in dem silbernen Theekessel gab dem großen Raume einen Anstrich von Behaglichkeit und Frieden,

wie man diesen in wohlhabenden Bürgerfamilien der Hauptstadt zu finden gewohnt war.

Die Noth der trüben Zeit hatte freilich der sonst in leiblicher Weise gesprächigen Hausfrau den gewohnten Redefluß gehemmt. Er erstickte auch auf den Lippen des Hofraths jene weisheitsvollen Reden, welche unter glücklicheren Verhältnissen die Bewunderung der Collegen in seinem Ministerial-Bureau und der Stolz der Familie gewesen waren. Endlich unterbrach er die augenblickliche Stille des ihn umgebenden Kreises:

„Mein Freund ist nun doch nicht gekommen," sprach er. „Er hatte versprochen, hier zu sein, und es ist nun fast 8 Uhr."

Diesen in bedeutsamem Tone gesprochenen Worten folgte ein langgestreckter Seufzer, der sich den rosigen Lippen seiner blonden Tochter entwand und wie ein Geisterhauch über der weiblichen Gruppe am Kanapee zu schweben schien. Clara aber, die Freundin aus der Provinz, warf ihr einen theilnehmenden Blick zu und faßte ihre Hand mit freundlichem Druck. Sie war in die Geheimnisse der Familie eingeweiht. Die Mutter aber ließ mit liebevollem Ernst ihre Augen zu der Tochter herübergleiten. Die Stille war noch tiefer als vorher.

Den Hofrath, der eben einige Kraftstellen der vor ihm ausgebreiteten demokratischen Freiheitsblätter in einer Art von stummer Erregung in sich aufgenommen hatte, schien es zu verdrießen, daß seinen Worten eine Erwiderung nicht gefolgt war. Zwar unterdrückte er seine Betrachtungen, nachdem er einen langen und prüfenden Blick auf seine Tochter geworfen hatte, um sich wieder in seine Lectüre zu vertiefen. Als aber ein zweiter leiser Seufzer zu ihm herüber drang, legte er die Blätter bei Seite:

„Was giebt es denn wieder?" so fragte er mit halbstrafendem Tone. „Wird das Geseufze und Geplärre nicht bald ein Ende nehmen?"

„Aber Vater!" hauchte Emilie und war im Begriff aufzustehen. Aber die Mutter, die waltende verständige Hausfrau mit der schönen reichgetollten Haube auf dem Kopfe, verstand die Kriegskunst im Hause besser. Ein kurzes Räuspern verkündigte den Beginn der Operationen, welche zur Unterstützung der seufzenden blondlockigen Tochter bestimmt waren, deren Freundin mit großen Augen die Familie betrachtete, welche sich soeben anschickte, sich auf dem Kampfplatze zu messen.

Nicht ohne eine gewisse Schärfe in den Ton ihrer Stimme zu legen sprach die Hofräthin langsam die bedeutungsvollen Worte:

„Ob nur Albrecht heut nicht kommen wird?" Kaum waren diese Worte ihren Lippen entflohen, als auch schon der hofräthliche Zorn sich in hellen Strömen zu ergießen begann.

„Albrecht?" rief er, „Albrecht? Ich denke, was diesen Albrecht anbetrifft, meine Meinung so klar wie möglich ausgesprochen zu haben."

Albrecht aber, dessen Bekanntschaft der geneigte Leser in dem ersten Abschnitt dieser Erzählung gemacht hat, war seit einiger Zeit von der benachbarten Provinzial-Regierung, der er angehörte, zu einer Ministerialbehörde einberufen worden. Mit seinen braunen Haaren und dunklem Vollbart, mit den klugen Augen

und dem offen blühenden Gesichte pflegte er sich durch eine untadelhafte Toilette auszuzeichnen, die der hohen männlichen Gestalt besonders wohl stand. Er hatte, wie bereits angedeutet worden, eine lebhafte Zuneigung für seine Cousine, des Hofraths Tochter, gezeigt, die in der Blüthe ihrer Jugend sich entfaltend, mit warmem Interesse an dem Manne hing, dessen ganzes Wesen, dessen patriotisch ernste Haltung, dessen vornehme Gesinnung ihre vollste Theilnahme gewonnen hatten.

Emilie war ein schönes Mädchen. In dunklem Blond fiel ihr Haar auf den wohlgeformten Nacken in langen und dichten Wellen herab. Ihre Augen blickten, wie aus veilchenblauer mährchenhafter Tiefe in das Leben hinein, und unter ihnen hoben sich die Wangen in frischer Gluth, wie eine eben erschlossene Purpurblüthe. Ueber diese rosigen frischen Wangen rollten in schimmernden Tropfen zwei Thränenperlen herab. Ein beruhigender Blick der Mutter flog zu ihr herüber, während ihre Freundin mit warmem Druck ihre Hand umfangen hielt. Eine kurze Pause, nur von dem Geräusche unterbrochen, mit welchem das Stubenmädchen die Couverts auf den Tisch setzte, folgte dem Ausbruche väterlichen Unwillens, bis ein neues Räuspern der Hofräthin den Wiederbeginn der Feindseligkeiten verkündete.

Der Hofrath schien diesem mit stummer Festigkeit entgegenzusehen.

„Ich wüßte nicht," begann die Hofräthin mit einer leichten Steigerung ihres von der Natur keineswegs vernachlässigten Stimmorgans; „ich wüßte nicht, weßhalb Albrecht nicht zu uns kommen sollte. Er ist mein Neffe und ein guter Mensch mit den besten Aussichten. Ich denke, unser Haus wird ihm immer offen sein, nicht weniger als wenn es das seiner Mutter wäre. Ich weiß sehr gut, was du gegen ihn hast; aber es ist noch gar nicht so lange her, da war es ganz anders; da war Albrecht für dich noch ein kluger und braver Mann, wie sie nicht oft gefunden werden. Freilich, mit Deinem neuen Freunde will er nichts zu thun haben und mir ist es auch sehr gleichgiltig, ob Der kommt oder nicht. Meinetwegen kann er ganz fortbleiben; aber was Albrecht betrifft, so ist es mir, als hätte ich ihn viel zu lange nicht gesehen."

„O, ich hab' ihn heut gesehen," rief Wilhelm, das enfant terrible der Familie dazwischen. „Er ging unter den Linden mit dem Rittmeister S. Ich habe den wohl erkannt, wenn er auch in Civil ging und sich den Bart kurz geschnitten hatte!"

„Da haben wir's!" fiel der Vater ein. „Der Mensch bringt uns noch Alle in das Unglück. Mit reaktionären Militärs geht er auf der Straße, hat kein Herz für das Volk, spottet über die Nationalversammlung, arbeitet im Ministerium des Innern, will vielleicht gar die Censur wieder einführen! Wißt ihr, was daraus werden kann? Raub, Brand, Verwüstung, Anarchie, Republik, Guillotine! Und solch ein Mensch soll in unser Haus kommen? Glaubt ihr, daß ich meinen Kopf gestohlen habe, daß das Volk keine Augen hat, daß es nicht sehen und nicht wissen wird, wer hier bei uns ein- und ausgeht? Man wird mich für seinen Gesinnungsgenossen halten! Soll ich abwarten, bis man uns die Fenster einwirft, Katzenmusiken bringt, das Haus demolirt? Ist's nicht Unglück genug, daß die Leute sich einbilden, ich sei reich, besäße Schätze und Kapitalien

und bei mir wäre etwas zu finden, wenn es ans Plündern geht? Wenn ich nicht der Vernünftigere wäre, mich mit den Leuten gut stellte, ihnen auf der Wache Bier, Kaffee und Punsch geben ließe und wenn nicht Herr Bernhard mein Freund wäre, wer weiß, was wir schon Alles erlebt hätten! Aber ich will diesen reaktionären Menschen nicht mehr im Hause sehen; das sage ich Euch ein für allemal!"

Bei dem Namen Bernhard hatte Clara hoch aufgehorcht. Sie war plötzlich mit glühendem Roth übergossen. Dem Blicke ihrer Freundin wich sie aus, indem sie sich tief über ihre Arbeit beugte. Der Hofräthin war dieser Zwischenmoment entgangen. Sie war zu sehr mit der emphatischen Rede ihres Gatten beschäftigt gewesen, dem sie mit großer Festigkeit erwiderte:

„Das wäre mir gerade recht! Dem Sohne meiner Schwester das Haus verbieten! Wie war es denn in den Märztagen, die ich freilich gern aus dem Kalender ausstreichen möchte. Damals, als Albrecht plötzlich eines Abends bei uns eintrat, dachtest Du doch noch ganz anders! Da war nicht vom Volke, sondern von Rebellen und Demokraten die Rede; da hieß es: Warum die Kerls nicht alle gehängt und erschossen werden? Als da Albrecht zu uns kam, da war er doch überall und von allen Seiten dein Orakel; der Herr Regierungsrath! Freilich, da wußte Deine Seele noch nichts von Deinem jetzigen Busenfreunde, und wer da gesagt hätte, daß Du, der Du Königlicher Hofrath bist und den Orden hast" —

„Ich trage ihn schon lange nicht mehr!" stöhnte der Hofrath dazwischen.

„Und wirst ihn wieder tragen! Warst damals stolz genug darauf, wie Dein König ihn Dir beim Ordensfest auf dem Schloß oben hat anhängen lassen!" fuhr die Frau unbarmherzig fort. „Wer mir damals gesagt hätte, daß mein Mann jemals zum Demokraten werden und auf der Straße seine Freunde suchen würde, er, der in dem Dienste seines Königs alt und grau geworden, den würde ich einen Lügner und Verläumder gescholten haben!"

„Wer schützt uns," sagte der Hofrath kleinlaut, „wenn das Volk uns angreift? Wo ist die Polizei? Kein Militär in der Stadt, die einzige Bürgerwehr! Wenn Herr Bernhard nicht mein Freund wäre!"

Wieder zuckte bei diesem Namen Clara zusammen. Emilie blickte sie mit großen Augen verwundert an. Aber die Hofräthin hatte wiederum mehr zu thun, als die dunkle Röthe auf den Wangen und der Stirn ihres Gastes zu bemerken. Sie rief:

„Schöne Bürgerwehr das, die das Zeughaus plündern läßt und überall ist, nur nicht da, wo sie sein soll!"

Kaum hatte die erzürnte Frau in höchster Entrüstung diese Worte ausgesprochen, als von der Straße her die Unheil verkündenden Töne eines Flügelhorns der Bürgerwehr in die aufgeregte Familienscene heraufdrangen. Entsetzt sprang der Hofrath auf. „Man bläst Allarm! O Gott, was wird nun geschehen?"

„Fürchte Dich nicht," antwortete die Frau, „wo ihr steht, wird Friede und Ruhe sein. Deine Compagnie wird sicher wissen, wo sie fortzubleiben hat."

„Ja wohl!“ rief der Hofrath verzweiflungsvoll. „Dir wäre es schon recht, wenn wir alle zur Schlachtbank geführt würden!“

Inzwischen hatte der Abend angefangen herabzudämmern. Auf den Straßen hatte ein unruhiges Hin- und Herlaufen begonnen, wie solches in einer großen, volkreichen Stadt nothwendigerweise eintreten muß, wenn die Allarmsignale ertönen und die heftige Aufregung sich keine Rechenschaft darüber zu geben vermag, woher und in welchem Maße neues Unheil zu dem alten hereinzubrechen droht. Schon schritt eine Abtheilung der Bürgerwehr an der nächsten Ecke vorüber, die Läden wurden in Eile geschlossen und ein wildes Rufen und Rennen wogte durcheinander.

Der Hofrath stand mit schwer besorgter Miene am Fenster, als Wilhelm ihm das Infanterie Gewehr, das er aus der Ecke des Zimmers herbeigeholt hatte, in die rechte Hand drückte und die weiße Binde mit der schwarzrothgelben Kokarde um den linken Arm befestigte. Seufzend ließ der gebeugte Hofrath dies geschehen. Noch eine Weile irrten seine trüben Blicke von einem Familiengliede zum andern, und wie keines ihm den ersehnten Rath ertheilen wollte, daheim zu bleiben und Bürgerwehr Bürgerwehr sein zu lassen, da setzte er langsam den Calabreserhut, den sein hoffnungsvoller Sohn schon bereit hielt, über die blonde Perrücke und schritt mit einem wehmüthigen: „Adieu! Wer weiß, wann ich wiederkomme!“ an dem eben hereinstürzenden Stubenmädchen vorüber durch das Vorzimmer, die breite Treppe mit den hölzernen Stufen herab. Das Stubenmädchen hatte sich, während des Hausherrn Tritte nach und nach verhallten, bemüht, all' ihre Neuigkeiten auszukramen.

„Ach Gott, Frau Hofräthin! Schon wieder Generalmarsch! Schon das 4. Mal heute! Was soll wohl daraus werden! Ach Gott, die Russen!“

„Die Russen?“ fragte die Hausfrau.

„Ach Gott ja! Daß sich Gott erbarme!“ antwortete das Mädchen. „Wie ich heut Morgen über den Schloßplatz ging, hab' ich's ja selber gesehen!“

„Was hast Du denn gesehen, Caroline, so rede doch!“ rief die Hofräthin in steigender Erregung und Caroline fuhr fort:

„Da standen so viele Leute, wohl gegen die 300, und sahen alle in die Höhe, in den blauen Himmel hinauf. Und ich sah natürlich auch hinauf und es kamen immer mehr, die stehen blieben und in die Höhe sahen; und wie ich nichts sehen konnte, da fragte ich einen Mann, der auch dastand und sahe, und der sagte mir: Ja sehen Sie denn nichts? Nein, sagte ich, ich sehe nichts als blauen Himmel! Da wies er mit der Hand hinauf und rief: Die Tauben, die dort fliegen, sehen sie, das sind Brieftauben, die werden dort vom Schloß aus nach Rußland geschickt an den Kaiser. Die Russen sollen Berlin besetzen. — Das ist ja schrecklich! sagte ich, aber das sind ja keine Tauben, das sind ja Dohlen! Er sah mich böse an und sprach mit starker Stimme: Nein doch, es sind Tauben! sie sehen nur wie Dohlen aus. Aber sagte ich wieder zu ihm: Ich denke, der König ist gar nicht in Berlin und es wohnt ja niemand im Schloß. Wie kommen denn die Brieftauben dahin? — Das ist einerlei, sagte er und trat näher zu mir heran und flüsterte mir geheimnisvoll ins Ohr: Die Camarilla! Sehen Sie,

Frau Hofräthin, das war heut Morgen, so um 11 Uhr; und jetzt war ich eben auf der Straße und da sagte mir der Johann von Geheimraths gegenüber, die Russen wären schon in Müncheberg. Und nun bauen sie Barrikaden in der Frankfurter Straße, ach Gott und die Bürgerwehr soll dorthin marschiren und die Stadt vertheidigen. Ach, wenn der Herr Hofrath nur in der Reserve bleibt."

Während Caroline, das Stubenmädchen, so klagte und ihre Phantasie zu den Russen schweifen ließ, deren Anmarsch während dieses Sommers von Zeit zu Zeit die Bevölkerung, nicht bloß von Berlin, sondern viel mehr noch in den Provinzen in Angst und Schrecken setzte, hatte ein anderes Geräusch die Aufmerksamkeit der Frauen in Anspruch genommen.

Diesmal war es aber nicht Besorgniß und Unruhe, sondern Freude und Beruhigung, welches die Tritte verkündeten, die durch die Thür, die der zu seinem schweren Amte abmarschirende Hofrath zu schließen vergessen hatte, von der Treppe herauf und immer näher tönten. Bald wurde die hohe Gestalt eines jungen Mannes sichtbar, der in das Zimmer trat und — indem er der hocherröthenden Emilie die Hand reichte, sich freundlich grüßend zu deren Mutter wendete.

„Wohin ist denn der Herr Hofrath gegangen?" fragte er. „Ich sah ihn so eben, das Gewehr auf der Schulter durch die Straße gehen. Ich hoffe doch nicht, daß er sich durch das Allarmsignal hat verführen lassen, sein Nachtessen zu unterbrechen?"

„Ja wohl, rief Wilhelm, Papa marschirt gegen die Russen!"

„Unsinn!" sagte Albrecht. „Wie lange wird das dumme Zeug hier noch in den albernen Köpfen umherspuken!"

„Warum blasen sie denn aber Allarm?" fragte die Hofräthin.

„Weil sie sonst nicht wissen, wie sie vernünftige und unvernünftige Menschen in steter Unruhe und Aufregung erhalten können. Die Stadt ist ganz ruhig und für heute nicht das geringste zu besorgen. Der Skandal der vorigen Nacht genügt den Pöbelführern zwar keineswegs; aber für Weiteres sind sie noch nicht genug vorbereitet und es kommt daher für den Augenblick nur darauf an, die Bevölkerung nicht zur Ruhe kommen zu lassen, um für ihre weitere Pläne den Boden so weit als möglich zu unterwühlen. Daher all die dummen Mährchen von den Brieftauben, dem Anmarsch der Russen, von dem Anzuge der polnischen Sensenmänner und was des Unsinns mehr ist, den kein vernünftiger Mensch glauben sollte."

„Wie gut von Ihnen, daß Sie gekommen sind," sagte Emilie, deren Hand noch immer in der Albrechts ruhte; „es war uns allen recht schwer ums Herz! Der Vater ist seit einigen Tagen so sonderbar geworden!"

„Ich weiß es wohl," antwortete Albrecht. „Er ist gegen mich wie umgewandelt und weicht mir aus, wo er nur immer kann. Fast bin ich froh, daß ich ihn heut nicht zu Haus getroffen habe."

„Der Papa sagt," rief Wilhelm dazwischen, „Sie sollten ihm nicht mehr in sein Haus kommen, Sie Reaktionär Sie!"

„Schweig, ungezogener Bube," fuhr die Hofräthin auf ihn ein, indem sie ihren wohlgerathenen Sohn mit Heftigkeit beim Arme ergriff, so daß dieser laut

aufschrie. — Aber es war zu spät, das Wort war heraus und Albrecht hatte es in seiner vollsten Bedeutung verstanden. Er blieb einen Augenblick in unschlüssigem Schweigen stehen. Emilie blickte mit Thränen kämpfend vor sich nieder, indem sie ihr Taschentuch in den zitternden Händen zerdrückte, Clara stand still in sich gekehrt, wie vor einem Räthsel, Wilhelm hatte seine Aufmerksamkeit wieder dem Abendessen zugewandt und Caroline, das Stubenmädchen, hatte das Zimmer verlassen, um dem Johann von Geheimeraths gegenüber mitzutheilen, daß die Russen heut noch nicht kommen würden. Die Hofräthin aber hatte die Schwierigkeiten der Lage mit schnell treffendem Blicke erkannt. Sie war keine von den Frauen, die sich durch augenblickliche Eindrücke auf ihrem Wege beirren lassen. Sie kannte die Neigung ihrer Tochter zu ihrem Neffen und hatte ihre Freude daran.

„Seien Sie unbesorgt," sagte sie ihm mit fester Stimme, indem sie ihre in Thränen ausbrechende Tochter fest an sich zog. „Lassen Sie das Gewitter nur vorüberziehen. So lange Emiliens Neigung mit Ihnen ist, soll die Verblendung meines Mannes Sie nicht von ihr trennen."

„Bei Gott, es sieht traurig genug aus," antwortete ihr Albrecht, indem er ihr dankbar die Hand drückte. „Der Sturm, der jetzt von dieser zerwühlten und verblendeten Stadt aus das Vaterland durchtobt, wird sein Ende nehmen. Aber Gott allein mag wissen, ob wir nicht zu den Opfern gehören, die er noch fordern wird. Ich kam eigentlich hierher, um für einige Zeit Abschied von Ihnen zu nehmen."

„Abschied?" stammelte Emilie.

„So ist es," erwiderte er. „Mir ist ein Auftrag nach auswärts ertheilt worden, und ich muß morgen früh dorthin abreisen."

„O mein Gott!" rief Emilie. „Sie verlassen uns gerade in diesen unglücklichen Tagen?"

„Sie werden, entgegnete Albrecht, ruhig und unangefochten bleiben und meiner, wie ich hoffe, in Liebe gedenken."

„Und der Vater?" hauchte Emilie. „Seit zwei Tagen spricht er fortwährend von diesem Bernhard, rühmt ihn unaufhörlich, redet so viel von seinem Reichthum, seinen großen Mitteln!"

Clara, die der Unterhaltung aufmerksam gefolgt war, hatte sich bei diesen Worten ihrer Freundin entfärbt.

„Von wem sprecht ihr in so räthselhafter Weise?" wandte sie sich an Emilie. „Wer ist dieser Bernhard, den Dein Vater Dir zugedacht hat?"

„Wer soll es sein," erwiederte die Hofräthin, welche ihrer Tochter die kurzgemessene Zeit des Abschieds nicht verkümmern wollte. „Er besitzt Fabriken hier und in N., ein reicher Mann, den wir nicht mögen und der sich bei uns schon viel zu sehr eingedrängt hat."

„Will er denn Emilie heirathen?" diese Worte stieß Clara mit einer Hast heraus, welche den Umstehenden hätte auffallen müssen, wenn sie nicht mit ihren Gedanken und mit der eigenen Lage zu sehr beschäftigt gewesen wären.

„Gewiß will er das," antwortete ihr die Hofräthin mit kaum verhehlter Bitterkeit. „Mein Mann scheint es mit ihm abgemacht zu haben."

Clara schwieg. Sie war noch bleicher geworden als vorher.

Albrecht, dem die letzten Worte nicht entgangen waren, hatte die Lippen aufeinandergepreßt.

„Bin ich Ihres Herzens sicher, Emilie?" flüsterte er ihr zu. Krampfhaft ergriff sie seine Hand und indem sie diese fest an ihr Herz zog, rief sie: „Sicher, wie meines ganzen Lebens!"

„Nun denn, so fürchte ich den reichen Mann nicht. Mag er immerhin seine Arbeiter zu den Straßentumulten kommandiren! Leben Sie wohl, Emilie, leben Sie wohl, verehrte Tante. Schützen Sie, so weit Sie es vermögen, das Herz Ihres Kindes vor den Einschüchterungen, den Drohungen und Angriffen, die ihr bevorstehen, und seien Sie meiner ewigen und treuen Dankbarkeit und Liebe gewiß."

Eben wollte er sich von der weinenden Geliebten abwenden, um zu gehen als Wilhelm, der inzwischen dem Abendessen weidlich zugesprochen hatte, aufsprang und rief: „Der Papa, der Papa!"

In der That hörte man die Treppe herauf schwere Tritte näher kommen und das Klirren von Säbel und Infanterie-Gewehr deutete auf das Herannahen von Mitgliedern der Bürgerwehr. Eine peinliche Stille empfing diese. Denn dem jetzt in der stolzen Majestät des ruhmbedeckten Kriegers zurückkehrenden Hofrath folgte eine andre Person, die mit den Abzeichen der Bürgerwehr-Offiziere und dem klirrenden Schleppsäbel an der Seite sich grüßend zu den Damen wendete, ohne in dem dunkler gewordenen Zimmer die Anwesenheit Albrechts und die der Freundin Emiliens zu bemerken. Es war Bernhard, der Freund des Hofraths, Besitzer großer Fabrikanlagen, die in der Hauptstadt und in dem benachbarten Regierungsbezirk belegen waren.

Er war ein hochgewachsener Mann, der für schön gelten konnte. Seine Gesichtszüge waren fest geformt und regelmäßig, die Nase leicht gebogen. Die unter den dichten Augenbraunen und dem schwarzen Haupthaar hervorblitzenden dunklen Augen gaben dem Kopfe einen fremdartigen fast wilden Charakter. Der Vollbart, wie ihn die Volksmänner jener Tage zu tragen pflegten, hob den Ausdruck der Züge in eigenthümlich herber Weise.

„Ich würde fürchten, zu ungelegener Zeit zu kommen," so redete er die Damen an," wenn der Herr Hofrath nicht die Güte gehabt hätte, mich zu versichern, daß ich das Glück hatte, von Ihnen erwartet zu werden."

Eine stumme kurze Verbeugung der Hofräthin war die Antwort, die ihm auf seine Begrüßung zu Theil wurde. Emilie blieb unbeweglich, wie aus Stein gemeißelt, stehen. Der Hofrath aber hatte sein Gewehr in die Ecke gestellt, sich der Armbinde entledigt und wollte eben den Gast an den noch gedeckten Tisch führen, als seine Blicke auf Albrecht fielen, der in der Mitte des Zimmers neben seiner Tochter stand.

„Wie," rief er, „der Herr Regierungsrath ist hier? Das hatte ich ja gar nicht vermuthet!"

„Der Herr Regierungsrath?" wiederholte Bernhard mit einer eigenthümlichen Färbung seiner scharfen Simme.

Ein leiser Schrei leitete seinen Blick einige Schritte weiter. Wie von einer Schlange gestochen, zuckte er zusammen, als er die todesbangen Züge Claras erkannte.

„Ich hatte doch ausdrücklich verlangt, daß sie nicht hierher komme!" murmelte er in sich hinein. Dann schnell sich fassend trat er auf sie zu: „Sieh da, Fräulein Clara, welche liebenswürdige Ueberraschung!"

Er wollte ihr die Hand reichen. Sie drehte ihm mit schneller Bewegung den Rücken zu und verließ das Zimmer.

Die Uebrigen hatten dies Alles kaum bemerkt. Albrecht aber antwortete dem Hofrath, indem er dessen kalten Ton zu überbieten wußte: „Ich bin gekommen, mich von meiner Frau Tante und von Fräulein Emilie zu verabschieden. Ich werde morgen auf einige Zeit Berlin verlassen. Es freut mich, daß der Zufall mir gestattet, mich auch Ihnen zu empfehlen."

„Bitte," murmelte der Hofrath mit einer tiefen Verbeugung, „wohin gehen denn der Herr Regierungsrath?"

„Ich gehe zunächst nach F. und werde von dort muthmaßlich nach N. reisen müssen. Die Bauern und Arbeiter auf dem Lande und aus den in der Nähe befindlichen Fabrikanstalten, von elenden Menschen aufgeregt, haben dort angefangen, eine den Behörden drohende Haltung anzunehmen. Da ich seit Jahren dort bekannt bin und mir bei den Leuten Vertrauen erworben habe, soll ich für einige Zeit dorthin gehen."

„Ich wünsche Ihnen Glück zur Reise und empfehle mich Ihnen bestens, Herr Regierungsrath," erwiderte der Hofrath, indem er zur Seite trat, um Albrecht den Weg zur Thür frei zu machen. Dieser, ohne weiter auf ihn zu achten, küßte der Hofräthin die Hand und indem er sich zu der zitternden Emilie wendete, sagte er dieser mit fester Stimme: „Wenn ich jetzt von Ihnen scheiden muß, so seien Sie versichert, daß es nicht für lange Zeit sein soll. Mein Herz und meine Gedanken werden stets bei Ihnen sein."

So schritt er, von den beiden Frauen gefolgt, hinaus, ohne den Männern noch einen Blick oder Gruß zu schenken. Stumm und schweigend, von einem unheimlichen Gefühl ergriffen, blieb der Hofrath wie eingewurzelt in der Mitte des Zimmers stehen. Herr Bernhard war gleichfalls in sich versunken, offenbar verstört und erst als die Frauen wieder in das Zimmer traten, riß er sich von seinen Gedanken los.

„Ein vornehmer Herr, der Herr Regierungsrath," sagte er, „Männer des Volks sind vor ihm, wie es scheint, elende Menschen. Er hat wohl nicht gewußt, daß auch meine Fabriken in jener Gegend liegen. Wir werden ja sehen, wem das Vertrauen dort entgegenkommt. Der Herr scheint hier im Hause sehr vertraut zu sein." „Er ist der Neffe meiner Frau, nichts weiter," erwiderte der Hofrath,

indem er dem Tone seiner Stimme so viel wie möglich Festigkeit zu geben suchte.

Sie hatten sich an den Tisch gesetzt, der neu angerichtet war. Emilie verließ das Zimmer, um nach ihrer Freundin zu sehen, deren Abwesenheit ihr jetzt erst auffiel. In den Gläsern glühte der dunkle Purpur des Weines, dunklere Funken sprühte das Auge des Gastes. Es war eine unheimliche Stille, die sich über dem kleinen Kreise gelagert hatte. Die Männer stießen mit einander an, daß die Gläser klirrten, aber das Schweigen dauerte fort. Endlich unterbrach die Hausfrau dasselbe.

„Wenn früher ein Gast unserm Tische die Ehre erwies und die Gläser zum ersten Male zusammen klangen, da hieß es stets: der König soll leben!“

„Das fehlte noch,“ murrte Bernhard ihr entgegen. „Die Zeiten sind vorbei, wo die Fürsten Ehre und Dank dafür verlangen durften, daß sie uns unter die Füße traten.“

Er erhob sein Glas. „Die Freiheit und das Volk!“ rief er. Und wieder klirrten die Gläser an einander.

„Ja wohl,“ rief der Hofrath nach einigem Schwanken, „die Freiheit und das Volk!“

„Das erste Glas dem Könige, verehrte Frau Hofräthin?“ fuhr der Volksmann fort; „wie lange hat man uns geknechtet, wie lange die uns gebührenden Rechte vorenthalten! O, es war eine böse Zeit! Das Volk hatte noch nicht gelernt, sich selbst und seine Macht kennen zu lernen. Eine niedrig gesinnte feige Büreaukratie durfte ihm das Herzblut aussaugen, ein Heer elender Söldner und Tyrannenknechte jede freie Regung niederhalten. Zur Schlachtbank führte man das arme abgehetzte Volk gegen die Franzosen, die doch für die Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit fochten. Mit falschen Versprechungen wurde es getäuscht, und wie es seine Fürsten edelmüthig wieder auf die umgestürzten Throne gehoben, da rasselten wieder die alten Ketten, da standen die alten Unterdrücker und kleinen Herren wieder da und sogen sich satt an dem Marke des Landes, an dem Schweiße der Arbeit und der nützlichen Thätigkeit des Volks! Der König dachte nicht mehr an das, was er in der Stunde der Noth versprochen hatte.“

„Ich habe die Zeit recht glücklich gefunden,“ wendete die Hofräthin ihm mit festem Tone ein, ohne auf das ängstliche Augenzwinkern und Winken ihres Gatten zu achten. „Ich bin alt geworden im Lande und wir haben von dem schweren Druck und von der Knechtschaft nichts bemerkt. Uns war der König sehr recht und wir haben dem lieben Gott oft genug gedankt, einen so guten und gerechten Fürsten auf dem Throne zu wissen. Was Sie da sonst sagen, Herr Bernhard, und was ja jetzt an allen Straßenecken gepredigt wird, das achte ich nicht einen Pfennig werth. Das aber weiß ich, wenn irgend jemand unter dem alten Herrn, Friedrich Wilhelm III., Gott habe ihn selig, so etwas vor andern gesagt hätte, er hätte sich seiner Haut wehren sollen!“

„Damals waren wir jung,“ antwortete Bernhard. „Wir sind Männer geworden und das Volk ist mündig. Es hat der Schergen und der Vormundschaft nicht mehr von Nöthen.“

„Ja wohl! mündig!“ rief die Hausfrau. Mündig! Sehen Sie Sich doch die Leute an, die auf der Straße Volk spielen! Seinen König verrathen! Pfui, über diese Art von Mündigkeit! Diese unsaubern und unreifen Burschen werden auch noch ihren Lohn dafür bekommen, daß sie so dumm sind, sich zu solchen Dingen hetzen und bezahlen zu lassen.“

Der Fabrikbesitzer hatte inzwischen ein Glas nach dem andern des schweren Rothweins hinunter gegossen. Die Worte der Hofräthin hatten ihn aufgeregt. Sein Gesicht glühte, seine Augen funkelten in unheimlicher Weise. Er rief:

„Heut Abend war es nur ein blinder Lärm. Aber eines Tages wird der Sturm in schwerem Ernste daherrauschen, daß die Throne erbeben werden. Dann wird das schwarz-roth-goldene Banner sich über den Trümmern der alten Ordnung siegreich erheben, dann wird das alte engherzige Preußen verschwunden sein! Preußen geht fortan in Deutschland auf! Das hat der König feierlich erklärt, und wir werden ihn hindern, wortbrüchig zu werden!“

Emilie war ohne ihre Freundin in das Zimmer zurückgetreten und hatte ihren Platz am Tische neben dem Manne des Volks eingenommen. Dieser blickte mit glühendem Auge sie an. Er schwieg einige Augenblicke. Dann ergriff er unvermuthet ihre Hand und indem er sie lebhaft drückte, flüsterte er ihr leise zu: „Ich hoffe, die schöne Emilie wird ein warmes Herz haben für das Volk und für die Männer, die dessen Geschicke leiten.“

Emilie, zuerst von der unerwarteten Zudringlichkeit des Gastes überrascht, hatte diesen einen Augenblick starr angesehen. Kaum aber hatte sie seine Worte gehört, als sie sich schnell erhebend ihm ihre Hand entriß und indem sie ihm einen schwer zu verkennenden Blick der Nichtachtung zuschleuderte, das Zimmer verließ. Die Mutter folgte ihr.

„Das verdammte Weibervolk!“ murmelte der Hofrath in sich hinein. Bernhard aber, den der steigende Weindunst und die politische Aufregung verhindert hatten, in Emiliens Gesichtszügen den Ausdruck ihres Widerwillens gegen ihn zu lesen, rief laut: „Welch schönes Mädchen! Bei Gott, sie verdient einem Mann des Volks anzugehören!“

Er wußte genau, daß dem Hofrath das schöne und große Haus in dem besten Theile der Stadt angehöre, daß er bedeutendes Kapital neben Hypotheken und sicheren Staatspapieren besitze und daß daher Emilie für einen Mann, dessen Geschäfte in Folge der Zeitverhältnisse zu stocken begannen und der, statt zumeist in ihnen thätig zu sein, sich in die politischen Tageswirren gestürzt hatte, mit den Mitteln, die der Vater besaß und die er für sich auszubeuten hoffte, eine mehr als annehmliche Parthie sein müsse. Freilich war er nicht mehr frei. Er hatte sich Clara, deren Eltern in der Nähe seiner Fabrikbesitzungen bei N. lebten, in einer Weise genähert, welche über seine ernstlichen Absichten keinen Zweifel lassen konnte und die auch sonst nicht anders gedeutet war. Clara war eine jugendlich frische Erscheinung, voll von Humor und sprühendem Geist, anmuthig in ihrer Erscheinung und überall gern gesehen, wo sie sich zeigte. Aber ihre Eltern lebten nicht in glänzenden Verhältnissen und so war Bernhard, dem die schwankende Lage, in

der er sich befand, mit schwerer Sorge auf dem Herzen lag, mit sich bereits einig über die Schritte, die er seinerseits in Aussicht zu nehmen hatte. Der Hofrath, dem dessen Person und seine ausgedehnten, wie er glaubte sehr einträglichen Fabrikanlagen, abgesehen von den politischen Gründen, die ihm seine Freundschaft erwünscht erscheinen ließen, Eindruck gemacht hatten, war nicht ohne sichtbare Zeichen des Wohlgefallens bei den auf eine Verbindung mit seiner Tochter hindeutenden Aeußerungen seines demokratischen Freundes verblieben, über dessen sonstige Verhältnisse in seinem Hause nichts bekannt war. So wenig ihm daran gelegen war, mit Frau und Tochter den an sich ungleichen Kampf zu wagen, so sehr war er überzeugt, daß bei der letzteren die persönlichen Vorzüge und das Vermögen seines Freundes, dem er mit blindem Glauben folgte, schließlich den Sieg davon tragen würden. Die politische Aufregung der letzten Tage und die furchtsame Besorgniß vor drohenden Gewaltthaten von Seiten des Volks, hatten nicht wenig dazu beigetragen, alle etwaigen Zweifel und Bedenken zu beseitigen. Es war bei ihm zum festen Entschlusse geworden, den Neffen seiner Frau aus dem Hause fern zu halten und Bernhard bei seiner Tochter an dessen Stelle treten zu lassen. Daß seine Frau sich auf die Dauer einer Verbindung Emiliens mit diesem widersetzen könne, war ihm undenkbar. Nun hatten die Vorgänge des Abends zwar eine starke Bresche in die nicht allzu feste Mauer seiner Ueberzeugungen gerissen, und wie es bei schwachen, von dem Eindruck äußerer Verhältnisse abhängigen Charakteren wohl zu geschehen pflegt, hatte ihn ein unbestimmbares Gefühl des Mißbehagens und der Furcht überkommen, von dem er sich zunächst Rechenschaft abzulegen scheute. Das aber schien ihm doch klar, daß er, zumal seiner vielfach gereizten Frau gegenüber, seine feste Stütze an seinem Freunde suchen müsse. Es war ihm daher sehr überraschend, als dieser, der eine Zeit lang in stummem Nachdenken dagesessen hatte, plötzlich aufstand und ihm die Hand reichend sagte: „Nun schlafen Sie wohl, bester Freund! es ist spät und ich muß morgen mit dem frühesten eine Geschäftsreise antreten.“ —

„Was,“ rief der Hofrath? „Sie wollen fort? In diesen schrecklichen Tagen wollen Sie Berlin verlassen? Das werden Sie doch nicht thun! Wer soll, wer wird, wer kann Ihre Compagnie führen! Ich bitte Sie um Alles, bleiben Sie hier!“

„Ich kann nicht,“ antwortete der Bürgerwehrhauptmann, indem er den Säbel umschnallte, „die Geschäfte sind sehr dringend. Es ist meine persönliche Gegenwart nothwendig. In wenigen Tagen bin ich wieder da. Bis dahin leben sie wohl und handeln Sie nach Kräften für die gute Sache.“

Und dies sagend schritt er durch das Vorzimmer, bis wohin der Hofrath ihm in ängstlicher Bewegung gefolgt war, der Treppe zu, und bald hörte man die Hausthür hinter ihm zuschlagen.

Der Hofrath aber wendete sich mit tiefem Seufzer und nicht ohne bange Scheu dem ehelichen Schlafgemache zu, in dem ihn seine Gattin, mit der Nachttoilette beschäftigt, erwartete.

Emilie hatte ihre Freundin aufgesucht, die sich in ihr Zimmer zurück gezogen hatte. Als sie bei ihr eintrat, fand sie Clara auf ihrem Bette sitzend, in sich zusammengesunken, den Kopf in die Hände gestützt, über welche die aufgelösten Locken in dunklen Wellen herabfielen. Sie hatte Emiliens Kommen nicht bemerkt. Diese legte sanft ihren Arm um ihre Schulter und zog sie an sich.

„Was ist Dir, Liebe?" flüsterte sie ihr zu.

Clara fuhr auf, wie aus tiefem Traume. Lange schaute sie in der Freundin ruhiges Antlitz, gleichsam, als müsse sie sich klar machen, wo sie sei und was ihr geschehen. Plötzlich rief sie, wie erwachend: „Ist es möglich! Ist es denn wirklich möglich!" Dann sank sie laut weinend an Emiliens Brust.

Diese hatte die Lage halb und halb errathen. Sie strich ihrer Freundin die Haare von der Stirn und schrak auf, als sie die sonst so lebensfrischen Wangen von Todesblässe bedeckt sah. „Du bist krank," sagte sie ihr: „Dir ist Ruhe von Nöthen."

„Ruhe? nein, nur nicht Ruhe! Ach, wenn Du wüßtest, wie es in mir hammert und glüht, wie das Herz, wie die Brust mir zu zerspringen drohen! Luft! Luft! nur nicht Ruhe!"

„Wir wissen von nichts," sagte Emilie. „Du hast uns nie etwas von dem mitgetheilt, was zwischen euch vorgegangen! Hätten wir ahnen können, daß ihr euch kennt, daß Du ihn liebst!"

Clara fuhr auf. „Liebe ich ihn? Ja! ich habe ihn lieb gehabt, im Sonnenscheine des Glücks habe ich mich gewiegt, wie ein Schmetterling auf der Blume, deren Honig er aufsaugt. Ja, ich habe ihn geliebt, und stehe nun vor dem tiefen, dunklen Abgrund, in dem es ewige Nacht ist. Was ist geschehen, was habe ich gethan, um dorthin gestoßen zu werden?"

Emilie preßte ihre Freundin in stummer Theilnahme an sich, deren thränenlose Blicke sie mit wildem Drohen anstarrten.

„Liebst Du ihn, Emilie?" sprach sie mit tonloser Stimme.

Diese schnellte wie eine Feder hoch empor. „Ich ihn lieben, ihn, den ich verwünsche, der mit roher Hand in mein Glück zu greifen wagt, ihn, der mir in tiefster Seele zuwider? Ich ihn lieben? ihn, dessen Blick, dessen Ton, dessen ganzes Wesen wie Gifthauch mich umfängt? So gering wirst Du von mir nicht denken!"

„Und ich habe ihn geliebt," rief Clara. „Habe ihn geliebt aus tiefster innerster Seele, habe geglaubt an seine Liebe und weiß nun, daß ich unglücklich, verlassen bin, daß mein Glück zertreten, meine Ruhe verloren ist. Ihm hatte ich mein Leben zu danken. Wir waren mitten auf dem großen See, den Du kennst. Ein unerwarteter heftiger Sturm warf das Boot um, Andere, die mit uns gewesen, ertranken. Er ist stark und kräftig, er erfaßte mich und brachte mich, der Gefahr für sich nicht achtend an das Ufer und trug mich leblos von dort in das nächste Haus, wo mir Hilfe wurde. Seitdem sahen wir uns oft. Ich hing an

ihm, wie mit tausend Banden gefesselt. Er schien in mir zu leben! Wie hätte ich ahnen können, daß er anderen Neigungen folgen könne. Du liebst ihn nicht, und ich bin von ihm geschieden für ewig! Und doch ist er der Retter meines Lebens und ich kann und darf ihn nicht hassen und verdammen, wie er es um mich verdient. Ich will fort von hier, nicht mehr dieselbe Luft athmen mit ihm, nicht noch einmal ihm in den Weg treten, in seinem falschen Blick die ganze Tiefe meines Elends ermessen!"

Emilie suchte die schwer Leidende zu beruhigen, es gelang ihr nicht. Nur das mußte sie ihr zusagen, ihren Eltern keinerlei Mittheilung zu machen von dem was sie erfahren, und den Ungetreuen nicht ahnen zu lassen, daß sie um sein bisheriges Verhältniß zu ihr wisse. Es war genug, daß ihren Eltern nicht verborgen bleiben konnte, was vorgegangen war. Weshalb noch andere in diese Sache einweihen; daß Emilie jede Bewerbung Bernhards abweisen würde, hatte diese ihr fest erklärt. Clara wußte ja auch seit lange um deren Neigung zu Albrecht und kannte sie zu gut, um zu glauben, daß sie von diesem lassen werde, um den Bewerbungen eines Mannes Gehör zu geben, von dessen treuloser Gesinnung sie soeben eine so erschütternde Ueberzeugung gewonnen haben mußte.

IV.

Es war ein schöner klarer Sommermorgen, als Albrecht sich anschickte, den ihm ertheilten Aufträgen gemäß nach N. zu reisen, wo er einige Zeit verbleiben sollte.

Es schien, als habe die Natur die Menschen auffordern wollen, die dumpfe Schwüle der politischen Gewitterluft, die seit Monaten das Land beherrscht hatte, von sich abzuschütteln, um aus ihrem heiteren duftigen Sonnenschimmer neues Leben und gesunde Gedanken zu schöpfen. Keine beunruhigenden Nachrichten waren aus der Hauptstadt, diesem Braukessel politischer Gährung, herüber gedrungen; die Wolken des 15. und 16. Juni, die ein so unheilschweres Gewitter verkünden zu wollen schienen, schienen sich zerstreut zu haben, auch der politische Himmel wie von dem prächtig funkelnden Scheine der Morgensonne leicht geklärt zu sein. Die grauen Dünste, die über dem fernen Horizont lagerten, konnten sie etwas Anderes, als unbefangene und glückliche Lebensfreuden bergen?

Der Dampfwagen brauste an den Uferhöhen des grünen Oderthales vorüber, durch sandige Steppen und Kieferngestrüpp der Niederlausitz zu. Die Frische des schönen Sommertages prägte selbst diesen öden Gegenden den heiteren Stempel blühender Landschaftlichkeit auf. Aus dem Thalrande der weitgestreckten Niederung zeichnete sich bald vor Albrechts Augen das ehemalige Cisterzienserstift N. ab, mit seinen Kuppeln und Thürmen, seinen freundlichen Gärten und dunkeln Baumgruppen, eine Oase in der Wüste.

Der Zug hielt an. Der Regierungs-Kommmissar wurde von den Lokal-Beamten empfangen. Selbst hier schienen sich die ernsten Gesichter der Beamten in dem hellen Sonnenglanz, der von dem wolkenlosen Himmel herab alles verklärte, zu glätten. Durch die prächtige schattige Kastanien-Allee an dem breit-

gestreckten Teiche vorbei schritten die Männer dem Portale zu, das in der Ornamentik des Jesuitenstyls errichtet, in die alten Kloster-Gebäude führte.

Hier hatten die Verwaltungs- und Justizbehörden aus dem Gebiete der ehemaligen Klosterherrschaft ihren Sitz aufgeschlagen, während die alten Konvents-Lokalien zu einem evangelischen Schullehrer-Seminare umgestaltet waren. Aus den dichtbelaubten Bäumen ringsumher zwitscherte und sang es hell und munter herab. Wie freundliches Grüßen von der fernen Geliebten tönte Albrecht das leichte Rauschen der Blätter aus den Gipfeln der Linden und Kastanien hernieder. Von dem hohen schönen Altan über dem Eingangsportale her aber wehten die weißen Tücher der Familie des Domainenraths, der dem Amte vorstand, dem wohl bekannten Gaste ein herzliches Willkommen zu. Alles war Heiterkeit, Frische und fröhliches Leben.

Die umfangreichen Geschäfte des dortigen Domainen-Amts, die kleinen wie die großen, gingen ihren Weg, wie das nie rastende Schöpfrad der Staats-Maschine sie fortwährend in sich aufnimmt und wieder ausschüttet. Stunden, Tage, Wochen, Monate und Jahre füllen sich mit ihnen aus. Pflichten werden erfüllt, unzählige Bogen beschrieben, Millionen von Zahlen werden gerechnet, Vieles und Weniges, Großes und Kleines wird geleistet. Der Beamte, wenn er endlich an dem Ruhepunkt seiner Thätigkeit mühsam angelangt ist, wähnt gelebt, gewirkt zu haben, dem Lande, dem er angehört, nützlich gewesen zu sein. Und was hat er gethan? In Zahlen hat er gewühlt, im Aktenstaub sich begraben. Er hat als kleines Rad in dem großen Getriebe des ungeheuren Mechanismus mitgewirkt, der das Leben der Nationen regelt. — Und doch ist er in dieser kleinen und pflichttreuen Thätigkeit so unentbehrlich gewesen, so nützlich und doch so wenig beachtet.

Albrecht hatte sich auf die für ihn bereit gehaltenen Zimmer zurückgezogen, deren Decken und Wände, aus alter Zeit herstammend, mit fürstlichem Glanze ausgestattet in eigenthümlicher Weise mit der den Bedürfnissen des modernen Staatsdienstes entsprechenden einfachen Mobiliar-Einrichtung contrastirten.

Was verstanden diese vergoldeten Blumen-Guirlanden, diese reichen Schnitzereien, diese alten Decken und Wand-Gemälde, der parkettirte Fußboden und die Panelirungen von dunklem Eichenholz von den politischen, gesellschaftlichen und sozialen Fragen, welche eine neue Zeit über die Welt gebracht hatte? Was wußten sie von diesen Aufregungen, diesem Stürmen, Drängen und Toben, das den März-Tagen des Jahres 1848 gefolgt war?

Der Domainen-Rath war mit Albrecht eingetreten. Unter den mancherlei Gesprächen, welche die Anwesenheit eines Regierungs-Kommissars am Sitze eines Amtes herbeizuführen pflegt, war einige Zeit verstrichen, als ein leises Klopfen an der Thür hörbar wurde. Der zweite Actuar des Amts trat ein. Die Sonne schien ihm durch das gegenüberliegende Fenster gerade in das Gesicht, so daß er die Augen wie geblendet niederschlug. Man hätte sonst glauben können, daß ein scheu verlegner Ausdruck seine Züge so umwölkt habe. Er wollte nicht näher treten, ging aber auch nicht fort. Auf Albrechts Fragen hin trat er endlich

vorsichtig näher und flüsterte ihm halblaut zu: „Erschrecken Sie nicht! Es ist etwas gegen Sie im Werke!"

„Gegen mich!" rief Albrecht.

„Gegen Sie! Reisen Sie noch vor heut Abend wieder ab! Sie verhüten ein Unglück!"

„Wie sollte ich das?" erwiderte der Regierungsrath, „meine Pflicht verlangt, daß ich bleibe. Sind Ihre Befürchtungen so ernstlich?"

„Seit wenigen Tagen," sagte der Beamte, „sind die Menschen hier so verändert. Ich kenne sie gar nicht mehr. Ich weiß aber auch, daß etwas im Werke und daß dies persönlich gegen Sie, Herr Regierungsrath, gerichtet ist. Mein dringender Rath ist, daß Sie abreisen!"

„Ich danke Ihnen herzlich," erwiderte Albrecht, „lassen Sie uns erwarten, was kommen kann, ich werde meine Pflicht thun und mein Amt, auch wenn Gefahr dabei sein sollte, nicht im Stiche lassen. Ich reise nicht ab!"

Der Actuar, ein ängstlicher, von langer Krankheit kaum genesener Mann ging mit bekümmerter Miene fort. Er hatte es so gut gemeint.

„Was kann es sein?" rief der Domainenrath. „Man hat vor wenigen Tagen von einer Katzenmusik gesprochen, die Gott weiß wem gebracht werden solle. Die thörichten Leute werden die gute Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollen, vor einem Kommissar der Regierung ihre Virtuosität zu zeigen."

Beide scherzten über die Thorheiten jener Tage, die auch auf das Land übertreten zu wollen schienen, das sich doch sonst von städtischen Roheiten frei zu halten pflegt. Aber es war eben die Zeit, in der die unruhigen Köpfe, deren es ja überall giebt, die Nachsicht und Schwäche der Behörden zu mißbrauchen wußten, um ihren einfachen Landsleuten mit dem, was sie in den Städten gesehen oder von dorther vernommen hatten, zu imponiren.

Der Tag war inzwischen heiß geworden, die Junisonne hatte seit dem Morgen auf die beiden Fensterreihen des alten Klosterflügels, in welchem die Geschäfts- und Kommissionszimmer des Amts lagen, ihre brennendsten Strahlen geworfen. Gegen Abend war eine angenehmere Kühlung der Gluth des Sommertages gefolgt. Die Warnung vom Morgen war fast vergessen. Albrecht trat hinaus, um einen Spaziergang durch den wohlerhaltenen großen Klostergarten und um den von schönen Kastanien- und Linden-Alleen umgebenen Teich zu machen, aus dessen Mitte heraus eine kleine Insel mit alten, weithin ragenden Bäumen sich in einem leicht zitternden Wasserbecken spiegelte. Seine Gedanken flogen fernab in die Hauptstadt zurück und hafteten dort auf dem lieblichen Bilde des von dunkelblonden Locken umwallten blühenden Mädchens, deren tiefe Neigung ihm wie ein helles Licht über seinen Lebensweg zu leuchten schien. Freundliche Gesichter begegneten ihm. Grüßend gingen die Arbeiter vorüber, ihren Häusern zu. Diese fröhlichen, thätigen, freundlichen Leute sollten so böse Anschläge mit sich herumtragen? Sie, die von ihrer Arbeit reichlich genährt wurden, die kein Mangel drückte, denen jede Hülfe zu Theil wurde, die von dem Staat irgend geleistet oder erwartet werden konnte, sie sollten der Wühlerei städtischer Volksaufwiegler zu-

gänglich geworden sein? Welchen Nutzen konnten sie von Tumulten und Ruhestörungen erwarten? Welche Vortheile konnten ihnen dadurch zu Theil werden?

Der Domainenrath hatte sich zu ihm gesellt. Am Portal des Klosters stand wiederum der zweite Actuar. Er schien die Kommenden zu erwarten. Sein Blick war noch düsterer und niedergeschlagener wie am Morgen. Er ging auf den Domainenrath zu, mit dem er lange sprach. Dieser kam ernster zu Albrecht zurück. Sie traten in seine Wohnung. Unbefangene Fröhlichkeit begegnete ihnen hier und eine heitere Stunde war schnell verschwunden, als wiederum das unheilverkündende Gesicht des Actuars sich zeigte.

Es seien so viel Leute in Gruppen vor dem Kloster und in der Allee versammelt. Von allen Seiten her strömten Haufen von Arbeitern heran: sie flüsterten miteinander und es habe alles ein so unheimliches Ansehen. — Der Domainenrath entfernte sich mit ihm. Obschon die Töchter des Hauses fortfuhren zu lachen und zu scherzen, war doch eine gewisse Spannung unverkennbar über den kleinen Kreis gekommen. Die Flamme unter dem Theekessel brannte unbeachtet vor der nachdenklich gewordenen Domainenräthin und das Wasser kochte hörbar auf, ohne daß sie Anstalt gemacht hätte, den Thee zu bereiten. So verstrich eine Viertelstunde. Plötzlich klirrte es in dem Nebenzimmer. Eine Scheibe war durch einen Steinwurf zertrümmert worden. In demselben Augenblick stürzte das Stubenmädchen athemlos herein. „Ach Gott, Frau Domainenräthin!" rief sie. „Das Unglück! Sie schlagen den Herrn todt!"

Leichenblaß sprangen alle auf, das Mädchen starr anblickend. „Schnell!" rief Albrecht, „um Gottes willen! Was ist geschehen?"

„Der Herr ist nach dem Kruge gegangen," schluchzte das Mädchen, „es waren da so viele Männer aus den Nachbarorten zusammengekommen. Er hat sie zum Fortgehen bewegen wollen. Hören Sie das Schreien und Toben? O Gott, was wird nun geschehen!"

Albrecht war im Begriff hinauszustürzen, als ihm der Domainenrath, von dem Actuar geleitet, in der Thür entgegentrat. Beide waren entfärbt, ihre Gesichter aschgrau. Der Actuar hatte seine Kopfbedeckung und sein Halstuch verloren. Seine Kleider waren beschmutzt. Der wackre Mann war seinem Vorgesetzten nicht von der Seite gewichen und es war ihm gelungen, ihn dem tobenden Andrang einer wüthenden Menge zu entziehen, die in der Schenke sich zu besonderen Dingen vorzubereiten schien, und die zu zerstreuen der Domainenrath vergeblich sich bemüht hatte.

„Sie müssen fort von hier, sogleich, auf der Stelle!" rief er Albrecht entgegen. „Die wüthende Bande will Ihnen zu Leibe. Die Leute sind wahnsinnig und durch Bier und Branntwein erhitzt. Hier ist kein Widerstand möglich!"

„Um Gotteswillen! Fliehen Sie!" riefen die Frauen jammernd. „Schnell hinaus, hinten durch die Gärten, so lange es noch Zeit ist!" flüsterte ihm der Actuar in's Ohr.

Albrecht schwankte. Man hatte ihn aus der Wohnung des Domainenraths an die zu den oberen Räumen führende Treppe gedrängt, die zunächst auf

den Altan über dem Eingangsportal und von dort nach seinem Zimmer führte. Dann hatten die Männer ihn verlassen, um für alle Fälle Thore und Thüren schließen zu lassen. Albrecht war auf den Altan getreten, von dem aus man die äußeren Umgebungen des Klosters und den weiten inneren Hof desselben frei überblicken konnte.

Es war sehr dunkel geworden. Tiefe Stille lag über den weit hingedehnten Gebäudemassen, aus denen wie eine Riesengestalt die hohe Kirche mit ihren Thürmen in den schwarzen Nachthimmel hineinragte. Es war eine unheimliche Ruhe, die von allen Seiten her wie in einem weiten Grabe die Hallen und Höfe überlagerte, nur unterbrochen von den einsamen Tritten des über den breiten Altan langsam dahinschreitenden Regierungsraths.

Da plötzlich scholl von der rechten Seite her durch das schwarze Dunkel, herüber aus der Schenkstube des nahe belegenen Krugs ein dumpfes Geheul: „Schlagt ihn todt! Hurrah! Freiheit!“ und „Hurrah! Freiheit!“ antworteten viele Hundert rauher Kehlen von einer anderen Seite her mit wildem Geschrei. Es war als ob aus den Tiefen der Nacht dämonische Mächte langsam sich heraufdrängten an die Oberwelt, um über den einsamen Mann auf dem Altan ihre drohenden Kreise zu ziehen. Der Augenblick hatte für diesen etwas schauervoll Düstres. Was sollte nun geschehen? Er konnte durch das Dunkel der Nacht hindurch erkennen, daß sich von weitem her eine schwarze Masse näher und näher gegen das Kloster heranwälzte.

Die tobende, von Branntwein erhitzte Rotte drängte gegen das große Thor des Klosterhofes. Albrecht konnte nicht mehr bezweifeln, daß der Sturm ihm gelte. Er begann zu schwanken. Sein Leben war unmittelbar bedroht. Ein ihm bisher unbekanntes Grauen vor der über ihm schwebenden Gefahr durchzitterte ihn. Er fühlte seine Haare sich sträuben, eiskalte Schauer seinen Körper durchrieseln. Die Flucht war leicht, die Gärten, aus welchen er in das Freie hätte gelangen können, bald zu erreichen. Ein Augenblick der Schwäche überkam ihn. Er dachte an die ferne Geliebte; er wollte nicht so, nicht auf die elende Art enden, die ihm zugedacht schien. Schnell schritt er vorwärts, um den Weg der Rettung zu betreten. In demselben Augenblick durchzuckte ihn ein Gefühl tiefer Scham. Was würde geschehen, wenn die erhitzte Menge ihn nicht mehr fand? Würde da nicht der brave Domänenrath, vielleicht gar dessen Familie gefährdet werden? Wie würde man über diese schimpfliche Flucht urtheilen müssen? Würde nicht selbst das Mädchen seines Herzens sich mit Verachtung von dem Elenden abwenden, der den ihm angewiesenen Posten feige verlassen hatte? Hatte die Regierung ihn nicht grade dorthingeschickt, um bei entstehenden Unordnungen der Masse die Spitze zu bieten, den überfluthenden Strom in sein Bett zurückzuleiten? War er nicht gekommen in der Erwartung, daß er mit seiner Person für die Wiederherstellung der Ordnung werde eintreten müssen? Und nun sollte er fliehen vor einer Bande trunkener Unruhestifter, die die Nacht zu Hilfe nehmen mußten, um gegen ihn, den Einzelnen einen schlechten Streich führen zu können?

Alle diese Gedanken und Erwägungen jagten mit Blitzesschnelle durch seinen Kopf, und ehe er den Altan völlig überschritten hatte, war sein Entschluß gefaßt.

Festen Schritts kehrte er um und während näher und immer näher sich die Fluth der tobenden Menge dem Klosterhofe zuwälzte, stieg er ruhig die Treppe hinab, über die er soeben heraufgestiegen war. An der untersten Stufe stand der Domänenrath, erhitzt, mit bloßem Kopfe, die grauen Locken von der Zugluft des Nachtwindes hin- und herbewegt. Die Familie umklammerte ihn. Er wollte wieder hinaus, um seine Pflicht als Polizei-Beamter zu erfüllen. Er riß sich los und ging. Das Toben und Heulen zog immer näher heran und wurde schon dicht vor dem Klosterportale vernehmbar. Albrecht wollte nicht länger unthätig und feige zurückbleiben.

Das Getöse eines fürchterlichen Tumults ward von außen hörbar. So weit das Auge durch die Dunkelheit zu dringen vermochte, fiel es auf dicht gedrängte Menschenmassen. Der Domänenrath, stets von eifrigem Pflichtgefühl geleitet, mit ihm einer der katholischen Geistlichen des Orts, beide bemühten sich, die Wüthenden zu besänftigen, die tolle Menge zum Auseinandergehen zu bewegen.

„Schweig, Pfaff!“ tönte eine durchdringende Stimme aus den übrigen heraus. Wir sind hier nicht im Beichtstuhl! Fort mit dem Licht!“ Ein Steinwurf klirrte gegen die Laterne, die der Domänenrath in der Hand hielt: Sie erlosch. Albrecht hatte sich die Seitenthür des großen Portals öffnen lassen und war mitten in dem Haufen. Alles tobte, drängte, schrie, Niemand erkannte ihn. Er wollte reden, der Menge offen gegenübertreten, aber der Tumult machte es unmöglich. Plötzlich fühlte er sich am Arme ergriffen. Ein Mann zog ihn bei Seite. „Gehen Sie hinein, flüsterte er ihm zu, es giebt ein Unglück, wenn man Sie erkennt. Um Gotteswillen, bleiben Sie nicht hier.“ Es war einer der benachbarten Förster, der ihn in der Dunkelheit ungeachtet erkannt hatte. Albrecht fühlte sich gewaltsam fortgezogen, gegen die Thüre zu. Hier stand auch der Domänenrath, erschöpft und niedergeschlagen. „Wohlan,“ sagte er zu diesem, „lassen Sie die Thore öffnen; lassen Sie die Menge herein. Wir können sie doch nicht zurückhalten. Ich will mich den Leuten zeigen, ihnen die Stirn bieten. Wir wollen sehen, ob sie den Muth haben werden, mir offen entgegenzutreten.“

Das große Portal öffnete sich und herein wogte die Menge, ein furchtbares Gebrüll erhebend. „Heraus mit ihm! Freiheit! Schlagt ihn nieder!“ so heulte und tobte es von allen Seiten daher. Unter der über der Thür nach dem inneren Corridor brennenden Laterne bemerkte man Albrecht, der hier einige Stufen erhöht, seine Stellung genommen hatte. Bald waren die offne Säulenhalle vor der niedrigen Eingangstreppe, auf der er stand, so wie die angrenzenden Theile des Klosterhofs gefüllt und die immer heftiger hinzuströmende Menschenfluth drängte sich über den weiten Hof hin gegen ihn heran. Große Steine wurden geschleudert und schlugen prasselnd an die Thür, vor der Albrecht stand und die hinter ihm geschlossen worden war. Sie flogen auch gegen die Laterne über ihm, deren Scheiben klirrend herabfielen und deren röthliches Licht, in der Zugluft hin- und her flackernd einen schwachen Schein auf die zunächststehenden Personen warf.

Diese, die in dem Ansturm des Eindringens unter den vorderſten gewesen waren, stutzten, als sie in den dämmernden Kreis dieses Lichtscheins gedrängt wurden und dem Manne unerwartet gegenüberstanden, den sie so eifrig gesucht hatten. Einige derselben waren Albrecht bekannt. Sie fühlten, daß seine Augen mit durchdringender Schärfe auf ihnen hafteten; aber ein Zurückweichen war nicht mehr möglich. Eine enggezogene feste Mauer umgab sie.

Albrecht hatte zu erkennen gegeben, daß er zu der Menge reden wollte. Nach langem Toben brachten einige der Führer es endlich dahin, daß eine Art von Ruhe eintrat.

„Stille! es wird gesprochen!“ hieß es und „Ruhe, Stille!“ tobte es von allen Seiten daher.

„Laßt ihn nicht zu Worte kommen! Schlagt ihn nieder!“ rief eine gewaltige Stimme mitten aus der Menge hervor, eine Stimme, deren Klang Albrecht bekannt schien. Von neuem wälzte sich der Strom gegen ihn heran, schlugen die Steine polternd über und neben ihm in die Thür ein; kein Wurf traf ihn. Seine ruhige, feste, den Andringenden entgegengekehrte Haltung imponirte den Zunächststehenden. Keiner von ihnen mochte zuerst Hand an ihn legen. So trat wieder ein Augenblick des Stillstandes ein und während es vom nahen Thurm herab die neunte Stunde schlug, begann er mit starker, weit über den Hof des Klosters hinschallender Stimme die Menge anzureden, ihr Alles zu sagen, was ihm an beruhigenden, Vertrauen erweckenden Gedanken in den Sinn kam. Die Noth des Augenblicks machte ihn wunderbar beredt und er begann offenbar eine gewisse Gewalt über den ihn belagernden Kreis auszuüben. Denn als die Stimme aus der Mitte immer und immer wieder ihn zu unterbrechen, die Umstehenden zum unmittelbaren Angriff zu treiben suchte, wurde der Unwille gegen den Störer der mühsam erlangten Ruhe laut genug. „Ausreden lassen!“ rief es von allen Seiten her, „Stille! Ruhe!“

Diese Männer waren der politischen Reden noch nicht gewohnt. Der ganze Auftritt war ihnen neu; sie vermochten sich in ihm nicht mit der Sicherheit städtischer Tumultuanten zu bewegen. Daß ein ihnen gegenüber hochstehender Staatsbeamter so zu ihnen redete war ein ihnen völlig unerwartetes Ereigniß, dessen unmittelbares Interesse ihren Antheil an dem beabsichtigten Skandal für den Augenblick überwog. Und immer weiter und weiter sprach Albrecht.

Er bemerkte den Eindruck, den seine Worte gemacht und fühlte, daß sein Leben von der Aufmerksamkeit abhängig war, die er den ihn umdrängenden Kreise abzunöthigen vermochte. Wie er die nächste Minute werde ausfüllen können, wußte er nicht. Von einem Augenblick, von einem Satz zum andern hoffte er, daß die Bürgerwehr des Orts zu seinem Schutze anrücken werde. Aber die Bürgerwehr kam nicht und in der Aufregung und in den Anstrengungen des ununterbrochenen Redeflusses verging die Zeit.

Schwächer und schwächer wurde seine Hoffnung auf Hilfe. Schon schlug es hoch vom Thurm herab halb 11 Uhr. Anderthalb Stunden hatte er, allein gegen eine nach Tausenden zählende, von der Nacht gedeckte Rotte ausgehalten.

Mehr und mehr begann es von neuem in der Menge unruhig zu werden. Wieder wurden wilde Rufe hörbar; keine Hilfe kam, aber die Kräfte fingen an nachzulassen, die Gedanken begannen sich zu verwirren. Und höher und höher schwoll die Unruhe, lauter und wilder begann von neuem das Toben, Drängen und Stoßen nach Vorwärts. Wieder rasselten Steine neben ihm daher. „Nieder mit ihm!" scholl es aus der Menge herüber. „Das Volk will es. Nieder mit dem Verräther!" — Noch zu einem verzweifelten Versuch raffte er sich zusammen; die letzten Kräfte bot er auf, die Zuhörer zu fesseln. Kam ihm nicht augenblicklich Rettung, dann war sein Loos entschieden. Aber von nirgend her tönte ihm ein befreundetes Zeichen der Ermuthigung zu. Er begann seine Gedanken zu dem letzten schweren Augenblick zu sammeln. Einen stummen Gruß sandte er durch die Nacht weit hinaus der Geliebten zu; er glaubte seine Stunde gekommen! Da plötzlich erschien ihm ein Freund, auf den er wahrlich am wenigsten gerechnet hatte.

Ueber das hohe Dach der Kirche blickte ein silberner Strahl in die düstere Tiefe des von Menschen erfüllten Klosterhofes hernieder. Der Mond stieg an dem Nachthimmel empor. Wie er über den gigantischen Massen der Kirche sein helles Licht herabgleiten ließ, fing es an, rings umher tageshell zu werden. Und vor dem grellen Lichte, das in die dichten Haufen fiel, begannen diese sich zu fürchten. Wie wild und unbändig man dem einzelnen Mann gegenüber, so lange es Nacht und dunkel war, getobt haben mochte, niemand wollte an dieser Stelle gesehen sein. Das unheimliche Gefühl, auf schlechtem Wege erkannt zu werden, fing an sich selbst bei diesen rohen Männern geltend zu machen. Unmerklich zogen sich einzelne, dann immer mehrere von dem mondhellen Platze in die dunkleren Schatten der Kirche und der daneben liegenden Gebäude zurück. Bald stand die glänzende Scheibe des hellen Nachtgestirns in der vollen Pracht ihres strahlenden Silberlichts über der Kirche und fing an, seinen Schein auch in die Säulenhalle zu werfen, in welcher Albrecht in dem letzten Aufwande seiner Kräfte rang. Und siehe, auch hier, wie durch magische Zauber gebannt, wichen die rohen Gesellen in die Schatten zurück und durch diese hinaus in das Freie, wo die dunklen Laubgänge ihnen weniger ängstlich erschienen, als dieses unerwartete bleiche Licht, das sie drinnen umfloß. Nur den wenigen Zunächststehenden, welche ohnehin schon von Albrecht erkannt worden waren, blieben zurück. Noch einen verzweifelten Versuch machte der wilde Führer, der die Menge so heftig aufzustacheln versucht hatte. Mit lautem Schrei stürzte er gegen Albrecht heran. Aber Niemand folgte ihm in die jetzt fast tageshell gewordene Halle; zwei Männer, die ihm nachgesprungen waren, rissen ihn mit Blitzesschnelle zurück, durch das Thor hinaus in die dunkle Allee, in deren tiefem Schatten sie mit ihm verschwanden. Der Vorplatz, der Klosterhof, die Halle unter dem Säulengange, Alles war leer geworden. So weit die Menge sich dort gedrängt hatte, war der Platz mit großen und spitzigen Steinen besäet, welche die Tumultuanten bei ihrem Rückzuge zurückgelassen hatten. Albrecht war gerettet. Erschöpft lehnte er an dem Thürpfeiler, als der Domänenrath und der Aktuar ihn in den inneren Corridor hineingezogen, dessen nach dem Hofe zugehende Fensterreihe durch Steinwürfe zertrümmert war.

Wie anders sah es jetzt in dem Innern der Wohnung aus, in welcher noch vor wenigen Stunden eine so unbefangene Fröhlichkeit geherrscht hatte. Düster und niedergeschlagen saßen die Frauen umher. Stundenlang waren sie jeden Augenblick des Eindringens der wilden Horden gewärtig gewesen, hatten sie nicht ohne Grund für das Leben des Gatten und Vaters gezittert. Trüb brannten die Lichter und unberührt stand noch immer der Theetisch mit seinem Komfort vor dem sonst so heimlichen Sophaplatz.

Die augenblickliche Noth war freilich beseitigt. Aber konnte der Sturm nicht von Neuem losbrechen? Welche Mittel gab es dann, ihn zu beschwören? Es war außer allem Zweifel, daß eine geschickte Hand Alles geleitet hatte, eine Hand, der der Mechanismus nicht fremd war, vermöge dessen derartige Tumulte in Scene gesetzt werden. Es war zu gewärtigen, daß diese leitende Kraft sich mit dem Mißerfolge des Abends nicht begnügen, daß sie die Arbeiter und Landleute zu neuen Angriffen aufreizen würde. Auch hatte nebenbei die ganze Sache den Charakter einer persönlichen Leidenschaft gezeigt und die Beharrlichkeit, mit welcher aus der Mitte des Haufens heraus immer von neuem und bis zum letzten Augenblick gegen Albrecht gehetzt worden war, war so besonderer Art, daß dahinter wohl mit Recht noch ein weiterer Zweck vermuthet werden durfte.

Albrecht hatte im Augenblick der über ihn persönlich hereinbrechenden Gefahr seine Pflicht in weitem Maaße gethan. Er hatte seine Person der tobenden Rotte entgegengeworfen und die wilden Massen beschwichtigt. Aber das für die weitere Zeit drohende Unheil ging weit hinaus über die Fähigkeiten, die dem Einzelnen zu Gebote stehen. Albrecht war nicht der Mann langer Bedenken. Vor Anbruch des nächsten Abends war eine Wiederkehr der Scene, die sich so eben abgespielt hatte, nicht zu besorgen. Bis dahin konnte und mußte Rath und Hilfe geschafft werden. (Fortsetzung folgt.)

Rechtsphilosophische Betrachtungen über Staat und Kirche

von

M. Carrière.

I.

Das siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert gefielen sich darin, aus der Natur des Menschen, die stets und überall die gleiche sei, oder aus der Vernunft das für das Leben der Menschen Rechte oder Gerechte zu bestimmen und es den positiven Satzungen und Ordnungen gegenüber zu stellen, zu sagen, wie die Gesetze beschaffen sein müssen, um der reinen Vernunft und der geselligen Natur des Menschen zu entsprechen. Man vertraute dem Verstand die beste Verfassung für alle Zeit und alle Völker zu finden und übersah, daß der Staat mit seiner Ordnung stets der Organismus eines Volkes von bestimmter Art auf einer geschichtlich gewordenen Kulturstufe, daß das Recht stets ein positiv gesetztes, giltiges, das Natur-

recht also nur ein Vorschlag ist wie dasselbe eigentlich sein sollte, und daß darüber aber die Bedürfnisse des Lebens und die Arbeit der Jahrhunderte ihnen zu genügen viel besser entscheiden als die Reflexion des Einzelnen. In unserm Jahrhundert brach nach dem Vorgang von Herder in Deutschland, von Burke in England die Einsicht durch, daß nicht die bewußte Absicht oder die Willkür eines Denkers oder Gesetzgebers das Recht schaffe, daß dasselbe sich vielmehr in der Gemeinschaft des Volkes aus der Natur des Menschen heraus reflexionslos bilde und entwickele, daß seine Quelle der unbewußt schaffende Volksgeist sei, der seine innere Anlage und Bestimmtheit in allmählichem Wachsthum darin auspräge und darlege. In der Zeit, da die Sprache, die Sage sich bildeten, wurden mehr aus dunklem Trieb, denn aus klarem Bewußtsein nach den Bedürfnissen der Menschen von dem Gefühl des Guten und Schicklichen aus, auch die Formen und Normen des gemeinsamen Daseins bestimmt; sie gingen aus dem Leben hervor, man lebte sich in sie ein, sie waren Gewohnheitsrecht und wurden darnach erst in Gesetzen formulirt, geschriebenes Recht, das auszulegen und fortzubilden die Aufgabe der Rechtswissenschaft ist.

Seit Hegel hat sich eine Rechtsphilosophie gebildet, welche beide Ansichten in ihrer Berechtigung anerkennt, in ihrer Einseitigkeit aufhebt. Es giebt eine Idee des Rechts, des Gerechten und die Menschheit hat die Aufgabe, sie, das Seinsollende, Ideale zu verwirklichen, und sie löst solches gerade durch die geschichtliche Entwickelung. Aus der sittlichen Natur des Menschen geht das Recht hervor; er kann seine Bestimmung nur in der Gemeinsamkeit erreichen und diejenigen sittlichen Bestimmungen, ohne welche ein gemeinsames Leben unmöglich wäre, begleitet er mit einer zwingenden Gewalt, er spricht sie aus und hält sie aufrecht. Das Recht stellt die äußeren Bedingungen des vernünftigen Lebens fest, eine Schranke für den bösen, eine Förderung für den guten Willen. In diesem Sinne kommen die Bücher von Stahl, Trendelenburg, Krause, Ahrens, Ulrici überein, bald mehr das Philosophische, bald mehr das Historische betonend.

Adolf Lasson, der neuerdings ein System der Rechtsphilosophie entworfen hat, spricht sich über die Aufgabe derselben also aus: „Unter dem Rechte verstehen wir den Inbegriff derjenigen Vorschriften über das Thun und Lassen der Menschen, welche in einer umfassenden menschlichen Gemeinschaft allgemein anerkannt und giltig sind, und zwar in der Weise, daß es erstens im Zweifelsfalle eine Stelle giebt, von der die Entscheidung ausgeht über das, was als Recht zu gelten hat, und daß es zweitens dem widerstrebenden Willen gegenüber eine sicher wirkende Macht giebt, um die Befolgung der Vorschrift zu erzwingen. Recht giebt es nur da, wo inmitten und auf Grund der unendlich vielgestaltigen menschlichen Thätigkeiten ein aus aller Störung sich sicher wiederherstellender Zustand existirt, welcher durch die allgemein anerkannten und mit zwingender Gewalt gemachten Vorschriften für menschliche Handlungen stetig aufrecht erhalten wird. Die unentbehrliche Voraussetzung für die Existenz des Rechtes ist mithin eine in der umfassenden Gemeinschaft vorhandene oberste Gewalt, welche Autorität hat, das Recht zu bestimmen, und welche [illegible] physische Macht hat, um nöthigen Falls

den dem Rechte gemäßen Zustand durch physischen Zwang herzustellen. Diese mit der höchsten Gewalt zur Schöpfung und Wahrung des Rechts versehene Gemeinschaft nun heißt der Staat. Mithin sind Recht und Staat von einander untrennbar: es giebt kein Recht als im Staate und keinen Staat als zum Schutze des Rechts.

Es sind die bestehenden Verhältnisse der Familie, des Besitzes, des Verkehrs, welche durch das Recht nicht inhaltlich gemacht, sondern formell geordnet werden, und zwar wie es die Bedürfnisse und Triebe, wie es die wachsende Einsicht, der Verstand und die ideale Natur des Menschen erfordern. Das Recht wie die Sprache wird nicht ersonnen oder erfunden, sondern es erwächst aus der Volksseele in gemeinsamer Arbeit der Volksgenossen. Auch der Mann der Wissenschaft, auch der Gesetzgeber wurzelt in seiner Nation wie der Dichter, und er spricht aus, was in allen Gemüthern schlummert oder sie bewegt und sein Wort bleibt, wenn es dies thut. Lasson sagt vortrefflich: „Was das Recht eigentlich bildet, ist die Idee des Rechts, die vermittelst der einzelnen Volksgeister die in ihr enthaltenen Momente explicirt und sich ein so geartetes Dasein hier, ein anders geartetes dort giebt. Was nicht durch die innere Entwickelung des Volksgeistes und seiner Rechtsübung genügend vorbereitet ist, das bleibt doch unfruchtbar und schafft nur Verwirrung. Bei weitem nicht alles, was als ausdrückliches Gesetz gegeben wird, ist deßhalb auch schon wirkliches Recht mit der dazu gehörigen Stetigkeit der Ausübung; dasjenige, dem sich die Gemüther der Menschen hartnäckig entziehen, kann niemals Recht werden und bleibt immer nur ein gescheiterter Versuch einer Gesetzgebung. Wiederum nicht alles, was als Recht im Volke lebt und in sicherer Uebung im Schwange ist, wird ausdrücklich als Gesetz aufgezeichnet. Der Gesetzgeber wird im glücklichsten Fall der Redner seiner Epoche, der demjenigen, was alle Herzen beseelt, Form und Ausdruck verleiht, wie der Künstler, der Denker es auf andern Gebieten thut. Dadurch erlangt er klassische Bedeutung für das gesammte nationale Leben. Sein Volk spiegelt sich in seinem großen Sohne und bildet sich ebenso nach ihm, wie er der mustergiltige Typus seines Volkes war. Wie das ästhetische, das religiöse, das intellektuelle Leben eines Volkes nach Stil, Prinzip und Geist von der nationalen Eigenart getragen, aber von den geistesmächtigen Individuen gestaltet wird, so auch das Recht.“

Freiheit ist Selbstbestimmung, nicht Gesetzlosigkeit und Willkür, sondern bewußte Gesetzeserfüllung; die setzt die Autonomie des Willens voraus, dies, daß der Wille sich selber das Gesetz giebt. Im entwickelten Staatsorganismus ist darum die Gesetzgebung nicht blos Sache der Regierung, sondern an die Zustimmung der Regierten, an die Mitwirkung des Volkes gebunden; sie ist wesentlich Sache der Volksvertreter. Wir haben seit der Mitte unsers Jahrhunderts ein sehr reges gesetzgeberisches Treiben, gerade nachdem Savigny den Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung in Frage gestellt, dabei aber auf ein gründliches Studium der Rechtsbildung und Rechtsentwicklung in Rom wie im Vaterland hingewiesen und die genetische Erkenntniß des Rechts mächtig gefördert. Aus dem Satze, daß das Recht ein organischer Ausdruck des Volksgeistes sei, ergab sich die Folgerung daß von dem Römischen Recht, von der mittelalterlichen Ueberlieferungen nur das

für uns Giltigkeit und Werth habe, was als klassische Bestimmung eines Verhältnisses das Rechte getroffen, was zugleich in der Gegenwart unseren Bedürfnissen genügt; es ergab sich, daß für das fortschreitende Leben in seiner Bewegung bei dem Umschwung der Verkehrsverhältnisse, bei dem Bunde des Kapitals und der Maschinen zu einer Großindustrie gegenüber dem Handwerk und kleinen Gewerbsbetrieb neue Ordnungen nöthig wurden, und so kamen wir in eine parlamentarische Gesetzesmacherei in materiellen Dingen wie in geistlichen Angelegenheiten zumal beim Neubau des Reichs, deren Nachtheile wir spüren. Sie beseitigte Hemmungen, zu denen viele ehemals gute Einrichtungen geworden waren, ohne etwas Neues an ihre Stelle zu setzen, sie schuf Veränderungen, für die kein Volksverlangen vorhanden war, sie griff zu Ausnahmsgesetzen, und that wenig, um solche durch Hebung der Nothstände hier, durch freiere, aber echt religiöse Bildung und Gesittung dort wieder unnöthig zu machen. Da möge man sich der Revision nicht schämen; irren ist menschlich; aber das ist vom Uebel, daß man Verschlimmbesserei treibt, daß statt eines aus einem Prinzip bewirkten Neugusses des Gesetzes z. B. von rechts und links daran gezwickt und geflickt wird, daß durch schwankende Majoritäten bald ein liberaler, bald ein konservativer Paragraph hineinkommt. Da giebt es Kompromisse vielköpfiger Privatinteressen, da giebt es ein Feilschen nach Parteirücksichten, wo die Sache allein berichtet sein soll. Würde da es nicht viel besser sein, wenn die Volksvertretung die Grundsätze feststellt, nach denen ein Gesetz entworfen werden soll, die Ausarbeitung nun aber einem oder einigen tüchtigen Fachmännern übergiebt, und am Ende dann einfach Ja oder Nein sagt? Glücklicher Weise hat man eine Kommission von Fachmännern für ein deutsches Civilgesetzbuch ernannt; was soll daraus werden, wenn der Reichstag darüber berathet und über die einzelnen Bestimmungen reden, daran ändern wollte? Verdorben, nicht veredelt würde dadurch, was als Ganzes gedacht war; in einem Organismus bedingt die Umbildung eines Gliedes auch die vieler anderer. Mir scheint auch hier ein einfaches Ja für das wohlerwogene Werk berufener Kräfte das für das Parlament Erfprießlichste, der Nation Wohlthätigste. Denke man daran, wie die Nationalversammlung in Frankfurt statt die Verfassung in großen Zügen festzustellen, statt in einigen Sätzen die Grundrechte des deutschen Volkes, wie sie ja in den Märztagen überall als Volksforderungen formulirt und durchgesetzt waren, nur als verfassungsmäßige Norm aufzurichten, sich in monatelangen Debatten darüber erging, bis die Zeit der Macht für das Parlament vorüber war und der Rest ein Stück Papier blieb! Und ganz anders war doch damals eine Blüthe nationaler Intelligenz im Parlamente vereint als jetzt im Reichstag! Freuen wir uns, daß auf der Grundlage dessen, was wirklich die Sehnsucht der Nation und was in Frankfurt theoretisch vorgearbeitet war, ein großer Mann der That mit großen festen Zügen eine neue Ordnung der Dinge herstellte, und gönnen wir dem Volke Zeit, sich in dieselbe einzuleben!

II.

Das Recht ist die positive Bestimmung derjenigen sittlichen Normen, ohne welche eine menschliche Gemeinschaft nicht bestehen kann, und stattet sie mit

zwingender Gewalt aus, so daß jede Ueberschreitung oder Verletzung selbst auf gesetzliche Weise in ihre Schranken zurückgewiesen wird. Dadurch sichert es Person und Eigenthum, dadurch bändigt es die rohen gewaltsamen Naturtriebe und wird zur unumgänglichen Grundlage der Kultur. Die Selbstsucht, die Eigenwilligkeit lebt gröber oder feiner in der Menge der Menschen, und daß sie sich nicht Bahn bricht, daß der Ernst des Rechtes, die Strenge des Gesetzes ihr mit seiner äußeren Zucht gegenübersteht, so lange, bis die Selbstsucht, bis der vernünftige Wille jene nicht mehr bedarf und dann sie auch nicht als Fessel empfindet, das ist zur Aufrechterhaltung des gemeinsamen Lebens wie zur Erziehung der Menschheit nothwendig. Aber wie der Gedanke, wie die Gesinnung nicht erzwingbar ist, so wendet sich auch das Recht nicht an sie, nicht an das Innerliche, sondern an die Aeußerung, an die Handlung, und verlangt, daß diese nach ihm sich richte. Jeder gebe von seiner Freiheit so viel auf als nöthig sei, damit die Freiheit der Anderen auch bestehen könne, so hat man früher die Sache bezeichnet; aber da ist Willkür und Freiheit verwechselt. Der vernünftige Wille findet seine Freiheit im Anschluß an die sittliche Weltordnung, er weiß sich als Glied eines großen Ganzen, er weiß, daß er darum sein Wohl im Gemeinwohl findet; es ist die Vernunft, welche die nothwendigen Bedingungen des Gemeinlebens so ordnet, daß die Interessen der Einzelnen mit denen der Gesellschaft im Einklang stehen. Der unvernünftige Wille wird in seiner Aeußerung an das Vernünftige gebunden, in der rechtlichen Ordnung ist der Krieg aller gegen alle aufgehoben, jeder sieht sich in seinem Wirken geschützt, sieht die Bedingungen eines menschenwürdigen friedlichen Daseins garantirt, innerhalb der Sphäre des Rechts ist ihm gerade für die Ausbildung und Auswirkung seiner persönlichen Eigenthümlichkeit, für seine freien Entschließungen Raum gewährt. So haben auch in der Natur innerhalb der allgemeinen Weltgesetze die individuellen Kräfte ihr Bestehen und Wirken.

Uebereinstimmend mit diesem Gedankengang kommt Lasson zu den folgenden Sätzen: Das Recht mit seinem Zwang bleibt auf das Aeußere und damit auf das Unentbehrliche beschränkt; es ist nicht die Stärke der innern Freiheit, nicht das Mittel die Menschen glücklich und selig zu machen; oder die Bedingungen für die menschlichen Zwecke, nicht die Zwecke selbst sind sein Gebiet. Was zu diesen Bedingungen als das Unentbehrliche gehört, das wechselt mit der Zeit. Mehr und mehr wird das religiöse, das sittliche Leben vom Zwange des Rechtes freigelassen, das wirthschaftliche Leben der Regelung durch das Recht entzogen und das Element der freien Entschließung auf immer weiteren Gebieten anerkannt. Dem stellt nun Lasson die Tendenzen der Socialisten und der theokratisch Gesinnten, wie er die Ultramontanen nennt, mit beherzigenswerthen Worten gegenüber:

„Die Socialisten (Kommunisten) wollen das gesammte äußere Leben des Menschen, Arbeit und Verkehr, Unternehmen und Genuß unter die Herrschaft der äußeren rechtlichen Ordnung und damit auch des äußeren Zwanges stellen; die theokratisch Gesinnten wollen das gesammte innere Leben der Menschen, ihr Verhältniß zu Gott und das Heil der Seele, durch die Methode des Rechtes und seinen Zwang beherrschen. Jene glauben damit den Menschen eine Wohlthat zu

erweisen, indem sie dieselben der Gefahr der Armuth und Noth, der Sorge um die physische Selbsterhaltung überheben; sie wollen die Menschen mit Gewalt und Zwang glücklich machen. Die Freunde der Theokratie sind bemüht dem Menschen das Irren und Zweifeln, die Arbeit der freien Meinungsbildung und das Suchen nach eigner Ueberzeugung zu ersparen in dem, was ihnen für unser ewiges Heil als das Entscheidende gilt; sie wollen die Menschen durch das Rechtsgesetz, wo es nöthig ist, mit Feuer und Schwert selig machen. Beide Parteien verkennen in gleicher Weise die in der menschlichen Natur liegenden Möglichkeiten und Nothwendigkeiten. Man kann den Menschen weder glücklich noch selig machen ohne seinen Willen. Raubt man ihm das erste Attribut seiner Menschenwürde, die freie Entscheidung des eigenen Willens, so erhebt man ihn nicht auf eine höhere Stufe seines Daseins, sondern erniedrigt ihn unter das Thier. Einschränkung, die nicht unentbehrlich ist, heißt Entfesselung der Bestialität. Die Einen betrachten den Menschen nach Art der Ochsen und Schweine, die man in Koben mästet, die Anderen nach Art der Hunde und Pferde, die man zu Verstand und Tugend mit Zuckerbrod und Peitsche dressirt. Verkehrtheiten, indem der Mensch seinem Wesen nach freie Persönlichkeit ist, deren Willkür anerkannt werden soll, soweit es geht. Nicht die äußere Wohlfahrt des Hausthieres will das Recht wahren, sondern die Möglichkeit der freien Entwicklung und Selbstbestimmung; nicht den Weg zum Himmelreich schreibt es dem Menschen in gebundener Marschroute vor, sondern den Adel der menschlichen Anlage will es ehren, indem es die freie sittliche Selbstentscheidung unangetastet läßt, aber die äußeren Hindernisse wegräumt, die derselben im Wege stehen könnten."

III.

Alles Recht ist positiv, gesetzlich angeordnete Bestimmtheit der Lebensverhältnisse, aber sein Grund ist die praktische Vernunft, sein Zweck ist Wohlstand, Bildung, Freiheit für alle möglich zu machen, und wo positive Satzungen die Menschenwürde beeinträchtigen, da sind sie ein Unrecht, denn nicht die Satzung, sondern der Inhalt des Gerechten macht eine äußere Ordnung zum Recht; das Recht ist ein menschlicher Versuch, das Gerechte in einer festen äußeren Ordnung zu verwirklichen. Aber so sehr ich das Historische im Recht anerkenne, so wenig kann etwas dadurch zum Rechte werden, daß einmal die Selbstsucht eines Machthabers oder die Herrschsucht einer regierenden Klasse es so verfügt hat. Wir messen solche Gebote an der Idee des Gerechten und halten Gericht über sie in der Gegenwart wie in der Vergangenheit. Das übersieht Lasson, wenn er behauptet: „Was wir heute für das Verkehrteste halten müssen: Sklaverei, Glaubenszwang, Folter, Censur, Polygamie, war seiner Zeit oder ist noch unter gewissen Bedingungen nicht blos positives Recht, sondern vermag sich auch vor einem verständigen Urtheil, das sich objektiv in die Lage fremder Zeiten und Völker zu versetzen versteht, als inhaltlich vernünftig auszuweisen, sofern es historisch bedingter Fortgang zu höheren Formen ist." Die Sklaverei gewährt nicht dem Menschen die Möglichkeit der Selbstbestimmung, der eignen Lebensführung, sie

sichert ihm nicht die Freiheit der Person und des Eigenthums, sondern sie nimmt sie ihm, und damit ist sie kein Recht, sondern ein Akt der Gewalt, ein Unrecht gegen den Geknechteten. Der Glaubenszwang zerstört die eigene Entscheidung des Gewissens, die innere Erfahrung in Bezug auf das Verhältniß der Seele zu Gott, oder legt dem Menschen eine menschenunwürdige Heuchelei auf, ein äußeres Bekennen und Mitmachen dessen, was seiner Vernunft widerspricht oder seinem Herzen fremd ist; wie paßt das zu der Definition vom Recht, daß es die äußeren Bedingungen des vernünftigen Lebens darstellt, daß es diejenigen sittlichen Normen, ohne welche eine menschliche Gemeinschaft nicht bestehen könnte, mit zwingender Gewalt ausrüstet? Die Folter mag von der geistlichen und weltlichen Inquisition angewandt worden sein, sie bleibt damit ein brutaler Gewaltakt und wird nicht zum gerechten Mittel der Rechtsfindung. Oder wollen wir die Hexenprozesse für etwas anderes als eine abscheuliche Verirrung, wo nicht Verschuldung bezeichnen? Und wenn ein Machthaber in Israel, wie David und Salomo, seinen Lüsten fröhnt, so wird die Vielweiberei nicht zum Recht, denn sie widerstreitet dem Wesen der Liebe, die Eines ganz und ausschließlich will und hat, und ein gesittetes Familienleben wird durch die Vielweiberei nicht möglich gemacht wie durch die Monogamie, sondern verwüstet. Alle diese Dinge sind auch nicht dadurch zu rechtfertigen, oder gar als vernünftig aufzuweisen, daß man sie einen historisch bedingten Durchgang zu höheren Formen heißt; sie waren eine widerrechtliche Verkehrtheit oder brutale Gewaltanmaßung, gegen die sich endlich das gesunde Rechtsgefühl und der Freiheitstrieb der Unterdrückten empörte, indem die Formen der Gesittung nach den Forderungen der Vernunft an die Stelle der Satzungen selbstsüchtiger Willkür gesetzt wurden. Lasson schließt: „Die Menschenrechte sind aber so verschieden, wie die Menschen selbst und die Bedingungen ihrer gesellschaftlichen Vereinigung. Gewiß vollzieht sich in der Entwicklung des Rechts die Bewegung auf ein bestimmtes Ziel hin, auf eine Vereinigung des an sich Gerechten mit möglichster Strenge formeller Durchbildung. Aber das Gerechte hat nie in einem positiven Rechte gefehlt; es ist darin eingegangen, soweit es jedesmal möglich war." Im großen Ganzen ja. Es ist Vernunft in der Geschichte, aber nicht reine Logik, sondern auch unlogischer Wille, selbstsüchtiges Interesse, das zu bändigen und in Zucht zu nehmen, zu erziehen, gerade die Aufgabe des Rechtes ist. Mitunter gelingt es aber der eigennützigen Gewalt, sich der Formen des Rechts zu bemächtigen und ihr Belieben damit zu bekleiden. Dies zu beurtheilen, zu verurtheilen wollen wir uns nicht nehmen lassen. Es ist etwas Großes um den historischen Sinn, aber unser Bemühen, die Bedingungen, das Wesen und die Bedeutung der geschichtlichen Erscheinungen in Kunst, Religion, Sitte und Staatsverfassung zu verstehen, soll uns nicht verleiten, alles auch gut und schön und wahr zu finden, weil es einmal ein Gebilde des Volksgeistes war; dieser geht auch in der Irre, verfällt in Aberglauben und Fetischdienst, gefällt sich auch in stilloser Ueberladung und Verschnörkelung oder in steifer Regelrichtigkeit, und ich denke, wir fahren fort, derartige Auswüchse oder Verkümmerungen der gesunden Lebenstriebe auch als solche zu bezeichnen, und von freier Schönheit, von be-

seligendem, vernünftigem Glauben, von gerechter Lebensführung und Lebensordnung zu unterscheiden.

Und in ähnlicher Weise hat Lasson auch die Aufgabe der Rechtsphilosophie nicht hoch genug gefaßt. Er sagt zwar ganz gut: „Die Rechtsphilosophie ist die Wissenschaft von dem Gerechten, wie es im Rechte immanent ist. Sie steht auf dem Boden des positiven Rechts und zeigt, wie das Gerechte sich im Recht verwirklicht hat"; aber er setzt hinzu: „nicht wie es sich verwirklichen sollte; ich ich denke gerade: „und wie es sich in ihm verwirklichen soll." Das unterscheidet ja die Ethik von der Physik, daß diese uns lehrte, was und wie die Natur ist, jene, wie der Geist ist und sein soll. Die Moral besteht nicht darin, daß sie blos beschreibt wie gehandelt wird, sondern daß sie aus Vernunft und Gewissen bestimmt, wie gehandelt werden soll. Das Gute ist das Seinsollende, der kategorische Imperativ der Pflicht gebietet es zu verwirklichen; diese Errungenschaft Kants geben wir bei aller Achtung vor der Anerkennung der bestehenden Wirklichkeit nicht auf. Und so entwirft auch die Vernunft die Idee des Rechts als das Ziel und die Aufgabe für das gemeinsame Leben der Menschheit, allerdings auf realem Boden, indem sie aus dem Seienden das Seinsollende entwickelt; und nun ist es Sache der Staatskunst, der Gesetzgebung die gegenwärtigen Verhältnisse so zu gestalten, daß die Idee des Rechts immer voller und reiner in ihnen ausgeprägt wird. Gegenüber dem bloßen Konserviren des Bestehenden, wie gegenüber der umstürzenden Verneinung der Revolution wollen wir die fortbildende Reform, wollen wir die organische Fortentwicklung. Aber diese hat ein Ziel, und das Ziel zu erschauen und aus dem Wesen des Geistes zu folgern, als das Vernunftgemäße zu erweisen, das ist Sache der Philosophie, das unterscheidet sie von den positiven Wissenschaften. Allerdings verlangt sie nicht das Unmögliche, allerdings stellt sie keine Anforderungen an die Gegenwart und an die Zukunft, als die sich aus dem eignen inneren Zug der bisherigen Rechtsbildung ergeben; darin stimme ich Lasson wieder bei und gebe ihm zu: „Die Aufgabe der Rechtsphilosophie muß immer die bleiben, sich von jeder Art von falschem Idealismus und utopischer Schwärmerei fern zu halten, die nur die Köpfe erhitzt, die Leidenschaften aufregt und den gesunden Gang der Entwicklung schädigt." Aber dem füge ich hinzu: Ihre Aufgabe ist und bleibt der wahre Idealismus, der auf der Grundlage der Wirklichkeit, des realen Lebens aus der Richtung und Natur desselben das Ziel erschaut und der Menschheit zum Bewußtsein bringt. So zeichnet sie den Weg der Entwicklung und durch ihren Einfluß auf die Gedankenbildung der Handelnden bildet sie die Wirklichkeit weiter.

Lasson selbst sagte einmal ganz vortrefflich: „Das Christenthum im Bündniß mit dem germanischen Volksgeiste hat dem Menschen die sittliche Freiheit über alle Erdenschranken hinaus und die innere Selbständigkeit des Gewissens auch dem Gesetze des Staats gegenüber verschafft." Wie war das dem Christenthum und dem germanischen Volksgeiste möglich? Weil sie über die Entwickelungsstufe des Orients wie des klassischen Alterthums sich erhoben, weil sie erkannten: das Gesetz, der Staat ist um des Menschen willen, nicht der Mensch um des Gesetzes und

Staates willen. Das war der früheren Zeit und ihrer Ordnung gegenüber das Seinsollende, der Idee des Menschen Entsprechende, ein Ergebniß der Philosophie, die ja nicht an den Betrieb und die Formeln der Schule gebannt, sondern überhaupt freies, auf das Ideale gerichtetes Denken und Erkennen ist. Und aus dieser Erkenntniß folgte wieder die philosophische Forderung: daß Recht und Gesetz so einzurichten sind, wie sie der sittlichen Freiheit und innern Selbständigkeit des Gewissens nicht widersprechen, sondern vielmehr die äußern Bedingungen für beide aufrichten, — also kein ultramontaner Glaubenszwang, kein kommunistischer Arbeits- und Staatsfütterungszwang! — Lasson fährt fort: „Auf dieser Bahn sind die Völker der europäischen Kulturwelt stetig vorwärts gegangen, nicht ohne Hemmungen, Störungen und Hindernisse, aber doch im Ganzen in einem großen Zuge der Bewegung auf ein einheitliches Ziel hin." Gewiß, und es war und ist die Aufgabe der Philosophie, dies Ziel aus dem dunklen Drange der Menschheit zur Klarheit des Bewußtseins zu bringen. Lasson sagte weiter vollkommen richtig: „Die größten und entscheidendsten Umwälzungen hat das letzte Jahrhundert gebracht: eine wahre Oeffentlichkeit des Lebens und eine Freilassung der Individualität in allen nicht öffentlichen Lebensthätigkeiten, wie sie früher noch niemals verwirklicht war. Die ungeheure Veränderung des ganzen Systems der Arbeit an der Natur und des Verkehrs über den ganzen Erdboden hin, die gewaltige Zunahme aller wirthschaftlichen Technik und aller intellektuellen Aufklärung hat in das gesammte Leben des Einzelnen wie des Staats einen veränderten Ton gebracht, und vor allem die neuen Produktionsverhältnisse des Großbetriebs in Verbindung mit der gestiegenen Achtung vor Menschenwerth und Persönlichkeit haben eine prinzipielle Gleichstellung aller Klassen der Gesellschaft, der Niedrigsten und Aermsten mit den früher Bevorrechteten zum charakteristischen Kennzeichen unserer Rechtszustände gemacht." Höchst erfreulich ist hier die Zusammenstellung des volkswirthschaftlichen Lebens mit dem Wachsthum der Aufklärung und dem Sieg gleichmäßiger Gerechtigkeit. Bedingt aber war die Entwickelung der Arbeit und des Maschinenbetriebs durch die Fortschritte der Mathematik und Naturwissenschaft, also durch ganz ideale Potenzen, und ihre Anwendung auf das Leben; bedingt dadurch, daß ein schottischer Philosoph, Adam Smith, sein Nachdenken über das Gemeinwohl der Theilung und Verbindung der Arbeit und dem Gesetze des Verkehrs zuwandte; dazu kam der Idealismus der englischen Freidenker, der französischen Philosophen Voltaire und Rousseau, der Deutschen Kant und Fichte: sie, ihr neuerdings so oft gering geschätztes Natur- und Vernunftrecht sprachen, was heute erreicht ist, als das Ziel und der Forderung ihrer Zeit aus, und durch aufgeklärte Regenten wie durch die französische Revolution, durch die deutsche Reform, als deren Träger wir Stein bezeichnen wollen, durch die theoretischen Forderungen des Liberalismus und der liberalen Gesetzgebung unserer Zeit, also unter der Aegide und im Lichte des freien, auf das Seinsollende gerichteten, des philosophischen Denkens ist das im Geist Erschaute, Ideale realisirt, die Wirklichkeit um vieles mehr vernünftig, das Vernünftige um vieles mehr wirklich geworden.

IV.

Wilhelm von Humboldt schrieb in seiner Jugend „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen"; Abschnitte davon erschienen in Schiller's Thalia, das Ganze ward 1851 von Dr. Eduard Cauer im Trewendt'schen Verlage veröffentlicht. Da jüngst im Reichstag Bezug darauf genommen ward, wollen wir die Schrift zum Ausgangspunkt einiger Beobachtungen machen. Wie Humboldt für sich die allseitige und harmonische Ausbildung der Individualität als das Ziel seines Daseins erkannte und anstrebte, so fand er auch das Ideal für das gemeinsame Leben der Menschen darin, daß jeder sich aus sich selbst und um seiner selbst willen entwickele. Er sagte: „Der Staat enthalte sich aller Sorgfalt für den positiven Wohlstand der Bürger, und gehe keinen Schritt weiter als zu ihrer Sicherstellung gegen sich selbst und gegen auswärtige Feinde nöthig ist; zu keinem andern Endzweck beschränke er ihre Freiheit;" er suchte darzuthun: „daß der Staat sich schlechterdings alles Bestrebens direkt oder indirekt auf die Sitten und den Charakter der Nation anders zu wirken als in so fern dies als eine natürliche von selbst entstehende Folge seiner übrigen schlechterdings nothwendigen Maßregeln unvermeidlich ist, gänzlich enthalten müsse, und daß alles, was diese Absicht befördern kann, besonders alle besondere Aufsicht auf Erziehung, Religionsanstalten, Luxusgesetze schlechterdings außerhalb der Grenzen seiner Wirksamkeit liege." Humboldt sah ein, daß die dauernde Verbindung Eines Mannes mit Einer Frau für die Bevölkerung so zuträglich wie dem Wesen der Liebe gemäß sei; aber der Staat solle doch über die Ehe durchaus nichts bestimmen, sondern sie der Willkür der Individuen überlassen, die Trennung ohne alle Gründe zulassen; die Sitte werde binden, was das Gesetz löst.

Im Absolutismus des vorigen Jahrhunderts stand allerdings die Staatsgewalt dem Volk als eine herrschende Macht gegenüber, und die Menschheit sehnte sich nach Befreiung von Druck und Schranken derselben; ja wir Aelteren haben es erlebt, wie die polizeiliche Bevormundung in der Kleinstaaterei und der Zersplitterung der Nation den Gedanken an das eine Vaterland und an die Theilnahme aller am öffentlichen Leben verpönte; so hatte man sich gewöhnt, und wir leiden noch darunter, im Staat etwas Fremdes, Feindliches zu sehen, Opposition galt für Freisinn und Mannesmuth, und selbst nachdem das Ziel des Bundesstaats mit dem freigewählten Reichstag, der Rechtseinheit, der Heeresgemeinschaft, der ungehemmten Bewegung in Verkehr und Handel erreicht ist, nimmt es gar manche Leute Wunder, daß Männer, die früher von fortschrittlichem Eifer beseelt waren, nun, da das Erstrebte gewonnen ist, konservativ für die Behauptung und Sicherung desselben einstehen, statt den Gründern des Reichs mißtrauisch sich zu widersetzen. Jetzt aber sehen wir im Staat, was er seinem Begriffe nach ist, den Organismus des gemeinsamen Lebens, ohne welchen kein Einzelner seine Bestimmung erreichen kann; wir sehen im Staat den rechtlichen Ausdruck des Volksgeistes, und finden seine Aufgabe nicht blos in der negativen, daß er den Bürger gegen Schädigungen von außen sicher stelle, sondern auch in der positiven: es jedem zu ermöglichen, daß er die freie Entfaltung seines Genius erreiche, ihm die Bedingungen für ein

menschenwürdiges Dasein zu gewähren. Wir leben im Staat, um in der Gemeinsamkeit so vieler idealen Güter theilhaftig zu werden, die nur durch die Gemeinsamkeit möglich sind. Erziehung und Bildung, Sittlichkeit und Religiösität, gesunde waffengeübte Kraft und Nationalwohlstand sind solche Güter, ebenso ein reines Familienleben, und die Sorge des Staats, dessen Regierung ja vom Volkswillen getragen, das organische Haupt des Ganzen ist, muß sich daher auf das alles erstrecken; der Staat muß, um auf die Ehe zurückzukommen, das von der Sittlichkeit Geforderte auch als Recht und Gesetz aufstellen, und darüber zu wachen, das gebietet ihm schon das Gesetz der Selbsterhaltung. Denn ein Volk, welches verweichlicht und verliederlicht und an Bildung und Arbeit zurückbleibt, das wird bald von anderen abhängig und verliert seine Selbstständigkeit.

Humboldt nahm den Menschen für gut von Natur; er meinte: wenn man nur die Schranken entferne, so werde der Adel der Freiheit und die Würde des Geistes sich sofort herrlich entfalten. Er fürchtet nicht, daß dann auch die Bestialität zum Durchbruch komme. „Die Tugend," sagt er, „stimmt so sehr mit den ursprünglichen Neigungen des Menschen überein, die Gefühle der Liebe, der Verträglichkeit, der Gerechtigkeit haben so etwas Süßes, die der uneigennützigen Thätigkeit, der Aufopferung für Andere so etwas Erhebendes, die Verhältnisse, welche daraus im häuslichen und gesellschaftlichen Leben überhaupt entspringen, sind so beglückend, daß es weit weniger nothwendig ist, neue Triebsedern für tugendhafte Handlungen hervorzusuchen, als nur denen, welche schon von selbst in der Seele liegen, freiere und ungehinderte Wirksamkeit zu verschaffen." Das ist sehr schön gesagt und auch richtig für die edle Natur, für den wiedergeborenen Menschen, wie die religiöse Sprache ihn nennt. Aber ihr heißt auch das Herz ein trotzig und verzagt Ding, und das Trachten der Menschen böse von Jugend auf. Wir müssen zu uns selbst kommen durch eigne That, Freiheit und Bewußtsein können uns nicht gegeben sein, das widerspricht ihrem Begriffe, wir müssen sie uns selbst anschaffen, die Anlage verwirklichen; Niemand kann für einen Andern denken und wollen. Wir erfassen aber und bestimmen uns selbst, indem wir uns von allem andern unterscheiden, allem Andern, dem Einzelnen wie dem Ganzen, gegenüberstellen; wir müssen uns selber suchen, um uns selbst zu finden, bei uns selbst zu sein. Wie nahe liegt da, daß der Mensch in der Selbstsucht verharrt, daß er wie Shakespeares Richard III. das große Wort der Schuld spricht: Ich bin ich selbst allein! Das ist das radikale Böse, daß der eigene Wille von Haus aus Eigenwille ist, und wenn er dabei beharrt, wenn er nur sich und das Seine sucht auch auf Kosten der Andern, wenn er sich von seinem Lebensgrunde, dem allgemeinen Wesen, nicht blos unterscheidet, sondern abscheidet, sein Wohl nicht im Gemeinwohl, in der Liebe sucht, sondern ohne Rücksicht auf Gott und Welt, ja zum Schaden andrer nur sich selbst im Auge hat, dann ist die Sünde geboren, dann ist er böse. Da verkennt und verleugnet er die höhere Wahrheit, daß ein jeder nur als Glied eines gemeinsamen Ganzen, nur als Zweig am allgemeinen Lebensbaum ersteht und besteht, daß es demnach auch dem Einzelnen nur wohl sein kann, wenn es dem Ganzen wohl ist, daß er die Sache des Ganzen zur seinigen machen, seinen Willen dem Weltgesetz ergeben

und anschließen muß, wenn er seine Bestimmung erreichen will. Indem er seine abstrakte, nur für sich sein wollende Endlichkeit aufgiebt, dem Unendlichen opfert, wird nun dieses, wird nun der Wille der Liebe statt der Selbstsucht in der Seele lebendig, ist der Mensch in Gott wiedergeboren, ist er gut. Seitdem aber das Böse einmal in die Welt gekommen, wird jedes Kind in eine verdorbene Atmosphäre hineingeboren, wo Unrecht, Lüge, Haß, Frivolität und Sinnenlust es verlockend umgeben; so bedürfen wir um der Sünde willen einer zwingenden Gewalt der Rechtsordnung, darum trägt die Obrigkeit das Schwert; wäre das Böse nicht, thäte jeder das Rechte aus freiem Antrieb, schlänge die Liebe das Band der Gemeinsamkeit um die Gesellschaft, dann bedürften wir der äußern Ordnung der Staatsmacht nicht, bis dahin aber bedarf die Welt der Bändiger, der Zuchtmeister zur Freiheit.

Lasson ist gewiß mit diesen Sätzen einverstanden. Aber auch er sagt in seiner Rechtsphilosophie: „Der Staat lasse alle Interessen und Kräfte so frei walten, als es sich mit den Nothwendigkeiten seiner Selbsterhaltung verträgt;" auch er will die individuelle Initiative immer weiter entfesselt, die ordnende Staatsthätigkeit immer mehr auf das bloße Abwehren der Störung, auf das Gewährenlassen des nicht geradezu Verderblichen hinweisen. Aber im Verlauf der Untersuchung findet er gar bald, daß vieles in der Gemeinsamkeit und für die Gemeinsamkeit auch durch das Organ derselben, den Staat, am besten bestimmt werde. „Die ersten Grundlagen und Bedingungen des Verkehrs: Münze, Maaß, Gewicht werden immer Sache des Staates sein. Das Privatrecht und das Steuerwesen gehören dem Staate durch seine Natur, und das ganze System der Arbeit und des Verkehrs wird dadurch mittelbar vom Staate, von seiner Gesetzgebung und Verwaltung abhängig. Niemand wird glauben, daß diese Abhängigkeit je aufhören könnte; unter unsern heutigen Verhältnissen ist aber ferner auch noch die eigne wirthschaftliche Thätigkeit des Staates in Bergbau und Forstverwaltung, in Post-, Eisenbahn- und Telegraphenwesen, die Fürsorge des Staats für Deiche und Dämme, für Häfen und Straßen, für Stromregulirungen und Kanäle gar nicht zu entbehren. Niemand wird heute oder in absehbarer Zeit dem Staate die Sorge für das Unterrichtswesen aus den Händen winden wollen, Niemand seine Thätigkeit im Sanitäts- oder Bankwesen für entbehrlich oder hinderlich halten. Aber für eine ferne Zukunft ist ein Zustand der Menschheit wohl denkbar, wo alle diese Gebiete der freien Thätigkeit der Einzelnen und ihrer Verbindungen überlassen, von unmittelbarer Staatsthätigkeit frei bleiben dürfen, und dem Staate nur eine Oberaufsicht zur Abwehr von einzelnen Störungen und Schädlichkeiten vorbehalten bleibt."

Der Zug der Zeit geht gerade in entgegengesetzter Richtung. Die Post, die Eisenbahnen, die Telegraphen sind oder werden verstaatlicht, der Schulunterricht wird zur Pflicht und in Gemeinde- oder in Staatsanstalten ertheilt, und der Schutz der nationalen Arbeit, des deutschen Waldes, die Sorge für die Eigenthumsverhältnisse in Bezug auf Grund und Boden in England sind Fragen des Tages. Wären überall die Waffen gleich, dann müßten Industrie und Handel völlig frei sein, aber wo andere Völker, wie England, durch vorhergehenden Schutz — man

denke nur an Cromwells Navigationsakte — das Uebergewicht im Weltverkehr errungen haben, da muß Deutschland seinerseits darnach trachten, die eigne Gewerbthätigkeit auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig zu machen, wobei es Aufgabe ernster Staatskunst ist, das Naturgemäße, Gesunde zu pflegen, nicht Treibhausgewächse zu womöglicher künstlicher Blüthe zu bringen. Daß die nur an den Augenblick denkende Habgier der Privatbesitzer Tyrol entwaldet, das ist voriges Jahr durch furchtbare Ueberschwemmungen bereits gestraft worden: der Staat darf nicht den Ruin des Landes, die Zukunft seines Wohlstandes der Willkür Einzelner preisgeben. Hier tritt das aber ein, daß durch die Vereinigung im Staat Güter gewonnen oder gesichert werden, die der Einzelne nicht erreichen könnte, Uebel verhütet werden, denen der Einzelne vorzubeugen nicht vermöchte. Mag man es dem Einzelnen freigeben, zum Arzt oder zum Pfuscher zu gehen; aber die wohlthätigen Maßregeln zur Gesundheitspflege vermag nur die Staatsmacht durchzuführen, und ihr hat sich der Einzelne zu fügen. Je mehr aber der Staat Ausdruck des Volksgeistes und seiner Intelligenz ist, desto weniger, mein' ich, werden besondere Korporationen für sich Straßen bauen, Schulen stiften, Telephone anlegen; die dieser Dinge Kundigen werden im Dienste des Ganzen für das Ganze arbeiten, das Ganze wird dem Einzelnen das Gute am billigsten bieten können. Und da sagt denn auch Lasson wiederum: „Wenn der Staat zu etwas dienen soll, so muß man ihn als Diener des menschlichen Geschlechts, aller Geschlechter, die noch kommen werden, der höchsten Kulturzwecke auffassen, die über Leben und Gesichtskreis der Individuen weit hinausragen." Dann aber lesen wir wieder: „Alle wirthschaftlichen Interessen sind Interessen einzelner Klassen; der Staat kann nicht das Interesse der einen fördern, ohne das der anderen zu schädigen; am besten läßt er also seine Hand davon, wo ihm ein Eingreifen nicht durch offenbare Noth und mit der sichersten Aussicht auf Erfolg geboten ist." Aber auf der folgenden Seite schon lesen wir: „Der rücksichtslose Egoismus der Klasseninteressen droht alles in wüste Unordnung aufzulösen." Ist denn da nicht offenbar Noth zum Eingreifen vorhanden?

Früher schon hat Lasson ganz trefflich erörtert, wie die privaten Interessengruppen nicht gewillt sind, ihr Begehren dem Besten der Gemeinschaft unterzuordnen; jeder Interessenkreis sucht zunächst seinen Vortheil, und dann trachtet er die Herrschaft innerhalb des Ganzen zu gewinnen und die andern zu unterdrücken. Die Folge ist der mit ebenso großer Erbitterung als List und Unverdrossenheit geführte Kampf der Theile gegen das Ganze und der Theile unter einander, und in Folge dieses Streites die immer drohende Gefahr des Zerfalles und der Auflösung. Die Meinung, daß aus diesem Streit, der allerdings etwas schwarz in Schwarz gemalt ist, sich von selber und durch immanente Kräfte eine Harmonie der Interessen ergeben könne oder müsse, scheint unserm Autor völlig unhaltbar. In der Natur gehe aus dem Streit und Aufruhr der Elemente wohl wieder ein Zustand der Ruhe hervor, und habe das im Kampf untergehende geringern Werth, werde durch andere Wesen derselben Art ersetzt; in der Menschheit aber treten an die Stelle der nach festen Gesetzen wirkenden Kräfte die Leidenschaften, die einer fortwährenden Steigerung fähig seien, und die Individuen und ihre Werke, die da zu Grunde

gehen, haben einen höheren, ja unschätzbaren Werth. Nicht aus dem System der Interessen stamme die Macht, welche den Widerstreit derselben schlichtet und Friede schafft, sondern aus der Vernunft, die die Menschen zur staatlichen Ordnung, zur Rechtsgründung führe. Nun so denk' ich, ist es Aufgabe des Staates, innerhalb seiner den Wetteifer der Interessen zu gestatten, aber dem Streit zu wehren, Sorge zu tragen, daß namentlich nicht beim Wechsel der Produktionsweisen, wie beim Uebergang vom Kleingewerbe zum industriellen Großbetrieb, Tausende von Existenzen vernichtet werden, sondern den Arbeiter dem Kapital gegenüber und den Unfällen, der Krankheit gegenüber sicher zu stellen, überhaupt die Solidarität der Menschheit zu betonen, und wo die korporative Einigung einzelner Klassen oder Berufskreise nicht ausreicht, mit der Macht des Ganzen schirmend und rettend einzugreifen. Wie der Invalide vom Schlachtfeld gegen den äußern Feind, so soll auch der im Kampf ums Dasein innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft Verwundete, arbeitsunfähig und schwach Gewordene nicht als Bettler auf Almosen angewiesen sein, sondern auf die Theilnahme der Gesammtheit, wie sie im Staate vertreten ist, rechnen dürfen. Dafür giebt er in gesunden Tagen einen Theil der Erträgnisse seiner Kraft zur Versicherung hin. Das alles wird weit besser geschehen, wenn der Staat an die Stelle der Privatgesellschaften tritt, die Versicherung jedem zur Pflicht macht, die Hilfe selbst aber wie die Versicherung auf genossenschaftlichem Wege ordnet und ausübt. Nicht als eine äußere, sondern als eine immanente Vorsehung waltet er dann, auf die Mitthätigkeit der Bürger mehr als auf die Büreaukratie zählend, so daß auch kein Parteiinteresse der Regierenden hier zu fürchten scheint. Goethe sagte einmal: Besitz und Gemeingut; so sag' ich: Individualismus, selbstständige originale Bethätigung der sich selbst bestimmenden Persönlichkeiten und das Bewußtsein, daß wir allzumal Glieder Eines Leibes sind, eine Organisation, in welcher Alle für Einen und Einer für Alle einstehen. Daß der große Kanzler nach politischen Thaten von weltgeschichtlicher Bedeutung, nach den Siegen der Diplomatie und der Wiederaufrichtung des Reichs in solchem Sinne die Sphinx des zu Ende gehenden und des künftigen Jahrhunderts, vor die soziale Frage mit offnem Muthe getreten, daß er der Lösung derselben, die mannigfaltig sein muß wie die Frage sich aus vielen Elementen zusammensetzt, vor aller Welt in die Hand genommen, das wird die Nachwelt ihm so hoch anrechnen, wie es jetzt nur wenige Einsichtige thun. Mit kühnem Griffe hat er den unfruchtbaren formalen Debatten gegenüber diese gewichtige Sache auf die Tagesordnung gesetzt, und Niemand wird sie davon wieder abbringen. Bis jetzt haben die parlamentarischen Kräfte sich weder ihm, noch der Sache gewachsen gezeigt; statt die dargebotene Hand zu erfassen und die Angebote weiter zu führen, verlor man sich in konstitutionelle Bedenken; Mißgriffe fürchtend, die ja kaum ausbleiben werden, wo Neues geschaffen, aus dem Chaos ein Kosmos gemacht werden soll, zögert man überhaupt ordentliche wirksame Griffe zu thun. Indeß Anfänge sind mit einem Unfallversicherungsgesetze, mit Krankenkassen gemacht, Keime sind gelegt, die sich entfalten werden. Die Selbsthilfe, auf die der edle Schultze-Delitzsch baute, durch die er segensreich wirkte, wird durch die Staatshilfe ihre Ergänzung finden, das Genossenschaftliche im Gemeinde- und

Staatsleben selbst seine gesetzliche Stelle erlangen. Die Magenfrage, die Kopffrage, die Herzensfrage wirken in der sozialen Frage zusammen; materielle Noth muß gehoben, Bildung verbreitet, sittliche Gesinnung belebt werden. Der Materialismus des Herzens muß sammt dem des Kopfes überwunden, ihm und dem Mammonismus gegenüber muß der freie sittliche Geist mit dem Gefühle der Pflicht und dem Werk der Liebe in den obern wie in den untern Schichten der Gesellschaft wieder zum klaren Bewußtsein gebracht werden. Die Wissenschaft so gut wie die werkthätige Menschenfreundlichkeit muß den Verirrten, vermeintlich Aufgeklärten wieder die Ueberzeugung erwirken, daß wir etwas Anderes sind als ein Haufen blinder Kräfte, die rein mechanisch mit Druck und Stoß wirken ohne Sinn und Verstand, ohne Willen und Ziel; daß vielmehr das Prinzip der Welt ein verständiger Wille, eine einsichtsvolle Naturmacht, ein zwecksetzender Geist ist. Wohin wir kommen, wenn der theoretische Materialismus in den praktischen umschlägt, nun ich denke, das hat vor 12 Jahren die Kommune in Paris zum Schrecken Europas offenbar gemacht. Nicht falsche Theorien über eine kommunistische Ordnung der Gesellschaft, sondern die Verirrung der Gemüther durch eine neumodische Dogmatik des Unglaubens, welche Gott, Pflicht, Gewissen ins Fabelbuch schreibt, ist das Gefährliche der Sozialdemokratie, daher Wissenschaft, opferwillige Liebe und Sorge für das materielle Wohl werden zusammenwirken müssen, um unsere Gesellschaft mit ihrer Gesittung zu retten. Noch glaubt man und mit Fug an die Gewalt der Bayonette, an das Heer, das dem Staat gegen die umsturzdrohende Barbarei von außen wie im eignen Innern zu Gebote steht; aber wir wollen so furchtbare Straßenschlachten, wie sie schon mehrfach in Paris getobt haben, lieber vermeiden, wollen auf den Sieg der friedlichen Heilmittel rechnen und hoffen; allein es gilt auch mit heroischem Sinn und ungesäumt an der Arbeit zu sein!

Die soziale Bewegung der Reformationszeit in den zehn Artikeln des Bauernkrieges, in der Predigt Thomas Münzers erklärte das Christenthum nicht für einen überwundenen Trug und Wahn, sondern stützte sich auf das Evangelium, auf die gemeinsame Kindschaft aller Menschen in Gott, aus welcher ein gleiches Recht für alle, eine gleiche Freiheit der Lebensführung und die Tilgung der Noth, die Ueberwindung des Elendes durch die Gesinnung der Liebe, durch die Wohlordnung des gemeinsamen Lebens folgen soll. Hätte man das Berechtigte anerkannt, — und es ist ja vielfach schon im Fortschritt der Geschichte zum Rechte geworden und der Menschheit gewährleistet, — so wären die wilden Greuel, die blutigen Kämpfe vermieden worden, und das Excentrische, Phantastische, wie die Güter- und Arbeitsgemeinschaft, hätte sich abgestreift oder wäre besserer Einsicht gewichen, welche das unschätzbare Gut der persönlichen Freiheit, der Selbstbestimmung innerhalb der Gemeinsamkeit nicht opfert, sondern jedem möglich macht.

V.

Daß die Hilfe des religiösen Faktors und vom Christenthum aus zur Hebung der geistigen und leiblichen Nothstände des Volkes erfordert wird, ist mir eben so klar, als daß die gegenwärtige Stellung der Kirche zum Staat wie zur

weltlichen Bildung diese Mitwirkung erschwert. Im Protestantismus pocht die herrschende Richtung allzusehr auf ihre Bekenntnißtreue zu den symbolischen Büchern, statt am Prinzip der Reformation, an der von Luther verkündeten Freiheit des Christenmenschen, an Christus selbst, seinen eigenen Worten und seinem vorbildlichen Leben festzuhalten. Es ist nicht zu leugnen, daß viele der orthodoxen Männer ein Herz für die Noth des Volkes haben und in innerer Mission eine segensreiche Wirksamkeit entfalten, aber sie setzen sich in Widerspruch mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeit, wenn sie den Glauben an Dogmen verlangen, welche mit den Gesetzen der Natur und der Vernunft nicht übereinstimmen, noch mit den Ergebnissen der Geschichtsforschung sich vertragen. Ist denn der Entschluß so schwer, sich an Jesus selbst zu halten, und die sittlich religiösen Ideen, die er ausgesprochen und lebend und leidend bewährt hat, ebenso mit der Wissenschaft unserer Tage in Zusammenhang zu bringen, wie es die Kirchenväter mit der philosophischen Erkenntniß ihrer Zeit gethan? Wenn der Glaube selig machen soll, wie mag man etwas zum Glaubenssatz machen, dessen beseeligende Macht nicht jeder im eigenen Gemüth erfahren kann? Diese Formeln über die Trinität, diese sechs Schöpfungstage, diese Dogmen über Geburt und Auferstehung Jesu sind ja doch nicht die Religion, sondern Versuche des menschlichen Verstandes über Gott und Welt, in Menschheit und Christus, das rechte Wort zu finden. Wenn diese Fassungen aber uns nicht mehr befriedigen können, so darf man die nicht verketzern, welche nach neuen Ausdrücken suchen, die der Bildung der Gegenwart entsprechen. Die Glaubensgerichte, wie sie in Norddeutschland wieder vorkommen, gegen Geistliche vorkommen, die mit Ernst und Eifer sich zum lebendigen Christus bekennen, die können die Gebildeten der Gemeinde wie die Männer der Wissenschaft dem Christenthum nur immer mehr entfremden, statt daß es die Aufgabe sein sollte, sie wieder zu gewinnen. Der Atheismus, der Materialismus in den obern und untern Schichten der Gesellschaft, weit verbreiteter jetzt als vor dreißig oder fünfzig Jahren, greift nur immer mehr um sich, wenn ihm die Religion in Formen geboten wird, die vor wissenschaftlicher Kritik nicht Stand halten; überwunden kann er nur werden durch eine auf Vernunft und Erfahrung zugleich gegründete Weltanschauung, welche von den Thatsachen der Natur und der Geschichte, von den Thatsachen des Freiheitsbewußtseins, des Gewissens und Rechtsgefühles aus den Grund und Zweck des Lebens so bestimmt, daß diese Thatsachen aus ihm folgen, durch ihn erklärt werden. Damit aber stehen dann die Bergpredigt, die Parabeln Jesu und seine Passion nicht im Widerspruch, sondern sie schließen sich herrlich an, vollendend, erleuchtend.

Der Katholizismus hängt seinerseits nicht blos eben so fest an den Formeln und Satzungen des sechszehnten Jahrhunderts, er hat noch neue Dogmen, wie das der päpstlichen Unfehlbarkeit, herangebracht, für die er das Opfer der vernünftigen Einsicht fordert. Und die ultramontane Partei pflegt ihre Betheiligung an Vorschlägen des Staats zur Abhülfe der Nothstände daran zu knüpfen, daß die Befugnisse der Kirche erweitert werden.

Der Staat stellt auch für die Religionsgenossenschaft die äußere Lebens-

ordnung her, innerhalb welcher die Menschen ihre idealen Interessen pflegen, Kunst und Wissenschaft treiben und genießen, das Gemüth zu Gott erheben, sich zu gemeinsamem Kultus verbinden. Es ist nicht Sache des Staats, vorzuschreiben, was seine Bürger über Grund und Zweck des Lebens glauben sollen; noch weniger ist es seine Aufgabe, die Bürger zu zwingen, das zu bekennen, was eine Religionsgesellschaft, wie die römische Kirche, für das Wahre hält. Man kann zum Glauben, zur Seligkeit nicht zwingen, und doch forderte die Kirche, daß ihr der Staat seinen Arm leihe, die Ketzer auszurotten, welche anders glaubten, als sie lehrte. Das war eine Vergewaltigung durch herrschsüchtige Pfaffen, das bleibt eine zu brandmarkende Barbarei, wenn auch Lasson meint, daß man das historisch verstehen und für eine bestimmte Entwickelungsstufe rechtfertigen könne; es ist ebenso widersinnig wie der Satz, daß die Bürger, Unterthanen geheißen, der Religion des Fürsten, des Landesherrn, zu folgen haben. Das Verhältniß von Staat und Kirche hat Lasson so bestimmt: „Der Staat läßt die Kirche in allem, was rein die Innerlichkeit angeht, ungestört walten; aber in allem, was als ihre Thätigkeit zur äußeren Wahrnehmung kommt, behält er sich die Oberaufsicht und die Oberhoheit vor, und wo das Interesse seiner Selbsterhaltung in Frage kommt, da setzt er der Kirche ganz ebenso wie allen anderen gesellschaftlichen Interessenkreisen Schranken und Ordnungen nach seinem Bedürfniß."

„Die freie Kirche im freien Staat", dies Wort der Lösung weist Lasson zurück. Wenn es heißen soll, daß der Staat alle und jede Kirche ungebunden schalten und walten lasse, sich gar nicht um sie kümmere, dann hat Lasson Recht. Aber ich betone die freie Kirche und den freien Staat, den Staat, dessen Verfassung durch die Selbstbestimmung des Volksgeistes, wenn auch unter Leitung der Heroen, gegründet ist, — der großen Männer, in denen die beste Kraft der Nation sich konzentrirt, die mit klarer Einsicht und festem Willen das für die Gegenwart Geeignete schaffen und dem Volk zur Begutachtung, zur Mitwirkung vorlegen; ich betone die freie Kirche, die nur durch die Macht der Ueberzeugung und den Erweis der Liebe die Geister leitet, die selber nicht in den Fesseln einer Ueberlieferung liegt, selbst nicht den Geboten eines unfehlbaren Herrschers blindlings folgt, sondern die sich als eine Genossenschaft von freien Gemeindegliedern aufbaut, die in Wort und That des Heilandes das Heil, die Erlösung aus Irrthum und Sünde, die Einigung der Seele mit dem Ewigen, mit Gott findet, an nichts gebunden als durch ihr Gewissen an die sittliche Weltordnung. Ihnen ist die Religion Sache des Herzens, im Heiligthum des Gemüths waltend will die Religion nicht in weltlichen Dingen herrschen, sondern dem Volk tröstend, mahnend, erleuchtend das Ideale in volksfaßlicher Weise bieten. Für solch eine freie Kirche, für ein Christenthum des Geistes, für ein Gottesreich der Wahrheit und der Liebe, bildet der freie Staat die äußere Ordnung, die gesetzliche Form der Gesellschaft, indem er gegen die List und Gewalt der Selbstsucht, des bösen Willens, diejenigen Bedingungen und Normen eines gemeinsamen Lebens, ohne welche solches nicht möglich wäre, sicher stellt und mit zwingender Gewalt ausstattet. Innerhalb dieser rechtlichen Ordnung läßt der Staat jeden auf seine Façon selig werden, gestattet

aber nicht, daß pfäffische Herrschsucht die Bürger vergewaltigt, um sie zur Seligkeit in eine Schablone zu pressen, noch weniger leiht er seinen Arm dazu, denn das wäre kirchliche und weltliche Tyrannei, nicht die freie Kirche im freien Staat. Dies ist allerdings ein Ideal der Zukunft, aber ein solches, dem wir nachstreben, das wir allmählich verwirklichen. Die Staatsgewalt kann es für sich nicht machen, sie muß mit den gegenwärtigen Kirchen rechnen, die den Kern der Wahrheit in mancherlei Schaale bergen, deren einer gegenwärtig im Bann jesuitischer Herrschsucht liegt und der Wissenschaft wie dem voranschreitenden staatlichen Leben den Krieg erklärt hat. Es ist keine beneidenswerthe Aufgabe, da einen modus vivendi zu finden, dem Volk, das seine Seelsorge verlangt, sie zu gewähren, ohne die Anerkennung der Staatsgesetze preiszugeben. Hegel sagte einmal: Wenn man einen Gegner überwinden wolle, müsse man sich in den Umkreis seiner Stärke stellen. Das hat der Liberalismus im Kulturkampf nicht gethan. Denn die Stärke auch im Papstthum ist das Evangelium, ist die Religiosität im Herzen des Volks als ein unentreißbares Gut; dies Bedürfniß hat eine flache Aufklärung verkannt, sie hat nicht bedacht, daß eine neumodische Dogmatik des Unglaubens den Verstand des Weisen so wenig wie das Gemüth der Frauen oder den kindlichen Sinn befriedigt. Stellen wir uns auf das Evangelium, auf einen Willen der Liebe als Grund der Welt und auf das Gesetz der Freiheit, die im Gewissen sich bezeugende sittliche Weltordnung, erkennen wir im Naturmechanismus die nothwendige Basis für das Ideale, im Geist Waltende, gründen wir den Glauben auf die sichern Errungenschaften des Wissens, auf die Erfahrungen im Innern der Seele, auf die Forderungen der Vernunft und des sittlichen Gefühls, und treten wir damit dem Ultramontanismus wie dem orthodoxen Zelotenthum der Protestanten entgegen, und wenn es uns gelingt, die Volksseele auf diese Weise zu befreien und zu erheben, dann ist der Kulturkampf zugleich die Fortbildung zu einer edlern, höheren Gestalt, die Versöhnung von Glauben und Wissen, nicht so, daß das Wissen dogmatischen Machtsprüchen untergeordnet wird, sondern so, daß es die feste Grundlage für den Glauben bildet, für einen neuen Glauben, nicht dem Inhalte, sondern der Form nach, indem die Gottesidee und das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen, das Gefühl des Endlichen vom Unendlichen sowohl abhängig als getragen, in dasselbe eingegliedert zu sein, diese alte ewige Wahrheit im Anschluß an das Evangelium eine Fassung und Gestalt gewinnt, wie sie der voranschreitenden Menschheit gemäß ist.

Wie soll man schreiben und drucken um die Augen der Schuljugend zu schonen?

Von

B. von Behender.

Die öffentliche Gesundheitspflege ist ein Gebiet menschlicher Thätigkeit, welches die allgemeine Theilnahme, die ihr in neuerer Zeit so reichlich zu Theil geworden, nicht allein in vollem Maaße verdient, sondern auch erfordert, wofern

sie erfolgreich und fruchtbringend thätig werden soll. Die öffentliche Gesundheitspflege ist ein Gebiet, welches seiner Natur nach, nicht durch Einzelne — sondern am wirksamsten nur durch gemeinsame Arbeit Vieler gefördert werden kann.

Jeder — welchem Stande und welcher Berufsthätigkeit er angehören möge — kann sein Scherflein dazu beitragen. Man möge nur das Kleinste nicht gering achten! Denn alles Große setzt sich — genauer betrachtet — doch immer wieder aus kleinsten Theilen zusammen!

Wie auf allen Gebieten der Gesundheitspflege, so verhält es sich auch auf dem Gebiete der Schule, wo bisher die Lehrer in pädagogischer wie in sanitärer Beziehung eine ziemlich unbestrittene Alleinherrschaft ausübten!

Jeder Familienvater, der schulpflichtige Kinder hat, kann besser als Andere beurtheilen, ob seine Kinder Fortschritte machen oder nicht, ob sie körperlich gedeihen oder ob sie ermüdet und angekränkelt aus der Schule nach Hause zurückkehren, ob die vielberufene Ueberbürdungsfrage eine Fabel ist — wie Einige glauben — oder ob sie in Wirklichkeit besteht! — Deshalb ist es auch wünschenswerth, daß Jedem Gelegenheit gegeben sei, Fragen und Vorschläge an einer Stelle anbringen zu können, von der aus richtige Antwort und wirksame Abhilfe zu erwarten steht. — Die geeigneten Stellen hierfür sind aber jetzt die freien Vereine für Gesundheitspflege! Hier werden die bezüglichen Fragen und Vorschläge, unter sorglicher Berücksichtigung aller lokalen Verhältnisse, die zutreffendste und beste Beantwortung finden, und wenn auch die Machtmittel fehlen um bei etwa vorhandenen Unzuträglichkeiten sogleich Wandel zu schaffen, so liegt doch in der Klarstellung der vorliegenden Verhältnisse und in der auf diesem Wege immer tiefer und weiter greifenden Erkenntniß eine für die Dauer unwiderstehlich siegreiche Macht.

Von den freien Vereinen für öffentliche Gesundheitspflege ist in aller Stille schon manche Anregung ausgegangen, von denselben ist manches Saatkorn ausgestreut worden, welches vielfache Frucht getragen und nach und nach fast unvermerkt Gemeingut Aller geworden ist. In's Besondere hat auch das seit wenigen Jahrzehnten erst erwachte allgemeine Interesse für Schulgesundheitspflege seinen ersten Ausgangspunkt in der Vereinsthätigkeit gefunden, und hat von dort aus sich nach allen Richtungen weithin ausgebreitet.

Ein Züricher Arzt Dr. Fahrner, Mitglied der Schulpflege in Zürich, darf wohl als Derjenige bezeichnet werden, welcher in wirksamer Weise zuerst die Aufmerksamkeit auf gesundheitswidrige Zustände in den Schulen hinlenkte. Nicht als ob nicht manche von ihm gerügte Mängel schon früher bemerkt und beachtet worden wären; er war es aber, der ganz besonders die schlechte Haltung der Kinder beim Schreiben als wahre Ursache der Entwicklung von Kurzsichtigkeit und Schiefwuchs signalisirte und die Einführung rationell-construirter Schultische durchzusetzen wußte. Diese dem Körpermaaße der Schüler verschiedenen Alters angepaßten Schultische sind heute schon — im Gegensatz zu den früher üblichen, meistens nur nach Gutbefinden des Fabricanten construirten Schultischen — man kann wohl sagen allerwärts eingeführt worden.

Die vollkommensten Formen und neuesten Constructionen sind aber nicht im Stande mehr zu leisten, als dem Schulkinde die richtige und gerade Körperhaltung nur zu ermöglichen, und nicht — wie es bei den alten Subsellien oft der Fall war — ihm die schlechte Körperhaltung geradezu aufzunöthigen. Wäre es möglich noch mehr zu leisten, wäre es z. B. möglich, einen Gyps-Cuiraß zu fabriciren, der ebenso leicht an- und ausgezogen werden könnte, wie eine Jacke oder wie ein Paletot, dann wäre gewiß schon Jemand auf die Idee gekommen, einen Apparat zu construiren, der nicht allein das Geradesitzen ermöglicht, der vielmehr das Geradesitzen erzwingt! — In der That ist bereits eine Vorrichtung erfunden worden, die in dieser Hinsicht an die Grenzen des Erreichbaren streift, indem sie wenigstens die Geradhaltung des Kopfes beim Schreiben zu erzwingen bestimmt ist. — So sinnreich dieses Instrumentchen, welches den Namen „Schreibstütze“, in neuester verbesserter Form den Namen „Kinnstütze“ erhalten hat, auch erfunden sein mag, so wird es doch in den seltensten Fällen seinen Zweck wirklich erfüllen, denn die vornübergebückte Kopfhaltung beim Schreiben ist in der Regel nicht eine üble Angewohnheit, die man sich wieder abgewöhnen kann; sie ist vielmehr meistens bedingt durch Muskelschwäche oder durch Kurzsichtigkeit, und kann nur durch Besserung und Correction der bedingenden Momente dauernd und definitiv beseitigt werden. Wer sich dieser Schreib- oder Kinnstützen bedient, wird freilich — wie unbequem es ihm auch sein möge — gezwungen den Kopf so lange gerade zu halten, als er sich auf dieses Instrument stützt, aber schwerlich wird sich je ein befriedigender Beweis beibringen lassen, daß nach längerem Gebrauch eines solchen künstlichen Hilfsmittels und nach endlicher Beiseitelegung desselben die Kopfhaltung dauernd eine bessere geworden sei. Mit dem widernatürlichen Zwang wird sich der erzwungene scheinbare Vortheil wohl immer sogleich wieder verlieren.

Besondere Aufmerksamkeit ist ferner der Schulstuben-Heizung und Ventilation zugewendet worden.

Nach allen über die Luftverderbniß während des Schulunterrichtes angestellten Beobachtungen hat sich übereinstimmend ergeben, daß, von dem Eintritt der Kinder in das Schulzimmer bis zum Ablauf einer Unterrichtsstunde, die Schulstubenluft sich fast von Minute zu Minute meßbar verschlechtert, zumal wenn das Oeffnen von Fenstern oder Fensterscheiben unterbleibt. — Das Oeffnen von Fenstern und Fensterscheiben wird aber, des Zuges wegen, von manchen Sachverständigen für gesundheitsschädlich gehalten, und — wenn die geöffnete Fensterscheibe nicht hoch über den Köpfen der Schüler gelegen ist, wenn im Gegentheil einzelne Schüler in nächster Nähe tiefgeöffneter Fenster sitzen — gewiß mit Recht!

Die Furcht vor geöffneten Fenstern und Thüren hat aber ganz besonders dazu beigetragen, zur Reinigung der Schulstubenluft die künstliche Ventilation zu bevorzugen.

Auch hierin hat die Erfindungskraft der Techniker in reichster Mannigfaltigkeit sich thätig gezeigt!

Neben vielseitiger Berücksichtigung aller anderen die Gesundheit der Schulkinder tangirenden Verhältnisse, wozu zu rechnen: die Lage der Schulhäuser, die

Umgebung derselben, die Anlage von Spiel- und Turnplätzen, die Einrichtung der Schulzimmer, die Beleuchtung derselben u. A. m. hat sich, im Interesse der Augen der Schulkinder, die Aufmerksamkeit auch dem Druck der gebräuchlichen Schulbücher, der Güte und Reinheit des Papiers, der Form und Größe der Buchstaben und der Distanz der Buchstaben von einander zugewendet.

Gerade auf diesen Gegenstand — wie klein und unbedeutend er scheinen möge — und speciell auf Form und Gestaltung der besterkennbaren Druckbuchstaben, möchte ich mir erlauben, die Aufmerksamkeit meiner hochgeehrten Leser hinzulenken.

Ich knüpfe meine Bemerkungen zunächst an die in neuerer Zeit entstandene Streitfrage an, ob Fractur- oder Antiqua-Druckschrift von dem gesunden Auge leichter gelesen wird, ob also für schwache Augen die eine Schriftart angreifender ist, als die andere.

Unter Fractur versteht man — wie allgemein bekannt — jene aus den Klöstern Südfrankreichs stammende, einst in der ganzen cultivirten Welt gebräuchliche Druckschrift, welche im Laufe der Zeit in allen Ländern — mit fast alleiniger Ausnahme Deutschlands — der sogen. Antiqua hat weichen müssen. Obwohl Deutschland ein Verdienst an der Ausbildung dieser Buchstabenformen nicht beanspruchen kann, so wird — des fast ausschließlichen Gebrauches in Deutschland wegen — die Fractur doch gewöhnlich als deutsche, die Antiqua dagegen als lateinische, oder französische, oder auch wohl als englische Druckschrift bezeichnet.

Wenn man die Lettern-Vorräthe unserer Druckereien durchsucht, so wird man nicht leicht Antiqua- und Fractur-Lettern von völlig gleichen Größen-Verhältnissen finden. Nach jetzigem Zeitgeschmack sind die Fracturlettern stets etwas schlanker: bei gleicher Breite sind sie durchgehends etwas höher, bei gleicher Höhe etwas schmäler als die Antiqualettern. Daher findet man, wenn man Schriften beider Schriftengattungen von gleicher Breite mit einander vergleicht, daß die Fractur in der Regel leichter lesbar ist, als die Antiqua, weil ihre Buchstaben höher sind und folglich bei gleicher Breite einen größeren Flächenraum einnehmen. Vergleicht man dagegen Schriften von gleicher Höhe, dann wird die Antiqua leichter gelesen, weil die gleichlangen Zeilen der schlankeren Fractur mehr Buchstaben enthalten, jeder einzelne Buchstabe mithin einen geringeren Flächenraum einnimmt. Höhe und Breite ist aber völlig unabhängig von denjenigen Eigenschaften, welche einer Schrift den Character der Fractur oder der Antiqua verleihen; es giebt eine breitgedrückte Fracturschrift, wie auch eine schmale Antiqua, und gäbe es eine solche nicht, so würde sie sich jedenfalls herstellen lassen, ohne den Charakter der Schrift dadurch zu alteriren.

Soll man nun aus hygienischen Rücksichten die Fracturschrift aus der Schule verbannen, blos weil sie, nach jetzigem Zeitgeschmack, etwas zu schlanke Gestaltung erhalten hat? — Mögen andere Rücksichten auf deren gänzliche Verbannung bestimmend einwirken — hygienische Rücksichten erfordern die Verwerfung der Fracturschrift nicht; wohl aber kann zur Frage gestellt werden, ob nicht, im Interesse der Augen des lesenden Publicums, die jetzt übliche schmale Fractur in eine breitere mehr quadratische Form überzuführen, zweckmäßig sein würde.

Im Allgemeinen gilt als Regel, daß Gesichtsobjecte von gleichem Flächenraum, bei gleicher Helligkeit, aus gleicher Entfernung gesehen, gleich gut erkennbar sind; woraus folgt, daß die Lesbarkeit einer Schrift, bei gegebener Entfernung abnimmt mit der abnehmenden Größe des Flächenraumes der einzelnen Buchstaben, und umgekehrt. — Dieser Regel, wenn sie allgemein gültig sein soll, muß aber noch die einschränkende Bedingung hinzugefügt werden, daß beide Flächen-Dimensionen — die Länge und die Breite — nicht erheblich von einander differiren dürfen. Denken wir uns bei gleichbleibendem Flächenraum einen Buchstaben in die Länge gestreckt, bis er zuletzt unendlich lang und fadendünn erscheint, dann wird er in dieser letzteren Form sehr schwer erkennbar sein; und denken wir uns denselben Buchstaben ebenso in die Breite gedehnt, dann wird er zuletzt ebenfalls fast völlig unkenntlich werden. — Daraus allein könnte man schon den Schluß ziehen, daß das Richtige in der Mitte liegen wird, und daß Buchstaben von ungefähr quadratischer Form, unter übrigens gleichen Bedingungen, am leichtesten, resp. in relativ größter Entfernung lesbar sein müssen.

Der Versuch bestätigt diese Annahme vollkommen! Vergleicht man Buchstaben von quadratischer Form mit correspondirenden Buchstaben, die einen gleich großen Flächenraum einnehmen, die aber in die Breite oder in die Länge ausgedehnt sind, so findet man, daß die Entfernung, in der solche Buchstaben erkannt werden können, in umgekehrtem Verhältnisse steht zur Größe der überwiegenden Dimension. Durch das unverhältnißmäßige Ueberwiegen einer Dimension verliert also der Buchstabe an Erkennbarkeit, auch wenn sein Areal von gleicher Größe bleibt.

Hiernach würde man freilich schon zugeben müssen, daß die jetzt üblichen Fracturbuchstaben um ein Geringes weniger leicht erkennbar sein werden, als Antiquabuchstaben von gleichem Areal, weil jene, wie wir gezeigt haben, fast stets etwas schmäler und höher sind.

Die Breiten- und Höhen-Verhältnisse ändern aber — wie schon gesagt — den Buchstaben-Charakter nicht: Fractur bleibt Fractur, auch wenn die Buchstaben breiter gemacht würden, als sie hoch sind, und Antiqua bleibt Antiqua, auch wenn die Buchstaben ganz schmal und hochgezogen werden. Wir können deshalb den nachtheiligen Einfluß der Fracturschrift auf das Auge nicht anerkennen und suchen den vermeintlichen Nachtheil vielmehr einfach darin, daß die Fractur schmäler geschnitten zu sein pflegt als die Antiqua, übersehen dabei aber nicht, daß von hochgeschätzter Seite solcher Nachtheil dennoch behauptet worden ist.

So heißt es z. B. in dem Gutachten des ärztlichen Centralausschusses im Großherzogthum Hessen, als dessen Verfasser Med.-Rath Dr. Adolf Weber genannt wird:

Abschnitt VII: „Man konnte sich nicht überzeugen, daß die mit der Erlernung der Fracturschrift verknüpften Gefahren für das Auge etwa aus historischen oder nationalen Rücksichten ertragen werden müssen, um so weniger als nicht allein andere Völker, welche sich früher der Fractur bedienten, zur Antiqua zurückgekehrt sind, sondern auch ein sehr großer Theil der deutschen Litteratur bereits in dieser Buchstabenform erscheint."

Noch entschiedener wird der Gebrauch der Fracturschrift verworfen in dem vortrefflichen ärztlichen Gutachten über das höhere Schulwesen Elsaß-Lothringens, in welchem der augenärztliche Abschnitt III betitelt: „Schutz des Sehvermögens" ohne Zweifel von Prof. Laqueur in Straßburg entworfen worden ist. Dort heißt es auf pag. 39:

„Es ist hier der Ort, die in neuerer Zeit viel erörterte Frage zu berühren, ob es zum Schutze der Augen beiträgt unsere deutschen Buchstabenformen, die sog. Fracturschrift, aufzugeben und durch die lateinischen Formen, die Antiqua zu ersetzen. Die verwickelten und schnörkelhaften Buchstaben der Fractur als nationale Eigenthümlichkeit zu schätzen und darum beizubehalten liegt kein Grund vor, da man weiß, daß sie nichts anderes als Verunstaltungen der runden und gefälligen Antiqua sind. Auch im pädagogischen Interesse liegt es, unser doppeltes Alphabet aufzugeben und dem Schüler die Mühe zu ersparen, gleich beim Anfang des Lernens seinem Gedächtnisse für jeden Laut des Alphabets 8 verschiedene Zeichen einzuprägen. Ist es auch natürlich sehr schwer, den ursächlichen Zusammenhang des Frakturdrucks mit der Häufigkeit der Kurzsichtigkeit zu erweisen, so ist doch die Schädlichkeit der Fractur für das Auge nicht wohl zu bezweifeln, wenn auch die Gewohnheit vielfach noch zu einem entgegenstehenden Urtheil führen kann. — Schon die Wahrnehmung, daß bei den Antiqua lesenden Völkern die Kurzsichtigkeit viel weniger verbreitet ist, als in Deutschland, läßt auf die ungemein hohe Bedeutung der landläufigen Schriftform für die Erhaltung der Sehkraft schließen. Trotz der großen Schwierigkeiten, mit denen eine einschneidende Neuerung in Ansehung der Schriftformen verbunden ist, können wir daher nur wünschen, daß dieser erstrebenswerthe Fortschritt möglichst bald für die Schulbücher gemacht werde."

Wir können diesen Behauptungen gegenüber keine Einwendungen erheben, weil alle Angaben fehlen, die zu ihrer etwaigen Begründung dienen könnten. Die Angabe: „bei Antiqua lesenden Völkern sei die Kurzsichtigkeit viel weniger verbreitet als in Deutschland," wird wohl kaum ernstlich zu nehmen sein.

Auch die auf Entbürdung unsrer Schuljugend hinzielende Befürwortung der gänzlichen Beseitigung unsrer Fracturschrift können wir nicht als begründet gelten lassen.

Wenn man man meint, für Kinder in früher Schulzeit sei es zuviel, acht verschiedene Alphabete — nämlich die großen und kleinen Buchstaben von je 2 Antiqua- und je 2 Fracturschriften (Druckschrift und Schreibschrift) — auf einmal lernen zu müssen, so mag dies wohl als richtig gelten können, sofern das Alles zu gleicher Zeit und in frühester Jugend erlernt werden soll; wird es aber in richtigem Zeitmaaß auf die ganze Schulzeit vertheilt, dann dürfte die Zumuthung doch wohl nicht als Ueberbürdung zu bezeichnen sein.

Wir billigen alle Entbürdungsbestrebungen unbedingt, wünschen aber zugleich, daß unsere Schuljugend nicht weniger, sondern wenn möglich noch etwas mehr lernt als bisher. Die Kenntniß der Fracturbuchstaben, in denen so manches treffliche Werk aus alter und neuer Zeit gedruckt ist, dürfte — nach unserer An-

sicht — fürs Erste noch nicht als überflüssiges Lernmaterial über Bord zu werfen sein.

Haben wir es bisher mit Behauptungen zu thun gehabt, denen die Begründung noch fehlt, so verhält sich dies anders bei einem auf dem Felde der Augenheilkunde freilich nicht heimischen Schriftsteller, welcher eine lesenswerthe Abhandlung über die Reform des deutschen Schriftwesens geschrieben und darin ebenfalls die Behauptung aufgestellt hat: das Lesen der Fractur greife die Augen mehr an als das Lesen der Antiqua. Soennecken — so heißt dieser Schriftsteller — betritt den richtigen Weg; er will nicht blos Behauptungen aufstellen, er will sie auch beweisen. Er macht sich aber die Arbeit zu leicht und gelangt dadurch zu Schlußfolgerungen, die nicht richtig sind. Er stellt nämlich gleichhohe Fractur- und Antiquaschrift neben einander und findet, daß man die Antiquaschrift in größerer Entfernung — mithin leichter — lesen kann, als die Fracturschrift; er übersieht aber, daß seine Fracturlettern schmäler sind, als die Antiqualettern, daß sie dichter nebeneinander stehen und daß sie deshalb nothwendigerweise schwerer zu lesen sind.

Die gleichlange Zeile seiner Probeschriften enthält durchschnittlich etwa 45 Fractur- aber nur 34 Antiqualettern. Man wird demnach annehmen müssen — die Höhe beider Schriftarten als gleich vorausgesetzt — daß die Fractur ungefähr in dem Verhältnisse von 45 zu 34, oder — was fast genau dasselbe ist — von 4 zu 3, schwerer lesbar sein muß, als die Antiqua. Diese Annahme stimmt in der That mit den von Soennecken gefundenen Entfernungen zum Theil auffallend gut überein.

Berechnet man nach dieser Proportion die Entfernung, in welcher die eine Schrift gelesen werden muß, wenn die Entfernung, in der die andere gelesen wird, bekannt ist, so erhält man fast genau die von Soennecken durch den Versuch gefundenen Zahlen. Macht man aber denselben Versuch mit etwas größerer Sorgfalt und unter strenger Mit-Berücksichtigung der Buchstaben breiten, stellt man die Buchstaben nicht — wie Soennecken gethan — nach ihrer „Kegelgröße" sondern nach Höhe und Breite des „Buchstabenbildes" einander gegenüber, so überzeugt man sich bald, daß ein sicher erkennbarer Unterschied zwischen Fractur und Antiqua hinsichtlich der Entfernung, in welcher jede dieser beiden Schriftarten gelesen werden kann, nicht existirt.

Das Lesen ist übrigens — wie hier noch ausdrücklich hervorgehoben werden soll — ein sehr ungenaues Prüfungsmittel für die Sehschärfe. In der augenärztlichen Praxis ist es freilich allgemein als solches eingeführt, aber nur der praktischen Bequemlichkeit wegen; denn das Lesen im täglichen Leben ist eine höchst wichtige und unentbehrliche Beschäftigung. Wer noch lesen kann, der steht in socialer Beziehung auf einer wesentlich anderen Stufe, als derjenige, dessen Sehkraft zum lesen nicht mehr ausreicht. Und an dem Lesenkönnen feiner und feinerer Druckschrift hat man ein sehr brauchbares und bequemes Mittel die etwa vorhandenen Differenzen der Sehschärfe zu bemessen. Sobald es sich aber um genauere Prüfung handelt als um solche, die nur für die praktischen Bedürfnisse des Lebens berechnet sind, dann giebt das Erkennen einzelner Buchstaben ganz ungenügende

Resultate, und zwar deswegen, weil jedes einzelne Buchstabenbild etwas Eigenthümliches hat, was, je nach seiner zufälligen Gestaltung, bald mehr bald weniger leicht zu erkennen, oft sogar sehr schwer zu erkennen ist. Es werden demnach die verschiedenen einzelnen Buchstaben ein und derselben Druckschrift in sehr verschiedenen Entfernungen erkannt. — Die Buchstaben c und e oder n und u sind z. B. Buchstaben, die, in der Fractur sowohl wie in der Antiqua, sehr schwer von einander zu unterscheiden sind. Das was sie von einander unterscheidet ist ein ganz kleiner Bindestrich. Bei c und e kommt es darauf an die Existenz oder Nichtexistenz dieses Bindestriches mit Sicherheit wahrzunehmen, bei den Buchstaben n und u kommt es darauf an mit derselben Sicherheit zu erkennen, ob dieser Bindestrich oben oder unten ist. Andere Buchstaben desselben Alphabetes würde man dagegen in doppelter, ja in dreifacher Entfernung mit Leichtigkeit unterscheiden. Die Folge davon ist, daß man die Schrift näher an das Auge heranrücken muß, wenn man schwer unterscheidbare Buchstaben sicher erkennen will. Wer im Lesen geübt ist, der überfliegt gleichsam mit einem Blick das ganze Wort, ja die ganze Zeile, ohne jeden einzelnen Buchstaben genau zu betrachten; Kinder, und überhaupt alle, welche im Lesen ungeübt sind, müssen dagegen jeden einzelnen Buchstaben ganz genau ansehen, wenn sie richtig lesen sollen. Unter übrigens gleichen Bedingungen wird also der Geübtere ein und dieselbe Druckschrift, der Regel nach, in größerer Entfernung zu lesen im Stande sein als der Ungeübte, resp. als das Schulkind!

Nicht Fractur oder Antiqua ist es also, wodurch das Erkennen der einzelnen Buchstaben leicht oder schwer gemacht, und wodurch das Auge mehr oder weniger angegriffen wird; es sind vielmehr gewisse aber meistentheils beiden Schriftarten gleichmäßig zukommende Eigenthümlichkeiten einzelner Buchstaben, deren genaue Wahrnehmung unter Umständen das Lesen erschwert, und es ist weit wichtiger daran zu denken, den schwer zu differencirenden Buchstaben beider Schriftarten einen Schnitt zu geben, der sie leichter unterscheidbar macht, als, ohne nähere Bedingung, auf Abschaffung der Fracturschrift zu bringen.

Obwohl es nicht ganz in den Rahmen meines Themas hinein gehört, so dürften die vom ästhetischen Gesichtspunkte gegen die Fracturschrift gerichteten heftigen Angriffe hier doch auch eine kurze Abwehr verdienen.

Das Straßburger Gutachten nennt die Fracturschrift „verwickelt und schnörkelhaft," das Darmstädter Gutachten bestreitet ihre „physiologische Richtigkeit" und Soennecken, einer der eifrigsten Gegner der deutschen Druckbuchstaben, bezeichnet sie sogar als „verbogen, verdreht, verkrüppelt;" er erklärt sie für eine verwachsene und wurmstichige Frucht am Baum des Schriftwesens der Europäischen Culturvölker", ja, er hält es nicht für Uebertreibung, wenn man sie als „Gothischen Kehricht" bezeichnet.

Verdient wohl die deutsche Fractur-Druckschrift so hart verwerfende Bezeichnungswörter? Wir glauben dies nicht, und sind der Meinung, daß die Gegner unserer Fracturschrift in ihrer geringschätzigen Ausdrucksweise viel zu weit gehen, wenn sie gleich vielleicht ein erstrebenswerthes Ziel vor Augen haben mögen.

Vorerst mag daran erinnert werden, daß unsere heutige deutsche Druckschrift

durchaus nicht etwa deutschen Ursprunges, oder deutscher Erfindung ist, und daß unsere Buchstaben — Fractur sowohl wie Antiqua — von der alten lateinischen Lapidarschrift abstammen, also im Grunde genommen nur Varianten ein und desselben ursprünglichen Alphabethes sind.

Im XII. Jahrhundert bildete sich dann unter dem Einfluß des aufblühenden gothischen Baustyl's die aus gebrochenen Geraden zusammengesetzte Schrift, welche mit dem Namen Fractur bezeichnet wird. Diese aus den Klöstern Südfrankreichs hervorgegangenen Letterformen, welche — wie schon erwähnt — fast in ganz Europa in allgemeinen Gebrauch kamen, nannte man lettera francese, um damit ihren Ursprungsund Ausgangspunkt zu bezeichnen. In Italien kehrte man zuerst zu den schon in vorgothischer Zeit, im Dienste des Schnellschreibens, aus den alten lateinischen Buchstaben hervorgegangenen Kleinbuchstaben zurück, und um die Mitte des XVI. Jahrhunderts sagte sich Frankreich, bald darauf auch England und die Niederlande und später Schweden, Norwegen und Dänemark von den gothischen Schriftcharakteren los und kehrte zu den vorgothischen lateinischen Kleinbuchstaben zurück. Die Fracturschrift blieb fast nur noch in Deutschland gebräuchlich.

Wenn wir nun die Fracturschrift von dem ungerechtfertigten Vorwurf, als ob sie an und für sich dem Auge schädlich sei, gereinigt zu haben glauben, so können wir in den herben Tadel der Unschönheit ebensowenig einstimmen. Die Großbuchstaben mögen zum Theil vielleicht diesen Tadel verdienen; für die Kleinbuchstaben können wir ihn nicht gerechtfertigt finden.

Trotz alledem aber glauben wir, daß unserer gothischen Druckschrift und unserer spitzen Schreibschrift kaum noch ein langes Leben beschieden sein wird. Der Geist der heutigen Weltgeschichte drängt zu gewaltsam darauf hinaus, alle particularistischen Schranken abzubrechen und internationale Verständigung nach jeder Richtung hin, anzubahnen, um einer besonderen fast nur noch in Deutschland üblichen Schriftform die Existenzberechtigung zu gönnen.

Hierin, und nicht in der Unschönheit, liegt der Grund, weshalb wir uns in nicht sehr ferner Zukunft an Einheit der Letterformen werden gewöhnen müssen, wie wir bereits die Einheit von Maaß und Gewicht und von manchen anderen Dingen acceptirt haben. Die deutsche Fracturschrift — deutsch nur deswegen, weil Deutschland fast allein ihr bis heute treu geblieben — wird diesem unaufhaltsamen Drange nach Unificirung ohne Zweifel zum Opfer fallen müssen. Nichts desto weniger liegt kein Grund vor, diesen Assimilationsproceß zu beschleunigen. Man kann ihn als unabwendbar und unaufhaltsam ansehen, ohne zugleich den Drang zu fühlen diese Strömung in noch rascheren Fluß zu bringen; keinesfalls aber wird es zu loben sein, die raschere Strömung durch unrichtige Ansichten und Meinungen zu fördern. Für unrichtig müssen wir aber die Ansicht halten, daß die in ihrer wesentlichen Gestaltung einander sehr ähnlichen Kleinbuchstaben in der Antiqua allgemeinhin gefällig und schön, in der Fractur verkrüppelt und verschnörkelt seien. Nicht in der Verschiedenheit der Form an und für sich, sondern in den gutgewählten Proportionen und schönen Linien der einzelnen Buchstabentheile wird die Haupt-

schönheit der Typen beider Schriftarten zu suchen sein; den Großbuchstaben der Fractur möchte mit größerem Rechte der Vorwurf unnöthiger Verschnörkelung gemacht werden können.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu unserem Thema, zu den Buchstabenformen in hygienischer Beziehung, zurück und prüfen wir, welche Eigenschaften die leichtere Les- und Erkennbarkeit derselben begünstigt, so wird sich aus dem früher Gesagten von selbst ergeben, daß, abgesehen von ungewöhnlichen und deshalb nicht sogleich verständlichen Buchstabenformen, wie sie bei verzierter Schrift häufig vorkommen, die größere oder geringere Feinheit der Haarstriche die leichtere Lesbarkeit jeder Buchstabenform in erster Linie beeinflußt. Je feiner die Binde- und Haarstriche, um so schwerer werden Buchstaben (wie h und b, c und e oder n und u), die sich lediglich durch einen Bindestrich von einander unterscheiden, von einander unterscheidbar sein; je stärker und deutlicher die Bindestriche, um so leichter, resp. in um so größerer Entfernung, werden ähnliche Buchstaben sich von einander unterscheiden lassen. Gehen wir bis an die äußerste Grenze, so gelangen wir zu der sogen. Blockschrift, einer Schrift, in welcher Haarstriche überhaupt nicht mehr vorkommen; wir gelangen zu einer Schrift, die bezüglich ihrer einzelnen Buchstaben nur noch ein Minimum von Unterscheidungs-Schwierigkeit darbietet. In keiner anderen Schrift sind ähnliche Buchstaben ebenso leicht von einander zu differenciren als in der sogen. Blockschrift. Da dieselbe aber den feineren Ansprüchen an Eleganz und Schönheit der Formen wenig entspricht, so wird sie sich vorzugsweise nur für Maueranschläge und ähnliche auf Sichtbarkeit in weitester Ferne berechnete Druckschriften eignen, und es wird nicht erlaubt sein, dieselbe für Schulbücher zu empfehlen. Man wird aber sehr wohl die Forderung stellen dürfen, daß bei Druckschriften, die für den Schulgebrauch bestimmt sind, die Bindestriche im Verhältniß zu den Grundstrichen deutlich und stark hervortreten, deutlicher und stärker als dies bei heutiger Geschmacksrichtung üblich ist.

Drucklettern nutzen sich bei längerem Gebrauch mehr und mehr aus. Diese Ausnutzung, oder richtiger gesagt Abnutzung, betrifft in höherem Grade die feinen Bindestriche als die derberen und widerstandsfähigeren Grundstriche. Daher kommt es, daß alte, etwas abgenutzte Lettern den oben gestellten Anforderungen besser entsprechen, als ganz neue: die feinen Bindestriche werden durch die Abnutzung breiter, während die Grundstriche sich nur wenig, ja kaum merklich, verbreitern. Nun ist es aber eine bekannte Thatsache, daß Druckschrift, die mit neuen Lettern gearbeitet ist, zwar eleganter und reiner und schöner aussieht, aber entschieden weniger leicht lesbar ist als dieselbe Druckschrift, wenn ihre Haarstriche durch längeren Gebrauch mehr in die Breite gedrückt worden sind. Wenn eine Zeitung, die man täglich zu lesen gewohnt ist, ihre alten abgebrauchten Lettern plötzlich durch neue ersetzt, dann glaubt mancher Leser, der den Unterschied nicht beachtet, seine Sehkraft habe abgenommen; er merkt wohl, daß der Druck mit den neuen Lettern schwerer zu lesen ist, er wird sich nur der richtigen Ursache nicht immer sogleich bewußt.

Hiermit wollen wir keineswegs die Verwendung alter abgebrauchter Lettern für den Druck von Schulbüchern empfehlen; wir müssen aber im Interesse der Hygiene Gewicht darauf legen, daß eine Verbreiterung der Haarstriche wesentlich zur leichteren Unterscheidbarkeit der einzelnen Buchstaben und also überhaupt auch zur besseren Erkennbarkeit jedweder Schriftart dienen würde, und daß, wenn auch nicht allgemeinhin, doch für den Druck von Schulbüchern die Wahl von Lettern mit verbreiterten Haarstrichen entschieden zu befürworten ist. — Es kommt, unserer Ansicht nach noch hinzu, daß eine mäßige Verbreiterung der Haarstriche im Vergleich zu den Grundstrichen, den Regeln eines guten Geschmackes ebensowohl wie den Regeln der Zweckmäßigkeit besser entspricht als die haarfeinen, oft kaum noch sichtbaren Zwischenstriche, die den Zusammenhang der einzelnen Glieder des Buchstabens zuweilen ganz unkenntlich machen, und deren zukünftige Verbreiterung vielleicht von späterer Buchstabenabnutzung erhofft wird.

Ein anderer Umstand der die mehr oder weniger leichte Lesbarkeit aller wie immer gestalteten Buchstaben beeinflußt, ist die Form des Flächenareals. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß Buchstaben im Allgemeinen um so unleserlicher werden, je mehr sich, bei gleichbleibendem Areal, die eine Flächendimension auf Kosten der anderen verjüngt oder vergrößert. So würden z. B. die altlateinischen Majuskeln B und R, oder O und U, oder P und F um so schwerer von einander zu unterscheiden sein, jemehr man die Höhen-Dimension auf Kosten der Breite wachsen läßt, weil der Unterschied dieser Buchstaben in einem kleinen Querstrich besteht, der um so kleiner und unkenntlicher wird, jemehr man die Buchstabenbreite verkleinert. — Läßt man dieselben Buchstabenformen auf Kosten der Höhe in die Breite wachsen, so würden O und C, A und R oder M und H leicht zu verwechselnde Buchstaben werden. Wir haben hieraus den durch entsprechende Versuche bestätigten Schluß gezogen, daß die quadratische Buchstabenform am leichtesten lesbar ist, und daß die behauptete schwerere Lesbarkeit der Fractur nur in dem Umstand ihre scheinbare Begründung findet, daß, nach dem jetzt üblichen Schnitt, die Antiqua sich der quadratischen Letterformen gemeiniglich mehr nähert als die Fractur.

Wenn wir nun auch die quadratische Letterform in hygienischem Interesse nicht gerade mit mathematischer Strenge zu fordern berechtigt sind, so wird doch darauf zu dringen sein, daß Lettern, welche zum Druck von Schulbüchern verwendet werden, der quadratischen Form sich möglichst annähern, denn hierdurch wird die leichte Lesbarkeit gesteigert und damit zugleich die Sehkraft der Schuljugend entsprechend geschont.

Der breiteren (quadratischen) Buchstabenform würde ein entsprecheud breiterer Zwischenraum zwischen den einzelnen Buchstaben und zwischen den Zeilen ganz von selbst nachfolgen, wodurch weiterhin die Lesbarkeit in nicht geringem Grade gewinnen würde.

Nicht ganz ohne Eigennutz ist es in früherer Zeit bei einigen Verlegern wohl üblich gewesen, beim Druck ihrer Verlagswerke die Breite der Buchstaben im Verhältniß zu ihrer Höhe zu schmälern und dementsprechend auch die Buchstaben

hart an einander zu rücken und die Zwischenräume zwischen den Zeilen möglichst zu verkleinern. Auf solche Weise läßt sich, selbst mit anscheinend großen Lettern, unglaublich viel auf eine Seite zusammenbringen. Die Verfasser, welche gewöhnlich bogenweise vom Verleger honorirt werden, sehen sich dann stark enttäuscht, wenn sie geglaubt hatten ein großes Honorar mit dem Verleger vereinbart zu haben und wenn sie nachträglich gewahr werden, daß ihr Manuscript in kaum für möglich gehaltenem Maaße durch den Druck verschluckt wird. — Als ein merkwürdiges Beispiel compressen Druckes ist mir vor einiger Zeit ein amerikanisches Journal*) zugeschickt worden, welches in einer einzigen Nummer, auf 29½ Quartseiten, den bekannten zweibändigen Roman „Onkel Toms Hütte" von Mrs. Becher Stove vollständig und unverkürzt enthält. — Wer nicht sehr gute Augen hat, der wird durch solche Lectüre die beste Gelegenheit finden, sie sich gründlich zu verderben.

Auf der anderen Seite muß man rühmend anerkennen, daß manche Verleger ernstlich und gewissenhaft bemüht sind, beim Druck von Schulbüchern den Forderungen der Hygiene thunlichst Rechnung zu tragen. Freilich führt dieses rühmliche Streben nicht so ganz leicht zu erfolgreichem Ziel. Das verhängnißvolle Wort: „billig und schlecht" spielt auch hier eine verderbliche und beklagenswerthe Rolle! Wenn es möglich ist den Druck in ungebührlicher Weise zu comprimiren, so ist es dem Verleger um so leichter möglich, solche augenmörderische und in diesem Sinne „schlechte" Waare „billig" zu verkaufen, weil er durch gleichzeitige Ersparniß am Papier in doppelter Weise daraus Vortheil zieht. Wollte nun ein humandenkender Verleger hierin Wandel schaffen, so würde er sich auf doppelte und dreifache Einbuße gefaßt machen müssen; denn, abgesehen von dem an den Verfasser zu zahlenden größeren Honorar, würde ein gleich großes Werk voluminöser und dadurch in der Herstellung, zugleich aber auch im Verkaufspreise, theurer werden müssen. Letzterer Uebelstand würde dann — nach dem herrschenden Grundsatz — den Absatz seiner Werke in nicht geringem Grade schmälern.

Noch vor Kurzem erhielt ich von einem, dem besseren ernstlich nachstrebendem Verleger ein Schreiben, worin er bezüglich eines Druckes meinen Rath erbittet und die zu überwindenden Schwierigkeiten sachlich ungemein klar darlegt. Die im Interesse der Augen-Hygiene vorgenommenen Verbesserungen eines von ihm verlegten, anerkannt vorzüglichen Schulwörterbuches, hatte das Volumen und zugleich den Preis desselben um etwa ⅙ vergrößert. Damit zugleich ging aber die Concurrenzfähigkeit mit anderen billigeren Wörterbüchern gleichen Schrittes zurück. — Niemand wird sich wundern, wenn jener Verleger seinen Brief mit dem Ausruf schloß: Sollte nicht doch die Zeit bald kommen, in der das vielgebrauchte „das Beste ist für die Schule gut genug" keine Phrase mehr ist? Gewiß, sie wird kommen, diese Zeit; zuvor aber müssen wir uns davon überzeugen, daß das Billigste sehr oft das Theuerste ist; denn abgesehen davon, daß das Billigste meistens bald zu Grunde geht und dann durch Anderes wieder und immer wieder ersetzt werden

*) F. E. Longley's complete and unabridged Penny Edition of Uncle Tom's Cabin.

muß, bringt es — wie die schlecht gedruckten Schulbücher lehren — zuweilen noch in ganz anderer Richtung Nachtheile, die durch alles Geld nicht wieder gut zu machen sind. Die Zeit wird kommen! — zuvor aber müssen alle schlecht gedruckten Schulbücher eingestampft und vernichtet werden. Mögen andere Bücher, deren Ankauf dem Belieben des Kauflustigen anheim gegeben ist, so schlecht gedruckt werden, wie es Käufern oder Verlegern beliebt — darüber wollen wir kein weiteres Wort verlieren — aber Bücher, die von Schulkindern pflichtmäßig gekauft und pflichtmäßig gebraucht werden müssen, sollten einer strengen sachverständigen Controlle unterstellt werden.

Wenn wir unsere Forderungen bezüglich der Reform des für Schulbücher bestimmten Schriftwesens recapituliren, so würden wir empfehlen, für den Schulbücherdruck nur solche Lettern zu verwenden, deren Haarstriche annähernd die halbe Breite der Grundstriche erreichen; die Lettern müßten quadratisch oder annähernd quadratisch sein und zwischen die Lettern müßte der breiteren Buchstabenform entsprechend mehr Licht hineingebracht, d. h. die Lettern müßten entsprechend weiter von einander getrennt werden. Im Uebrigen würden wir uns den schon öfter formulirten Minimalforderungen hinsichtlich der Höhe der Buchstaben (= 1,5 bis 1,75 mm) der Zeilenlänge (80 bis 100 mm), dem Durchschuß zwischen den Zeilen (= 2,5 mm), der Anzahl der Buchstaben in jeder Zeile (40 bis 50) ohne Bedenken anschließen. Nur würden für die ersten Anfänge des Lesens, für die sog. Fibeln oder A B C-Bücher größere Ansprüche an Deutlichkeit und Größe der Schrift gemacht werden müssen.

Wir haben bereits darauf aufmerksam gemacht, daß der Anfänger im Lesen das Buch stets näher an das Auge heranrückt als der Geübtere, weil er jedes einzelne Buchstabenbild in allen seinen Theilen genauer betrachten muß. Man erleichtert also dem Anfänger das Lesenlernen wesentlich, wenn man ihm die zu erlernenden Buchstaben in größeren, als den sonst üblichen Formen vorzeigt.

Diese Betrachtungen führen uns auf hygienischen Pfaden in die pädagogische Region und legen uns die Frage nahe:

Ob es nicht thunlich wäre, die für den ersten Lese-Unterricht bestimmten ABC-Bücher in viel größerem Maaßstabe als bisher üblich herstellen zu lassen?

In einem populären Vortrag, den ich in Folge Aufforderung von Seiten des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege im Jahre 1880 in Rostock gehalten,*) habe ich mich bemüht in anschaulicher und allgemein verständlicher Weise zu zeigen, daß Kurzsichtigkeit — wenn die Disposition dazu vorhanden — ganz besonders durch andauerndes Nahesehen in zartester Jugend zur Entwickelung gebracht wird. — Also nicht das lange dauernde Nahesehen für sich allein, sondern ganz vorzugsweise das Nahesehen zu einer Zeit, in welcher die Umhüllungshäute des Auges, wie auch der ganze übrige Organismus, noch in der Entwickelung begriffen und von jugendlich zartester Beschaffenheit sind, begünstigt die Entstehung der Kurzsichtigkeit.

*) Ueber den Einfluß des Schul-Unterrichts auf Entstehung von Kurzsichtigkeit von Prof. Dr. von Zehender. Nebst einem Anhang. Stuttgart 1880. Ferdinand Enke.

Dem Uebel der umsichgreifenden Kurzsichtigkeit wäre also auf zwei verschiedenen Wegen zu begegnen: entweder der Unterricht im Lesen und Schreiben dürfte in so früher Lebenszeit wie jetzt üblich, überhaupt noch nicht beginnen, oder dieser Unterricht dürfte nicht andauernd fortgesetzt werden; er müßte nur sehr kurze Zeit dauern.

Wenn Eltern und Pädagogen voraussichtlich kaum ihre Einwilligung dazu geben würden, den ersten Anfang des Leseunterrichtes in eine viel spätere Lebenszeit zu verlegen und statt dessen die Kinder in anderer, die Körperentwickelung besser begünstigender Weise zu beschäftigen, so fragt es sich, ob der erste Leseunterricht nicht doch vielleicht sich so einrichten ließe, daß er dem kindlichen Auge keinen Schaden zufügt.

Bevor ich mich hierüber näher erkläre, muß ich eine kurze Bemerkung über die Function unseres Gesichtsorganes vorausschicken:

Das menschliche Auge besitzt — auch ohne kurzsichtig zu sein — die Fähigkeit in nächster Nähe scharf und deutlich zu sehen, es besitzt die Fähigkeit sich nach Belieben oder nach Bedürfniß kurzsichtig zu machen, um feinste Gegenstände in der Nähe wahrnehmen zu können. Diese Fähigkeit ist im jugendlichsten Alter am stärksten; sie verliert sich im Laufe der Zeit mehr und mehr. Die Fähigkeit nahe und entfernte Gegenstände abwechselnd mit gleicher Deutlichkeit zu sehen, beruht auf einer Muskelthätigkeit im Inneren des Auges. Diese Muskelthätigkeit hat aber stets eine gewisse Veränderung in der Circulation des Blutes im Auge zur Folge.

Der Thätigkeit des Muskelapparates im Auge entgegengesetzt ist derjenige Zustand, in welchem sich das Auge befindet, wenn es fernliegende Gegenstände betrachtet. Das Sehen in die Ferne gilt daher als Ruhezustand. Nicht die Sehfunction ist dabei in Ruhe, denn die seelische Anstrengung feinste Details eines in weitester Ferne gelegenen Betrachtungsgegenstandes zu erkennen, kann dabei — ebenso wie beim Nahesehen — geradezu eine maximale sein; nur die Bewegungsorgane des inneren Auges sind in Ruhe und die ernährenden Säfte des Auges circuliren ungestört. Das Sehen in die Nähe hat dagegen stets eine mehr oder weniger beträchtliche Störung der Blutcirculation zur Folge, die, wenn sie kurze Zeit dauert, sich bald wieder ausgleicht, die aber, bei längerer Dauer, nachtheilige Folgen für das Sehorgan haben kann, und zwar ganz besonders im zarten jugendlichen Alter. — Das Auge des Erwachsenen, dessen fertig gebauter Körper nur noch erhalten werden soll, kann zwar durch angestrengte Arbeit in der Nähe, z. B. durch anhaltendes Lesen und Schreiben auch noch geschädigt werden, aber bei Weitem nicht so schwer und nicht so nachhaltig, weil das Auge in kindlichen Lebensjahren, wo die Ernährungssäfte den Körper und seine einzelnen Organe erst aufbauen, noch im Werden begriffen ist. — Dies sind die Jahre, in denen ein unzweckmäßiges Verhalten nicht selten lebenslängliche Nachtheile zur Folge hat!

Dies Wenige mag genügen, um es verständlich erscheinen zu lassen, warum anhaltende Beschäftigung mit feinen Arbeiten in der Nähe, in sehr früher Jugend — also während der Schulzeit — als eine Quelle großer Gefahren für das Auge betrachtet werden muß.

Ich komme nun auf die angeregte Frage zurück und möchte — in Erwägung, daß das Sehen in die Ferne als Ruhezustand zu betrachten ist, und daß die der normalen Ernährung des inneren Auges gefährliche angestrengte Thätigkeit seines Muskel-Apparates dabei nicht in Frage kommt — mich dahin erklären, daß der erste Unterricht im Lesen, voraussichtlich ohne allen Nachtheil für die Augen, schon in frühester Jugend beginnen könnte, wenn man den Kindern nicht in der Nähe, d. h. aus Büchern, sondern, durch hinreichend groß gedruckte Wandtafeln, aus der Ferne die Buchstabenformen und deren Zusammensetzung zu Silben und Worten lehren wollte. Es würden solche Wandtafeln gleichsam die einzelnen Seiten eines ABC-Buches von riesiger Dimension repräsentiren, aus welchem die ganze Klasse gleichzeitig liest, anstatt daß jedes Kind seine eigene, meistens wohl schlecht gedruckte Fibel vor sich liegen hat, und zuweilen vielleicht durch unzweckmäßig construirte Subsellien auch noch genöthigt wird, das Auge tiefer auf das Buch zu senken, als es für das deutliche Sehen erforderlich ist. Das Lesen aus der Ferne an der Wandtafel würde dem Auge nicht nur nicht nachtheilig sein, es würde im Gegentheil den Vortheil haben, das Auge im Fernsehen zu üben, wobei die Construction der Subsellien gar keine Rolle mehr spielt. Die Kinder sollen ja nur sitzen — sie könnten, wenn man will, sogar stehen — jedenfalls aber wäre, bei dieser Art des Lese-Unterrichtes, der zugehörige Tisch völlig entbehrlich und folglich auch völlig unschädlich, wie er auch beschaffen sein möge.

Es fragt sich: was wäre gegen solche Methode des ersten Lese-Unterrichtes einzuwenden? — Soweit ich die Gelegenheit gehabt habe, mit Pädagogen von Fach darüber zu sprechen, oder soweit ich aus eigener Anschauung in den Schulen mich darüber zu informiren vermochte, erscheint diese Unterrichts-Methode in pädagogischer Beziehung ganz einwandsfrei. Als ein Vorzug in pädagogischer Hinsicht wurde sogar hervorgehoben, daß der Lehrer die Aufmerksamkeit seiner Schüler besser controlliren kann, wenn die Augen Aller auf die Wandtafel gerichtet sind, als wenn jedes Kind in sein eigenes, auf dem Tische vor ihm liegendes ABC-Buch hineinsieht.

Ein dankenswerther Anfang ist vor etwa 3 Jahren von dem leider schon verstorbenen Lehrer Born gemacht worden. Derselbe hat eine Lesetafel construirt, die sich auch in der Musterschulstube der Berliner Hygiene-Ausstellung aufgestellt findet, die aber — wie ich glaube — noch nicht genügende Anerkennung gefunden hat. Die ganze, höchst einfache Vorrichtung besteht darin, daß die einzelnen etwa 2 Zoll hohen Buchstaben auf kreuzweise sich schneidenden Schiebern gegen einander und in beliebiger Combination zusammengestellt werden können. Auf diese Weise lassen sich Silben und ganze Worte bilden, sodaß der Apparat für das erste Jahr des Lese-Unterrichtes vollkommen ausreicht. Für die dann folgenden Jahre müßte — meines Erachtens — dieser Apparat ersetzt werden können durch Wandtafeln, auf denen kleine Erzählungen, Gedichte und andere Leseübungen gedruckt sind, in Charakteren, die hinreichend groß sein müssen, um aus weitester Entfernung im Schulzimmer mit Leichtigkeit gelesen werden zu können. Es würde freilich eine große Zahl solcher Wandtafeln erforderlich sein, um dem Schulunterricht späterer Jahre zu ge-

nügen; dafür könnten aber die vielen Fibeln, welche alljährlich verbraucht werden, ganz in Wegfall kommen, oder, wenn man deren völlige Beseitigung nicht für wünschenswerth hält, so könnte ihr Bedarf jedenfalls um ein Bedeutendes eingeschränkt werden.

Ich kann nicht schließen ohne noch einen, für die Hygiene der Augen wie für die Hygiene des Körperwachsthums bedeutsamen Punkt zu berühren. — Wir haben zugegeben, daß der erste Unterricht im Lesen ohne Nachtheil für die Augen schon in allerfrühester Kindheit beginnen kann, wenn nur dafür gesorgt wird, daß das Auge dabei nicht in die Nähe, sondern in die Ferne sieht. — Gilt aber dasselbe auch vom Schreiben? Läßt auch das Schreiben sich durch stundenlangen Unterricht in früher Jugend ohne Nachtheil lehren? — Ich glaube nicht! — Meiner Meinung nach ist der Schreibunterricht, für das Auge sowohl wie für die Wachsthums-Verhältnisse des jugendlichen Körpers weit gefährlicher als der Leseunterricht. Beim Lesen kann man — wie wir gesehen haben — den Unterricht so einrichten, daß das Auge zugleich für die Ferne geübt wird; beim Schreiben nicht. Beim Lesen in der Nähe läßt sich die Körperhaltung und die Entfernung des Buches vom Auge durch Ermahnung von Seiten des Lehrers einigermaßen reguliren; beim Schreiben nicht. Wohl jedem Schreiblehrer wird es aufgefallen sein, wie schnell diejenigen Schüler, welche beim Schreiben eine schlechte Körperhaltung zeigen, wenn sie auf das Commando „gerade sitzen" sich aufgerichtet haben, alsbald wieder in die alte schlechte Haltung zurücksinken. Beim Lesen ist dies jedenfalls in weit geringerem Grade der Fall. Wir müssen uns also fragen: ist es durchaus geboten auch den S c h r e i b u n t e r r i c h t in so früher Jugendzeit zu beginnen? Wozu dient denn eigentlich der Schreibunterricht in so früher Jugend? Soll er zur leichteren Erlernung der Buchstabenformen, also zur Unterstützung des Leseunterrichtes dienen? — Das wäre wenig! Oder glaubt man, durch möglichst frühzeitigen Beginn des Schreibunterrichtes, eine deutliche, leserliche oder sogar schöne Handschrift für die spätere Lebenszeit sichern zu können? Diesen Glauben würden wir für eitlen Irrthum halten! Die Handschrift bildet sich, je nach Beruf und Beschäftigung, je nach Charakter und Geschmacksrichtung, in späterer Lebenszeit so eigenartig aus, daß man wohl noch Charakter und Beruf, aber gewiß nie, oder nur äußerst selten, die Spuren des früher genossenen ersten Schreibunterrichtes darin wiedererkennt.

Der Schreibunterricht in frühester Jugend, zu einer Zeit da die kleinen Finger kaum noch die rechten Kräfte haben um eine Feder oder einen Griffel zu regieren, erscheint fast ebenso unnatürlich wie der Versuch einem Kinde, welches kaum gehen kann, das Tanzen beibringen zu wollen. Schreiben ist eine schwierige und sehr complicirte Manipulation, und gerade beim Schreiben — viel mehr als beim Lesen — kommen jene unglaublich verdrehten Körperhaltungen vor, die als Ursachen der Kurzsichtigkeit und der Rückgrats-Verkrümmungen zu gelten pflegen. Warum also nicht die kleinen Finger sich erst erstarken oder durch andere leichtere Handbeschäftigung sich vorüben lassen, und den Beginn eines regelrechten Schreibunterrichtes in eine sehr viel spätere Zeit verlegen?

Wenn das Schreiben, ebenso wie jeder andere Unterricht — wie dies that-

fächlich der Fall ist — in immer zarterer Jugend beginnt, so kann dies keinen anderen Sinn und Nutzen haben als den, daß die Einzelnen nicht unwissender sein oder scheinen sollen als die Uebrigen; oder vielmehr, daß die Einzelnen — wenn möglich — noch frühreifer sein oder scheinen sollen als die Uebrigen. — Aus diesem Wetteifer des Viellernens und des Frühlernens sind jene Hülfsmittel entstanden, um künstlich das zu erzwingen, was die Natur den Kindern noch versagt: — ich meine jene von allen Augenärzten verworfenen Punkt- und Liniennetze für den ersten Zeichen-Unterricht und jene vier- oder sogar sechsfach linirten Hefte für den ersten Schreibunterricht. Solche künstliche Hülfsmittel können nur darauf berechnet sein, staunenswerthe Examens-Leistungen hervorzubringen; — für das spätere Leben sind sie nutzlos. — Um bei dem früheren Vergleiche zu bleiben, möchte ich die Schreibübungen in linirten Heften den Seiltänzer-Kunststückchen eines kaum gehfähigen Kindes vergleichen, welches an beiden Seiten von Erwachsenen gestützt wird. So wenig wie dieses Kind auf solche Weise jemals das Tanzen erlernen kann, so wenig — davon bin ich wenigstens überzeugt — wird ein Kind gerade schreiben und alle Buchstaben von gleicher und richtiger Höhe machen lernen, so lange es seinen Schreib-Unterricht in linirten Heften genießt. Ich möchte vielmehr behaupten, daß aus dem langjährigen Gebrauch solcher vorlinirter Schreibhefte, gerade umgekehrt, die Unfähigkeit angelernt wird, ohne vorgezeichnete Linien gerade zu schreiben.

Doch hiervon mehr bei anderer Gelegenheit!

Berichte aus allen Wissenschaften.

Literaturgeschichte.

Ein Brief Turgénieffs über Lessing.

Unmittelbar nach dem Tode des großen russischen Prosadichters veröffentlichte ein Schriftsteller unter der Chiffre M. N. in der Münchener (ehemals Augsburger) Allgemeinen Zeitung einen deutschen Brief desselben, in welchem ebensowohl die „halb bewußtlose“ Produktionsweise, als die „vage Theorie seines Schaffens“ einen liebenswürdigen und die ganze Persönlichkeit des Künstlers beleuchtenden Ausdruck fand. Bei dieser Gelegenheit erinnerte der Herausgeber des Briefes daran, daß die Hoffnung auf eine reiche Erschließung von Nachrichten über Turgénieffs private Beziehungen, über seine Menschlichkeit, über seine gelegentlichen Urtheile und Meinungen, wie sie der Literarhistoriker aus den Briefen hervorragender Männer zu sammeln pflegt, in einer eigenen Weise abgeschnitten wäre. Denn Turgénieff habe dem Redakteur einer russischen Zeitschrift, der ihn um Mittheilung von Briefen und persönlichen Nachrichten bat, geantwortet, daß seine Briefe durchaus nicht jenes Interesse in Anspruch nehmen dürften, welches etwa die Schillers und Goethes erregen, er dürfe sich mit Jenen nicht vergleichen, er habe nur versucht, die Feder zu führen. Deshalb habe er auch Vorsorge getroffen, daß Nichts von seinen Briefen erhalten bleibe, und sie daher alle verbrannt.

Es ist schwer, da das Schreiben des Dichters an jenen Redakteur nicht vorliegt, sich eine richtige Vorstellung von dem Sachverhältniß zu machen. Was hat der Redakteur von Turgénieff verlangt? Briefe, die er selbst geschrieben, oder die er von Andern empfangen hat? Die Ersteren wäre der Dichter doch nur dann zu geben im Stande gewesen, wenn er sich nach Kaufmannssitte oder Bureau-Gewohnheit ein Copiarium angelegt hätte. Und wer wird glauben, daß ein Schriftsteller von so ungemeinen, über ganz Europa ausgedehnten Bekanntschaften und Interessen, wie Turgénieff, dergleichen auch nur auf die Dauer hätte durchführen können, auch wenn er ein noch so arger Pedant gewesen wäre, was doch der russische Dichter in keinem Punkte war. Aber gesetzt selbst, es habe ein solches Copiarium in den Händen Turgénieffs gegeben, die Originale blieben dann doch im Besitz der Empfänger. Was kann daher der Dichter verbrannt haben? Das Copiarium? Das wäre unnütz gewesen, denn dann blieben die Originale übrig. Die Originale? Aber diese sind zerstreut in allen Weltgegenden, und es giebt wohl kein Mittel in der Welt, um die in einem Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren in der Epoche des billigen Porto und der Postkarten hinausgesandten Blätter wieder einfangen zu wollen. Wenn von dem Dichter auch nur ein Versuch dazu gemacht worden wäre, dann müßte in den Kreisen seiner Bekannten doch Etwas davon verlautet haben.

Turgénieff kann also allen Falls verbrannt haben Briefe, die er von Anderen empfangen hat. Aber konnte dem Redakteur der russischen Zeitschrift an solchen gelegen sein? Solch eine Indiskretion, wenn sie geschehen wäre, würde denn doch auch wohl eine andere Abweisung gefunden haben. Und was würde dann die Exemplifikation auf Schiller und Goethe für einen Sinn gehabt haben? Man sieht, wir stehen entweder einer halben Wahrheit oder einer ganzen Anekdote gegenüber.

Es ist ja wohl möglich, daß der Dichter mit einem oder dem andern seiner Freunde übereingekommen ist, die Denkmale ihres Verkehrs und ihres Gedankenaustausches in den Flammen zu begraben. Aber die angebliche „Vorsorge", „daß Nichts von seinen Briefen erhalten bleibe", hat, wenn sie unternommen worden ist, ihren Zweck verfehlt. Denn vor uns liegt unter Andern das Original eines Briefes, dem man ein gewisses Interesse nicht absprechen wird: ein Urtheil Turgénieffs über Lessing. Es lohnt sich, anzumerken, daß dasselbe vor nunmehr 15 Jahren gefällt wurde, in einer Zeit, da man den großen deutschen Denker und Kritiker noch nicht in den Hader zeitgenössischer Parteileidenschaft herabgerissen hatte, in einer Zeit, da der Zweifel an der dichterischen Potenz Lessings noch als eine Versündigung an dem Erhabensten gegolten hat. Und wir meinen, das Urtheil gewinnt an Bedeutung, weil es einerseits von einem echten Künstler ausgeht, von einem Fachmann so zu sagen, „dem Alles aus ihm herauswächst, halb bewußtlos", und „der daraus macht, was er kann und was er nicht anders kann" — andererseits wiederum von einem Dichter, welcher, mit Liebe der deutschen Nation und ihrem Geiste zugethan, dennoch nicht zu ihr gehört. Die Verstellung des Sehwinkels, den der Fremde mit sich bringt, mag unseren Eindruck des Objekts aus der scharfen Umgrenzung der Linien ziehen, aber immerhin bleibt auch die Wirkung auf den Undeutschen beachtenswerth.

........„Die Charakteristik Lessings" ... schreibt Turgénieff an einen deutschen Gelehrten — „ist vortrefflich. Ich muß aber gestehen, daß mir — als einem Nicht-Deutschen — das Dichterische in Lessing nie recht einleuchten wollte. Ich habe den größten Respekt vor seinem Geist, seinem Charakter, seiner Menschlichkeit; als Kritiker steht er unerreicht da; seine Prosa ist klassisch — sein Theater aber macht auf mich — um es rund herauszusagen — einen peinlichen Eindruck; seine Motive sind immer wahr und tief gegriffen — aber das poetische Leben ist zu ihnen nicht herangetreten — und er scheint es selbst — die ganze Zeit — zu fühlen. Bei aller Bewunderung kann ich das Unbehagliche nie los werden — und es kommt mir immer vor, als säh' ich über alle seine Gestalten hinweg — die große Figur Lessings selbst — mit dem ruhigen Lächeln im Gesicht, der da ganz gut weiß, daß das Alles nur pädagogisches Zeug ist. — Aber die Hamburgische Dramaturgie — und der Laokoon — und die Briefe — und die Klotz'schen Abfertigungen — da hab' ich mit einem Riesen zu thun, der mich packt; da singt er nicht mit der Fistel — das ist sein Register. Da ist Leidenschaft und Leben."

J. Caro.

Breslau.

Meteorologie.

Einfluß der Gebirge auf die Regenverhältnisse.

Wenn man eine Regenkarte Deutschlands oder irgend eines anderen Gebietes betrachtet, so zeigt dieselbe eine sehr große Aehnlichkeit mit der Höhenschichtenkarte desselben Landes, so daß in derselben das orographische Relief ganz deutlich hervortritt. Insbesondere sind wichtigere Gebirgszüge ganz entschieden durch Regenreichthum gekennzeichnet und zwar in der Regel in der Weise, daß die eine dem Winde ausgesetzte Seite die regenreichere, die entgegengesetzte die trockenere ist. Die Ursache dieses Verhaltens ergiebt sich leicht aus folgender Betrachtung.

Ein ergiebiger Niederschag hat zur Bedingung, daß die Luft einen größeren Dampfgehalt besitzt und in größerem Maßstabe stark abgekühlt wird. Die Abkühlung kann auf zweierlei Weise geschehen, entweder durch Mischung mit kälterer Luft, oder durch aufsteigende Bewegung. Durch die Mischung ungleich temperirter Luftmassen wird eine Mittel- oder Mischungstemperatur erzeugt, die dann Niederschläge bedingt, wenn dieselbe unter dem Thaupunkt der gemischten Luft liegt. Da aber die Mischungstemperatur in der Regel nicht erheblich unter dem Thaupunkte liegt, und bei der Kondensation des Wasserdampfes eine bedeutende Wärmemenge frei wird, so können auf diese Weise meistens keine reichlichen Niederschläge zu Stande kommen. Anders verhält es sich mit dem aufsteigenden Luftstrome, welcher rasch an Wärme abnimmt und wo sogar ein langsames Aufsteigen einer warmen feuchten Luftmasse genügt, wie die Rechnung zeigt, die heftigsten Regengüsse zu erklären.

Wird nun die Luft aus irgend einem Grunde gezwungen, emporzusteigen, z. B. Gebirge zu überschreiten, so dehnt sich dieselbe auf Kosten ihrer Wärme aus und sobald der Thaupunkt überschritten ist, findet die Ausscheidung des Wasserdampfes statt, dadurch wird Wärme frei, diese wird in Arbeit umgesetzt und so

erhält die Luft wieder neuen Impuls zum Aufsteigen, so daß derselben stets aufs Neue wieder Wärme und Wasserdampf entzogen wird. Auf diese Weise wird der Wasserdampfgehalt der Luft immer geringer. Da aber zuletzt der Impuls zum Auftriebe immer schwächer wird, so läßt sich erwarten, daß die Zunahme der Regenmenge mit der Höhe eine Grenze hat, so daß in einer gewissen Höhe das Minimum des Regenfalles erreicht ist und aufwärts und abwärts die Regenmenge abnimmt. Hat die Luft den Gebirgskamm erreicht, so senkt sie sich, ihres Wasserdampfes mehr oder weniger beraubt, thalabwärts. Dabei verdichtet sie sich wieder, ihre Temperatur nimmt wieder zu, und entfernt sich immer mehr vom Sättigungspunkte. Auf der andern Seite (Leeseite) des Gebirges wird die Luft unten also erst trockener ankommen, als sie vor Uebersteigen desselben (an der Luvseite) war. Hieraus folgt, daß diejenige Seite der Gebirge, welche der vorherrschenden Luftströmung entgegen gewendet ist, auch die regenreichere, die entgegengesetzte die regenärmere sein muß.

Wie ich noch des Näheren zeigen werde, verbreitet sich dieser Einfluß der Gebirge auf die Regenverhältnisse auf die ganze Nachbarschaft.

Bekanntlich ist der Passatwind relativ trocken, denn aus kühleren Gegenden kommend nimmt er zwar langsam aber kontinuirlich an Wärme zu, er wird relativ trockener, und ein Grund zu Niederschlägen ist wenigstens auf dem Meere und ebenem Terrain nicht gegeben. Allein sein Dampfgehalt ist bei der hohen Temperatur immerhin ein sehr beträchtlicher, insbesondere dann, wenn er längere Zeit über wärmeren Meeren geweht hat, so daß schon eine unerhebliche Abkühlung denselben in einen Regenwind verwandelt. Ueberall dort, wo er gebirgige Küsten zu überschreiten hat, oder wo er landeinwärts auf höhere Gebirge stößt, giebt er Veranlassung zu anhaltenden und reichlichen Regenfällen und bewirkt nicht selten eine völlige Aenderung in den Regenzeiten. Diesem Umstande ist die sehr wichtige und interessante Thatsache zuzuschreiben, daß in den Tropen alle gebirgigen Inseln und Küsten eine reich befeuchtete Ostseite und eine trockene Westseite haben.

Diese Verhältnisse zeigen sich sehr deutlich ausgesprochen auf den Inseln des großen Ozeans und in Westindien. Hier wird die Regenmenge und die Regenvertheilung auf die einzelnen Monate des Jahres, durch die Lage geregelt. Die Seite der höheren Inseln, welche dem Passate zugekehrt ist, zeichnet sich durch reichliche Feuchtigkeit während des ganzen Jahres und üppige Vegetation aus, während auf der dem Passate abgewendeten Seite die Regenzeit mit dem höchsten Sonnenstande beginnt und mit der Entfernung der Sonne der Trockenheit Platz macht, weshalb jene meistens an Dürre leidet. Im östlichen Polynesien liegen die niedrigen Guanoinseln, auf welchen Jahr aus Jahr ein der Passat weht, in unserem Sommer aus süd-östlicher, im Winter aus nordöstlicher Richtung. Hier überweht der Passat ungehindert das niedrige Land, welches noch außerdem kräftig erwärmt wird und daher die sehr große Regenarmuth, welche die Bildung von Guanolagern gestattet.

Die westindischen Inseln stehen unter der Herrschaft des Nordostpassates, die größte Regenmenge fällt im Allgemeinen im Herbst, während die Wintermonate relativ trocken sind. Jedoch zeigen sich auf der Nord- und Südseite ganz erhebliche Unterschiede.

In Jamaika, wo die Regen allenthalben im Mai und Oktober beginnen und 2 Monate anhalten, hat die Nordseite außerdem noch November- Dezember- und Januarregen, die Südseite noch August- und Septemberregen. Der Norden der Insel Haiti hat vom Dezember bis April Regenzeit, während es im Mai bis September trocken ist, dagegen im Süden sind die Monate von Mai bis Juli die regenreichsten, August und September am trockensten. Außerdem sind auf der Nordseite die Regenmengen größer.

Auf St. Helena (15' 56' S. B.), welche Insel im Bereiche des Südostpassates liegt, fallen auf der Nord-Seite zu Jamestown jährlich durchschnittlich nur 135 mm Regen, während in Long wood (bei einer Höhe von 540 m frei dem Passate ausgesetzt) die mittlere Regenmenge 1055 mm also ungefähr das 8fache beträgt. Auf Madagaskar zeigen die Ost- und Westseite schroffe Gegensätze, indem die letztere durch den Südostpassat reichlich befeuchtet wird.

Sogar dort, wo die herrschenden Winde sehr arm an Wasserdampf sind, sind die Gebirge mehr oder weniger regenreich. So fällt in den gebirgigen Parthien der Sahara viel mehr Regen, als man früher anzunehmen geneigt war.

Die verschiedene Lage der Gebirge im tropischen Südamerika und Südafrika bedingt in den Regenverhältnissen dieser Länder außerordentlich große Kontraste: in Südamerika liegt der hohe Gebirgskamm auf der Westseite und der ganze Kontinent (der schmale Küstensaum im Westen der Anden ausgenommen) wird vom dampfreichen Passat überweht und reich bewässert, dagegen schlägt in Südafrika der Südostpassat seinen Wasserdampf an die Gebirgszüge an den Ostküsten nieder, und überweht dann als trockener, regenarmer Wind die westlicher gelegenen Wüstengegenden. Die Westseite der Anden ist regenarm.

Sehr ausgesprochen zeigt sich der Einfluß der Gebirge in Indien. In Bombay, an der Westseite des Ghatsgebirges, welche den Südwestwinden offen liegt, beträgt die jährliche Regenmenge an der Küste 1881 mm, in Mahabaleschwar in einer Seehöhe von 1384 m auf dem Kamme des Westghats steigt sie zu der außerordentlichen Menge von 6460 mm, dagegen in Puna auf der Ostseite in 610 m Seehöhe, fällt sie plötzlich auf 760 mm. Die größten bekannten Regenmengen der Erde findet man am Südabhange des Khassiagebirges in Cherrapungi (1250 m Seehöhe), wo dieselben den ungeheuren Werth von 12526 mm erreichen. Hier sind die steilen Abhänge der sehr warmen und mit Wasserdampf gesättigten Südweftströmung ausgesetzt, so daß dort an einem Tage öfters Regenmengen fallen, welche unsere durchschnittlichen Regenmengen des ganzen Jahres weit übertreffen. Am 14. Juni 1876 fielen an einem Tage dort nicht weniger als 1036 mm Regen. Am Südfuße des Gebirges sind die Regenmengen bedeutend geringer.

Von der gemäßigten Zone wollen wir uns darauf beschränken, den Einfluß der schottischen, norwegischen, vor allem aber der deutschen Gebirge auf die Regenmengen zu besprechen. Hier ist die Westseite, welche den in diesen Gegenden vorherrschenden dampfreichen südwestlichen und westlichen Winden ausgesetzt ist, die entschieden regenreichste. Die größten Regenmengen Europas fallen auf der Westseite Schottlands und in Nordwestengland, dagegen ist die Ostküste sehr regenarm. An

der Ostküste Schottlands fallen jährlich bis zu etwa 1000 mm Regen, auf der Westseite übertrifft die Regenmenge 3000 mm.

Dieselben Verschiedenheiten zeigt der Regenfall in Norwegen: auch hier ist die Westseite des Gebirgszuges am regenreichsten, die Ostseite am regenärmsten. Während an der Westküste die Regenmenge bis zu 1900 m ansteigt, sinkt sie an der Ostseite bis auf etwa 300 mm herab.

In Deutschland*) erstrecken sich die meisten Gebirgszüge von Nordwest nach Südost. Da nun in Deutschland Südwestwinde vorherrschend sind, so werden diese fast senkrecht zur Richtung der Gebirgszüge wehen und daher wird die Südwestseite die regenreichere, die Nordostseite die regenärmere sein, und zwar um so mehr, je mächtiger die Gebirge sind. Selbst kleinere Gebirgszüge zeigen dieses sehr deutlich; so haben Münster, Gütersloh und Paderborn, an der Südwestseite des Teutoburger Waldes, eine durchschnittliche jährliche Regenmenge von 694 mm Regen, wogegen an der Nordostseite in Salzuflen und Hannover im Mittel nur 578 mm fallen.

Sehr schön zeigen sich diese Abhängigkeitsverhältnisse im Harz und Umgebung, wo mit der Annäherung an das Gebirge die Regenmenge zunimmt und nachdem der Gipfel überschritten ist, auch wieder abnimmt, wie folgendes Täfelchen zeigt:

	Göttingen,	Heiligenstadt,	Ballenstädt,	Clausthal,	Brocken,	Wernigerode,	Salzwedel.
Seehöhe	130	221	255	565	1134	246	40 m.
Regenmenge	550	601	953	1427	1700	724	585 mm.

Ganz ähnliche Behältnisse zeigt auch der Thüringer Wald:

	Altmorschen,	Coburg,	Großbreitenbach,	Gotha,	Erfurt,	Arnstadt.
Seehöhe	190	514	630	330	208	292 m.
Regenmenge	741	930	1102	610	528	511 mm.

Dieselben Beziehungen lassen sich auch für die übrigen deutschen Gebirge nachweisen. Auf die Südseite der Alpen fallen bei einer mittleren Seehöhe von 400 m durchschnittlich 1765 mm, auf den Kämmen und Gipfeln (mittl. Seehöhe 1954 m) 1715, auf die Nordseite der Alpen (mittl. Seehöhe 641 m) 1379 mm Regen im Jahre.

Interessant ist noch der Fall, wenn Gebirgszüge dieselbe Richtung wie die herrschenden Winde haben, wie z. B. das Erzgebirge, welches sich vom Südwesten nach Nordosten erstreckt; hier sind die Regenmengen zu beiden Seiten ziemlich gleich. Auf der böhmischen Seite des Erzgebirges fallen bei einer mittleren Seehöhe von 293 m 526 mm Regen und auf der sächsischen Seite bei einer Seehöhe von 268 m 541 mm, also fast dieselben Mengen.

Diese wenigen Skizzen, die durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen sollen, mögen genügen, um darzuthun, wie in allen Gegenden unserer Erde die Gebirge und die Lage der Kontinente zum Meere eine entschiedene Rolle bei der quantitativen und zeitlichen Vertheilung des Regens spielen. Die Regenverhältnisse sind aber neben denjenigen der Wärme das Bestimmende für die Vegetation, für das Klima und die Kulturfähigkeit eines Landes überhaupt.

Hamburg. J. van Bebber.

*) Vergl. van Bebber, die Regenverhältnisse Deutschlands.

Augenheilkunde.

Die neuesten Fortschritte in der Lehre von der Kurzsichtigkeit.

Die jüngst verflossenen zehn bis fünfzehn Jahre haben bekanntlich im Gebiete der Hygiene des Auges besonders zahlreiche Leistungen aufzuweisen. Mit rastlosem Fleiß hat man sich dem Studium des Kindesauges hingegeben und zu erforschen gesucht, inwieweit die anhaltende Benutzung des Sehorganes diesem schädlich sein könne. Die auffallende Verbreitung, welche man bei diesen Untersuchungen gerade bezüglich der Kurzsichtigkeit in den Schulen nachweisen konnte, hat allerseits die Ueberzeugung gefestigt, daß Schule und Kurzsichtigkeit, oder sagen wir lieber anhaltende Naharbeit und Kurzsichtigkeit, in einem innigen Abhängigkeitsverhältnisse stehen. Darüber, daß anhaltender Gebrauch des Auges Kurzsichtigkeit erzeugen könne, darf fernerhin kein Zweifel mehr bestehen. Leider ist nun aber, wie das ja nur zu oft zu geschehen pflegt, von einzelnen Forschern im Uebereifer dies Resultat in einer ganz ungebührlichen Weise benutzt und zu Schlußfolgerungen verwerthet worden, die, wie neuere Arbeiten beweisen, thatsächlich keineswegs begründet zu sein scheinen. Man hat die Naharbeit, resp. die Schule, als den einzigen maßgebenden Faktor für die Entwickelung der Kurzsichtigkeit hinzustellen und alle anderen ätiologischen Momente so gut wie ganz abzuleugnen versucht. Ja man hat sich damit, daß man die Schule zum ausschließlichen Sündenbock gemacht und ihr allein die Entstehung der Kurzsichtigkeit aufgehalst hat, nicht begnügt, sondern man hat auch noch die Prophezeiung daran geknüpft, daß die Schulkurzsichtigkeit die Sehkraft unseres Volkes im Allgemeinen schädigen und zu einer Erhöhung der Blindenzahl führen werde. Allerdings ist man den Beweis für diese unheilschwangeren Prophezeiungen bis zur Stunde noch schuldig geblieben und die Arbeiten der neuesten Zeiten sind ganz darnach angethan, diese Prophezeiungen als die Ausgeburten eines allzu eifrig arbeitenden Autorengehirns darzustellen. Wenn an der Thatsache, daß die Schule resp. die Naharbeit einen sehr großen Prozentsatz Kurzsichtiger liefert, durch die neuesten Arbeiten und Untersuchungen auch nicht das Mindeste geändert werden kann und darf, so hat man sich doch überzeugt, daß die Schlußfolgerungen, welche einige Autoren aus diesen Thatsachen herzuleiten ohne Unterlaß bemüht gewesen sind, übertrieben und wenig stichhaltig sein dürften. Man hat die Ueberzeugung gewonnen, und darin liegt für die Lehre von der Kurzsichtigkeit ein wesentlicher Fortschritt, daß es außer der anhaltenden Naharbeit noch eine Reihe anderer Faktoren giebt, die Kurzsichtigkeit erzeugen und daß ferner die durch Naharbeit hervorgerufene Kurzsichtigkeit in keiner Weise wirklich so gefährlich und bedenklich ist, wie man dies behauptet hat. Besonders war es ein dänischer Arzt Dr. Tscherning, welcher in einer sehr fleißigen Untersuchung jüngst diesen Nachweis geführt hat. Und diese Tscherning'sche Arbeit verdient umsomehr Anspruch auf Beachtung, als sie zu Resultaten gelangt ist, die in ähnlicher Weise vor wenig Jahren bereits ein sehr namhafter Pariser Augenarzt, Dr. Landolt, gefunden hatte. Auch dieser Forscher hatte durch seine Untersuchungen die Ueberzeugung erlangt, daß die Naharbeit wohl Kurzsichtigkeit erzeugen und einen recht namhaften Prozentsatz

kurzsichtiger Individuen stellen könne, daß aber außer ihr noch andere Faktoren bei der Entwickelung der Kurzsichtigkeit maßgebend sein müßten. Dürfen wir uns diese anderen Faktoren des Näheren betrachten, so wäre in erster Linie die Erblichkeit zu nennen. Professor Pflüger in Bern und Professor Manz in Freiburg haben in letzter Zeit gerade das Erblichkeitsmoment eingehender studirt und an der Hand ihres statistischen Materials den Nachweis führen können, daß die Vererbung der Kurzsichtigkeit unter allen Umständen in der Entwickelungsgeschichte der Kurzsichtigkeit eine nicht unbeträchtliche Rolle spielt. Mit dieser Erkenntniß ist die Behauptung anderer Forscher, daß weder Erblichkeit noch irgendwelche andere Momente außer der Schule bei der Entstehung der Kurzsichtigkeit in namhafter Weise betheiligt seien, durchaus widerlegt. Außer der Erblichkeit ist sodann noch eine, wahrscheinlich entzündliche Erkrankung des Auges bei der Entwickelung der Kurzsichtigkeit thätig und diese letztere Form scheint es ganz vornehmlich zu sein, welche die schwersten, die ganze Function des Sehorganes in Frage stellenden Folgezustände der Kurzsichtigkeit bedingen dürfte. Bewahrheitet sich gerade dieser letzte Punkt, so würde damit eine wesentliche Aenderung in den Anschauungen, welche man bisher über die Gefahren der Kurzsichtigkeit gehabt hat, sich Bahn brechen. Bis jetzt wurde nämlich von einzelnen Autoren gelehrt, daß die in der Schule erworbene Myopie zu den verhängnißvollsten Erkrankungen des Auges führen müsse und einzelne Forscher wie z. B. Seidelmann, gingen sogar soweit, eine wesentliche Erhöhung der Blindenzahl durch die Schulkurzsichtigkeit in Aussicht zu stellen. Glücklicherweise scheinen nun aber diese trüben Perspektiven sich nicht zu bewahrheiten. Dr. Tscherning hebt ausdrücklich hervor, daß die gefährlichen Formen der Kurzsichtigkeit mit dem Lesen nichts zu thun hätten und die Schulmyopie als gutartig aufzufassen sei. Eine ähnliche Thatsache hat bereits vor einiger Zeit Dr. Katz in Berlin gefunden. Dieser Autor hat die Blinden verschiedener Regierungsbezirke der Mark Brandenburg und der Rheinprovinz untersucht und dabei sich überzeugt, daß kein einziger derjenigen Individuen, die durch schwere Formen der Kurzsichtigkeit erblindet sind, durch anhaltenden Gebrauch des Auges resp. durch die Schule ihr Augenlicht verloren hätten. Katz glaubt sich auf Grund seines Befundes zu folgender Aeußerung berechtigt: „Allein man darf nicht etwa glauben, daß die erhöhte Anforderung, die die heutige Schule stellt, durch progressive Kurzsichtigkeit schließlich zum Ruin der Augen führen wird. Dafür fehlt jeder Anhalt.“ Wenn nun diese Behauptung von Katz sich auf eine nur kleine Statistik gründet, so erfährt sie doch durch die neuesten umfangreichen Arbeiten Tscherning's eine sehr bedeutende Stütze.

Nach den neuesten Untersuchungen würde also die Lehre von der Myopie eine recht erhebliche Veränderung erfahren. Die schlimmen Gefahren, die man jetzt immer noch für die Augen aus der Schule herleitet, würden ihren bedenklichen Charakter größtentheils verlieren und die Schulmyopie würde sich als eine im Ganzen gutartige funktionelle Anpassung des Sehorgans an seine Arbeit entpuppen. Für Denjenigen, der auf dem Boden der modernen Naturanschauung steht, hat diese Ansicht sehr viel Bestechendes und ich möchte für sie noch folgende Reflexion geltend machen. Nach der bisher gewonnenen Erkenntniß ist der Zustand des kindlichen

Auges im Allgemeinen der kurzachsige, oder optisch gesprochen hypermetropische. Durch den Gebrauch wird nun die kurze Achse des Kindesauges allmälig verlängert; hat diese funktionelle Verlängerung einen gewissen, optisch fixirten Grad erreicht, so nennt man das Auge ein normalsichtiges und wird diese Achsenlänge unverändert behalten, so bleibt das Auge eben ein normalsichtiges. Schreitet aber die Verlängerung weiter fort, so entsteht das kurzsichtige Auge. Wir sehen also: durch funktionelle Anpassung entsteht aus dem kurzachsigen Kindesauge zuerst ein normales und dann ein kurzsichtiges. Aus dieser Betrachtung geht mit zwingender Nothwendigkeit hervor, daß die funktionelle Anpassung, mit der das Auge sich den an dasselbe gestellten Ansprüchen akkommodirt, in keiner Weise eine pathologische Erscheinung an sich sein kann. Wir bemerken ja, daß das normalsichtige Auge nichts ist wie eine Etappe in dem Wege, welchen die Anpassung des Auges wandelt. Wollte man die Kurzsichtigkeit ohne Weiteres als eine pathologische Erscheinung ansprechen, nur weil sie durch die Arbeit acquirirt worden ist, so müßten wir unbedingt auch die Normalsichtigkeit als ein pathologisches Produkt auffassen, denn auch sie ist ja lediglich nur durch den Einfluß der Arbeit entstanden. Das normalsichtige Auge war früher weitsichtig und ist erst durch den Gebrauch normalsichtig geworden. Es wird wohl aber Niemand daran denken, das normalsichtige Auge als ein krankes zu bezeichnen, auch wenn die Normalsichtigkeit nur unter dem Druck der vom Auge geleisteten Arbeit entstanden ist. Aus dem Grunde, aus dem man nun das normalsichtige Auge nicht als ein krankes bezeichnen darf, eben aus demselben Grunde darf man auch nicht das kurzsichtige, wohl gemerkt, durch die Arbeit kurzsichtig gewordene Auge als ein krankes bezeichnen. Die Schulkurzsichtigkeit ist nichts als eine Anpassung des Auges an seine Arbeit, ebenso wie das normalsichtige Auge als eine solche Anpassung zu gelten hat. Wenn man nun aber jedes kurzsichtige Auge sofort zu einem kranken stempelt, so verkennt man das Wesen der funktionellen Anpassung ganz und gar. Das durch funktionelle Anpassung kurzsichtig gewordene Auge ist ebenso wenig krank, wie es das durch funktionelle Anpassung normalsichtig gewordene Auge auch nicht ist. Krank darf man nur dasjenige Auge nennen, dessen Kurzsichtigkeit auf einer angeborenen Disposition oder auf entzündlichen Vorgängen beruht. Hätte man von Haus aus nicht jede Kurzsichtigkeit nolens volens als ein Produkt der Schule angesehen, sondern die Unterscheidung zwischen den einzelnen Formen der Myopie getroffen, welche Landolt und Tscherning in neuester Zeit durchgeführt haben, so würde man wohl auch nicht in den Fehler verfallen sein, in jeder funktionellen Schulmyopie sofort eine schwere Erkrankung zu wissen. Die Arbeiten des Dr. Tscherning und Dr. Landolt weisen der Erforschung der Kurzsichtigkeit insofern einen neuen Weg, als sie den Begriff der funktionellen Anpassung bei der Entwickelung der Myopie in Rechnung stellen und zugleich die Nothwendigkeit betonen, den Begriff der Kurzsichtigkeit in klinisch wie prognostisch verschiedene Formen aufzulösen.

Breslau. Hugo Magnus.

Kleine Revuen.

Literarische Revue.

Belletristik.

Die deutsche Belletristik ist in den letzten drei Monaten, seit wir nicht über ihren Fortgang berichtet haben, keineswegs müßig gewesen, und es liegt eine ganze Reihe mehr oder weniger gelungener Arbeiten vor uns. Um mit der erzählenden Literatur zu beginnen, so sind Novellen und Erzählungen aller Art erschienen u. A. von E. v. Ballestrem, Stephan Milow, H. Heiberg, Anzengruber, V. Blüthgen, B. Glogau, Emil Taubert, Heinrich Laube, Hans Hoffmann, L. Bernow u. A. Eine nachgelassene Erzählung des humorreichen schlesischen Dialektdichters Robert Rößler hat Otto Janke in Berlin unter dem Titel „Mein erster Patient“ veröffentlicht. Der unermüdliche A. von Winterfeld, dessen Humor allerdings längst die ursprüngliche Quellfrische verloren hat, ließ einen neuen dreibändigen Roman „Der heilige Ehestand“ in die Welt fliegen; ebenso sind Hieronymus Lorm, Rudolf Lindau, Friedrich Friedrich und Wilhelm Jensen mit neuen größeren Werken zu verzeichnen. Als die bedeutendste Erscheinung der Romanliteratur der letzten Monate, und davon abgesehen als eine bedeutende Erscheinung an sich dürfen wir wohl den neuesten Roman von Rudolf von Gottschall: „Die Papierprinzessin“ (Breslau, Ed. Trewendt, 3 Bde.) betrachten. Die Produktionskraft und Frische des Dichters, der am 30. September sein sechzigstes Lebensjahr vollendete, ist geradezu erstaunlich. Vor genau zehn Jahren, 1873, erschien sein erster Roman „Im Banne des schwarzen Adlers“, dem in kurzen Pausen vier andere folgten: „Welke Blätter“, Die Erbschaft des Blutes“, „Das goldene Kalb“, „Das Fräulein von St. Amaranthe“ und nunmehr als sechster „Die Papierprinzessin“. Obwohl Gottschall nebenher Zeit fand, seine umfangreichen journalistischen Pflichten zu erledigen und außerdem verschiedene dramatische Arbeiten zu publiziren, wird ihm selbst böswillige Gegnerschaft Flüchtigkeit in der Produktion nicht vorwerfen dürfen, und es bleibt bei dem Satze, daß die Produktivität in erster Linie zu den Kriterien einer wirklich bedeutenden dichterischen Begabung gehört. Die Romane Gottschalls zerfallen nun in zwei Kategorien: solche, in denen er eine ethische Idee in frei erfundener Handlung auf dem Boden der modernen Gesellschaft durcharbeitet („Welke Blätter“, „Das goldene Kalb“, „Die Erbschaft des Blutes“), und solche, in denen er sich auf historischen Boden stellt und eine bestimmte Zeitepoche in allen Ausstrahlungen ihrer Kultur zu schildern unternimmt. Daß er auch hier dem Principe treu bleibt, welches er beim historischen Drama aufgestellt, dasselbe solle einen bestimmten ethischen Grundgedanken in künstlerisch abgeschlossener Form zum Ausdruck bringen und sich nicht lediglich als Spiegelbild der Geschichte und scenische Chronik der Zeit geben, versteht sich von selbst, und eine Ausnahme davon macht wohl nur „Das Fräulein von St. Amaranthe“, in welchem er sich in der That darauf beschränkt hat, einen bestimmten Zeitausschnitt und die Charaktere, welche ihm seine geschichtliche Signatur geben, möglichst objektiv zu schildern. Es steht dieses Prinzip im engsten Zusammenhange mit seiner weiteren Forderung, daß es der Dichter verschmähen solle, entlegene Kulturperioden heraufzubeschwören, mit deren Denken und Empfinden das unsere keinen Zusammenhang mehr hat, daß er vielmehr seine Stoffe in Zeiten suche, mit denen die unsre noch durch lebendige Fäden verknüpft ist. Deshalb schilderte er in seinem ersten Roman den Regierungsantritt Friedrichs des Großen und die Unterwerfung Schlesiens unter das preußische Szepter und wies zugleich nach, daß mit dem eisenen

Ladestock der potsdamer Garde zugleich die höhere Kultur gesiegt habe, deshalb wählt er sich jetzt zur Schilderung des Börsenschwindels, des Materialismus und des allgemeinen Tanzes um das goldene Kalb, die denkwürdige Periode der Regentschaft, die uns von dem Lokalkolorit und dem Zeitkostüm abgesehen, in jeder einzelnen ihrer Phasen an jüngstvergangene Zeiten gemahnt, die wir schaudernd selbst erlebt. So schaut unsre Zeit im Spiegel der historischen Dichtung ihr eigenes Gesicht, und damit ist zugleich die Stellung bezeichnet, in der sich die historische Dichtung ehrenvoll und selbstständig neben der objektiveren Geschichts-Schreibung behaupten kann. Es würde uns zu weit führen, wenn wir den Inhalt der „Papierprinzessin" hier genauer analysiren oder auf eine detaillirte Besprechung ihrer großen Vorzüge und kleinen Schwächen eingehen wollten. Das muß einer Würdigung der Gesammtleistung des Dichters als Romanschriftsteller vorbehalten bleiben. Wir wollen nur das Eine hier bemerken, daß der Dichter in Bezug auf die straffe Führung der Handlung, auf die energische Geschlossenheit der Komposition von Roman zu Roman glücklicher und erfolgreicher gewesen ist. Ihm, dem scharfsichtigen Kritiker wird es am wenigsten entgangen sein, daß seine beiden ersten Romane in dieser Beziehung manches wünschen ließen, und daß sowohl „Welke Blätter" wie „Im Banne des schwarzen Adlers" in der Mitte in zwei von einander ziemlich unabhängige Theile zerfielen, die hier nur durch einzelne Persönlichkeiten, dort allerdings auch durch den Grundgedanken der Dichtung zusammengehalten wurden. Schon im „Goldenen Kalb" war dieser technische Fehler vermieden und die späteren Romane zeigen keine Spur mehr davon, wozu wir dem Dichter um so mehr Glück wünschen, als das, was man im Allgemeinen als Spannung bezeichnet, und was das große Publikum nun einmal in erster Linie von Romanen fordert, durch eine strenge Konzentration des Interesses bis zum Schlusse wesentlich bedingt wird. Dadurch soll natürlich einer breiteren Ausmalung der Episoden, welche ja der Roman vollkommen gestattet, kein Eintrag geschehen. In Parenthese bemerken wir noch, daß der Dichter denselben Stoff schon einmal dramatisch in seinem Lustspiele: „Die Welt des Schwindels" bearbeitet hat, dem die deutschen Bühnenleitungen angesichts des zeitgemäßen Stoffes und der geistreichen Behandlung desselben wohl etwas mehr Aufmerksamkeit hätten schenken können, als thatsächlich der Fall gewesen ist. Freilich scheint es, als ob in unserer Zeit der Philisterkomödien und der Posse Geistreichthum bei den Theaterdirektionen keine besondere Empfehlung bilde. Alles in allem also begrüßen wir in dem Gottschall'schen Romane eine erneute Bethätigung einer bedeutenden dichterischen Begabung und hoffen, daß auch weitere Kreise des Publikums die Vorzüge des Poeten vor dem fingerstumpfschreibenden Leihbibliotheklieferanten mehr und mehr zu würdigen lernen werden.

Indem wir uns vorbehalten auf andere Erscheinungen der Romanliteratur (so auf die Novelle: „Demokratisch", Frankfurt a/M., Koenitzer) noch später zurückzukommen, gehen wir zur lyrischen und epischen Dichtung über, die im Verhältniß zu ihrem geringeren Absatzmarkt auch in geringerer Quantität vertreten ist. Zunächst verzeichnen wir ein episch-lyrisches Gedicht von G. von Haugwitz, mit dem höchst trivialen Titel: „Aus Friedrichs des Großen Leben", und „Hermann", ein deutsches Heldengedicht in zwölf Gesängen von M. E. della Grazie. Breitkopf und Härtel in Leipzig veröffentlicht die dritte Auflage der zweiten Sammlung von Felix Dahns Gedichten, deren Werth und Bedeutung schon so vielfach und allseitig gewürdigt worden ist, daß es einer besonderen Empfehlung an dieser Stelle nicht bedarf. Zu den weitaus besseren Leistungen dieses Genres gehören die „Gedichte" von Carl Caro, (Breslau Ed. Trewendt,) die eine nähere Besprechung in den literarischen Berichten finden werden, nament-

lich aber die „Gedichte" von Johannes Trojan, welche in sehr hübscher Ausstattung in Leipzig bei Liebeskind erschienen sind. Trojan ist jedenfalls einer der originellsten Charakterköpfe unserer modernen Schriftstellerwelt. Was ihn besonders auszeichnet, ist das intime Verständniß der Natur, das mit einer tiefinnigen Liebe zu derselben, zu allem was kreucht und fleucht, was grünt und blüht, Hand in Hand geht. Unsre Dichter besingen wohl Wald und Fluren, aber sie kennen sie nicht, und von irgend einem Forstgehilfen auf die Probe gestellt, vermögen sie nicht eine Tanne von einer Fichte zu unterscheiden. Wie sorgfältig hat dagegen Trojan das Leben und Weben draußen in Wald und auf der Haide beobachtet, wie hat er jedes Grashalms Wachsthum studirt und jeder Knospe Schwellen, mit welch anhänglicher Aufmerksamkeit verfolgt er die Lebensbahn der flüchtigen Libelle und der geschäftigen Ameise, des gefräßigen Spatzen und der liebenswürdigen Katze. Und man glaube nicht, daß er dabei jemals in Trivialitäten oder trockene botanische und zoologische Auseinandersetzungen verfiele, überall findet er zwanglos Beziehungen zum Menschenherzen, zu unseren tiefsten, innigsten, wärmsten Empfindungen, überall redet er zu unserem Gemüth, weil die Liebe, mit der er alles Lebende umfaßt, aus jeder Zeile seiner Dichtungen mit warmem Hauche uns entgegenquillt. Wer den Schriftsteller als langbewährten Mitarbeiter des Kladderadatsch, dem graziöser Humor und ernster Pathos gleich geläufig sind, wer ihn als Dichter unserer besten Kinderlieder, wer ihn als einen unserer liebenswürdigsten und frischesten Feuilletonisten kennt und werthschätzt, wird sich mit Freuden aus diesen Gedichten sein Bild ergänzen. Zur Probe Eines für alle:

Die Schönste.

Wenn der Winter von dannen scheidet
Und die Blumen im Grase blühn,
Wer ist lieblicher gekleidet
Als die Birke im lichten Grün!
Alles hat ja zur Frühlingsfeier
Schön geziert sich, Baum und Kraut,
Aber die Birke in zartem Schleier
Ist die Schönste, sie ist die Braut.

Wenn Trojan auch kein Dichter des großen Styles ist, so wüßten wir doch seit langer Zeit keinen zu nennen, der uns so zu Herzen gesungen hätte wie er.

Wie Georg Taylor zu einem Roman, so hat die liebliche, in der Kunstgeschichte vielumstrittene Büste der Klytia Hermann Lingg zu einer dramatischen Scene begeistert, welche 1875 geschrieben, am 19. Mai 1883 im Residenztheater zu München zum ersten Male aufgeführt und jetzt von Theod. Ackermann ebendaselbst herausgegeben worden ist. Im Gegensetze zu Taylor, der bekanntlich die Entstehung der Büste in die Zeit der Spätrenaissance verlegte, glaubt Lingg an ihrem antiken Charakter festhalten zu müssen und läßt seine Scene in Pompeji, im Hause des jungen vornehmen Römers Lucilius sich abspielen. Der Inhalt des kleinen, in wohltönenden Jamben geschriebenen Dramas ist kurz der, daß Lucilius ein Liebesverhältniß mit der schönen Klytia gehabt hat, aber kurz vor der Hochzeit sich aus Eifersuchtsgründen von ihr vernachlässigt sieht. Er hat ihr nämlich verheimlicht, daß er in Rom von einem berühmten Bildhauer ihre Büste anfertigen lasse, und sie glaubt seine häufigen Reisen nach Rom, die lediglich den Zweck haben, den Bildhauer zu instruiren und zu korrigiren, seiner Untreue zuschreiben zu müssen. Lucilius, der ähnliches aus anderen Gründen von ihr voraussetzt, verfällt in Verzweiflung und beschließt seine Hochzeit symbolisch mit allem Pomp zu

feiern und dann zu sterben. Er läßt die verschleierte Statue in seinem Garten aufstellen und begeht mit Gesang, Cymbelschlag und Reigentanz die Festesfeier. Klytia schleicht sich beängstigt zur Nacht in einer Verkleidung in den Garten, und ein zufälliges Zusammentreffen der Liebenden verwandelt Zweifel und Schmerzen bald in eitel Freude und Wohlgefallen. Der Inhalt, wie man sieht, ist sehr einfach, und wenn der Konflikt an sich etwas Unwahrscheinliches hat, so liegt das in dem berechtigten Zweifel, daß es einem Künstler, der sein Objekt nur einmal flüchtig gesehen, möglich sein sollte, eine Portraitbüste lediglich aus der Erinnerung und unterstützt durch die mündlichen Anweisungen eines Dritten, zu so vollkommener Aehnlichkeit zu gestalten, wie sie der Büste der Klytia vom Dichter nachgerühmt wird. Davon abgesehen, ist das kleine Drama durchaus bühnengerecht, und wir zweifeln nicht, daß es von Schauspielern dargestellt, die nicht allzutief im Banne des Realismus stecken, von der Bühne herab einen zugleich anmuthigen und würdigen Eindruck machen wird. Eine tiefergehende Erregung des Zuschauers hat der Dichter selbst wohl kaum beabsichtigt.

Die Prognose, betreffend den theatralischen Erfolg, ist bekanntlich überaus schwierig und unzuverlässig und zudem erinnert es an die Verurtheilung eines Angeklagten ohne mündliches und öffentliches Verfahren, wenn die Kritik einem Stücke den Erfolg abspricht, ohne es von der Bühne herab für sich selbst plaidiren gehört zu haben. Wir wollen deßhalb auch jede apodiktische Prognose bei den neuesten dramatischen Dichtungen Paul Heyse's unterlassen, obgleich wir soviel nicht verschweigen wollen, daß wir von diesem Drillingswurf dem Schauspiel: „Das Recht des Stärkeren" die größte Bühnenwirksamkeit zutrauen. Als 11., 12. und 13. Bändchen der dramatischen Dichtungen erschien bei Wilhelm Hertz in Berlin das obengenannte Schauspiel, ferner „Alkibiades", eine Tragödie in drei Akten, und „Don Juan's Ende", ein Trauerspiel in fünf Akten, von dem auch auf diesem Gebiete sehr fruchtbaren Dichter, der bisher im ganzen 17 Tragödien und Schauspiele hat erscheinen lassen, von denen sich „Hans Lange" und „Colberg" am besten auf der Bühne behauptet haben, während die mit dem Schillerpreise gekrönten antikisirenden „Sabinerinnen" ganz von derselben verschwunden sind, und „Elfriede" u. A. noch in lebhaftem Kampfe um ihre Weiterexistenz stehen. Wenn ein Schluß aus analogen Verhältnissen erlaubt ist, so dürfte auch „Alkibiades" gar bald die Wege der „Sabinerinnen" wandeln, denn trotz des prachtvollen Flusses der Diktion und einiger hoch dramatischer, zweifellos sehr packender Scenen, vermögen wir uns für den athenienfischen Helden, von dessen einstiger Größe nur noch blasse Strahlen auf ihn fallen, und der in diesen letzten Tagen seines Lebens haltlos zwischen zwei Weibern hin- und herschwankt und zwischen ihnen, durch sie und mit ihnen zu Grunde geht, kaum mehr als pathologisch zu interessiren. Wir geben dem Dichter zu, daß er den Charakter des Alkibiades den geschichtlichen Bedingungen entsprechend im Allgemeinen richtig entwickelt hat, wir bestreiten aber, daß damit der geeignete Stoff für eine historische Tragödie im großen Style gewonnen war. Das Trauerspiel „Don Juan's Ende" behandelt ein schon oft variirtes Thema. Der Dichter läßt seinen Helden an den Folgen seines Egoismus zu Grunde gehen, indem er ihn mit seinem Sohne Gianotto zusammenführt, welchen „das einzige Weib, das er jemals aufrichtig geliebt und die ihn verlassen hat, ehe er ihrer überdrüssig geworden war", Donna Anna hinterlassen hat. Gianotto ist in reiner Liebe der schönen Ghita, der Nichte Donna Annas zugethan. Don Juan tritt dämonisch zwischen die Liebenden, und vernichtet, indem er umsonst versucht, nach Erkennung seines Sohnes die äußersten Konsequenzen seines verbrecherischen Egoismus zu verhindern, beider Glück und Leben. Da packt ihn zum ersten Male die Reue und die Einsicht, daß der Genuß nicht das Höchste sei im Leben, mit zwingender Gewalt und

er stürzt sich in den Krater des Vesuv. Das Stück ist in Prosa geschrieben und reich an effektvollen Scenen, die Heirathsgeschichte Leporello's ist von drastischster Komik und in einzelnen Scenen der letzten Akte steigert sich der Autor zu höchster dramatischer Wucht, so daß wir der Aufführung des Stückes in der Wiener Hofburg mit Spannung entgegensehen. Das dreiaktige Schauspiel „Das Recht des Stärkeren", dessen Inhalt wir hier nicht weiter analysiren können, spielt in der Gegenwart und zwar auf der Insel Sylt. Es enthält neben den ernsten Scenen eine gute Dosis von Humor und wir verhehlen nicht, daß uns die betreffenden Partien am besten gelungen erscheinen, so namentlich der Professor Fernow, der mit seinen eigenen Empfindungen und Bestrebungen stets zu spät kommt, dadurch verurtheilt ist, den Chorus zu spielen und schließlich resignirt sich der historischen Entwicklung der Ereignisse beugt. Dagegen ist Madame Toutlemonde mit ihrer Tochter Agnes stark karrikirt, und die Verlobungsgeschichte der letzteren gehört doch wohl mehr in die Posse, als in ein Drama mit immerhin ernstem Hintergrunde. Vortrefflich gezeichnet sind ferner Libby und Candida. Wir zweifeln nicht, daß das Stück die Aufmerksamkeit der Bühnenleitungen auf sich ziehen wird.

Was uns sonst an dramatischen Dichtungen (von Andreas May, M. Albert u. A.), an Reiseschriften (von Fanny Lewald, H. Wachenhusen u. A.), an literarhistorischen Werken, Uebersetzungen u. s. w. zugegangen ist, werden wir theils in den literarischen Berichten einzeln besprechen, theils in den Betrachtungskreis unserer nächsten „Revue" ziehen.

Theater-Revue.

Eine ähnliche Umwälzung auf dem Gebiete des Theaterwesens, wie sie die Reichshauptstadt bei Beginn der diesjährigen Saison gesehen hat, ist vielleicht in der ganzen Geschichte desselben trotz Ben Akiba noch nicht dagewesen. Abgesehen von einigen Bühnen untergeordneter Bedeutung und den königlichen Theatern, welch letztere als ruhiger Pol in der Erscheinungen Flucht beharren und gelassen ihre altgewohnten Wege wandeln, ohne viel um die Stimme der Kritik oder die Wünsche des Publikums zu sorgen, abgesehen von diesen haben fast alle bedeutenden Theater in ihrem Repertoire oder in ihrem Personalbestande oder in ihrem Domizil grundlegende Veränderungen erfahren. Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater hat die Ufer der Panke, an denen ihm so lange ein in Berlin fast beispielloses Glück gelächelt, verlassen, um in dem durch sein Mißgeschick beinahe sprichwörtlich gewordenen Wilhelm- oder Woltersdorff-Theater vor dem Oranienburger Thor den schwierigen Kampf um's Dasein aufs Neue zu beginnen; der deutsch-österreichische Konflikt, der sich beinahe aus der übelwollenden Aufnahme der neuesten Strauß'schen Operette oder vielmehr ihres unglaublich geschmacklosen Textes ergeben hätte, ist zwar glücklich in der Wurzel erstickt, aber die neue Bühne wird wohl bald auf ihr altes Repertoire zurückgreifen müssen, wenn sie nicht der süßen Gewohnheit ausverkaufter Häuser sich entschlagen will. Das Wallnertheater hat in Engels und Kadelburg zwei seiner besten Kräfte verloren, sein letzter und bester Stern, Ernestine Wegener, weilt irgendwo krank im Bade, und so fristet es mit Possen dritten bis siebenten Ranges ein keineswegs beneidenswerthes Dasein, welches erst wieder einen behaglichen Anstrich gewonnen hat, seit Eduard Jacobsons, des Unermüdlichen, hundertste, sage und schreibe hundertste Posse: „Ein gemachter Mann" einen großen, sogenannten Lacherfolg erzielt hat. Doch auch deren Zugkraft wird schwinden und wieder ertönt die bange Frage: „Was nun?" Das Residenztheater eröffnete die Saison mit einem vollständig außerhalb des Rahmens seiner bisherigen Wirksamkeit liegenden kalifornischen Spektakelstück, mit dem weder die Kritik, noch das Publikum, noch die Schauspieler etwas rechtes anzufangen wußten, und

ist erst jetzt mit dem Gastspiele der Kathi Frank und Karl Sonntag's in das altgewohnte Geleise des modernen französischen „Sitten"-Dramas zurückgekehrt. Odette, Prinzessin von Bagdad, Cameliendame thun immer noch ihre Schuldigkeit, nur fehlt es dem Personal an hervorragenden Kräften und die Gäste müssen das Beste verrichten. Fügen wir hinzu, daß sich die Walhalla, in der bisher allerlei Gaukler aus dem Menschen- und Thiergeschlecht ihre Künste trieben, in ein Operettentheater feineren Stiles verwandelt hat, welches mit seiner besseren Lage und der Offenbach'schen „Tochter des Tambourmajors" seiner älteren Schwester erfolgreiche Konkurrenz macht, daß das Zentraltheater, in welchem jugendliche Enthusiasten die schönen Zeiten des alten Wallnertheaters wieder erstehen sehen wollten, in die Hände Wilken's übergegangen ist und dem Publikum die alte derbe, schlechte und gerechte Possenkost vorsetzt, daß sich das Belle-Allianeetheater, bisher eine Volksbühne im besseren Sinne, mit französischen Komödien herumquält, und daß das Ostendtheater die müden Augen noch immer in tiefem Schlummer geschlossen hält, so sind wir mit der Aufzählung der wesentlichen Veränderungen an den alten Bühnen zu Ende. Das Facit ist, wie man sieht, kein erfreuliches.

Das königliche Schauspielhaus, dessen Intendant vor Kurzem bekanntlich sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feierte, ist, wie gesagt, auch in der neuen Saison das alte geblieben. Die Wiederaufnahme des „Othello" hat neuerdings bewiesen, daß es zwar allenfalls einen Jago, aber nimmermehr einen Othello besitzt; die Herren Drach, Johannes u. s. w., welche in den letzten Jahren diese Rolle innegehabt, sind für eine Bühne, welche als eine solche ersten Ranges zu gelten beflissen ist, durchaus ungenügend. Ein freundlicherer Stern waltete über der Aufführung von Paul Heyse's „Kolberg", das nach zwanzigjähriger Ruhe wieder vor die Lampen gebracht wurde. Die gewitterschwangere Luft der Konfliktsperiode hatte damals den Erfolg geschädigt, welcher jetzt dem warm patriotischen Geiste und der energischen dramatischen Führung des trefflichen Stückes im vollen Maße zu Theil wurde. Dagegen hat die neueste Novität: „Ein Stiftsarzt" wenig angesprochen; es ist ein Dutzendlustspiel aus der Moser-Schönthan'schen Familie und gehört nicht auf die erste Bühne der Hauptstadt, welche die höheren Stilrichtungen der dramatischen Dichtung fördern sollte.

Sollte! Das ist es, ja, da stutzen wir, und die durch dies Stutzen bezeichnete Thatsache, sowie die völlig unzureichende Besetzung hervorragender Rollenfächer, woran, nebst anderen bekannten Uebelständen, die königliche Bühne seit langem krankt, dies und die sonstige Theatermisere Berlins haben das ihrige beigetragen, daß jenes neue Unternehmen, dem man in der ganzen gebildeten Welt mit Spannung entgegensah, das „Deutsche Theater", welches sich an der von der leichtgeschürzten Muse treulos verlassenen Stätte in der Schumannsstraße angesiedelt hat, mit glücklichstem Erfolge in's Leben treten konnte.

Deutschland besaß, von der Wiener Hofburg abgesehen, keine Bühne ersten Ranges, in welcher das höhere Drama von edelster Schauspielkunst mit selbstloser Hingabe und Begeisterung gepflegt wurde, und die besten Kräfte der deutschen Schauspielerwelt, die an hervorragenden Talenten ja so reich ist, drohten sich in Virtuosenthum und Gastspielreisen zu Grunde zu richten. Das Hoftheater in Berlin, dem jene hohe Aufgabe in erster Reihe zugefallen wäre, wurde derselben nicht gerecht, und so faßten eine Anzahl beherzter Männer, die zu den besten und gefeiertsten Namen der deutschen Bühne zählen, den Entschluß, aus eigenen Mitteln und mit Einsetzung ihrer vollen persönlichen Kraft in der Reichshauptstadt ein neues Theater zu gründen, welches der Pflege der klassischen Dichtung und der höheren Richtung in der modernen Produktion geweiht, sich durch sorg-

fältigste Regie und musterhaftes Ensemblespiel zu einer Normalbühne, einem wahren und wirklichen „deutschen" Theater auswachsen sollte. Die große Kunde wurde allenthalben mit Freude, vielfach freilich mit Zweifeln, vernommen, aber wenn in Namen eine Garantie des Erfolges, eine Gewähr ernsten und redlichen Strebens gefunden werden konnte, so war sie in den Namen von L'Arronge, dem geistigen Leiter, von Friedrich Haase, Ludwig Barnay, Siegwart Friedmann, August Förster gegeben, diesem stolzen Quartett der Sozietäre, welches in Hedwig Niemann-Raabe, Anna Haverland und Georg Engels eine ausgezeichnete, in einer ganzen Reihe bisher zum Theil namenloser jüngerer Kräfte eine angemessene Ergänzung fand.

Am 29. September ist die neue Bühne mit Schiller's ewigjungem Drama, „Kabale und Liebe" eröffnet worden; „Minna von Barnhelm" und „Iphigenie" haben sich in schneller Aufeinanderfolge angeschlossen, und neben den Klassikern kamen auch Heinrich von Kleist mit dem „Zerbrochenen Kruge" und das moderne Lustspiel in Wilbrandt und Bauernfeld zu ihrem Rechte. Wir freuen uns sagen zu dürfen, daß der Erfolg ein ganzer und voller war und daß unsere besten Hoffnungen in Erfüllung gegangen sind. Wir wollen uns diese Freude nicht mit kleinlichen Mäkeleien gegenüber der Regie und dem Ensemble und nicht mit wienerischen süß-sauren Bosheiten gegen die Künstler schmälern, zumal an der sorgfältigen Führung der Regie nicht das mindeste auszusetzen ist, in dem Zusammenspiel überall das sichtbare und erfolgreiche Bestreben hervortrat, die eigene Individualität unter Verzichtleistung auf virtuosenhaftes Hervordrängen dem Ganzen unterzuordnen — ein Streben, welches selbst Friedrich Haase nahezu gelungen ist — und daneben schauspielerische Einzelleistungen allerersten Ranges geboten wurden. Zu diesen zählen in erster Linie der „Präsident" und der „Orest" Barnay's, Friedmann's „Wurm", Haases „Riccaut" und „Adam", Förster's „Miller" und „Just", der „Wirth" des Herrn Engels, die „Iphigenie" des Fräulein Haverland, und, vielleicht als die Kronen von Allen, die „Franziska" und die „Priska" von Hedwig Niemann-Raabe. Das sind Leistungen, die sich dem Gedächtniß unauslöschlich einprägen und deren Größe keine hämische Kritik zu verkleinern vermag. Die Entwickelung der jüngeren Kräfte, die sich zum Theil als sehr bildungsfähiges Material erwiesen, wollen wir des weitern abwarten; wir glauben auch in dieser Beziehung das beste hoffen zu dürfen. Daß einige Rollenfächer noch ungenügend besetzt sind, namentlich für das feinere Lustspiel, soll indeß nicht verschwiegen werden; es wird Sache der Regie sein, je eher, je besser diese Lücken zu füllen. Auf die Entwickelung des Repertoirs sind wir gespannt; bisher war dasselbe, wie man sieht, verständig und glücklich zusammengestellt, und wenn man die Wiederaufnahme des alten Einakters der Madame Girardin „Des Uhrmachers Hut" tadeln möchte, so macht doch die Meisterleistung Engels' als Amadée alle Bedenken zu nichte. Die Pflege der höheren Stilrichtungen, auch im modernen Drama, steht auf dem Programm. Hier liegt der bedenklichste Punkt, und ob unsere neuere Produktion auf diesem Gebiete die Intentionen der Künstler unterstützen kann und wird, ist eine von der Zukunft zu beantwortende Frage. Bei den Künstlern jedenfalls ist Kraft, Wille und ehrliches Streben vorhanden, das große Ziel zu erreichen, hoffen wir, daß ihr Beispiel auch unsere Dichter mit Kraft und Begeisterung erfülle.

Literarische Berichte.

Martin Luther. Von Julius Köstlin. Halle a./S. Otto Hendel. (1 Mark.)

Diese von der historischen Kommission der Provinz Sachsen herausgegebene, sich auch in ihrer Ausstattung als solche einführende Festschrift zum vierhundertjährigen Geburtstage des Reformators hat den bekannten theologischen Schriftsteller und Universitätslehrer Köstlin, den

wir u. A. die gediegenen Arbeiten: „Luthers Lehre von der Kirche“, „Luthers Theologie“, „Martin Luther, sein Leben und seine Schriften“ verdanken, zum Verfasser und somit in der großen Fluth der Lutherliteratur unserer Tage vorhinein Anspruch auf auszeichnende Beachtung. Das äußere Leben Luthers schildert Köstlin nur im Umriß und geht auf die einzelnen Stadien desselben nur insoweit ein, als dieselben für die geistige Entwickelung des Reformators wesentlich und für die Richtung, in der sich seine Thätigkeit bewegt, von einschneidender Bedeutung sind. Er giebt jedoch, wenn er hier auch nur skizzenhaft zeichnet, keineswegs ein lückenhaftes Bild, und gewinnt dadurch Raum für die um so eingehendere Schilderung des Entstehens und Wachsens des reformatorischen Gedankens in Luthers Geiste und seiner umfassenden Thätigkeit als Docent und Prediger, als Reformator in Kirche und Sitte, als Förderer der Sprache und Literatur. Köstlin beherrscht das gesammte historische, religiöse, kultur- und literargeschichtliche Material vollständig und wird allen Seiten seines großen Stoffes in ebenso gründlicher, wie geistvoller und klarer Weise gerecht. Die geistige Physiognomie Luthers ist selten liebevoller, verständiger und, wie wir zu besonderem Lobe hinzufügen wollen, objektiver gezeichnet worden, als in dem Bilde Köstlins. Auch die kirchlichen Gegner Luthers werden der Arbeit Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. In der Besprechung von Luthers Stellung zur Gewissensfreiheit und zur Staatsautorität fallen unwillkürliche, interessante Streiflichter auf die Kirchenpolitik unserer Tage. Daß die Schrift ihren Zweck erfüllen wird, auch die heranreifende Jugend in ein Verständniß des Reformators einzuführen, „das für ihr Wissen, Glauben und Leben, ihr Christenthum und ihr Deutschthum fruchtbar werden möchte“, erreicht — freilich nicht im Sinne reaktionärer Orthodoxie — dürfen wir angesichts der uns vorliegenden sechsten Auflage hoffen. Dieselbe hat durch ein treffliches, von Julius Schnorr von Carolsfeld nach einem in Dresden befindlichen Gemälde Kranachs gezeichnetes Portrait Luthers eine besondere Zierde erhalten. Tr.

Die Hochzeit des Kutrulis. Lustspiel von A. R. Rangabé. Breslau. Schottländer.

Diese ausgezeichnete Komödie, die nicht nur in der Form, sondern auch im Geiste aristophanisch ist, ohne mit den vielerlei Auswüchsen des ungezogenen Lieblings der Grazien behaftet zu sein, ist in den vierziger Jahren geschrieben und zuerst von Daniel Sanders in einer zweimal aufgelegten Uebersetzung verdeutscht worden. Die gegenwärtige Ausgabe, welche durch eine Neubearbeitung des Originals veranlaßt worden ist, hat der Verfasser unter Zugrundelegung der Sanders'schen Arbeit selbst besorgt. Wir machen unsre Leser mit Vergnügen auf dieses politische Lustspiel aufmerksam, welches zu den köstlichsten Blüten dieser heutzutage so wenig gepflegten und doch so dankbaren Gattung gezählt werden muß. Freilich fehlt dem Verfasser die aristophanische Ausgelassenheit, aber es ist ein echt freisinniger Patriotismus, der ihm alle Waffen des Hohns und der Satire, der Ironie und des Zornes in die Hand giebt, um die elenden politischen und sozialen Zustände seines Vaterlands zu geißeln, der sich ebenso in ergreifendem Pathos wie in gemüthvollem Humor zu äußern weiß und der in den Parabasen zum Theil Dichtungen von höchstem poetischen Schwunge geschaffen hat. Leider ist das Drama auch heute noch aktuell; die ‚drei Einflüsse,‘ eine der glänzendsten Partien des Werkes — der englische, französische und russische, deren Wirken Rangabé mit schneidender Bitterkeit und feinster Ironie schildert, sind heute noch am Piräus thätig, und Streberthum, Kriecherei, Eigennutz und wie die modernen Vergifter des öffentlichen Lebens heißen mögen, spielen nach wie vor ihre häßliche und schamlose Rolle. In ihrer Bekämpfung stellt sich Rangabé neben die besten Männer und Dichter von Neu-Hellas; wir erinnern an die Proben, die er aus den politischen Satirikern seiner Heimat vor einiger Zeit in meisterhafter Uebertragung in der deutschen Revue veröffentlichte. Auch die vorliegende Uebersetzung ist vortrefflich. Hier und da stoßen wir auf eine harte Inversion (Vers 319) oder Elision (Vers 516, 1317), einen überschüssigen Versfuß (Vers 697) oder eine schwerfällige Skandirung (Vers 968, 996), eine falsche Betonung (Vers 1031, 1095) oder Flexion (Vers 1282 „verheißt“ statt „verheißen“), eine unerlaubte Katachrese (mißglückende Netze, Vers 1250) oder ein willkürlich gebildetes Wort („Giefer“ statt Ungeziefer Vers 1432), aber diese und andere nebensächliche Schwächen können in einer zweiten Auflage leicht beseitigt werden. Tr.

Das moderne Geistesleben Spaniens. Ein Beitrag zur Kenntniß der gegenwärtigen Kulturzustände dieses Landes von Gustav Diercks. Leipzig 1883. Otto Wigand.

Der Verfasser dieses Buches ist zur Genüge mit der Geschichte und der Kultur Spaniens durch eingehende Studien und ausgedehnte Reisen vertraut, um uns für die Richtigkeit seiner Beobachtungen über dies wunderliche Doppelwesen — halb Europa, halb Afrika — das sich Spanien nennt, Gewähr zu bieten. Von der Geschichte ausgehend, beweist uns der Verfasser, daß die Folgen der geistlichen und politischen Tyrannei des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts noch jetzt nicht verwischt sind, daß erst seit dem Regierungsantritt des König Alfons die Keime neuen Lebens an die Oberfläche zu treten beginnen. Mit welchen Schwierigkeiten der junge Herrscher zu kämpfen hat, wird recht klar, wenn Verf. Diercks die Allmacht des Klerus schildert, wenn er zeigt, daß die innere und äußere Politik von dem ungebildeten Beamtenheer als ein Erwerbszweig betrachtet wird und daß der Urgrund alles Fort-

schritts, das Schulwesen, so im Argen liegt, daß die wenigen Lehrer vom Staate nicht einmal bezahlt werden. Die Thatsache ferner, daß Spaniens Einheit durch mächtige partikularistische Gelüste bedroht wird, daß die Basken ebenso wie die Aragonesen und Katalonier gegen die Hegemonie der Kastilianer anstreben, wird vom Verfasser besonders hervorgehoben. Diercks' Buch ist gerade jetzt, angesichts unserer guten Beziehungen zu Spanien, doppelt interessant.
W.

G. Ebers, Palästina. Lieferung 30—39. Stuttgart u. Leipzig. Allgemeine deutsche Verlagsanstalt (vormals Ed. Hallberger.) 1883.

Von dem obengenannten Werke sind in letzter Zeit in kurzen Zwischenräumen eine Reihe neuer Lieferungen ausgegeben worden, die das schöne Unternehmen einem baldigen Abschlusse nahe führen. Wir haben schon öfters in der „Deutschen Revue" die Vorzuge dieses höchst elegant ausgestatteten und mit künstlerischer Meisterschaft illustrirten Werkes hervorgehoben, sowohl dem Autor, als auch dem Verlagsinstitut gereicht dieses Buch zur hohen Ehre. Es kann als eines der schönsten und gediegensten Illustrationswerke betrachtet werden. In den neuen Lieferungen wird u. A. der Libanon, die Meeresküste von Tripoli bis Tyrus behandelt. Besonders interessant ist die Beschreibung des Küstenlandes von Karmel bis Jafa. Hierbei giebt der Verfasser auch eine Schilderung des Abendgebetes der Muslimen, sowie der deutschen Kolonie bei Jafa, die ungefähr 200 Mitglieder zählt, von denen einige jedoch ihrer Handelsgeschäfte wegen in der Stadt wohnen.

Tabellen der Kohlenstoff-Verbindungen, geordnet nach deren empirischer Zusammensetzung von M. M. Richter. Berlin. Robert Oppenheim. 1884.

Es giebt wohl nur wenige Sprachen, über welche kein mehr oder minder vollständiges Wörterbuch existirt, nur die Sprache der chemischen Formeln entbehrte bisher dieses unschätzbaren Hilfsmittels der Verständigung. Die unorganische Chemie, welche freilich bei weitem ärmer an Formeln als die organische ist, kann allerdings eines solchen Formel-Lexikons entbehren; für das Studium der organischen Verbindungen aber, deren Zahl bereits zwanzigtausend überschreitet, ist das Richter'sche Werk geradezu eine Wohlthat. Ist es schon nicht ganz leicht, sich mit den vielsilbigen Namen wie „Hexahydronaphtalindisulfonsäure" oder „Diäthylendiphenylentetramin" abzufinden, so wachsen diese Schwierigkeiten noch ganz ungemein, wenn man die rationellen Formeln zu Führern durch das Labyrinth der Stoffe wählt. Es ist deshalb ganz besonders an den Richter'schen Tabellen zu loben, daß der Autor die empirischen Formeln, welche weit übersichtlicher als die rationellen sind, nach der Anzahl der Kohlenstoff-Atome systematisch geordnet hat. Hinter jeder Formel findet man dann aber nicht allein den Namen der Verbindung, sondern auch die wichtigsten ihrer Eigenschaften, wie Schmelzpunkt, Siedepunkt, ihr Verhalten zum polarisirten Licht u. s. w. Nicht minder sind auch die wissenschaftlichen Zeitschriften angegeben, worin über den betreffenden Stoff etwas publizirt wurde. Uebrigens umfaßt diese Anordnung nach Formeln nur die beiden ersten Theile, im dritten Theile findet man den Schlüssel zu den Formeln, weil im dritten Theil die Stoffe nach ihrem Namen alphabetisch unter gleichzeitiger Angabe der Formel geordnet sind. Das Ganze ist somit ein vortreffliches Nachschlagebuch für organische Verbindungen und man kann nur wünschen, daß der unseren Respekt herausfordernde Bienenfleiß des Autors durch einen großen Leserkreis recht allgemeine Anerkennung finde.

Hans Memling und dessen Altarschrein im Dom zu Lübeck von Dr. Theodor Gäedertz. Mit einem Plan des Altarschreins. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann. 1883.

Dr. Theodor Gäedertz, der auf kunstgeschichtlichem Gebiete u. A. schon mit einigen monographischen Arbeiten über Ostade, Holbein und Rubens hervorgetreten ist, giebt uns in der vorliegenden Schrift eine kurze Würdigung Hans Memlings sowie eine eingehende beschreibende und kritische Darstellung des diesem Meister zugeschriebenen Altarschreins im Dom zu Lübeck. Leider ist nur ein Plan, keine Abbildung dieses herrlichen Werkes beigegeben, welche letztere mit Hilfe des Lichtdruckes wohl ohne zu große Schwierigkeiten zu beschaffen gewesen wäre. Man erkennt leicht, daß dem Verfasser die Bearbeitung des Stoffes Freude gemacht hat. Gewissenhaftes Sichversenken in den Geist des Kunstwerkes, ernstes Nachdenken, um zum vollen Verständniß auch des Details zu gelangen, liebevolles Eingehen in die Ideen des Meisters sprechen aus jeder Zeile. So sind dem Verfasser manche feinen Züge aufgegangen, die nun nicht minder dem Verständniß des Lehrers zugute kommen. Wir empfehlen die Schrift hiermit Kunstfreunden. —t.

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau. Druck von **C. H. Schulze & Co.** in Gräfenhainichen.
Verantwortlicher Redakteur: **Ernst Trewendt** in Breslau.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Achter Jahrgang. Preis vierteljährlich 6 Mark.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Heft 12 Dezember 1883.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in Folio mit Kunstblatt.

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau Expedition: Tauenzienstraße 60. **Berlin** Expedition: W. Kurfürstenstr. 13.

Inhalts-Verzeichniß.

Dezember 1883.

Seite

I. **Aus Briefen und Tagebüchern eines deutschen Ministers** . . 273

II. **C. H. Bitter**: Intermezzi aus dem Jahre 1848. III. (Schluß) . 288

III. **Baron von Helfert**: Das Testament Peters des Großen . . . 312

IV. **Konrad Telmann**: Ein berühmter Sohn. Novelle 324

V. **P. von Tchihatchef**: Erinnerungen aus dem Orient. II. . . . 340

VI. **Der Selbstmord in Rußland** 359

VII. **H. Griesbach**: Architektonik und Funktionen des Organismus . 366

VIII. **Berichte aus allen Wissenschaften**: 386

1. Anatomie. **R. Hartmann**: Neue Forschungen über die Gewebe des Wirbelthierkörpers.
2. Astronomie. **Karl Zelbr**: Die Theorie der Mondbewegung einst und jetzt.
3. Kriegswissenschaft. **Neue Publikationen des preußischen Generalstabs.**

IX. **Literarische Revue** 402

X. **Literarische Berichte** 408

XI. **Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarkts** 409

Register und Titel.

Aus Briefen und Tagebüchern eines deutschen Ministers.

Den Lesern der „Deutschen Revue" werden einzelne Abhandlungen, die der frühere badische Minister v. Freydorf in dieser Zeitschrift veröffentlicht hat, gewiß noch in Erinnerung sein. Zum Andenken an diesen Staatsmann, welcher den 16. November 1882 verstorben ist, bringen wir nachstehend Mittheilungen aus seinen hinterlassenen Papieren, die nicht nur ein Bild der wichtigsten Zeit seines politischen Lebens und Wirkens bieten, sondern auch interessante Aufzeichnungen über diplomatische Verhandlungen, politische Unterhaltungen mit dem Fürsten Bismarck und mit anderen bedeutenden Staatsmännern in den Jahren der letzten beiden Kriege, die zur Einigung Deutschlands geführt haben, enthalten.

Wir brauchen wohl nicht besonders hervorzuheben, daß der verstorbene Minister von Freydorf nicht, wie es früher bei den meisten andern kleinstaatlichen Ministern der Fall war, dem Particularismus gehuldigt, sondern stets der deutschen Sache seine wärmste Theilnahme und seine staatsmännische Thätigkeit gewidmet hatte. Sein Name wird deshalb in der deutschen Geschichte mit Ehren genannt werden, namentlich wenn dieselbe die Stellung der einzelnen süddeutschen Staaten in den großen deutschen Einigungskämpfen behandelt.

Die Redaction der „Deutschen Revue".

An einen Freund und Landtagskollegen.

Karlsruhe, den 31. August 1866.

Alsbald nach Eintreffen Deines freundlichen Schreibens verschlug mich das Schicksal zuerst nach Würzburg, dann nach Berlin. Seit 9 Tagen hierher zurückgekehrt, komme ich erst heute zu Athem und zu einiger freier Zeit.

Deine und andrer Freunde Glückwünsche haben mich sehr erfreut und meinen Muth gehoben. Ich trat in die neue Bahn ein, mich weder um Warnungen noch um die scheinbaren Unklarheiten und Schwierigkeiten der Lage kümmernd, mit dem besten Willen und das Ziel klar vor Augen. Ich finde nun schon nach einem Monat die Lage völlig geklärt und sehe, daß uns die Bahn so deutlich vorgezeichnet ist, als sie es je einem badischen Ministerium war. Wir arbeiten mit einem Fürsten, der heute wie bisher nicht nur die nächstliegenden Interessen seines Landes, sondern auch die nationale Aufgabe, die sich seit langem die Besten des Volks gestellt haben, im Auge hat, und der, um das Wohl des engern und weitern Vaterlandes zu fördern zu jedem Opfer bereit ist. Zudem lebt, was an mir nun Staatsmann ist, in vollster Harmonie mit dem andern, größern Theile meiner selbst, der einfach Mensch ist, weil die Gänge, die wir gehen, lange gehegten Ueberzeugungen und Wünschen entsprechen, von denen man kaum ahnen konnte, daß sie so bald in Erfüllung gehen sollten.

Freilich ist das Halbe noch nicht fertig und noch weniger das Ganze. Aber das erstere wird bald zu Stande gekommen sein und es wird die Oesterreich und Frankreich zugestandene Mainlinie nicht lange vorhalten. Unter den verschiedenen Mitteln, sie zu beseitigen, ist eines das sicherste, wenn auch nicht das am raschesten zum Ziel führende, nämlich daß das Volk in Süddeutschland zur Einsicht und zur Erkenntniß seiner Interessen kommt. Darauf hin zu arbeiten und einen Anschluß an Norddeutschland ruhig, ernst und fest vorzubereiten, so daß es zu gelegener Zeit nur eines Schrittes oder Ausspruchs bedarf, um ihn zu bewerkstelligen, das sollten sich unsre Staats- und Volks-Männer zur Aufgabe machen.

Ich sagte schon in Berlin, wo ich in allen maßgebenden Kreisen die besten Intentionen fand und wo man die Mainlinie weniger aus Scheu vor Frankreich, als deßhalb festhielt, um eine Bekehrung der süddeutschen Bevölkerungen und theilweise Regierungen abzuwarten: es werde die Partei der Einigung unter der Hegemonie Preußens wachsen; sie werde verstärkt werden durch Diejenigen, welche ehrlich, aus Gefühl und Sympathieen heraus, ohne schwarze oder rothe Hintergedanken s. g. Großdeutsche gewesen; diesen fehle, nach dem Ausscheiden Oesterreichs aus dem künftigen Deutschland das Objekt, und sie werden und müssen als redliche Patrioten sich der neuen Gestaltung Deutschlands anschließen.

So kommt es auch. Ich habe schon in Berlin an ci-devant großdeutschen, preußenfresserischen süddeutschen Staatsmännern merkwürdige Spuren von Hinneigung zum preußischen Programm wahrgenommen, — und nun das Votum des bayerischen Hauses der Abgeordneten! — Wir werden an Gothathum von unseren Nachbarn überholt.

So viel über die Lage und über unsre Stellung zu derselben.

Nochmals Dank für Deinen Glückwunsch! Deinen Austritt aus der Kammer bedaure ich sehr. Leute von redlichem Willen, uneigennützigem Streben, gesundem Sinne und zugleich von Einfluß auf nächste und weitere Umgebung sind selten. Sorge, daß wenigstens kein Intrigant oder Esel kommt, der päpstlicher ist als der Papst und österreichischer als Oesterreich —

Einstweilen zeichnet ꝛc.

An . . .

Karlsruhe, 1. Sept. 1866.

Ich hätte bei meiner Rückkehr aus Berlin keine angenehmere Botschaft finden können, als den Inhalt Ihres geehrten Schreibens vom 18. v. M. — Ungefähr Das, was in dem Briefe steht, hatte ich mir in Berlin vorgenommen, im Lande zu predigen.

Ich fand gleich nach meiner Ankunft in der preußischen Hauptstadt, daß, da der Entwurf der beabsichtigten Annexionen und noch mehr derjenige des norddeutschen Bundes nur in sehr allgemeinen Umrissen vorlag, von dem nicht in Aussicht genommenen Eintritt der süddeutschen Staaten in den norddeutschen Bund nur entfernter, eventuell und oberflächlich die Rede werde sein können. Nach Dem, was ich mit den maßgebenden Personen besprach, liegt die Sache so:

Eine vorherige Abmachung mit Frankreich über die Einhaltung der Mainlinie, gar über Abtretung deutschen Gebietes besteht nicht. Dagegen wurde Frankreich durch die Anrufung Seitens Oesterreichs (nach der Schlacht von Königgrätz) hereingezogen und kam unter dessen Vermittelung die Mainlinie und der süddeutsche Bund erst in die Pariser Punktationen des Nikolsburger Vertrags, dann zu Gunsten einer Einigung des ganzen Deutschlands etwas verändert in diesen Präliminarien-Vertrag selbst.

Dadurch ist Preußen gehindert, zur Zeit den Bund auf die Länder südlich des Maines auszudehnen. Doch wird die Aufnahme Süddeutschlands in den Bund nur als eine Frage der Zeit behandelt. Die Zeit kann rasch kommen, wenn Frankreich unbegründete und unberechtigte Kompensations-Ansprüche macht, man also, so wie so, einen sofortigen Krieg riskiren muß. Der langsamere, aber gleichfalls sichere Weg ist die Bekehrung der süddeutschen Bevölkerungen und ein von ihnen und ihren Vertretern ausgehendes Verlangen nach Anschluß an den Norden. Hierauf wird vom König und von Bismarck viel Gewicht gelegt; man sagte: „Greifen wir jetzt zu, so wird der Anschluß an Preußen von dem süddeutschen Volke stets als Ergebniß von Krieg und Sieg, als ein Akt der Gewalt betrachtet und die Hegemonie Preußens ungern getragen werden." Wäre das nicht, so hätte man das Ganze sogleich fertig gemacht und den zweiten Akt, Krieg mit Frankreich, riskirt.

Jedenfalls wird sich Frankreich der Macht des von ihm stets anerkannten, (fast erfundenen) suffrage universel schwer entziehen können, vermindert sich dann die Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit eines zweiten Kriegs, den ich, nachdem sich die preußische Armee so glänzend bewährt hat, und da Napoleon III., in Uebereinstimmung mit dem Testamente seines Oheims, wirklich nationale Ideen und Bestrebungen (selbst des ungleich schwächeren Italiens Vertrag von Zürich, neueste Invasion des an Frankreich abgetretenen Venetiens) ungern und mit Glacéhandschuhen antastete, überhaupt niemals sehr ernstlich besorgte.

Sie sehen, die Ideen, mit denen ich in's Amt trat, nach Berlin ging, und die dort nur bestärkt wurden, stimmen vollständig mit dem Programm Ihrer Partei. Eine fernere Uebereinstimmung liegt vielleicht darin, daß ich es nicht sehr beklage, Baden noch einige Zeit ausgeschlossen zu sehen. Wir können die Zeit des Herausarbeitens aus dem Chaos, des Lösens und Fügens, vielleicht einer nothwendigeren strafferen Anziehung der Zügel im Norden ruhig mit ansehen, finden, auf was wir lossteuern, was wir umschiffen müssen . . . . .

Ich bitte, die Freunde zu grüßen, und zeichne ꝛc."

Brief vom 25. Mai 1869.

Heute wird wohl in Berlin der Vertrag zwischen dem norddeutschen Bund, Südhessen und Baden über militärische Freizügigkeit abgeschlossen und es kommt derselbe hoffentlich noch zur Vorlage und dreimaligen Lesung im Reichstage . . . . Diese Uebereinstimmung ist hierlands durch patriotische Opferwilligkeit des Volkes und der Stände erzielt worden. Es wäre wünschenswerth, daß, ohne viel Lärm von der Sache nach dem Auslande zu machen, in den Verhandlungen des Reichs-

tags der Intelligenz und tüchtigen Gesinnung des badischen Volkes und seiner Stände, welche ohne Zwang dem nationalen Gedanken und einem idealen Ziele solche Opfer zu bringen im Stande sind, gedacht würde. Es giebt Leute, welche auf halbem Wege die Geduld verlieren und meinen, man könne es einstweilen hier auch halten, wie in Bayern und Württemberg. Eine gute Aufnahme des Vertrags im norddeutschen Reichstage hilft demselben auch hierlands über den Graben, und mit dem Vertrage haben wir einige Garantie auch für Beibehaltung des Wehrsystems und seiner Konsequenzen."

Aus einem Briefe vom 23. Sept. 1868.

„Die Gerüchte über das Befinden des Großherzogs, unsers gnädigsten Fürsten, sind eitel Erfindungen der gegnerischen Parteien.

Es ist nicht die geringste Spur wahr.

Sie können überall dreist und entschieden entgegentreten. Jeder Minister könnte froh sein, einen Souverain zu haben, der alle Staatsangelegenheiten so klar, verständig und mit genauer Kenntniß bespricht und rasch erledigt. Auch während der letzten Krankheit (einfach in Folge einer Erkältung) stand er in fortwährender Korrespondenz mit meinen Kollegen und mir."

Ueber die Haltung der Regierungen zum ökumenischen Konzil schrieb Freydorf im April 1869:

„Möglich, daß ein Fernbleiben der Regierungen räthlicher erscheint. Nehmen sie Theil, so wird es ihnen höchstens gelingen die Hälfte der Anschläge der Jesuiten zu beseitigen, wofür sie aber für die andere Hälfte sich mindestens moralisch binden. Enthalten sich die Regierungen, so wandern die Beschlüsse des Konzils den Weg der Enzyklika und des Syllabus."

Aus den Tagebüchern:

7. Juni 1870.

Wenn Bismarck sich auch dahin ausgesprochen hat: Es sei nicht gerade nöthig, daß Württemberg die norddeutschen militärischen Einrichtungen bis ins Einzelne nachahme, genug, daß sie in den Grundsätzen übereinstimmen, daß Württemberg im Kriegsfall nicht auf feindlicher Seite stehe und genug Truppen habe, um die Ordnung im Innern aufrecht zu erhalten, so wollte er damit nur zu verstehen geben, man solle einen etwaigen Streit mit widerwilligen Ständen auf ein andres Terrain legen, als auf das der militärischen Organisation. Ein Konflikt auf diesem Gebiete, ein Berufen auf Allianz-Vertrag und dadurch bedingte Annahme der norddeutschen Heereseinrichtungen mache den norddeutschen Bund unpopulär.

Ferner hat Graf Bismarck in der Unterredung betont, daß die Südstaaten allerdings die Nachtheile ungenügender Leistungen im Kriegsfalle zu tragen haben würden. Ergo: Die Aufstellung einer entsprechenden Militärmacht liege im eigenen Interesse der süddeutschen Staaten.

---

20. Juli 1870.

Heute Nacht und im Laufe des Tages kamen endlich entschiedene und gute Nachrichten aus München und Stuttgart. Deutschland steht dem Feinde geeinigt gegenüber, und im Falle des Sieges ist auch die politische Einigung gewiß.

Graf Mosbourg, der französische Gesandte, drängt, eine Aufklärung zu haben, eine Entscheidung. Ich sprach ihm deutlich meine Ansicht aus, daß wir zu Preußen stehen würden, wiederholte aber, daß die großherzogliche Regierung noch keinen Anlaß gehabt, eine Entschließung zu fassen. —

---

21. Juli 1870.

Ein Telegramm Schweizer's (des badischen Gesandten am französischen Hof) meldet, daß in der Kammer eine Interpellation wegen angeblicher Verwendung explodirender Gewehrkugeln durch badische Truppen eingebracht ist. Ich antworte sofort (Nachts 3 Uhr) auf die unverschämt berechnete Lüge. Mittags kam dieselbe Geschichte nochmals über Straßburg (de Prou) und Kehl (Major Schneider). Der Vorgang war folgender: In der Nacht vom 20. auf den 21. d. M. erschien bei dem großherzoglichen Gesandten Freiherrn von Schweizer in Paris der Sous-Chef des Kabinets des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, Herr v. Ring, um im Auftrag des Herzogs von Grammont Vorhalt darüber zu machen, daß, nach von der Grenze beim kaiserlichen Kriegsministerium eingegangenen Nachrichten explosible Flintenkugeln an die badischen Truppen vertheilt worden seien.

Herr v. Ring fügte bei, daß das Großherzogthum zwar der Petersburger Konvention nicht beigetreten sei, daß aber die Menschlichkeit und das Verdammungsurtheil aller zivilisirten Völker den Gebrauch solcher Geschosse verbiete. Herr v. Ring verlangte Namens des Herzogs von Grammont rasche und kategorische Auskunft über die gehässige und schwere Beschuldigung; wäre die Thatsache richtig, so würde sich die kaiserliche Regierung zu Repressalien genöthigt sehen, und zwar würde sie sofort auch an ihre Truppen Sprengkugeln vertheilen und das Großherzogthum Baden als außerhalb des Völkerrechts stehend betrachten; Baden würde verwüstet werden wie die Pfalz à la Ludwig XIV. und einer vollständigen Vernichtung ausgesetzt sein.

Der großherzogliche Gesandte legte sogleich die nöthige Verwahrung ein und gab völlige Aufklärung. Auf die in derselben Nacht nach Karlsruhe gerichtete telegraphische Anfrage erfolgte am Morgen des 21. d. M. zwischen 3 und 4 Uhr die Antwort, daß die ganze Nachricht von Vertheilung von Sprenggeschossen an badische Truppen eine reine Erfindung sei, daß die großherzogliche Regierung niemals gegen völkerrechtliche Grundsätze handeln werde, und daß an sich so unwahrscheinliche Gerüchte so schwere Drohungen nicht rechtfertigen.

Dies Telegramm sandte v. Schweizer am frühen Morgen des 21. an den Herzog v. Grammont, welchen an demselben Vormittag auch der hiesige kaiserliche Gesandte telegraphisch an den erfolgten Beitritt der großherzoglichen Regierung zu der Petersburger Konvention erinnerte und von der Grundlosigkeit der erhobenen Beschuldigungen in Kenntniß setzte.

Dessen ungeachtet sollte die leidige Angelegenheit noch nicht erledigt sein. In der am 21. Juli abgehaltenen letzten Sitzung des gesetzgebenden Körpers behauptete der Abgeordnete Graf von Kératry in einer ganz im Style der Anfrage des Herrn von Ring gehaltenen Interpellation, das Großherzogthum Baden, ein Alliirter Preußens, habe sich geweigert, der Petersburger Konvention beizutreten. Man solle eine kategorische Erklärung der großherzoglichen Regierung über ihre Absichten verlangen und, falls sie sich den von den zivilisirten Nationen angenommenen Grundsätzen nicht unterwerfe, Regierung und Volk Baden außerhalb des Völkerrechtes stellen, das Land der Armee und der Plünderung überliefern.

Der Abgeordnete Estancelin rief aus: „Die Nation, die sich explosiver Geschosse bedient, sollte der Rache der Armee überliefert werden."

Beide Tiraden wurden lebhaft beklatscht. Der Finanzminister Segris erwiderte, die am Morgen eingelaufenen Telegramme ignorirend: Frankreich könne kaum glauben, daß ein europäischer Staat solche barbarische Gebräuche in den Krieg einführe, und dies würde jedenfalls nicht ungestraft geschehen.

Bei Ankunft dieser Zeitungsberichte war der Krieg erklärt und die diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Baden abgebrochen. Man konnte nur noch, um den geschilderten Manövern ein Ende zu machen, die kaiserlich russische Regierung abermals um gefällige Wiederholung ihrer Mittheilung an Frankreich bitten.

Schon am 30. Juli hatte mir der kaiserlich russische Gesandte Caffini ein Telegramm gebracht, wonach der Beitritt Badens zur Petersburger Konvention am 3. (15.) Januar 1869 Frankreich angezeigt und durch Note vom 28. Juli 1870 dem General Fleury in Erinnerung gebracht wurde. Zugleich zeigte ein zweites Telegramm an, daß Se. Majestät der Kaiser von Rußland mir den St. Annen-Orden I. Klasse verliehen habe. Ich weiß keinen nahen Anlaß dieser Verleihung und muß sie beinahe als ein Zeichen der Billigung unserer Politik auffassen.

Diese Episode ist darum bemerkenswerth, weil sie die Mittel zeigt, welche die französische Regierung gebrauchen wollte, um sich später vor dem zivilisirten Europa rechtfertigen zu können. Die Explosiv-Geschosse mußten erfunden werden, der Beitritt Badens zur Petersburger Konvention wurde absichtlich ignorirt, damit man sich berechtigt glauben konnte, Repressalien zu üben. So fand sich denn auch später bei den gefangenen Truppen der Entwurf einer Ordre, wonach das Großherzogthum Baden den Turkos und Zuaven preisgegeben, planmäßig verwüstet und eingeäschert werden sollte.

---

21. Juli 1870.

Wir haben das Telegramm des Kronprinzen von Preußen, wonach derselbe zum Kommandirenden der süddeutschen Truppen ernannt ist, noch nicht veröffentlicht. Einmal sollte vorher das Verhältniß zu Frankreich klar gelegt werden; dann darf noch nicht gesagt werden, daß zu den süddeutschen Truppen 2 norddeutsche Korps stoßen, weil diese Nachricht für Frankreich vielleicht für den Entschluß entscheidend

wäre, sich noch rechtzeitig zwischen Süd- und Norddeutschland einzuschieben und die Verbindung zu verhindern.

In München und Stuttgart steht Alles gut. Die diplomatischen Beziehungen mit Frankreich sind heute oder werden übermorgen abgebrochen.

Bismarck hat volles Vertrauen auf Baden, stellt Alles unserer eigenen Erwägung anheim. Doch kann die Veröffentlichung der Ernennung des Kronprinzen nicht zurückgehalten werden. Wir beschlossen Angesichts der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen, der Bedrohung deutschen Gebiets und des Allianzvertrags, zu erklären, daß wir uns als im Kriegsstande mit Frankreich befindlich erachten, den Gesandten in Paris zu beauftragen, dies anzuzeigen und seine Pässe zu verlangen, dem Grafen Mosbourg hierüber Eröffnungen zu machen.

Ferner wurde die Verfügung über die Kehler Brücke dem Kriegsminister nach militärischen Rücksichten anheim gegeben. Ich hatte die Brücke zu halten gesucht, so lang es ging. Insbesondere bestand ich darauf, daß sie nicht vor der Kriegserklärung zwischen Baden und Frankreich gesprengt werde. Sie ist gemeinsames Eigenthum; auch kann durch die Sprengung die französische Wache oder sonst ein Franzose getödtet werden und die Maßregel als eine Repression, statt nur Vertheidigung dargestellt werden. Zudem zweifelte ich an der Nothwendigkeit und verhältnißmäßigen Nützlichkeit der Zerstörung des schönen Werkes.

Ich bat, die Ausführung vor Allem bis morgen verschieben zu können; denn an Schweizer mußte ich vorher die Kriegserklärung und den Abbruch diplomatischer Beziehungen abgehen lassen. Das Telegramm (en clair) kann unterwegs gelesen werden und in der Nacht ein Unternehmen gegen die Kehler Brücke und Fort veranlassen.

---

22. Juli 1870.

Nachdem Alles vorbereitet, sandte ich heute Nacht 3 Uhr das Telegramm über Kriegserklärung und Abbruch diplomatischer Beziehungen an Schweizer in Paris.

Ich ließ später Mosbourg zu mir bitten und machte ihm die nöthigen Eröffnungen, worauf er um seine Pässe bat.

Mosbourg schied tiefbewegt mit einem Händedruck: „Vous ne m'avez jamais laissé croire autrement.“

Morgens, um 1/2 5 Uhr, flog der minirte Pfeiler der Kehler Brücke in die Luft.

---

5. August 1870.

Ich fuhr über den Rhein nach Lauterburg und weiter ins Elsaß bis nach Seltz, um Bruder Berthold, der seit 1. Juli Kommandeur des badischen Feld-Artillerie-Regimentes war, und seinem Adjutanten einige res necessarias, utiles et voluptarias nachzuführen. Wir konnten sie jedoch nicht mehr treffen. Gallerie-Direktor und Landschaftsmaler Lessing, den ich vor der Stadt getroffen hatte, fuhr mit mir. Dies war das erstemal in seinem Leben, daß er französischen, aber, wie er nun meinte, „wieder deutschen Boden“ betrat. Er war 1813 5 Jahre alt

wohnte an der russischen Grenze, in Posen, sein Vater war erster Beamter auf den Gütern des Fürsten Biron; er sog den Haß gegen die Franzosen mit der Muttermilch ein und konnte sich nie entschließen, nach Frankreich zu gehen.

---

6. August 1870.

Der Kronprinz und General von Blumenthal erklärten, daß die Franzosen bei Wörth ein Bivouak ungeschickt angelegt hätten, daß man tentirt sei, sie zu delogiren, und daß zu diesem Zweck etwas hineingeschossen würde. Auf ein Gefecht werde man sich nicht einlassen, da man nicht wisse, ob Prinz Friedrich Karl weit genug voran sei. Man habe nur leise Fühlung mit dessen Armee. Der 6. August sollte ein Ruhetag sein, der allgemeine Angriff am 8. stattfinden.

Karlsruhe, 19. August 1870.

General von B. bemerkte gestern, daß der Feldzug gegen Frankreich genau nach dem Plane ausgeführt werde, welcher seit 2 Jahren für diesen Fall mit Moltke bis ins Kleinste verabredet gewesen.

---

24. August 1870.

Bancroft, einer der ersten amerikanischen Staatsmänner, ist im gegenwärtigen Kriege ganz deutsch gesinnt; er sagt, es gebe künftig nur 3 Großmächte: Deutschland, Rußland mit den anderen Slaven und Amerika. Frankreich werde jetzt ein Staat zweiten Ranges.

England sei ein reicher Mann, der sich auf den Bauch klopfe und sage: „Ich will genießen, was ich habe!" Nein, er genießt es nicht, „ich will behalten was ich habe."

Montag 17. Oktober 1870.

Abends kam aus München Nachricht von dem Erbieten der württembergischen Minister v. Succow und Mittnacht, sich zu Verhandlungen über Anschluß an den norddeutschen Bund nach Versailles zu begeben.

Dies ließ Bismarck mit der Anfrage in München eröffnen, ob man dort die zweite Ankunft des Herrn v. Delbrück aus dem Hauptquartier abwarten oder auch Bevollmächtigte nach Versailles senden wolle. Am ersten Tage zweifelte man, doch folgte der Ankunft des Berichts sogleich das Telegramm, daß Bayern die Einladung nach Versailles angenommen hat. Gleich darauf trat Graf F. bei mir ein und überbrachte ein Schreiben des Grafen Bismarck, welches die nationale Haltung und den aus derselben hervorgegangenen Antrag auf Eintritt in den norddeutschen Bund nebst Motivirung höchlich anerkennend, uns gleichfalls zu den Verhandlungen in Versailles einladet. — So soll endlich unsre vierjährige harte Arbeit vom Erfolg gekrönt werden und sind wir mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten zum Ziele gelangt.

Erinnerungen aus der Reise nach Versailles, welche v. Freydorf in Begleitung von Staatsminister Jolly, Legations-Rath Handegg und einem Sekretär am 20. August 70 antrat. Auszüge aus Briefen und Tagebuch.

Versailles, 26. Oktober 1870.

Thiers ist an den preußischen Linien angekommen, bittet um Durchlaß, um einen Waffenstillstand, der unter englischer Vermittlung angeboten werden soll, der Pariser Regierung zur Annahme vorzulegen.

Ich sah neulich bei einem Juwelier kleine Ehrenlegionkreuze, und fragte dann nach einer kleinen Ausgabe des russischen St. Annenordens, der mir an der goldenen Kette fehlt. „Nous n'avons que des décorations françaises!" „„So! ich hatte mir gedacht, man könne, wie in Paris, auch andre Orden hier haben."" „Vous les trouverez chez X. au Palais Royal!" „„Mais nous n'y sommes pas encore"" — „Vous y serez le jour après la Toussaint!" „„Croyez vous?"" „Oui, le jour après la Toussaint c'est la journée des morts!" — rief mir der alte Franzose noch unter der Thüre nach.

Die Damen der bessern Stände kleiden sich in schwarz. In J...s Zimmern stehen überall Betstühle, Bilder von Heiligen und Nonnen hängen an den Wänden. Walter André, wo der Kronprinz wohnt, sind Protestanten; an allen Wänden sind auf vergoldeten Holztafeln mit gothischer Schrift Bibelstellen und Sprüche angebracht.

Meine Hausherrschaft schloß alle andern Bücher, Corneille, Racine, Voltaire, Lamartine, Thiers in eleganten Einbänden im Glasschranke ein und ließ nur als avis au lecteur eine große, dicke Bibel der Société biblique protestante à Paris auf dem Tisch liegen.

Um 5 Uhr speisten wir beim Könige in der Präfektur. Die Hotels des Präfekten sind weit eleganter und reicher eingerichtet als diejenigen der Minister in Deutschland. Hier war Graf Bismarck, General von Moltke, Kriegsminister von Roon, General von Treskow, eine zahlreiche militärische Umgebung — Hofmarschälle, Adjutanten, Minister.

Erinnerten die hohen Stirnen und starken, mehr oder weniger grauen Bärte der versammelten Krieger an das Gastmahl Wallenstein's, so glich die jüngere Umgebung des kronprinzlichen Lagers mehr einer Szene der Mousquetaires de la Reine. Selbst Blumenthal, ein Sechziger, sieht noch jugendlich aus.

Moltke meinte, sein System der indirekten Vertheidigung habe sich bewährt; eine direkte Vertheidigung würde Baden zum Kriegsschauplatz gemacht haben. Immerhin hätte in den ersten Tagen ein kühner Handstreich der Franzosen, ein Einfall in Baden nicht verhütet werden können. — Dem Könige, der sich lange und freundlich mit mir unterhielt, sprach ich von der ungeheuren, noch unübersehbaren Bedeutung des Siegeszuges nach Paris. Er lobte in der Ansprache an die Minister der Südstaaten sehr die Bundestreue der Fürsten und Regierungen, die Haltung der Truppen. „Aber wir haben noch einen Verbündeten hier oben, der uns als Werkzeug zu diesen Thaten auserseheu hat."

Dienstag 25. Oktober.

Heute Morgen geschäftliche Konferenz, mit deren Ergebniß wir sehr zufrieden waren. Es scheint mir, daß jedenfalls Württemberg, Baden und Südhessen (das aber noch nicht angekommen ist) vielleicht und hoffentlich auch Bayern eine Eini-

gung mit dem Norddeutschen zum Deutschen Bunde (Reiche?) mit nach Hause bringen. Die deutschen Fürsten werden wohl das Werk hier in Versailles besiegeln. Das ist ein großer geschichtlicher Moment. So stand Deutschland in den 2000 Jahren seiner Existenz nicht da!

Neulich vertheilte der Kronprinz unter der Reiterstatue Ludwig's XIV. im Vorhofe des Schlosses eiserne Kreuze an die Besieger Frankreichs. Und mit welcher Gemüthsruhe kann man jetzt die sonst zum Theil etwas ärgerlichen Schlachten- und Siegesbilder in den Galerien des hiesigen Schlosses betrachten!

Beim Diner beim Kronprinzen unterhielt man sich u. A. über die unnöthige Zerstörung von St. Cloud mit allen Kunstwerken. Wegen des dichten Hagels der Granaten konnte man nicht löschen. —

Nach Tisch hatte ich eine lange Unterredung mit Bismarck, der auch gutes Zutrauen hat.

Er erzählte u. A. von den Entbehrungen im Felde. Für das Hauptquartier werde nicht viel gesorgt und gelte der Grundsatz: Jeder könne sich für sein Geld selbst verpflegen. Am Tage von Gravelotte z. B. seien sie früh ausgeritten, Nachts 2 oder 3 Uhr, und hätten bis zum Abend nichts zu essen bekommen. Da endlich habe er sich für 20 Francs 5 Eier gekauft. Er habe, da er sehr hungrig gewesen, zwei davon gegessen, sei dann mit den drei übrigen zu General Sheridan und einem dritten, die mit ihm dasselbe Schicksal getheilt, geritten und habe ihnen, seinen Vorempfang verschweigend, zu ihrer großen Freude angeboten, die 3 Eier brüderlich mit ihm zu theilen.

---

27. Oktober 1870.

Wenn etwas einen Begriff von den ungeheueren Erfolgen der Deutschen und von der gründlichen Niederwerfung der Franzosen, zugleich von der Ordnung und Gediegenheit der Einrichtungen des Norddeutschen Bundes giebt, so ist es der Umstand, daß in so kurzer Zeit und mitten im Kriege eine Eisenbahn von Straßburg bis Nanteuil und ein Post- und Telegraphen-Verkehr von Straßburg bis Paris in Betrieb gesetzt werden konnte.

Auf der Eisenbahn sah man Wagen und Bedienstete aller möglichen deutschen Bahnen und Staaten, und man kommt heutzutage sehr gut nach Paris, ohne französisch zu sprechen oder zu verstehen.

Selbst die Wirthe der dürftigen restaurants in den Bahnhöfen sind jetzt deutsch.

Hier in Versailles geht Alles, als ob man im tiefsten Frieden in einer deutschen Residenz säße. Seit Sonntag habe ich kaum mehr in der Ferne Schüsse gehört.

Hoffnung haben die Franzosen immer noch. Als es beim Ausfall am 21. d. M. zu schießen begann, sollen sonst verschlossene Fenster und Läden sich hier geöffnet haben. Die aus dem Kampf zurückkehrenden Soldaten fanden in ihren Quartieren zum Theil frische Ueberzüge über den Betten, welche für die Herren Franzosen zurecht gemacht waren.

Gestern kam Thiers hier an, der mit Vollmachten der Regierung von Tours und Fürsprache des Bischofs Dupanloup, namens des Episcopats, mit Friedensvorschlägen durch die Linie nach Paris gehen will, aber hier zuvor abgehört wird.

Seit vorgestern Abend ist hier für Bazaine's Frau und Bruder (die Frau ist eine Mexikanerin), welche von Tours erwartet werden, Quartier gemacht.

Prinz Karl von Preußen wohnt in der Villa des Herzogs von Elchingen, Sohn des Marschalls Ney. — Ein reicher alter Franzose, bei dem Prinz Luitpold von Bayern mit 3 Offizieren wohnt, und der außerdem 30 Mann Einquartirung hat, erzählte uns dies sehr vergnügt und führte uns ganz stolz in seinen Salon.

Beim Kronprinzen traf ich den Maler Bleibtreu, Rheinländer von Geburt, Schlachtenmaler in Berlin; er erzählte, daß Maler von Werner, den er sehr hoch schätzt, glücklich hier angekommen sei. Bleibtreu bankettirte nach der Erstürmung der Schanze bei Villejuif mit bayerischen Offizieren. Sie waren in gehobener Stimmung. Einer stand auf; er werde einen Toast ausbringen, nach welchem aber jeder sein Glas zerbrechen müsse: „Der Kommandant der deutschen Armee und der künftige Kaiser lebe hoch!" Der Toast fand leidenschaftliche Zustimmung. Einige Tage darauf brachte der 76jährige bayerische General v. Hartmann, der 1866 die Bayern gegen die Preußen kommandirte, denselben Toast bei einem von ihm gegebenen Offiziers-Diner aus. Also wenn es die Diplomaten nicht zu Stande bringen, wird es durch die Armee gemacht. Es ist aber moralisch unmöglich, daß einer unverrichteter Sache von Versailles nach Deutschland zurückkehre. —

---

28. Oktober 1870.

Darüber, ob nun, nach dem Falle von Metz, Paris kapitulirt oder Friede angeboten wird, sind die Ansichten verschieden. In den nächsten 8 bis 14 Tagen rechnet man nicht hierauf. Meine concierge explizirt mir soeben bei Quittung ihrer Rechnung, daß es unmöglich sei, Paris einzunehmen, da es noch bis über ein Jahr verproviantirt sei.

An dem Piedestal einer weiblichen Statue des Parks von Versailles sind folgende gute und verzweifelte Verse angeschrieben:

Un abîme sans fond d'effroyable misère
La ruine et la mort et le deuil en tout lieu!
Les desastres sans nom, inconnus à nos pères,
Tels que n'en vit jamais la lumière des cieux;
Les cris et les sanglots, poussés par la patrie,
Et ses fils massacrés dans ses bras, sous ses yeux.
Ce sont les adieux de cette dynastie
De bâtards, de poltrons, d'assassins odieux,
Race infâme, à la fois corruptrice et pourrie
Et du lâche empereur, qui, n'ayant su mourir
Se vautre dans sa honte, en nous laissant périr.

6 octobre 1870.

So schreiben jetzt die Franzosen über den Mann, den sie mit fast 8 000 000 Stimmen zu ihrem Kaiser gewählt und dessen régime sie noch vor einigen Monaten mit 7 300 000 Stimmen sanktionirt haben. Zudem ist es heute wohlfeil, Steine nachzuwerfen. Immerhin sind die Verse als Ausdruck des tiefen Grolls und Hasses eines guten Theiles der Nation gegen Napoleon und seine Dynastie bemerkenswerth, die schwerlich je wieder hergestellt werden kann.

---

29. Oktober 1870.

Bei einer Unterredung gratulirte ich Bismarck zur Durchführung seines Werkes. Er hätte mir in Berlin gesagt, die Einigung des Südens mit dem Norden werde so sicher kommen, als das Wasser den Berg hinabfließe. Diese Reise, obgleich mit den meisten Unbequemlichkeiten verbunden, hätte ich mit leichterem Herzen gemacht, als die früheren nach Würzburg, Berlin, Stuttgart. — Graf Bismarck bemerkte u. A.: „Wir müssen nicht die Arbeit unserer Söhne und Enkel machen wollen.“ — „Die ist aber jetzt gemacht,“ erwiderte ich. —

Bismarck erzählte, es sei ihm eine Korrespondenz Benedetti's aus dem Jahre 1866 verrathen worden, die sich an dem angezeigten Orte vorgefunden. Diese Berichte Benedetti's an den Kaiser über dessen intimste Unterhandlungen mit ihm, bewiesen einerseits, daß er den Franzosen stets reinen Wein eingeschenkt, schon damals den Plan gehabt, erst Norddeutschland zu einigen und später erst die Einigung mit Süddeutschland zu Stande zu bringen, andererseits, daß er den Franzosen niemals Versprechungen oder Hoffnungen gemacht. Auf meine Bemerkung, daß die Fabel von Biarritz schon durch die Art und Weise widerlegt sei, wie er im August 1866 und später die Entschädigungsforderungen der Franzosen zurückweisen konnte, die auch niemals sich auf Zusagen berufen hatten, bemerkte Graf Bismarck, daß er zufällig gerade in Biarritz mit dem Kaiser von keiner Politik gesprochen. Er werde mit einem Souverain ohne dessen Anlaß ein solches Gespräch nicht beginnen, und Napoleon scheine den Grundsatz gehabt zu haben, bei solchem Landaufenthalt nicht über Politik zu sprechen. Wohl aber hätte Napoleon in Paris mit ihm politische Gespräche geführt.

Er habe stets vorgesehen, daß sich die deutsche Frage nicht ohne Krieg mit Oesterreich und Frankreich ordnen lasse, und sein Bestreben sei gewesen, zu verhüten, daß man beide Kriege gleichzeitig führen müsse.

Man hätte den Krieg mit Frankreich schon bei der Luxemburger Frage beginnen können, allein damals sei schon die Rechtsfrage sehr zweifelhaft gewesen. Man habe mit Recht sagen können, daß der König von Holland durch die Auflösung des deutschen Bundes freie Verfügung über Luxemburg erhalten habe.

Bismarck dankte, daß wir in unserer Politik, trotz der abwehrenden Haltung, die zu beobachten er genöthigt gewesen, nicht gewankt, sondern festgehalten hätten.

Er erzählte, daß er seine Karlsbader Wasserkur behufs der politischen Verhandlungen und zum Kriegszuge habe unterbrechen müssen. Anfangs habe er starkes Arbeiten des Bluts verspürt und habe für seine Gesundheit gefürchtet.

Als er aber ein paar Tage im Felde gewesen, sei er vollkommen gesund geworden. Nur als es bei Metz wieder einige Tage Ruhe gegeben, sei er wieder etwas leidend geworden. Im Uebrigen habe er alle Strapazen ausgehalten, häufig von einem Stück Brod und Stück Speck, den man bei sich zu tragen pflege, einer Kost, die er sich sonst nicht habe zumuthen dürfen, gelebt. Alle nöthigen Geschäfte besorge er gern und bleibe dabei gesund; unnöthiges Geschäft aber mache ihm Aerger und Galle, schwelle ihm die Adern an, und das sei seine Krankheit.

---

29. Oktober 1870.

Heute besuchte mich der hessische Minister, der vorgestern Abend zur Vertretung Südhessens hier angekommen ist. Nun ist die Gesellschaft vollzählig.

Soeben besuchte mich Graf Bismarck. Wir haben allen Grund, mit dem Ergebnisse unserer Besprechung sehr zufrieden zu sein, wie denn die Verhandlungen mit den badischen Ministern überhaupt sehr glatt ablaufen.

Ich nahm Gelegenheit, ihm auch das Anliegen der Miß B. zu sagen und ihm, da General Burside und Sheridan abwesend, deren Brief zu übergeben. Er erbrach ihn und als er sah, daß die Handschrift sehr leserlich sei, versprach er auch, zu lesen und die Sache prüfen zu lassen. Briefe mit schlechter Handschrift lese er einfach nicht.

---

30. Oktober 1870.

Gestern erzählte Graf Bismarck: er habe nach dem Tage von Gravelotte einem der Grenadiere, deren Regiment sich so tapfer geschlagen und so große Verluste gehabt, gesagt: „Hört einmal, das kann nicht so fortgehen; ihr dürft nicht so hineingehen; wir haben nicht viele solche Bursche und dürfen nicht so viele verlieren!“ worauf der Gefragte zu Boden gesehen und nach einigem Besinnen erwidert habe: „Ja, was sollen wir machen, wenn unsere Offiziere so vorgehen? Sollen wir zurückbleiben und sie im Stiche lassen?“

Die Erstürmung von Châteaudun sei fürchterlich gewesen und es seien so schreckliche Scenen dabei vorgefallen, daß einem alten Offizier, der davon erzählte, die Thränen über die Wangen rollten. Er habe so Gräßliches noch nie gesehen.

---

31. Oktober 1870.

Heute ging ich mit Minister J. nach Grand und Petit Trianon, dem englischen Garten und dem Schweizerdorfe.

In Grand Trianon, dem geräumigen, schönen einstöckigen, hallenartigen Gebäude, ist wohl das Schönste die Marmorgruppe, welche die Mailänder Damen aus Anlaß des Kriegs und Siegs von 1859 der Kaiserin widmeten und 1862 von Vincenzo Vela gemeißelt wurde. Sie stellt das befreite Italien, eine schöne weibliche Figur, der die Fesseln von den Händen gefallen, Frankreich dankend dar. Letzteres, ein majestätisches Weib mit herabwallendem Mantel, die Krone auf dem Haupte, zieht Italien gnädig heran, seinen Dankeskuß zu empfangen. Die Wohldienerei ist so weit getrieben, daß die Züge Frankreichs der Kaiserin Eugenie (nicht einmal einer eingeborenen Fürstin) entlehnt sind.

---

3. November 1870.

Thiers kam letzten Sonntag den 30. v. M. früh hier durch nach Paris. Er besuchte unerwartet Grafen Bismarck, der ihn „noch ungewaschen" empfing. Schon Montag den 31. kehrte Thiers von Paris hierher zurück; er hatte vorgestern eine zweistündige Konferenz mit Bismarck.

Durch einen Amerikaner kamen einige Karicaturen aus Paris hierher:

Napoleon beichtet dem Papste Pio nono, er habe die Republik umgebracht, seinen Eid gebrochen, Tausende hingeschlachtet, sein Land an Preußen verkauft ꝛc. Der Papst sagt: „Horrible, mon fils! En penitence tu continueras à bien manger, bien boire et bien dormir."

Die Flucht nach Ägypten über Berlin, stellt Napoleon mit Pilgerstab und Pilgerhut vorausgehend, und die Kaiserin neben dem Esel folgend, auf dem der kaiserliche Prinz sitzt, dar.

Napoleon wichst dem Könige von Preußen die Stiefel; Letzterer befiehlt ihm, zu eilen, er wisse ja, daß er nach Paris müsse; Napoleon bittet, ihn dort wieder einzusetzen ꝛc. Viel Witz ist nicht dabei!

---

6. November 1870.

Ich hatte heute eine Konferenz bei Delbrück mit den württembergischen und hessischen Abgeordneten über den Entwurf der Verfassung des künftigen deutschen Bundes. Die bayerischen Abgeordneten, welche beschränkte Vollmachten haben und sich wahrscheinlich persönlich in München weitere Instruktionen holen müssen, hatten selbst gewünscht, daß hierdurch die Verhandlungen mit den andern süddeutschen Staaten nicht aufgegeben werden möchten.

Alles wurde geebnet, und der Zutritt Württembergs, Badens, Hessens südlich des Mains zum Norddeutschen Bunde hängt nur noch vom Abschluß der Militärkonventionen und von einem Arrangement mit Württemberg und Baden über Post- und Telegraphen-Verwaltung ab.

Um 7 Uhr begab ich mich mit den anderen Herrn in die Wohnung des Großherzogs, der mir gestern von Nanteuil aus telegraphirt hatte, daß wir ihn erwarten dürften. Der Kronprinz selbst hatte das Quartier für Se. Königliche Hoheit ausgesucht. Gegen neun Uhr kam der Großherzog mit seinem Gefolge zu Pferde, heute von Lagny aus. Noch bis spät in die Nacht hörte er unsre Berichte und Erzählungen an.

---

10. November 1870.

Thiers hatte für 25 Tage Waffenstillstand verlangt, damit Wahlen ausgeschrieben, eine konstituirende Versammlung gewählt und eine regelmäßige Regierung von dieser eingesetzt werden könne. Das ging noch Alles an; aber während und für diese Zeit sollte Paris auch für 2 400 000 Einwohner täglich verproviantirt werden; die beiderseitigen Truppen sollten stehen bleiben, wo sie standen (also z. B.

die Deutschen bei dem schon eroberten Metz), nur der Zuzug von Rekruten und Ergänzungen sollte erlaubt sein. Dadurch wäre nach den 25 Tagen, wenn die konstituirende und die künftige Regierung auf den Waffenstillstand keinen Frieden folgen ließ, in dem wieder beginnenden Kriege die Lage der Franzosen besser, die der Deutschen schlechter geworden, als im Beginn des Waffenstillstandes. Auf sofortige Verhandlung des Friedens mit Länder-Abtretung und Kriegskostenentschädigung einzugehen, war Thiers nicht ermächtigt; sein Versuch, in einer Zusammenkunft mit Jules Favre am 5. d. M. umfassendere Vollmacht zu erhalten, scheiterte; er kündigte dem Grafen Bismarck am 6. d. M. an, daß er angewiesen sei, die Verhandlungen abzubrechen und nach Tours abreise.

So ists auch gut. Wenn wir Frieden machen, ohne in Paris eingezogen zu sein, beginnt der nächste Krieg um 20 Jahre früher. Die Pariser werden sich für unüberwindlich, Paris für uneinnehmbar halten, und wenn nicht Jeder selbst einen lebendigen Deutschen in seinem Hause bewillkommt und genährt hat, die Lehre des Jahres 1870 vergessen und bald wieder leichtsinnig und übermütig in einen Krieg hineintreiben. So steht's mit Krieg und Frieden! Ohne außerordentliche Zufälle hofft man Paris nicht vor Mitte oder Ende Januar zu nehmen.

In der deutschen Frage sind seit dem 6. d. M. Württemberg, Baden und Hessen für Südhessen zum Abschluß bereit. Es sind nur noch einige Angelegenheiten zu ordnen und dann kann der Abschluß vor Ende nächster Woche erfolgen.

Man hält die Mitte September auch deshalb für den letzten Termin, weil Reichsrath und Kammer wegen Geldbewilligungen für den Krieg vor Ende November berufen werden müssen und dann auch gleichzeitig der neue Bundes-Vertrag vorgelegt werden soll.

Ich besuchte die Maler v. Werner und Bleibtreu in ihrem gemeinschaftlichen Atelier im Schlosse von Versailles. Werner malt v. Moltke mit seinem Stabe zu Pferde, links auf einer Anhöhe (bei Chatenay Antony) haltend, nach den Gefechten vom 19. d. M. die Zernirung von Paris anordnend und leitend.

Bleibtreu malt den Kronprinzen am Abend der Schlacht von Wörth in Froschweiler von den Truppen enthusiastisch begrüßt; ferner die Uebergabe des Briefes des Kaisers Napoleon an den König von Preußen vor Sedan.

Der dicht beim Atelier wohnende Konservator der Galérie de Versailles, Herr S., ein freundlicher, fein gebildeter alter Mann, führte uns dann in die Porträt-Galerie des obersten Stockwerks. Man findet dort eine Menge Original-Bilder berühmter Persönlichkeiten, von guten Künstlern nach dem Leben gemalt.

Es machte mir einen tiefen Eindruck, das Atelier der beiden deutschen Künstler in diesen Gebäuden zu finden, über denen außen im Vorhof des Schlosses mit großen Lettern geschrieben steht: „A toutes les gloires de la France."

Heute aß ein Herr O. mit uns, ehemaliger Sekretär bei der Gesandtschaft in Japan, der dort 1861 von Japanesen überfallen und schwer verwundet wurde, nun Korrespondent „der Times" ist. Er hatte eben für 500 Frcs. einen Wagen

mit 2 Pferden und Geschirr gekauft, um nach Orleans zu fahren. So können wir es bei unserer Heimreise auch machen.

---

12. November 1870.

Delbrück hatte uns heute angezeigt, daß die württembergischen Minister am Schlusse einer abgehaltenen Konferenz über die Militärkonvention erklärt hatten: sie haben schon seit einigen Tagen Andeutungen, seit heute aber die bestimmte Weisung, das Vertragswerk nicht zu unterzeichnen, ohne vorher die spezielle Ermächtigung des Königs eingeholt zu haben. Sie halten für das Kürzeste und Sicherste, morgen selbst nach Stuttgart zu reisen, hoffen in 8 Tagen zurückzukehren.

---

15. November 1870.

Um $3^1/_2$ Uhr wurde im Bundeskanzler-Amte, rue de Provenue Nr. 12, zwischen den Bevollmächtigten des Norddeutschen Bundes (Bismarck, v. Friesen, Delbrück), Badens (Jolly, v. Freydorf), Hessens (Dalwigk, Hofmann) die neue Verfassung des Deutschen Bundes unterzeichnet. Ich bemerkte Bismarck, daß wir heute den letzten Federstrich an einem Werke gethan, das ich die Ehre gehabt hatte, vor vier Jahren mit ihm zu beginnen.

Wir fuhren dann zum Könige zur Tafel. Ich sprach meine Freude über unsre Aufnahme in den Deutschen Bund und darüber aus, daß ich ihn nun als Bundes-Oberhaupt begrüßen dürfe. Der König drückte mir dankend wiederholt die Hand.

Intermezzi aus dem Jahre 1848.

Von

C. H. Biller.

(Schluß.)

V.

Albrecht hatte sich nicht getäuscht. In jener politisch so verworrenen Zeit hätte ein gelungener Erfolg vielleicht ein Ueberbieten der tumultuarischen Scenen veranlaßt. Ein mißlungener Versuch, wie dieser so eben stattgehabt, mußte gleicher Weise dahin führen, mit verstärkten Mitteln die Arbeit von neuem zu beginnen. Die Volksführer des Jahres 1848 waren eben zähe Naturen. Sie ließen sich, zumal im Angesicht der von ihnen geleiteten Massen, nicht leicht in den Hintergrund zurückdrängen. Sie wußten die Menge stets von Neuem in Fluß zu bringen, die Thätigkeit der Gegner zu überbieten, die Behörden zu ermüden.

Derjenige, der die eben geschilderten Zusammenrottungen in N. herbeigeführt hatte, kannte die zu befolgende Taktik zu gut, um nicht mit Anbruch des nächsten Tages sofort seine volle Thätigkeit zur Erneuerung des im vorigen Abend mißlungenen Ansturms zu verwenden. Er befand sich in fieberhafter Aufregung.

Man sah es seinen zuckenden Gesichtszügen, dem stechenden Blitzen seiner Augen, dem unruhigen Hin- und Herschreiten in dem kleinen Zimmer des Gasthofs, in dem er die Nacht zugebracht hatte, an, daß der Verdruß über den mißlungenen Plan noch einer tieferen Quelle entströmte, als bloß dem politischen Fanatismus. Die schwarzen Haare fielen ihm wild über die breite Stirn herab, der dunkle, lange Bart, der das Haupt sonst so malerisch umfloß, starrte formlos und ungeordnet in die Höhe; Bernard hatte die überlegene Festigkeit, durch die er sonst so sehr zu imponiren wußte und die gestern so stark erschüttert war, noch nicht wieder erlangt.

„Dieser verhaßte Mensch, rief er, den ich zu zermalmen geglaubt hatte, bringt meine Leute zum Schweigen, trotzt der Schaar, die ich gegen ihn anstürmen ließ; dieser reaktionäre Bureaukrat, dieser städtische Weichling soll Sieger bleiben über das Volk, das ihn bekämpft, Sieger über mich, der ich ihn hasse? Soll, darf ich ihm das Feld da freilassen, wo meine Interessen mich zwingen zu jener Verbindung, ohne die ich ruinirt sein würde? Emilie muß die Meine werden! sie ist der Rettungsanker, an dem mein zerrüttetes Vermögen sich anklammert. — Und Klara? — Pah! Es sind so viele unglücklich geworden, die feudalen Gelüsten zum Opfer fielen! Darf nicht auch unsereins seinen Zweck über seine Gefühle stellen? Ich habe ihr das Leben gerettet; wir sind quitt! Es ist eine alte Geschichte und wird jetzt nicht zum letztenmale neu sein.

Meine Fabriken sind mit Schulden belastet; meine Verbindlichkeiten schwellen höher und höher an. Nur eine vermögende Hand kann mich retten. Ihr Vater könnte, er müßte mich aus meinen Verlegenheiten reißen, wenn er durch die engste Bande an mich gekettet ist. Würde sonst dieser kleinliche, selbstsüchtig engherzige Mensch, dieser Hasenfuß vom Kopf bis zu den Zehen, mir sein Vermögen anvertrauen? Ich will, ich muß mir helfen. Soll ich meine Zahlungen einstellen, die Arbeiter entlassen, deren ich so nothwendig bedarf? Ich würde ein bei Seite geworfener Mann sein! Aber vor Allem muß ich mich seiner entledigen, werde daraus, was da wolle!"

Einer der Männer trat ein, die ihn am Abende vorher aus dem Klosterportal in das Freie gezogen hatten. Die Arbeiter aus den Fabriken, sagte er, seien stutzig geworden. Was ihnen der Regierungsrath gesagt, habe Eindruck auf sie gemacht. Sie fürchteten, daß die Tumulte und Ordnungsstörungen zu völliger Arbeitslosigkeit führen könnten. Die Bauern und Tagearbeiter seien auch mißmuthig; sie hätten Furcht vor der Regierung. Nur die Handwerker aus dem Orte, die im Grunde nichts wagten, wohl gewinnen, nichts verlieren könnten, seien fest geblieben. Er müsse offen sagen, der Augenblick sei nicht günstig. An die versprochene Abgabenfreiheit, die in Aussicht gestellte Landvertheilung, das freie Brennholz und die Laubstreu aus den Forsten wolle Niemand so recht glauben. Die Leute seien für große Gedanken und fern liegende Ziele nicht hinreichend vorbereitet. Sie dächten zu viel an ihr tägliches Brod, an Feld, Haus und Garten, an Weib und Kind. Es sei eben nicht das rechte Material, wie man es in den Städten habe.

Bernard wurde bei diesen Erörterungen ungeduldig, unwillig. Abgesehen von dem persönlichen Interesse, das er an dem Gelingen seiner Pläne hatte, war er nicht gewohnt, den Erfolg seiner politischen Unternehmungen auf solche Weise fehlschlagen zu sehen. Die Wirkung der Phrasen und Schlagwörter, welche damals im Munde der Volksredner gebräuchlich waren und mit denen man ein eignes Wörterbuch hätte füllen können, pflegte eine elektrisch zündende zu sein. Sollte sie hier ausbleiben, wo er es mit bloßen Leuten vom Lande zu thun hatte?

„Hat sich der Regierungsrath schon sehen lassen?“ fragte er den Andern.

„Nein,“ antwortete dieser, „Niemand hat ihn gesehen. Auf dem Amte geht alles seinen Gang, als ob nichts geschehen wäre.“

„Und die Bürgerwehr?“

„Der Commandeur ist fort auf das Land gefahren und will erst morgen zurückkommen. Er hat keine Weisungen und Befehle zurückgelassen.“

„Gut! so suchen Sie gegen Abend alle Leute, deren Sie habhaft werden können, in der Kastanien-Allee zu versammeln. Ich will dort zu ihnen reden. Lassen Sie es vorher an Bier und Branntwein nicht fehlen. Vorwärts an's Werk.“

Der Tag verlief. Gegen Abend sammelte sich in der schattigen Kastanien-Allee, welche in die Klostergebäude führte, in der That eine zahlreiche Menschenmenge. Fabrikarbeiter, Landleute, Tagelöhner, Handwerker von nah und fern hatten sich eingefunden, nachdem sie vorher in der großen Schenkstube des Krugs dem reichlich vorhandenen Bier und Branntwein zugesprochen hatten, für den fremde Personen zahlten. Die Köpfe glühten und die Augen funkelten, als die Gruppen sich nach und nach zu dunkleren Massen zusammenzogen, die eine, durch einen rohen Tisch eingerichtete Tribüne umdrängten. Lautes Toben und wilde Reden zeigten, daß die Stimmung sich seit dem Morgen wieder gehoben hatte.

Aus dem Amte ließ sich Niemand blicken. Das Verbot politischer Versammlungen im Freien ohne polizeiliche Genehmigung bestand noch nicht. Der Domainenrath, ein im Amtsbezirk persönlich beliebter und geachteter Mann, ging mit seiner Familie auf dem Altan ruhig auf und ab und sah die Menschenhaufen sich drängen, ohne daß er irgend welche Kenntniß davon zu nehmen schien. Was Bernard beunruhigte, war, daß der Regierungsrath etwa geneigt sein könnte, auch seinerseits die Rednerbühne zu besteigen und daß es zum zweitenmale seiner Gewandtheit gelingen könne, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen. Er hatte daher Vorsorge getroffen, daß bei dessen etwaigem Erscheinen ein Tumult sich erheben, daß er verhindert werden solle, die Tribüne zu besteigen, daß man ihn aber in keinem Falle zu Worte kommen lassen dürfe. Bernard selbst wollte die Anwesenden erhitzen, sie dann in Massen auf das Amt führen und dort die Erfüllung der „Forderungen des Volks“ verlangen. Er hoffte, daß seine vertrauten Leute es zu Angriffen nicht bloß auf das Königliche Amt und die nahe belegenen, von der Regierung verpachteten Vorwerke bringen würden, sondern daß er sie auch auf den verhaßten Regierungsrath werde hetzen können, dessen er sich auf eine oder die andere Art entledigen wollte.

Dieser Plan war gut berechnet und hatte bei der jammervollen Haltung

der Bürgerwehr und dem Mangel jeder öffentlichen Macht, welche den Tumultuanten die Spitze hätte bieten können, die Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich.

Als Bernard unter den bereits in hinreichender Aufregung harrenden Gruppen erschien, flammte sein Auge in wilder Gluth und die Gewißheit des nahen Sieges gab der hohen, düsterblickenden Gestalt etwas unheimlich Dämonisches.

Unter lautlosem Schweigen betrat er die Tribüne.

„Lieben Freunde und Brüder, Männer der Arbeit!" redete er sie an. Ihr habt euch um mich versammelt, um Worte ernster Art von mir zu vernehmen. Wir, von denen ihr Arbeit und Nahrung erhaltet, die wir mit euch gemeinsam dieselben Bahnen wandeln, mit euch im Schweiße unsres Angesichts unsre Hände mit Schwielen bedecken, keine anderen Interessen haben und haben können als die eurigen, wir vermögen für euch nicht zu handeln, wie wir es gern möchten. Nein, wir sind unfrei, sind gleich euch vou Feinden umgeben, von Feinden, deren Macht groß ist, deren Zahl Legion heißt. Es sind Feinde, die uns und euch bedrohen, die nicht ruhen und nicht rasten werden, bis sie euch, die armen Arbeiter, in das Elend getrieben haben. Uns aber, die wir mit Gut und Blut zu euch halten, deren Geschicke mit den eurigen unzertrennlich verbunden sind, wollen sie vernichten.

Und wer sind diese Feinde? Jene sind es, die euch stets die schmalen Bissen zugeworfen haben; es sind die Heuchler und Scheinheiligen mit ihren falschen Propheten, die euch so gern die Hölle mit ihren Schrecknissen entgegenhalten, damit ihr unter dem Druck eurer beängsteten Seele euch ihren Räuberklauen schutzlos preisgebt. Es ist jene feigherzige Schaar von Beamten, die gewohnt ist, sich von dem Herzblut des Volkes vollzusaugen, und die auch ferner mit diesem sich mästen möchte. Alle die sind es, die nach Ruhe um jeden Preis schreien, um in sicherer Heimlichkeit den Schweiß des Arbeiters zu verprassen, welche, während die Thränen hülfloser Armen ungetrocknet fließen, deren Seufzer umsonst zum Himmel emporgeschickt werden, in rohem Schwelgen am Ueberflusse ersticken, die jede Regung menschlicher Gefühle mit eherner Ferse zertreten. Ausgerüstet mit den Waffen der schamlosesten Reaktion fordern sie Opfer um Opfer. Eure Arbeitskraft, euer Verdienst, eure Weiber, die Ehre eurer Töchter, das Herzblut eurer Kinder fordern und nehmen sie. Wollt ihr ihnen dies Alles geben? Dies wenige geben, was euch gehört? Wollt ihr die unwürdigen Ketten ferner tragen, die ihr bisher geschleppt habt? Seid ihr nicht frei? Seid ihr nicht stark? Vermögt ihr nicht selbst über euch und eure Kräfte, euren Verdienst zu verfügen? Seid ihr es nicht, in denen die Macht des Staats, die Intelligenz des Volks ihre Wurzel hat?

Männer der Arbeit! Ihr kennt unsern Wahlspruch; er heißt: Alles für das Volk, Alles durch das Volk!

Und was wollen, was fordern wir für euch? Merket wohl auf!

Wir fordern Aufklärung des Volks, Gewissensfreiheit, Wahrung seiner heiligsten Anrechte an Glück und Zufriedenheit; wir fordern Besitz für alle, auch für den Aermsten; wir verlangen gleiche Rechte, gleiche Pflichten, dasselbe Gesetz für Reiche und Arme, für Vornehme und Niedriggeborene. Mit einem Worte, wir verlangen Freiheit. Fort mit dem Adel, fort mit den Tyrannen und ihren Knechten,

fort mit der blutigen Soldateska, die am 18. März unsre Brüder gemordet hat, fort mit dem feigen Bürgerthum, fort mit der Bureaukratie und den Beamten!

Unser Wille ist es, euch zur Freiheit und durch die Freiheit zu Wohlstand und Reichthum zu führen.

Seht, Brüder, darum dieser Haß, diese unversöhnliche Feindschaft gegen euch, gegen uns, diese Feindschaft, die euch das Stück mühsam erarbeiteten Brot's mißgönnt. Ja wahrlich, unsre Wege und Gedanken, unsre Ziele sind nicht die unserer Feinde, können es nun und nimmer sein. Verdummen wollen sie euch, knechten, eure Weiber und Kinder zu ihren nichtswürdigen Zwecken schändlich mißbrauchen. Wollt ihr es dulden, Männer der Arbeit, die ihr den Boden baut, der uns alle nährt, die ihr schafft, was Kunstfleiß und menschliche Thätigkeit zu schaffen vermögen, wollt ihr es dulden, daß man euch in eurem Elend, in eurer Armuth, in eurer Niedrigkeit erhalte?

Euer ist das Recht, Euer sind jene Reichthümer und Schätze, die eure Feinde seit Jahrhunderten aufgespeichert, die jene feigen Geldsäcke der Börse aus eurem Herzblut zusammengescharrt haben. Euch allein ziemt es, darüber zu bestimmen. Ihr zählt nach Millionen, während jene nur nach Hunderten zählen. Ihr habt gestern Land verlangt, um euer tägliches Brod zu gewinnen für eure hungernden Kinder, Abgabenfreiheit, um nicht der stets wachsenden Geldgier der Königlichen Häscher zu verfallen. Ihr habt Holz für den Winter begehrt, um in Eurer Blöße euch und eure frierende Familie erwärmen zu können. War, was ihr gefordert, nicht gerecht und dazu bescheiden? Was war die Antwort, die man euch gab? Steine habt ihr empfangen statt Brod!

Freunde, Brüder, Männer der Arbeit! die Zeit ist gekommen, da ihr nicht mehr zu bitten habt. Unsere Mitmenschen erfüllen nicht die Gebote des Herrn! Sie geben von ihrem Ueberfluß nichts ab. Wer zwei Röcke hat, behält sie für sich, und wer mit lügnerischem Munde tausende von Thalern als sein Eigenthum bezeichnet, versteckt sie, um nicht mit euch theilen zu müssen. Hört es, Freunde! Noch hat die Nationalversammlung, deren linke Seite die Souverainität des Volks repräsentirt, in ihren Grundrechten das Eigenthum nicht als unverletzlich bezeichnet. Noch seid ihr frei, zu handeln wie ihr es für nöthig haltet. Nur ein kühner Griff kann euch helfen, und ihr selbst könnt entscheiden über das, was euer sein soll und was nicht.

Seht, Brüder, die Sonne senkt sich dort in blutrothen Nebel gehüllt gegen den Horizont herab, ein ganzer Tag ist verflossen und noch immer harrt ihr der Antwort, die euch zu Besitzenden machen, eure Weiber und Kinder nähren, kleiden, wärmen soll. Warum schweigt Alles, da die Regierung, von der euch noch immer euer rechtmäßiger Antheil verweigert wird, doch eines ihrer Mitglieder hergesandt hat, um eure Forderungen kennen zu lernen, sie zu befriedigen. Was hat er für euch gethan? Nichts! So müssen wir selbst handeln! Denn, hört es, ihr Männer der Arbeit, was ihr verlangt, was ihr fordert, das muß euch werden, mag jener engherzige Bureaukrat, jener Elende, der uns alle ebensosehr haßt als fürchtet, noch so sehr sich sträuben. Seht Ihr es nicht? Er, der gestern Abend so groß sprechen

konnte, versteckt sich heute vor Euch. Mag er noch so sehr Euch und den Euren das Glück mißgönnen, das Ihr so sehr verdient habt, er muß sich auch stellen. Die Zeiten sind vorbei, wo, wie einer unsrer edelsten Führer in heiligem Zorne ausgerufen hat, man Jagd auf das Volk machte, das man damals Pöbel nannte! In den Märztagen hat dieser gejagte Edelhirsch sich umgewendet und mit seinen Geweihen seine Gegner zerstampft und zertreten, daß sie blutend am Boden lagen.

Kennt Ihr Eure Macht, Eure Kraft?

Ich sage es Euch, Eure Forderungen werden erfüllt werden, wenn jener nur Euren ernsten Willen erkennt. Brüder, Freunde, laßt uns ruhig und fest ihm entgegentreten, ihm in klaren Worten sagen, was ihr nöthigenfalls zu erzwingen gesonnen seid. Laßt uns jede Ausflucht, jede Ausrede verwerfen. Die Tücke und List eurer Feinde ist groß. Zeigen wir ihnen den unerschütterlichen Ernst unseres Willens, zeigen wir ihnen, daß die Macht in unsern Händen ist, daß wir nicht kommen, um Gnade und Gunst zu erbetteln, sondern daß das Volk in seiner Größe und souverainen Macht gebietet und Gehorsam fordert.

Wollt Ihr mir folgen? Wollt Ihr handeln wie ich es Euch gerathen habe? Wohlan, Freunde, laßt uns unverbrüchlich zusammenhalten und gedenkt jenes alten Spruchs, der in jedem Herzen mit blutrothen Lettern eingeschrieben sein sollte:

Was schiert uns Elend, schiert uns Noth?
Wir wollen Freiheit oder Tod!"

Während dieser, von häufigen Zeichen der Zustimmung begleiteten Rede hatte sich die schon vorher so sehr erhitzte Stimmung der umstehenden Menge in der lebhaftesten Weise gesteigert. Tobender Beifall unterbrach den Redner an den Hauptstellen, und als er mit weithin tönender, mächtiger Stimme die letzten Worte über die dunkel wogende Menschenmasse hin hatte erschallen lassen, da rollte es wie dumpfer Donner durch die dicht gedrängten Gruppen, da hoben sich tausende von nervigen Armen hoch empor, da wehten die Haare wild umher im Abendwinde um die entblößten glühenden Häupter und wie aus einem Munde erscholl es ihm als Antwort zurück, mit lautem Ruf:

„Wir wollen Freiheit oder Tod!"

Wer nicht in jenen Tagen der politischen Gährung solchen Scenen, wie die beschriebene, beigewohnt hat, der wird sich schwerlich einen Begriff von der stürmisch wilden Erregung machen können, welche sich der schon an sich aufgeregten Menge bemächtigt hatte. Als der Redner die Tribüne verließ und einer der Arbeiter dieselbe besteigen wollte, um auch seinerseits zu seinen Genossen zu sprechen, da scholl ihm von allen Seiten der wilde Ruf entgegen: „Auf das Amt! Nieder mit dem Verräther!" Und gleichzeitig wendete sich der brausende Strom dem Portale des Klosters zu, das weit geöffnet in der hereinbrechenden Abenddämmerung die Kommenden zu erwarten schien. Voran ging Bernard, den Hut als Erkennungszeichen hoch in der Hand schwingend. Hinter ihm her wogte es wild stürmend durcheinander. Da lag wiederum, wie durch Zufall dahingeworfen, ein großer Haufen spitziger Steine, der unter den Griffen der vorüberziehenden Menge wie durch einen Zauber verschwand. Schon waren die ersten Männer dem Thore gegenüber ange-

kommen; Bernard wandte sich noch einmal zurück, um einen Blick der Zufriedenheit auf die ihm folgende Masse zu werfen, die hinter ihm in schwarzen Wogen daherstürmte, schon quoll diese aus der breiten Allee hervor, um sich in das Innere des alten Klosters zu ergießen, schon schlossen sich die vorderen Reihen zu energischem Angriff bereit fester aneinander, die Steine krampfhaft in der Hand haltend, mit denen sie ihren Forderungen eine möglichst sichere Grundlage zu geben gedachten, schon tönte das wilde: „Hurrah! Vorwärts! Freiheit oder Tod!" aus Hundert Kehlen drohend zu dem Altan herauf, als plötzlich ein unerwarteter und in dieser abgelegenen Gegend seltner Ton aus der Säulenhalle unter dem Portale hervordringend mit scharfem Laute den Lärm und das Toben der Anstürmenden durchschnitt.

Es war der schnell wirbelnde Ton einer Militairtrommel, der den wilden Führer und die ihm folgende Schaar stutzen machte, so daß sie in ihrem Vordringen einen Augenblick innehielten und gegen die Nachfolgenden zurückprallten. Noch hatte Bernard nicht die Zeit gehabt, des widrigen Eindrucks Herr zu werden, als bereits unter dem Portale die blitzenden Helme und die spitzen Bajonette eines starken Militair-Pikets sichtbar wurden, das aus dem Klosterhofe hervorrückend das Thor besetzte. Zu spät stürzte er mit den ihn umgebenden Männern gegen das Thor hin, um einzudringen, ehe dasselbe abgesperrt war. Noch bevor er es erreicht hatte, war ein Zug Infanterie vor demselben aufmarschiert. Unter dem Altan aber und im Klosterhofe starrte es von Pickelhauben und Gewehren, und wie Bernard seinen Blick rechts ab am Teich entlang gleiten ließ, da sah er auch dort in der Ferne die verhaßte Soldateska in festgegliederten Reihen Stellung nehmen. Wäre sein Blick auf das schlangenummwundene Haupt der Medusa gefallen, er hätte nicht mehr versteinert und starr dastehen können, als dies hier der Fall war. Kaum traute er seinen Augen. Wie kam diese Militairmacht hierher. Wer hatte sie hergeführt? Was wollte sie hier? War sie dazu bestimmt, seine Pläne zu durchkreuzen? Stumm hinter ihm stand die noch vor einem Augenblick wild dahertobende Menge; unbemerkbar waren alle einige Schritte zurückgewichen. Ein Augenblick umheimlicher Ruhe trat ein, nur durch das laute Commando: „Gewehr ab!" unterbrochen. Bernard suchte sich zu fassen.

„Darf ich bitten," so redete er den Hauptmann vor der Front des Zuges an," mir und meinen Freunden den Weg auf das Amt nicht zu versperren?"

„Ich bedaure," antwortete der Offizier in artigem Tone," dazu nicht ermächtigt zu sein."

„Sie werden uns nicht hindern wollen, fuhr Bernard fort, in sehr dringenden Geschäften auf das Amt zu gehen."

„Ich bedaure, lautete die Antwort, wenn Ihre Geschäfte dringend sind. Das Amt ist geschlossen. Sie werden sich schon bis morgen gedulden müssen und dann vielleicht in weniger zahlreicher Begleitung wiederkommen."

Der höfliche Ton des Hauptmanns begann den Fabrikbesitzer zu verdrießen.

„Ich finde es sehr auffallend, wenn der friedliche Bürger auf solche Art in seinen Geschäften gestört, in seiner persönlichen Freiheit beschränkt wird. Ich

protestire gegen diese gesetzwidrige Willkür, gegen diese Vergewaltigung unserer Rechte durch Militairgewalt. Ich ersuche Sie, uns sofort freie Bahn zu machen."

„Ich bedaure, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können," war die kurze Antwort.

Zähneknirschend wandte sich Bernard um. Sollte er der militairischen Macht Trotz bieten? Sollte er sich mit den Seinigen durch die Bajonette hindurch den Weg in das Innere des Klosterhofes erzwingen? Die Vorgänge in der Hauptstadt hätten einen solchen Gedanken wohl als berechtigt erscheinen lassen können; aber wenn ihm dies gelang, würde er auf dem Amte nicht seinen Gegner unter dem Schutze der bewaffneten Macht finden? Würde er überhaupt, so lange das Militair da war, seinen eigentlichen Zwecken näher treten können?

Er überlegte schwankend, was er thun sollte und war im Begriff, seine Niederlage vor seinen Leuten durch eine hochklingende Phrase zu verdecken. Aber die aufgeregte Masse war anderen Sinnes. Erhitzt durch die Getränke, berauscht durch die Vorstellung von Ansprüchen und Rechten, die sie nicht besaßen, ihre eigne Kraft weithin überschätzend, vielleicht auch in der Meinung, daß das Militair kein Recht habe einzuschreiten, drängten sie mit wüstem Geheul vorwärts und zogen den großen Haufen nach sich. Sowie dieser wieder in Bewegung und Fluß kam, verkündete wildes Schreien, daß die Menge sich zum Ansturm bereit mache. Steine flogen gegen die Soldaten, Flüche und Verwünschungen wurden in der Nähe hörbar und die Stimme des Hauptmanns, der zu beruhigen suchte, verklang in dem Lärmen. Die Trommel wirbelte, ein kräftiger Ruf forderte die Anwesenden auf zurückzugehen. Lauter wurde das Toben und Geheul. Ein zweiter Wirbel und ein dritter folgten schnell aufeinander und schon erscholl das Kommando an die Mannschaft, die wüthende Menge mit der Waffe zu zerstreuen, als plötzlich Bernard, der unter den Vordersten sich befand, sich von einer starken Hand gefaßt und in die Mitte der Soldaten gezogen fühlte. Als er aufsah, stand er Albrecht gegenüber. —

„Sie also sind es, der diese Rotte geführt hat? Ich hätte in der That nicht geglaubt, Ihnen hier begegnen zu sollen. Ich meinte, daß Sie Ihre große Politik in den Straßen und Clubs der Hauptstadt trieben und daß die kleinlichen Interessen der Landbevölkerung Ihrem hohen Streben zu ferne lägen."

Bestürzt und verwirrt hatte Bernard seinen Arm der Hand zu entwinden gesucht, die ihn wie eine eiserne Klammer umspannte. Dem verhaßten Gegner persönlich gegenüberzutreten, hatte nicht in seiner Absicht gelegen. Noch unbequemer war ihm dieses Zusammentreffen unter den Augen der Soldaten, die sich so eben mit einer energischen Entwickelung ihrer Kräfte vor dem Andrange der Haufen Luft gemacht hatten.

„Wo ist Herr Bernard!" rief es aus der Masse heraus. „Herr Bernard! Herr Bernard!"

„Sie sehen, antwortete er kurz, ich werde vermißt. Lassen Sie mich, ich muß meine Leute beruhigen."

„Wenn Sie das wollten, dann hätten Sie die Menge nicht erst hierher-

führen sollen," rief ihm Albrecht verächtlich zu. „Sie sind nicht der Mann, vor dem man zu zittern nöthig hat. Hüten Sie sich mir wieder zu begegnen. Ich verachte Sie zu sehr, als daß ich Sie hier festhalten sollte."

Er ließ den Arm seines Gegners los, und in demselben Augenblick war der, noch kurz vorher seines Sieges so gewisse Volksführer in dem umstürmenden Haufen verschwunden.

Und wieder säuberte das Militair den Platz; aber der Andrängenden, die keinen Führer mehr hatten, waren weniger geworden. Die Handwerker aus dem Orte, die vor der Tribüne am wildesten ihr „Freiheit oder Tod!" angestimmt hatten, waren schon bei dem ersten unvermutheten Anblick der Bajonette in ihre friedlichen Wohnungen zurückgekehrt, hoch schwörend, daß, wenn das Militair nicht am nächsten Tage den Ort verlassen sollte, sie zu ernstlicher Vertreibung schreiten würden. Die Landleute hatten überhaupt auf Widerstand nicht gerechnet. Sie zogen sich in die fernen Theile der Allee zurück, berathschlagend, was unter den veränderten Verhältnissen zu thun sei. Nur die Fabrikarbeiter waren auf dem Platze geblieben und hätten es wohl auf ein Handgemenge mit dem Militair ankommen lassen, wenn in dem entscheidenden Augenblick ihr Führer sie dahin geleitet hätte. Dieser aber war verschwunden und so wurde bald genug ihre Stimmung matter und matter.

Auf ihren Ruf hatte er nicht geantwortet. Kein Loosungswort erscholl, kein Kommando, das sie vorwärts triebe, wurde hörbar. So blieb bald das Militair vor dem Klosterportale unbelästigt und die Gruppen, die in immer weitere Entfernung zurückwichen, kehrten zu neuen Angriffen nicht zurück.

Bernard erwartete in dem äußersten Winkel der Allee vor Wuth schnaubend seine Gehülfen. Er gab ihnen die Anweisung, weitere Versuche fürerst zu unterlassen. Seine Hoffnungen waren so gut wie vernichtet. Es galt jetzt durch eilende Bewerbung seinem Gegner in Berlin zuvorzukommen. Er berechnete sich, daß Albrecht noch längere Zeit in N. werde verbleiben müssen und hoffte, dort das Feld frei zu finden. Er reiste daher in derselben Nacht nach Berlin zurück.

VI.

In dem Hause des Hofraths war es inzwischen stiller wie je hergegangen. In der That hatte sich am Abend nach Albrecht's Scheiden eine häusliche Scene zwischen den beiden Eheleuten abgespielt, in welcher der Hofrath merkwürdigerweise eine von seiner Gattin nicht erwartete Festigkeit gezeigt und sich, als er die Unermüdlichkeit derselben in ihren Angriffen auf seinen Freund Bernard bemerkt, grollend in sein Bett zurückgezogen hatte, von wo aus er ihren energischen Interpellationen den passiven Widerstand des Schweigens entgegensetzte. Seitdem war die Sache nicht wieder besprochen worden. Die Kriegsbereitschaft aber dauerte fort. Man beschränkte sich freilich auf gegenseitiges Beobachten, unter dem die arme Emilie je länger je mehr zu leiden hatte, zumal Clara, deren muntere Lebendigkeit die in dem Hause herrschende Mißstimmung hätte mildern können, unerwarteter Weise und ohne sich durch Gegenvorstellungen abhalten zu lassen, zu ihren Eltern zurückgekehrt war.

Von Albrecht hatte Emilie nichts weiter vernommen. Er hatte es vermieden, zu schreiben, um dem Hofrath nicht zu weiteren Ausbrüchen seiner bösen Laune gegen ihn Veranlassung zu geben. Bernard dagegen, der zur großen Befriedigung der Frauen einige Zeit hindurch nicht erschienen war, war nach und nach der tägliche Gast bei ihnen geworden. So wenig er es vermochte, der Tochter des Hauses das geringste Zeichen von Interesse abzugewinnen, so sehr die Hofräthin sich bemühte, ihm stets dasselbe eiskalte Gesicht zu zeigen, so wurde er doch von einem Tage zum anderen dreister und vertraulicher und fing an, eine gewisse Sicherheit und Ueberlegenheit in häuslichen Dingen und selbst in Familienfragen zu entwickeln, die ihn vorläufig sehr wenig angingen. Der Zustimmung des Hausherrn war er stets sicher, und wenn er auch oft genug bei den Frauen einem festen Widerstande begegnete, so setzte ihn dies doch nicht im Mindesten in Verlegenheit. Es schien vielmehr, als beruhe sein ganzes Wesen auf Verabredung mit seinem Freunde, dem Hofrath.

So waren mehrere Wochen vergangen. Die politische Gährung in der Hauptstadt Preußens wie in dem übrigen Europa dauerte inzwischen fort, hob und senkte sich der Meereswelle gleich, wie die entfesselte Wuth der Parteileidenschaften es eben mit sich brachte. Die Auflösung der staatlichen Verhältnisse und der Fortschritt zur wirklichen Anarchie hatten riesenhafte Ausdehnung gewonnen.

So war der Herbst herangekommen. Von jener unblutigen Revolution dieses merkwürdigen Jahres an, welche sich in Kopenhagen abgespielt und die fast gleichzeitig mit den Lola Montez-Wirren zu München unscheinbar genug den lauten und verderblichen Reigen der Wechselfälle des „tollen Jahres" eröffnet hatte, hatte sich der neu ausbrechende Streit Dänemarks mit den Herzogthümern Schleswig und Holstein entwickelt. Seitdem war eine Kette der merkwürdigsten Ereignisse in ununterbrochener Folge über die erstaunte und überraschte Welt dahin geschritten. Der Entthronung des klugen Bürgerkönigs Louis Philipp war die sociale Republik in Frankreich gefolgt. Die immer wilder aufbrausenden Märzstürme in Deutschland, die Flucht Metternichs und der Kampf zu Wien, die Revolution in Berlin, die Bewegungen in Venedig und Mailand, König Ludwigs Abdankung, der Krieg in Schleswig-Holstein, die Struwe-Heckersche Republik in Baden, Alles hatte in wildem Drängen hin- und hergewogt. Die Throne schwankten und die Völker erbebten. Und höher und höher schwellend war die deutsche Bewegung angewachsen. Das Parlament in Frankfurt und der blutige Kampf im Preußischen Polen, die Juni-Schlacht in Paris mit ihren Tausenden von Opfern, ihren Strömen von Blut und dem Ende der Dictatur-Cavaignac's, der Kampf in der Lombardei und Radetzky's Siege über das freisinnige Italien unter der Führung der savoyischen Fürsten, das Bombardement von Prag, der Zeughaussturm in Berlin, die Erhebung des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser in Deutschland, der Septemberkampf in Frankfurt und die Ermordung Auerswalds und Lychnowsky's, endlich die Vorgänge in Wien, die grauenvolle Ermordung des Kriegsministers Latour, die Flucht Kaiser Ferdinands nach Olmütz und die Einschließung der Hauptstadt Oesterreichs durch Jellachich und Windischgrätz, alle diese weithin-

greifenden Ereignisse mit ihren Wurzeln, Zusammenhängen und Folgen hatten sich in die kurze Zeit von einigen Monaten zusammengedrängt. Welche Zeitepoche hätte eine ähnliche Fülle von großen und kleinen Begebenheiten in so knapp gemessener Zeit vorzuweisen gehabt? In welcher Zeit wären so viel große edle und schöne Gedanken und Thaten und zugleich so viel Gemeinheit, Bosheit und Tücke durch den stürmenden Kampf der aufgeregten menschlichen Gemüther hindurchgetrieben worden? In welchem anderen Abschnitte der Geschichte wären so viel Männer von hohem Geiste und starkem Willen und so von dem reinsten Patriotismus erfüllt mit so vielen und unedlen Gestalten auf der Höhe der Bewegung erschienen und wieder verschwunden? Aber der Gipfelpunkt war, mindestens in Preußen, noch nicht erreicht, von dem aus der rückläufige Gang der politischen Ueberstürzung hätte beginnen können.

Zwar hatte die Nationalversammlung Preußens in ihrer Ueberhebung dem Könige, den ein frecher Redner als den Inhaber einer bankerotten Firma zu bezeichnen gewagt hatte, das Prädikat „von Gottes Gnaden" abgesprochen und hielt die Beendigung des Verfassungswerks, für das sie zusammenberufen und verantwortlich war, von einem Monat zum anderen hin. Zwar war die Pöbelherrschaft in den Straßen bereits dahin ausgeartet, daß rohe Haufen mit rothen Fahnen vor dem Hause der Nationalversammlung in eklem Zuge das vor dieser erlassene, vom König genehmigte Bürgerwehrgesetz zu verbrennen gewagt hatten, zwar hatte das Uebermaaß der Frechheit gegen die Bürgerwehr bereits zu blutigen Conflicten mit dieser geführt und die politische Zerrissenheit und Unfähigkeit dieser bewaffneten Macht der Hauptstadt in elendester Weise geoffenbart, zwar war das damalige Ministerium Pfuel ein Ministerium von Schwäche und schwankender Energielosigkeit. Dennoch war das Aeußerste noch nicht erreicht, wodurch das Einschreiten der um Berlin herum in großen Massen cantonirenden Truppen hätte bedingt werden können.

Wohl hatte General Wrangel durch seinen Armeebefehl vom 17. September und durch seine Ansprache an die Bürgerwehr-Offiziere von Berlin nach der Parade des 19. in nicht mißzuverstehenden Andeutungen darauf hingewiesen, daß auch der Anarchie in der Hauptstadt ihr Quousque tandem zugerufen werden könne.

Aber wer wäre unter den Volksführern jener Zeit klar blickend genug gewesen, um die nothwendigen Folgen der bestehenden Pöbelwirthschaft richtig würdigen zu können.

Die letztere beherrschte Berlin nach wie vor.

Bernard war jetzt wie nach dem Zeughaussturm einer der ersten Führer der Bewegung. Dennoch schien ihn das Selbstgefühl und jene Ueberhebung, die ihn in den ersten Monaten seines politischen Glanzes vor vielen seiner Genossen so sehr ausgezeichnet hatte, verlassen zu haben. Er war oft nachdenklich, besuchte die Bürgerwehr-Versammlungen, Clubs und Volksvereine nicht mit der sonst gewöhnten Regelmäßigkeit, und seine Reden waren seltener, kürzer und weniger schlagend geworden. Selbst am demokratisch-republikanischen Congreß, der im October in Berlin zusammengetreten war, um die heillose Verwirrung der Gemüther womöglich noch zu steigern, hatte er sich nur wenig betheiligt, wie sehr er auch

im innersten Herzen den republikanischen Grundsätzen zugethan sein mochte, welche in dieser ehrenwerthen Gesellschaft ihren Ausdruck fanden. Wenn er über seine Zurückhaltung befragt wurde, antwortete er, daß die steigende Reaction ihn erschrecke und er fürchte, daß die März-Errungenschaften in Frage gestellt werden möchten.

Inzwischen hatte ein Ministerium dem anderen Platz gemacht. An Angriffen „des Volks" auf die Ministerial-Hotels und an Attentaten auf die Deputirten der Nationalversammlung, sowie an Straßen-Excessen jeder Art hatte es nicht gefehlt. Die Straßenclubs verhandelten nach wie vor an allen Ecken, die Flugblätter und Plakate häuften sich, während die Nationalversammlung das Jagdgesetz votirte und einen Abschnitt der Verfassung nach dem anderen auf „breitester Grundlage" feststellte, ohne eigentlich von der Stelle zu kommen. Aber auch der Hofrath war nachdenklich geworden. Oft sah man ihn mit seinem Freunde in tiefem Gespräch in den Alleen und Gängen des Thiergartens hin- und hergehen, oft den Weg zu diesem oder jenem Bankier nehmen. Seine Laune im Hause war geradezu unerträglich geworden, und wenn ihm darüber Vorhaltungen gemacht wurden, dann rief er mit wehmüthigem Zorne, daß die heiligen Rechte des Volks nicht geachtet, dessen Souveränetät nicht anerkannt werde, daß die Reaktion im Dunkeln schleiche und wühle und daß der Staatsdienst, der ihn hindre, sich der Sache des Volks ganz hinzugeben, ihm eine Last sei!

Wiederum saß an einem schönen Oktober-Abend die Familie des Hofraths in dem bekannten Zimmer der Leipzigerstraße. Wiederum harrte Wilhelm sehnsüchtig des Abendessens und dachte so wenig als möglich an seine Schularbeiten. Mutter und Tochter saßen mit ihrer Arbeit an ihren gewohnten Plätzen und der Hofrath blätterte in den Zeitungen. Seine Besorgniß vor dem drohenden Pöbelhaufen hatte sich im Laufe der Zeit einigermaßen gelegt. Unter dem Schutze seines Freundes fühlte er sich sicher. Er hoffte, daß sein Ruf als Volksmann jetzt feststehe. Dennoch war er unruhig und in seinen Mienen zeigte sich eine gewisse Besorgniß vor der nächsten Zukunft. Schweigend saß die Familie da bei dem gedämpften Lichte, das die große Sinumbralampe durch das Zimmer verbreitete.

Endlich kündigte ein langsames Räuspern an, daß der Hofrath das Wort zu ergreifen die Absicht habe.

„Wenn wir auf dem Lande leben werden," sagte er mit etwas unsicherem Ausdruck der Stimme, „dann wird es mit dem Thee oft bedenklich aussehen. Man kann dort nicht immer alles haben."

„Auf dem Lande?" fragte die Hofräthin erstaunt. „Wie sollen wir denn auf das Land kommen? Wir haben ja heut' den letzten Oktober!"

„Es könnte sich vielleicht ereignen," erwiderte der Gatte, der seiner Perücke eine energische Haltung zu geben versuchte, „daß wir den Winter dort zuzubringen hätten!"

„Du sprichst in Räthseln!" erwiderte die Hofräthin. „Willst Du jetzt Urlaub nehmen?"

„Urlaub?" rief der Hofrath, und der Ausdruck seiner Züge war der einer

stolzen Hoheit. „Urlaub? Wenn man den Abschied nimmt, bedarf man des Urlaubs nicht mehr.“

„Den Abschied?“ wiederholte die Hofräthin. Und mit langsamer Würde, wie sie nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten zu thun pflegte, erhob sie sich, trat einen Schritt gegen ihren Gatten heran und sah diesem in das verlegen zuckende Gesicht, aus welchem der Ausdruck der Hoheit wieder verschwunden war. „Den Abschied? Ich dächte,“ fuhr sie fort, „Du befändest Dich recht wohl und könntest Deinen Dienst noch recht lange versehen.“

„Ich könnte wohl,“ erwiderte der Gatte, „aber ich will nicht. Ich habe es satt, Fürstendiener zu sein, und die bureaukratische Volksbedrückung, an der Theil zu nehmen mein Dienst mich zwingt, sagt mir nicht mehr zu. Wenn Alles frei ist, will ich auch nicht länger Sklave der Schreiberei und des alten Zopfsystems sein. Ich will endlich Herr meiner selbst und meiner Handlungen werden. Ich will den Staatsdienst daran geben und auf das Land ziehen, um dort als ein freier Mann zu leben.“

„Und ich glaube,“ antwortete ihm die Gattin auf diese lange und wohlgesetzte Rede mit überwältigender Ruhe, „Du bist nicht recht bei Sinnen. Wie viel Pension wirst Du denn bekommen?“

Unruhig drehte sich der Hofrath auf seinem Sessel hin und her, als er antwortete:

„Wer den Abschied nimmt, bloß um aus dem Staatsdienst zu scheiden und ohne krank zu sein, bekommt keine Pension.“

„Keine Pension? Nach 35 Dienstjahren? Und Dein schönes Gehalt willst Du ganz und gar verlieren?“

„Der Schweiß der Arbeit, die Thränen und Seufzer des Volkes kleben daran. Ich kann es mit gutem Gewissen und mit freier Ueberzeugung nicht mehr annehmen!“

„Den Unsinn hat Dir dieser Bernard in den Kopf gesetzt! Wohin willst Du denn auf das Land ziehen?“

Der Hofrath erhob sich mit Würde. Er suchte nach den geeigneten Ausdrücken, um ein großes Wort, das ihm offenbar lange auf der Seele gelegen, von Stapel zu lassen. Ein lange gefürchteter Augenblick war eingetreten.

„Wir ziehen,“ sprach er, indem er seiner Stimmenwürde den Ausdruck jener ruhigen Hoheit zu geben versuchte, in welcher er vorher so sehr zu imponiren geglaubt hatte, wir ziehen nach N. Wenn Emilie's Hochzeit vorüber und sie nicht mehr bei uns sein wird, dann will ich in ihrer und ihres Mannes Nähe meine Tage in Frieden und Freiheit beschließen.“

„Emilie's Hochzeit? Mit wem? Mit diesem Bernard?“ rief die Hofräthin, indem sie mit funkelnden Augen auffuhr. „Wahrhaftig, Du faselst. Emilie wird ebensowenig diesen widerwärtigen Straßendemokraten heirathen, als ich mit Dir nach N. ziehen werde. Geh Du, wohin es Dir beliebt. Nimm Du den Abschied, laß Dich von Deinem Freunde ausziehen, aber verlange nicht, daß ich Deiner albernen Thorheit mein Kind zum Opfer bringe. Nun und nimmermehr soll das geschehen!“

Und sie zog mit mütterlicher Zärtlichkeit die schluchzende Emilie an ihr Herz.

„Und ich habe Herrn Bernard mein Wort gegeben und werde es zu halten wissen!" rief der Hofrath, der sich bemühte, dem ausbrechenden Sturme die unerschütterliche Haltung des edlen Vaters aus irgend einem Kotzebueschen Stücke entgegenzusetzen. „Emilie ist mein Kind und ich denke, sie wird der Pflichten eingedenk sein, die ihr gegen ihren Vater obliegen. Die Verbindung mit Bernard ist eine fest beschlossene Sache und nichts in der Welt wird mich davon abbringen."

„Und nichts in der Welt soll mich und mein armes Kind dazu zwingen!" rief die Hofräthin mit Entschlossenheit.

Aber auch Emilie hatte ihre Ruhe wiedergewonnen. „Magst Du thun, was Du verantworten kannst," antwortete sie dem Vater mit fester Stimme, „nie werde ich diesem elenden Menschen meine Hand reichen und wenn es mein Tod wäre und wenn ich vor dem Altar ihm mein Nein! Niemals! entgegenschleudern müßte!"

Der Hofrath schritt im Zimmer hin und her. In seinem Innersten bebte und loderte es; sein Gesicht glühte. Von Zeit zu Zeit stieß er schnaubende Töne der Wuth von sich. Die Hofräthin hielt ihre Tochter fest umschlungen und Gedanken heftigster Art wogten in ihr hin und her. Emilie wagte kaum zu athmen und wer weiß, welchen Ausgang diese häusliche Scene noch genommen haben würde, wenn nicht wiederum, wie an jenem früheren Abende dieser Erzählung, die Allarmsignale der Bürgerwehr von der Straße herauf erklungen wären.

Bestürzt blickte der Hofrath bei den ersten Tönen um sich. Oft genug hatten die Pflichten seiner kriegerischen Stellung ihn dem häuslichen Heerde entführt. Dennoch kam ihm dieser Allarmruf im Augenblick unerwartet. Im ersten Moment war in ihm das Gefühl der Besorgniß vor etwaigen ernsten Conflicten mit dem Volke überwiegend. Denn militärischer Muth gehörte, wie wir wissen, nicht zu seinen hervortretenden Eigenschaften. Als aber die erste Bestürzung vorüber war, überlegte er sehr richtig, daß ihm kaum eine erwünschtere Veranlassung, seinem Hause den Rücken zu drehen, hätte geboten werden können, als dieses Allarmsignal. Was konnte ihm draußen geschehen? Wie oft war, zumal in den letzten Wochen, die Bürgerwehr allarmirt worden? War er nicht stets mit heiler Haut zurückgekehrt? Das Commando hatte es fast immer bedenklich gefunden einzuschreiten. Das Bataillon hatte dann wohl einige Stunden auf dem Allarmplatze oder in der Nähe der Tumultuanten gestanden und vor Thatendurst zu brennen geglaubt. Dann aber war die Mannschaft immer nach Hause entlassen worden, ohne daß es zu einem Conflict mit dem Pöbelhaufen gekommen wäre. Sollte es heute schlimmer sein? Der Major war derselbe geblieben. Das Ober-Commando erging sich zwar oft in erbaulichen, nicht selten sentimentalen Bekanntmachungen;*) aber seine Maßregeln waren stets wenig praktischer Natur gewesen.

---

*) Die Bekanntmachung des Commandeurs der Berliner Bürgerwehr vom 17. Oktober lautete:

„Zum ersten Male, seitdem mich das Vertrauen meiner Mitbürger an die Spitze der

Freilich hatte gerade in den letzten Tagen die Belagerung von Wien bei dem von der Linken der National-Versammlung beeinflußten Theilen der Bevölkerung und daher auch bei dem Straßenpöbel eine lebhafte Aufregung erweckt. Doch war es ja bekannt, daß man von der Bürgerwehr Berlins nicht wohl verlangen konnte, daß sie unvorbereitet und plötzlich zum Entsatz der fernen Hauptstadt des Oesterreichischen Kaiserstaats abmarschiren sollte.

Ohne daher sich zu bedenken, schritt der würdige Hofrath der Ecke zu, in der das Gewehr stand, stülpte den Hut über die blonde Perrücke und schritt schweigend und majestätisch der Thür zu, um das Haus so schnell als möglich hinter sich zu lassen, in welchem er für die nächste Zeit einer besonders freundlichen Gestaltung der Familienverhältnisse nicht entgegensah.

Doch fehlte ihm noch die Armbinde. Um sie zu holen, kehrte er nochmals zurück. Indem er die ihre Tochter immer noch fest an sich klammernde Gattin nicht zu bemerken schien, versetzte ihn unerwarteter Weise zuerst das Geräusch einer sich öffnenden Thür, dann der laute Ruf seiner Tochter: „Albrecht!" auf sehr unerwünschte Art in die Nothwendigkeit, sich in den hochgehenden Strudel des Familienkampfes, dem er eben zu entschlüpfen gedacht hatte, zurückzustürzen. Kaum traute er seinen Augen, als er, sich schnell umwendend, in der Mitte des Zimmers Albrecht erblickte. Seine Tochter hing an seinem Halse, ihn mit beiden Händen fest umfassend.

Dem Hofrath fehlten die Worte, um sogleich in der ihm eigenen imponirenden Art den unerwarteten und ungebetenen Gast niederzuschmettern und seiner Tochter den ihr gebührenden Standpunkt klar zu machen. Schon hatte er sich zu der Rede gesammelt, die, den Umständen entsprechend diese vernichtende Wirkung herbeiführen sollte, als die Thür des Zimmers noch einmal hastig aufgerissen wurde und ein Mann hereintrat, in welchem der Hofrath sofort einen Unteroffizier seiner Bürgerwehr-Compagnie erkannte, der in der Regel zu Ordonnanzdiensten verwendet zu werden pflegte. Dieser trat eilig zu ihm heran:

„Der Herr Major lassen bitten, daß alle Herren Bürgerwehrmänner so schnell als möglich auf dem Allarmplatze antreten. Ich soll dafür stehen, daß die Herren alle persönlich benachrichtigt werden und sogleich erscheinen. Darf ich den Herren Hofrath gehorsamst bitten, schnell dorthin zu gehen?"

Bürgerwehr Berlins gestellt, ist es zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen bewaffneten und unbewaffneten Einwohnern unserer Vaterstadt gekommen.

Schwere Opfer sind auf beiden Seiten zu beklagen.

Mitbürger in und außer der Bürgerwehr, vergessen wir nicht, daß wir Söhne eines Volks sind, daß, wo auch die Opfer fallen, wir uns selbst zerfleischen.

Vergessen wir nicht, daß wir alle einem Gesetz Gehorsam schuldig sind — daß ohne Gesetz keine wahre Freiheit bestehen kann. Rache sei uns fern. Eine unparteiische Untersuchung sei die einzige und beste Sache.

Ernstlich bitte, beschwöre ich Euch:

Einhalt diesem Bruderkampfe!

Berlin, den 17. Oktober 1848.

Der Commandeur der Bürgerwehr.

Rimpler.

„Hol' Sie der Teufel mit Ihrem Allarmplatz!" schnaubte der Hofrath ihn an. Ich habe andre Dinge zu thun, als Abends in den Straßen umher zu laufen und Soldat zu spielen! Ich werde zu Haus bleiben."

„Ich habe gemessene Ordre," antwortete der Unteroffizier. „Nach dem Bürgerwehrgesetz riskiren der Herr Hofrath in Arrest zu kommen, wenn Sie nicht erscheinen. Ich sehe, daß Sie nicht krank sind."

„Zum Donnerwetter!" wüthete der Hofrath, „sehen Sie denn nicht, daß ich hier nicht fortkann?"

„Ich sehe das nicht, sehe aber, daß der Herr Hofrath in Begriff gewesen sind, abzumarschiren. Ich bitte sehr, nicht zu zögern, der Herr Hofrath sind der letzte von der Compagnie, dem ich den Befehl auszurichten gehabt habe, und ich möchte ersuchen, mit mir zusammen zu gehen."

Albrecht hatte von dem, was um ihn herum vorgegangen war, nichts gesehen, nichts gehört. Sein Herz schlug laut und in seinem Innersten wogte es hoch auf. Nach langer Trennung hielt er die Geliebte an seinem Herzen, sah und fühlte er, daß sie sein geblieben, daß die Versuchung wirkungslos an ihr abgeprallt war. Kaum daß er der Mutter, die es doch wahrlich um ihn und seine Liebe verdient hatte, einen Blick freudigen Wiedersehens herübergleiten ließ. Den Hofrath, dessen wilder Zorn fast nicht mehr zu halten war, schien er gar nicht zu bemerken. Dieser hatte den Text seiner Rede, die er beim Eintreten des Unteroffiziers soeben zu beginnen im Begriff gewesen war, fast vergessen. Doch war es nothwendig, gegen die Liebenden einzuschreiten, wenn er die Autorität in seinem Hause nicht für immer auf's Spiel setzen wollte. Aber was sollte, was konnte er thun? Vor Albrecht hatte er im Grunde des Herzens Furcht und vor seiner Frau nicht minder. Nun hatte ihn außerdem der gemessene Befehl des Majors stutzig gemacht. Was konnte zu einer so strengen Handhabung der militärischen Disciplin die Veranlassung gegeben haben? Sollte in der That eine wirkliche Gefahr in der Luft schweben?

Da stand er und wußte nicht, wie er es anfangen sollte, den Liebenden seine Willensmeinung in Kürze zu erkennen zu geben, und doch drängte der Augenblick, als ihm, wiederum unerwartet, in der Person seines Freundes Bernard, der mit den Abzeichen seiner Offizierwürde bekleidet zu ihm eintrat, Hilfe zu Theil wurde. Aber es war in seinem Auftreten nicht der frühere, sorglose Hochmuth zu erkennen. Seine Züge waren finster und sein ganzes Wesen schien seltsam erregt.

Als er Albrecht erblickte, stutzte er und fuhr fast erschrocken zurück. Er hatte nicht erwartet, ihn hier zu treffen. Dieser sah mit festem Blick dem Bürgerwehrhauptmann in das düstre Gesicht.

„Sieh' da," rief er, „Herr Bernard! Es ist ja lange her, daß ich Sie nicht gesehen! Ich höre mit Bedauern, daß Sie die Arbeit in Ihren Fabriken haben einstellen und Ihre Arbeiter haben entlassen müssen!"

Bernard zuckte wie von einer Viper gestochen zusammen und murmelte einige unverständliche Worte.

„Die Arbeit in den Fabriken einstellen, die Arbeiter entlassen müssen?“ wiederholte nachdenklich der Hofrath.

„Vielleicht nur,“ fuhr Albrecht fort, „um die Leute besser in Berlin verwenden zu können. Es soll ja, wie ich höre, heute eine große Scene abgespielt werden. Seit Stunden schon ist die National-Versammlung von dem Pöbel im Schauspielhause belagert, ähnlich wie man es bei mir in N. versucht hat. Sie erinnern sich doch, Herr Bernard, es war damals, als Sie Ihre Arbeiter gegen mich heranführten. Heute wird die Belagerung von Wien zum Vorwand genommen. Die Unsinnigen thun als verlangten sie, National-Versammlung und Regierung sollten die Sache des Wiener Pöbels zu der ihrigen machen. Damals in N. waren es freilich nur wirthschaftliche und sociale Fragen, mit denen man meine geringe Person zu vernichten glaubte.“

Alle blickten Bernard erstaunt an. Niemand hatte bisher von jenen Auftritten, welche den Weg in die öffentlichen Blätter nicht genommen hatten, das geringste erfahren. Bernard aber schoß dem Redner Blicke voll Gift und Haß zu.

„Ich habe hier mit Ihnen nichts zu schaffen!“ rief er hastig aus. „Darf ich Sie bitten, theuerster Freund, mir schnell zu folgen? Das Bataillon sammelt sich. Ich habe, ehe wir antreten, noch Dringendes mit Ihnen zu reden.“

„Ich kann nicht von hier fort,“ flüsterte der Hofrath, ihm mit bedeutsamem Blick auf Albrecht und seine Tochter zuwinkend.

„Um Gotteswillen, kommen Sie!“ drängte Bernard. „Sie sollen bald wieder hier sein! Ich muß mit Ihnen reden, und wir haben keinen Augenblick Zeit.“

Und fort zog er ihn, hinaus vor die Thür. Der Unteroffizier folgte und die Treppe hinab hörte man die schweren Tritte der Männer und das Klirren des Säbels.

„Die protestirten Wechsel thun weh!“ sagte Albrecht, als die Thür hinter jenen sich geschlossen hatte. „Ich fürchte, Ihr Gatte hat bereits mehr für diesen Bernard gethan, als ihm lieb sein kann. Warnen Sie ihn, theuerste Tante, ihm irgend weiter zu Hülfe zu kommen. Er ist ein ruinirter Mann. Wenn er morgen nicht zahlen kann, ist ihm der Wechselarrest sicher und sein Bankerott nicht mehr aufzuhalten.“

Was Bernard seinem Freunde, dem Hofrath, anzuvertrauen hatte, war in der That das sehr dringende Bedürfniß einer erheblichen Geldsumme für den nächsten Morgen. Dieser hatte ihm bereits zugesagt für ihn einzutreten. Aber die bedeutsame Mittheilung von der Arbeitseinstellung in den Fabrikanstalten hatte ihn doch stutzig gemacht. Er war einsilbig geworden, lehnte das Ansinnen seines Freundes zwar nicht geradezu ab, aber er sagte auch nicht zu. „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf!“ hatte bald nach den Märztagen einer der zahlreichen preußischen Finanzminister jenes Jahres den Abgeordneten in der Nationalversammlung zugerufen, und Bernard mochte wohl bemerken, daß dieser ebenso wahre als weise Ausspruch auch bei dem Hofrath einige Anerkennung gefunden habe. Doch gab er die Hoffnung nicht auf.

Inzwischen waren beide auf dem Allarmplatz angelangt. Das Bataillon

setzte sich zum Schrecken der Mannschaft wirklich in Marsch und der Hofrath sah sich eingeklemmt in seiner Umgebung, außer Stande, seine Schritte dem häuslichen Herde wieder zuzuwenden, wo er zu seiner großen Beunruhigung Albrecht bei seiner Frau und in den Armen seiner Tochter wußte.

Hunderttausendmal verwünschte er die Bürgerwehr und die Volksmassen, die stets unruhig hin und herwirbelnd die gehetzten Bürger ihrer Ruhe beraubten und ihren häuslichen Pflichten entzogen. Dazu kam, daß die Physiognomie der Straßen einen ganz ungewöhnlichen Charakter trug. Alles drängte und eilte der Gegend des Schauspielhauses zu und von dort her tönte ein eigenthümlich wildes Getöse in die angrenzenden Straßen herüber, so daß den unglücklichen Hofrath zu schaudern begann. So war man bis zur Ecke des Gensdarmenmarktes gelangt. Eine seltsame Scene entwickelte sich hier vor den erstaunten Blicken der Ankommenden. Die weiten Plätze vor und die Straßen in der Nähe des Schauspielhauses und der beiden Kirchen zur Seite desselben, Alles war von dichten Menschenmassen erfüllt. Im Jahre 1848 war der Platz vor dem Schauspielhause, dem Meisterwerke Schinkels, noch frei, nicht entstellt durch eine unschöne Statue. Die prächtige Freitreppe, der Hauptschmuck der herrlichen Façade war noch nicht künstlich versteckt hinter Bosketts, die durch ihre grünen Massen der Architektur des schönen Bauwerks die breite Basis seiner großen monumentalen Formen rauben.

Hier wogte Alles in wildestem Toben hin und her. Die Ein- und Ausgänge des Hauses, in welchem jetzt die Nationalversammlung tagte und im Augenblick ihre Berathung und Abstimmung über die der Stadt Wien von Seiten Preußens zu leistende Hilfe auf den späten Abend verlegt hatte, waren von Pöbelhaufen dicht umstellt. Funkensprühende Pechfackeln, die aus den Spritzenhäusern der Stadt geraubt waren, wurden durch die dunkle Nacht drohend hin- und hergeschwungen. Niemand sollte unerkannt die Schwellen des durch „das Volk von Berlin" belagerten Hauses überschreiten können. Wildes, wüstes Geschrei tönte von allen Seiten her über den Platz. In dem röthlichen Scheine des Fackellichtes blickte gespenstisch und gewaltig der monumentale Bau des großen Gebäudes über das Menschengewühl zu dem dunklen Nachthimmel empor. Ueber den Häuptern der Menge sah man zahlreiche rothe Fahnen wehen. Ueberall wurde der sich umherdrängende Pöbel von demokratischen Volksrednern, unter denen die Demagogen Karbe und Held und der sogenannte Lindenmüller unschwer zu erkennen waren, über die Vorgänge zu Wien und im Innern der Versammluug belehrt. Die Mitglieder der rechten Seite des Hauses wurden als Feinde des Volkes und hassenswürdige Reaktionäre gebrandmarkt.

Auf den obersten Stufen der großen Freitreppe des Schauspielhauses erschien ein Mitglied der Nationalversammlung, dessen weißes Haupt und Barthaar ihn weithin erkennbar machten. In wildzündender Rede versicherte er, daß die Linke auf ihrem Platze sei, diesen nicht verlassen werde, daß sie die Sache der Freiheit und des Volkes zu der ihrigen gemacht habe. Hart und strengerregend urtheilte er über die Reden der Gegner. Man sei bis zur Abstimmung vorgerückt, das Volk werde jetzt seine Feinde kennen lernen.

Ein anderer Redner schrie laut:

„Volk von Berlin! Hier ist nicht unser Platz mit leeren Reden! Wir müssen die Thüren bewachen, daß keiner heraus kann! Laßt keinen fort!"

Alles drängte mit erneuter Wildheit gegen die Thüren des Schauspielhauses, an denen die Fackeln postirt waren.

„Werft den Brand hinein! Räuchert die Bande aus!" schallt es aus der Mitte der Haufen her.

„Hängt die Hunde auf!" tönte es von anderer Seite. Rohes Geheul folgte diesen widerlichen Rufen. Die Namen „Meusebach" und „Sydow" wurden überall laut genannt. Ein Seilerladen in der Nähe war erbrochen worden. Man sah, wie die geraubten Stricke hoch in die Luft geschwungen, wie Schleifen an diesen gefertigt, wie die Laternen bezeichnet wurden, an denen „die Verräther der Rechten" hängen sollten. Immer enger zog sich von allen Seiten her der Kreis des Pöbels um das Haus, die Thüren wurden theilweis geöffnet, mit Fackeln und Fahnen drang die ungestüme Masse heran und es war nahe daran, daß die Drohungen der erhitzten Banden erfüllt worden wären.

Die Bürgerwehr stand noch immer Gewehr beim Fuß, als unthätige Zuschauerin wie schon so oft dem widerwärtigen und grauenvollen Auftritt gegenüber. Bernard aber, der seinen Platz vor seiner Compagnie eingenommen hatte und die ganze Elastizität seines revolutionären Geistes wiedergewonnen zu haben schien, erging sich in vollster Bewunderung der Thaten „des Volks," das die Freiheit so edel, so muthig zu vertheidigen, so großmüthig der bedrängten Brüder in Wien und der gefährdeten Volksrechte sich anzunehmen verstehe.

Unruhig hielt der Major vor dem Bataillon. Ihn verdroß die Unthätigkeit, die er schon so oft gerügt, ohne Erfolg zu sehen. Schon dreimal hatte er Ordonnanzen an das Oberkommando geschickt, um seine Bereitwilligkeit zum Einschreiten zu erkennen zu geben; aber Antwort war nicht zurückgekommen. Man sagte, Herr Rimpler befinde sich im Sitzungssaale mit der Nationalversammlung eingeschlossen, man könne nicht zu ihm hinein und er selbst werde nicht herausgelassen.

Endlich glaubte der Major bei der wachsenden Gefahr den Augenblick gekommen, wo er selbstständig handeln müsse. Er gab den Befehl zum Vorrücken.

Aber siehe; Bernard erklärte im Namen seiner Kompagnie und unter dem Jubel der Mannschaft, daß er nun und nimmermehr dulden werde, daß gegen das in seinem Rechte und in einer friedlichen Demonstration sich bewegende Volk mit den Waffen eingeschritten werde, um reaktionäre Abgeordnete zu vertheidigen und Maßregeln zu schützen, die den Untergang der Freiheit herbeiführen sollten. Alles schrie ihm Beifall zu und man rief laut, daß dem Major der Gehorsam verweigert, er zur Verantwortung gezogen werden müsse. In dem allgemeinen Tumult löste das Bataillon sich auf, die Mannschaft zerstreute sich und der Major sah mit innerem Grimm, was er von der Energie und Hingebung seiner Truppe zu halten habe. Er ritt nach Hause, um seinen Rücktritt anzuzeigen. Gern wäre auch der Hofrath in seine Wohnung zurückgekehrt. Er fühlte sich von dem wüsten, wilden Lärm, der ihn rings umtobte, in unangenehmer Weise beängstigt. Die unmittelbare Berührung mit dem Volke, von dessen Rechten, von dessen Freiheit er so gern

redete, war nicht seine Sache. Aber sein Unstern wollte, daß er seinen Rückzug unter dem Schutze seines demokratischen Freundes Bernard anzutreten gedachte. Denn er fühlte sich allein einem solchen Wagniß nicht gewachsen. Bernard aber hatte anderes zu thun, als den Mann nach Hause zu eskortiren, der ihn auf die bescheidene Bitte um achtzehntausend Thaler für den nächsten Morgen nur eine zweideutige Antwort hatte zu Theil werden lassen und auf die ihm bereits geschehenen Zahlungen hingewiesen hatte.

Der ganze Tumult war von den Führern der demokratisch-republikanischen Partei ins Werk gesetzt worden, um einen vernichtenden Schlag gegen die Regierung, wie unthätig und schwach diese sein mochte, und gegen die öffentliche Ordnung zu führen. Bernard war nicht allein an den Einleitungen zu demselben betheiligt gewesen; er hatte sich auch verpflichtet, seinerseits dafür zu sorgen, daß die Bürgerwehr nicht einschreite. Er hatte sich jetzt in die Nähe des Schauspielhauses begeben. In die Massen eintretend, deren Reihen sich ihm öffneten, forderte er laut dazu auf, in den Sitzungssaal einzudringen und dort, angesichts der Nationalversammlung die Forderungen des Volks mit Gewalt durchzusetzen. In dem Gewirre des Menschenknäuels hatte der Hofrath ihn verloren, als plötzlich von der nächsten Straße her Trommelschlag ertönte und man den festen Tritt eines anrückenden Bürgerwehrbataillons vernahm, dem seine Pflicht höher gestanden hatte, als die demokratischen Prinzipien.

Wie Spreu flog die Menschenmasse in wilder Flucht auseinander. Aber die Zahl der Tumultuanten war so groß, daß die Fliehenden gegen die immer von neuem herandringenden Pöbelhaufen anprallten und so in eine fürchterliche Enge eingekeilt wurden. Ein erbitterter Kampf begann. Mit ihren Fackeln schlugen die wüthenden und verfolgten Männer der Straße in die Reihen der Bürgerwehr hinein, daß Funken und Flammen den Mannschaften in die Augen stoben, Gesichter und Kleider verbrannten. Brennende Schwärmer wurden in die dichten Massen geworfen und von den von allen Seiten her zusammenströmenden Volkshaufen umdrängt ward die viel zu schwach auftretende Abtheilung der bewaffneten Bürgerwehr bald so eingeengt, daß sie von ihren Waffen keinen Gebrauch zu machen im Stande war, diese ihnen zum Theil entwunden wurden.

Die von anderen Bataillonen erwartete Hilfe blieb aus. Da, im Augenblick des wildesten Tumults und der vollendetsten Verwirrung wurde diese durch eine unerwartete, völlig neue Erscheinung noch gesteigert.

Ein starker Haufe von Männern, in deren kräftigen Gestalten man leicht die Maschinenbauer Berlins erkennen konnte, drängte sich mit weißen Fahnen, aber unbewaffnet, in den Platz hinein, um sich zwischen das Volk und die Bürgerwehr zu stellen, den Frieden zu vermitteln und etwaiges Blutvergießen zu verhindern; aber die Offiziere und Mannschaften der Bürgerwehr wußten nicht, was sie aus diesen unberufenen Vermittlern machen sollten. Schon war ein heftiger Zusammenstoß erfolgt, als man plötzlich einen Schuß fallen hörte. Bernard war es, der mit voller Kenntniß dessen was folgen mußte, sein Pistol in die Luft abgefeuert hatte. Sein Zweck wurde erreicht.

Die schon vorhandene Aufregung steigerte sich zu fieberhafter Wuth. Die Maschinenbauer selbst geriethen in den heftigsten Zorn. Alles schrie: „Die Bürgerwehr hat geschossen." Man erwartete die Wiederholung der blutigen Auftritte des 18. März. Alles tobte und schrie wild durcheinander.

Mitten in diesem Gewühl wurde der Hofrath hin und her gestoßen. Sein Gewehr war ihm längst entrissen, sein Hut verloren gegangen, der Augenblick der äußersten Gefahr für ihn da. Er sah und hörte nichts mehr. Ihn schwindelte, und nur das dichte Gedränge um ihn herum hinderte ihn, zu Boden zu sinken und von den daherstürmenden und zurückweichenden Menschenmassen zertreten zu werden.

War das die Freiheit, die ihm so oft sein Freund gepredigt hatte? Sein Geld sollte er auf ungewisse Versprechungen hin fortgeben; im eigenen Hause in Streit und Zank leben mit denen, die ihm die Nächsten, die Theuersten waren; sein Leben in Gefahr setzen zu Gunsten einer Volksdemonstration, welche um des auf hunderte von Meilen in der Ferne belagerten Wien willen stattfand?

Und wo war jetzt sein Retter in der Noth? Hatte Bernard ihm nicht selbst gestanden, daß er die Arbeit in seinen Fabriken habe einstellen müssen, daß er von Wechselgläubigern hart bedrängt sei und nur durch ihn gerettet werden könne?

Waren dies alles Errungenschaften demokratischer Glückseligkeit und Freiheit, um deren willen man eine Lebensstellung aufgiebt, des Nachts sich in die wildesten Pöbelhaufen stürzt und kaum hoffen darf, sich aus diesen mit gesunden Gliedern herauswinden zu können?

Alle diese Gedanken und Empfindungen jagten sich in wirrer Eile durch das in fieberhafter Erregung pulsirende Gehirn des furchtsamen und charakterschwachen Mannes. Die Krisis war zu stark für ihn. In der demokratischen Strömung der Zeit hatte er fest zu sein geschienen, aus Furcht vor dem, was nun wirklich über ihn gekommen war. Und gerade im Augenblick der Gefahr hatte der Freund ihn verlassen, auf dessen Schutz und Hilfe er so sehr gebaut hatte!

Er rief nach ihm, aber sein Rufen verklang in dem wüsten Lärmen rings um ihn her. Und immer dichter wurde der Knäul, immer fester schob es sich wie ein eiserner Ring um ihn zusammen. Er vermochte kaum noch Athem zu holen. Der Angstschweiß perlte auf seiner Stirn. Er sank in die Knie. Menschen wildester Art stürmten über ihm fort. Er glaubte zu sterben.

Da fühlte er plötzlich, wie eine helfende Hand ihn stützte. Ein kräftiger Arm theilte vor ihm die Menge und riß ihn empor. Hie und da trafen ihn Stöße und Tritte, daß er taumelnd wankte; aber es zog ihn weiter und weiter durch die Massen hindurch, bis er endlich es freier um sich werden fühlte und erschöpft auf den Stufen einer Treppe niedersank, die in eines der Häuser der dem Gensdarmen-Markt benachbarten Straßen führte. Der Mann, der ihn dem vernichtenden Menschengewühl entzogen hatte, stand neben ihm. In dem zitternden Lichte der Gaslaternen erkannte er die ruhigen und festen Züge Albrechts, des Mannes, den er so tief gekränkt, den er so ungerechter Weise aus dem Hause gewiesen hatte.

Ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust hervor. Er barg sein Gesicht in seinen Händen und versuchte es, sich von dem kalten Steinsitze zu erheben. Er

vermochte es nicht. Albrecht zog ihn in die Höhe und ihn kräftig unterstützend führte er ihn durch Seitenstraßen aus der noch immer in dem wildesten Pöbelkampfe tobenden näheren Umgebung des belagerten Schauspielhauses heraus, dem nicht zu fernen heimischen Hause zu. Mit schwer gepreßtem Herzen trat der Hofrath in seine Wohnung. Er fürchtete sich vor seiner Frau, vor seinem Kinde. Kaum hatte er den Muth, vor ihnen die Augen aufzuschlagen. Aber welch glückliches Gefühl überkam ihn, als er sich von liebenden Armen umfangen, seine Hand von den warmen Thränen seines Weibes, seines Kindes benetzt fühlte, die in der übergroßen Freude, den Gatten und Vater, den sie fast verloren geglaubt hatten, wiederzusehen, alles vergessen, alles vergeben hatten, was er seit Monaten so vielfach an ihnen gefehlt.

Sanft zog er seine Tochter, keiner Worte fähig an seine Brust, und indem er sie zärtlich küßte, legte er ihre Hand in die Albrechts, der noch immer ihn stützend neben ihm stand.

VII.

Wenn der geneigte Leser wissen will, wie Albrecht dazu gekommen, den bedrängten Hofrath in der wildtobenden Pöbelmasse aufzusuchen, so möge er erfahren, daß Wilhelm, der wohlerzogene Sohn des Hauses, der sich den Abend hindurch weniger bemerkbar gemacht hatte, als dies sonst seine Gewohnheit zu sein pflegte, sich heimlich fortgeschlichen hatte, als sein Vater dem Allarmplatze zugeeilt war. Es war seine entschiedene Absicht gewesen, die sich etwa ergebenden Begebenheiten des Abends in nächster Nähe mit anzuschauen. Er war daher dem Bürgerwehrbataillone nach dem Schauspielhause gefolgt und hatte die Auflösung desselben mit angesehen. Er hatte bemerkt, wie man seinem Vater das Gewehr entrissen hatte und wie dieser in der Menge verschwunden war. Ihn hatte nun die Angst um ihn ergriffen; er war eiligst nach Hause zurückgelaufen und hatte hier erzählt, daß es zum Handgemenge gekommen und daß der Vater mitten unter dem Gewühl zurückgeblieben sei. Beide Frauen hatten im Schreck, in Thränen und Angst Albrecht, der eben noch anwesend war, gebeten, ihn, dessen geringe soldatische Eigenschaften ihnen zu verdoppelter Besorgniß Anlaß gaben, aus der Menge herauszuziehen.

Albrecht war, ohne sich zu besinnen, fortgestürzt. In dem Bewußtsein, eine heilige Pflicht gegen seine Geliebte zu erfüllen, hatte er sich in die dicksten Haufen geworfen und es war ihm wie durch ein Wunder gelungen, bis in die Mitte des Platzes vorzudringen, wo eben das Toben, Drängen und Hin- und Herfluthen der Menge am heftigsten war. Durch einen glücklichen Zufall war er in dem Augenblick zu dem Hofrath gelangt, als diesem die letzten Kräfte zu verlassen begannen. So hatte er ihn gerettet.

Als Bernard am anderen Morgen in früher Stunde sich einstellte, um seine Versuche um ein Darlehen zu erneuern, war der Hofrath bereits ausgegangen. Dafür fand er beim Eintreten in seine Wohnung ein Billet desselben an, das ihm die Verlobung seiner Tochter Emilie mit Albrecht meldete. Kurze Zeit nachher brachten die Zeitungen den Bankerott des großen Volksführers und Demokraten, der auf diese klägliche Weise dem öffentlichen Leben zu entsagen gezwungen war.

VIII.

Der Hofrath war von seinen demokratischen Verirrungen gründlich geheilt. Indem er der Straßen-Politik Lebewohl sagte, benutzte er die sich bald darauf bietende Gelegenheit, um der aufgehenden Sonne der neuen Regierungsgewalt seine lebhaften Huldigungen darzubringen.

Der Sturm vor dem Schauspielhause am 31. Oktober war der Wendepunkt in der inneren Politik Preußens geworden, der von allen Patrioten so lang und heiß ersehnte Wendepunkt.

Der König war besser berathen als die verblendete Nationalversammlung dies voraussetzte, mochten seine Rathgeber nun Brandenburg, Manteuffel, Radowitz oder Leo geheißen haben, mochte der damals so schwer verkannte Prinz von Preußen das Gewicht seiner Anschauungen in die Wagschale der drängenden Verhältnisse geworfen haben, oder mochte es des Königs eigenste Initiative*) gewesen sein, die den bestehenden unnatürlichen Zuständen ein Ende bereiten zu müssen geglaubt haben.**) Von dem König war nach dem schmählichen Ausgange des Ministeriums Pfuel der Graf von Brandenburg mit der Neubildung eines Kabinets beauftragt, welches dazu bestimmt war, die königliche Autorität in der Hauptstadt und im Lande wiederherzustellen, den

*) Bekanntlich hatte der König bereits den Deputirten aus Magdeburg am 19. November, welche angeblich eine Adresse mit Versicherungen der Treue überreicht hatten, gesagt: „Die Bürger Magdeburgs mögen bedenken, daß sie mir den Eid der Treue geschworen haben und daß ich sie von diesem Eide noch nicht entbunden habe. Ich werde nicht wanken noch weichen, sondern fortgehen auf dem betretenen Wege."

**) Der König hatte bereits am 15. Oktober bei dem Empfange der Behörden im Schlosse zu Bellevue sich in bemerkenswerther Weise ausgesprochen, dem Präsidenten der National-Versammlung, Grolz, sagte er:

„Was Sie mir sagen, trägt allerdings den Schein der Ergebenheit und des Gehorsams; aber es ist eben nur dessen Schein. Die Verhandlungen in der National-Versammlung, die Ich voll Vertrauen auf die loyalen Gesinnungen meiner Unterthanen zusammenberufen, geben mir aber den Beweis, von welchen Ansichten und Grundsätzen sie ausgeht. Sie lassen kein Recht unangetastet; das Heiligste selbst ist vor ihren Angriffen nicht sicher. Sie haben mein, mir von Gott verliehenes Recht auf die Krone angetastet; Sie wollen mir das von Gottes Gnaden nehmen! Aber hiezu wird keine Macht der Erde stark genug sein. — Ich werde es treu bewahren, wie Ich es von meinen Ahnen überkommen. Sagen Sie dies den Herren, die Sie gesandt. Sagen Sie ihnen, daß ich Ruhe und Ordnung im Lande herstellen werde, daß Mir hiezu die Mittel vollauf zu Gebote stehen; Sagen Sie ihnen, daß ich den Aufruhr und die Aufrührer, wo ich sie finde, bekämpfen und zerschmettern werde, und daß Ich Mich hiezu durch Gottes Gnaden stark genug fühle."

Nicht weniger bezeichnend waren die Worte, die der König bei derselben Veranlassung an den Kommandeur der Berliner Bürgerwehr, Herrn Rimpler sprach:

„Vergessen Sie nie, daß Ich die Bürgerwehr in's Leben gerufen, daß Ich sie bewaffnet, und daß es in Meinen Kräften steht, Meine Schöpfung auch wieder in ihr Nichts zurückzuversetzen. Sie haben nur Meine Befehle zu erfüllen, und diese werden nur darauf hinauslaufen, das Beste Meiner Unterthanen zu begründen, überall Ruhe und Ordnung zu erhalten und den treuen Bürger gegen Anarchie und Uebergriffe von Rebellen zu schützen. Hiezu allein habe Ich Ihnen die Waffen gegeben und diese werde ich Ihnen hiezu allein noch ferner belassen. Dessen wollen Sie stets eingedenk sein und dies der Bürgerwehr Berlins gebührend einschärfen." (Aus dem Leben des Generals von Brand. S. 268. 269).

Terrorismus der Führer der Linken in der Nationalversammlung und ihre durch den Abgeordneten Dr. Jacobi in Sanssouci bewährte Unverschämtheit zu brechen und die Verbindung der zur Vereinbarung der Verfassung berufenen Versammlung mit dem Straßenpöbel ein Ende zu machen. Schlag auf Schlag folgten die Regierungsmaßregeln, welche dazu bestimmt waren, der Hydra der Revolution endlich den Kopf zu zertreten. Allen jenen heftigen Angriffen gegenüber, die damals das Land bewegten und in Zweifel und Angst versetzten, blieb die neue Regierung fest und unerschüttert.

Die Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg, die Auflösung der Bürgerwehr, die Besetzung von Berlin durch die Truppen des Generals Wrangel, die Verhängung des Belagerungszustandes über die Hauptstadt, alles dies waren ebensoviel Maßnahmen, welche die dringendste Nothwendigkeit erfordert hatte, als sie sich in kürzester Zeit bewährten.

Dem gegenüber machte das klägliche Umherziehen des Rumpfes der Nationalversammlung aus einem Lokale in das andere, aus dem Schauspielhause zu Milentz, von dort nach dem Schützenhause, dann in den Stadtverordnetensaal und dann wieder zu Milentz, endlich noch die ebenso bedauerliche wie verzweifelte Schlußdissonanz der Steuerverweigerung den übelsten Eindruck.

Wohin sind nun die Namen aller jener Männer mit den hochtönenden Reden und ihrer erborgten Herrlichkeit, die Jacoby, Berends, Temme, Schulze, d'Ester, Waldeck, Uhlig und Unruh, wohin die Straßenhelden Schaßler, Ottendkoßer, Benary, Held, Braß, Ulrich und Eichler, wohin die Lindenmüller und Karbe verflogen? Verstoben waren sie mit dem „Siege der Reaktion über das freie Bürgerthum", verstoben mit ihnen die Namen aller derer, die in den Provinzen die Fahne der Revolution, die sie die Fahne der Freiheit zu nennen pflegten, geschwungen hatten. Wie oft hatte man in jenen Tagen gerufen, geschrieben und gedruckt: Das Vaterland ist in Gefahr! — Aber dies Vaterland war gerettet durch das viel geschmähte Ministerium Brandenburg, gerettet nach unblutigen aber schweren Kämpfen, nach mancher bitteren Erfahrung und zu mancher neuen Krisis.

Und wo ist jene Plakatenliteratur geblieben, die im Sommer jenes Jahres so zahlreiche und so frech ausgeartete Blüthen getrieben hatte?

Aber wo waren auch bis dahin alle die Helden gewesen, die später so kühn das schwarz-weiße Banner erhoben? die, als sie sich sicher fühlten, im Denunziren und in der Verbreitung verläumderischer Angriffe auf Personen, die ihnen im Wege standen oder mißliebig waren, nicht müde werden konnten? Feige verkrochen hatten sie sich, muthlos zurückbebend vor den drohenden Gestalten der Straßendemokratie, zitternd für ihre Interessen und für ihre Person. Fern hatten sie sich gehalten von allen denen, die der großen Masse gegenübertreten wollten mit starker Ueberzeugung und mit edlem Wollen und Willen. Denn es war gefährlich, dieser kleinen und leider durch Partei-Ansichten zersplitterten Schaar anzugehören.

Und Albrecht?

Er war einer der wenigen gewesen, die ernst und fest in den Tagen der Gefahr den Stürmen die Stirn geboten hatten. Dadurch denen verhaßt, die sich

feige zurückgehalten, oder wie der Hofrath, ängstlich dem demokratischen Treiben gefolgt waren, wurde er zuerst verdächtigt, dann in Folge anonymer Anklagen verfolgt.

Eines Morgens wurde ihm bekannt gemacht, daß er zu einer entfernten Provinzial-Regierung versetzt worden sei.

Zufrieden in dem Gefühle streng erfüllter Pflicht, glücklich in dem Besitze eines geliebten und liebenswürdigen Weibes, bedurfte er der äußeren Erfolge nicht. Denn nicht die Gaben, die das Glück blind umherstreut, sind es, die tief im Herzen den glücklichen und heiteren Sinn begründen. Wie wenige von allen denen, denen nunmehr Rang und Größe zu Theil wurde, mochten sich, wie er es thun konnte, sagen, daß ein reines Herz, ein fester Sinn, treue Liebe zum Vaterlande und zu seinem Könige sie unbeirrt durch die Kämpfe, die das Leben bietet, hindurchgeführt, ihre Handlungen geleitet, ihre Entschlüsse gestärkt und gestählt haben.

So erging es Albrecht und seiner Gattin.

Mit dankbarem Herzen priesen sie die Vorsehung, welche ihnen die Zufriedenheit und Ruhe glücklicher Herzen gewährt und erhalten hat.

Das Testament Peter des Großen.

Von

Baron von Helfert, Präsident etc.

Die jüngsten russisch-bulgarischen Mißverständnisse sind noch nicht geklärt und es kann, ehe diese Zeilen im Druck erscheinen, eine neue Phase eintreten. Wie aber die Krisis zum Abschluße gelangen mag, jedenfalls geht daraus klar hervor: erstens was Rußland will, und zweitens was Bulgarien nicht will.

Der Ausgangspunkt der gegenwärtigen Verwicklungen und der bisherige Verlauf derselben war in Kürze folgender. Seit Bulgarien in Folge des letzten orientalischen Krieges seine Unabhängigkeit erhalten und zum Fürstenthum erhoben worden, hat Rußland nie aufgehört, es unter seiner Aufsicht und Schutzherrschaft zu halten, sich seinen dauernden Einfluß daselbst zu wahren, seinen festen Fuß darin zu halten. Unter dem russischen General-Gouverneur Fürsten Dondukov kam im Jahre 1879 die Verfassung von Tirnovo zustande. Als dieselbe zu den Verhältnissen des neugeborenen Staates nicht recht passen wollte, die radikalen Elemente eine ruhige Klärung und Zurechtsetzung der Zustände nicht aufkommen ließen, fand unter russischer Protektion und mit Hilfe der bulgarischen Conservativen Grekov, Načević, Vulković u. a. am 1. Juli 1881 der Staatsstreich von Sistovo statt, durch welchen die Verfassung suspendirt und dem Fürsten Alexander für die Dauer von sieben Jahren die unbeschränkte Gewalt in die Hände gegeben wurde. Im bulgarischen Minister-Rath saßen seither die russischen Generale Sobolev, Kaulbars, Těsarov; die bulgarische Kriegsmacht wurde unter Leitung russischer Offiziere von allen Graden herangebildet; um die Person des Fürsten waren General Lessovoy als dessen General-Adjutant, Oberst Logrenov als Flügel-Adjutant, Hauptmann Polsikov als Ordonnanz-Offizier bediensiet, alle drei

Russen, die aber, gleich vielen Russen in der Armee, dem Fürsten, der sich gegen sie sehr wohlwollend zeigte, große Anhänglichkeit erwiesen und zum Theil in dessen engstem Vertrauen standen. Ein Hauptpunkt für die russische Politik war es, daß der Leiter des bulgarischen Kriegswesens ein Russe und vom Kaiser gewählt sei.

Das gute Einverständniß zwischen den russischen Ministern einerseits und dem Fürsten mit den bulgarischen Conservativen anderseits dauerte nicht lange. Die bulgarischen Conservativen wurden bald inne, daß die Wirthschaft, die sich unter dem herrischen und eigensüchtigen Walten der moskovitischen Regierungsmänner entfaltete, die einheimischen Interessen empfindlich schädige. Sobolev und Kaulbars zogen einen ihrer Verwandten, Schwäger, Abhänglinge, nach dem andern, der eine Russe, der andere Deutsche, ins Land und bedachten dieselben mit den fettesten Pfründen. Ebenso schien die in der Bildung begriffene bulgarische Kriegsmacht nur da zu sein, russischer Habsucht und Speculation zu dienen. Während russische Journale nicht genug die Fortschritte zu rühmen wußten, welche die junge Schöpfung unter einer so trefflichen Leitung machte, wußten die Patrioten von den unverschämtesten Mißbräuchen und Unterschleifen zu erzählen: in der ganzen Armee nicht ein Tornister für den Soldaten; in der ganzen Armee eine einzige Tragbahre für Sanitätszwecke; die Munitions-Vorräthe, aus russischen Fabriken zweifelhaften Rufes beschafft, von der schlechtesten Beschaffenheit, die Gewehre Ausschuß russischer Waare; Reiterei mit alten Pferden, schlechtem Riem- und Sattelzeug versehen, und für all das eine von Jahr zu Jahr steigende Ziffer im nationalen Budget! Bei dem strebsamen und liebenswürdigen Fürsten trat zu diesen unangenehmen Wahrnehmungen das Gefühl einer demüthigenden Abhängigkeit, in der ihn bei seinen Entschließungen die Vertreter der russischen Politik, hinter welcher sie nur zu häufig ihre eigensüchtigen Absichten verbargen, zu halten wußten, was ihm die waltenden Zustände mit jedem Tage unerträglicher machte.

Dieser Zwiespalt kam zuerst im Frühjahr dieses Jahres zu unverkennbarem Ausdruck, als die Sobranje, fast durchaus aus den entschiedensten Anhängern des Fürsten zusammengesetzt, das russische Walten in der heftigsten Weise angriff, den Busenfreund der russischen Minister Koputkin wegen Unterschlagung von Staatsgeldern vor Gericht zu ziehen verlangte und auf eine Aenderung des seitherigen Systems drang. Das hieß nichts anderes, als einen Wechsel der Regierung vorschlagen, und in der That wurde in jener Zeit von einer Minister-Krisis gesprochen. Die russische Partei gewann für den Augenblick, allein, wenn nicht alles trog, war es ein Pyrrhus-Sieg, der im ganzen Lande einen Sturm der Entrüstung hervorrief. Ein Vorfall, der mit der Politik nichts zu thun hatte, aber eben dadurch die russische Anmaßung von einer neuen Seite enthüllte, erweiterte die Kluft zwischen den Ministern und deren früherem bulgarischen Anhang. Beim Ausbruch des letzten Krieges hatte der Metropolit Miletius von Sophia eigenmächtig seine Diöcese verlassen und war ins Ausland gegangen. Darüber ward er von der heiligen Synode zu Constantinopel zur Verantwortung gezogen, schuldig erkannt

und zur Strafe auf eine Zeit in ein Kloster verwiesen, welchem Spruche, der ihm durch den Cultusminister Stoilov, einen Bulgaren, zugemittelt wurde, sich Miletius ohne Einsprache fügte. Allein nun widersetzten sich Sobolev und Kaulbars, forderten den Metropoliten auf telegraphischem Wege auf, in seinen Sprengel zurückzukehren, erhielten aber die Antwort, daß er, gehorsam den Beschlüßen seiner kirchlichen Oberbehörde, ihrem Verlangen nicht entsprechen könne. Der Synodal-Legat in Sophia, Metropolit Gregor, legte gegen diese Einmischung des Ministeriums in kirchliche Angelegenheiten Verwahrung ein, die heilige Synode selbst erließ an die russischen Generale eine entschiedene Collectivnote, Minister Stoilov bat um seine Entlassung und die Aufregung im Lande gewann neue Nahrung.

Die russischen Minister änderten jetzt ihre Stellung. Da sie die Gunst der Conservativen verloren hatten, wandten sie sich den Liberalen zu, denen sie die Rückkehr zum Constitutionalismus in Aussicht stellten. General Kaulbars verlangte vom Fürsten die Freilassung des in Vraca internirten Dragan Zankov, eines Hauptgegners des Staatsstreiches von Sistovo, aber sonst eines Mannes von großer Begabung und vielfachen Verdiensten, dabei warmen Patrioten, so daß Alexander mit Vergnügen auf diesen Vorschlag einging. Aber auch minder reinen Elementen wurden jetzt die bulgarischen Grenzschranken geöffnet: es waren dies zahlreiche Abenteurer, während der türkischen Herrschaft zur Auswanderung nach Serbien, Rumänien, Rußland genöthigt, durch welche jetzt die russische Partei ihren Anhang zu verstärken suchte, der in Folge dessen in seiner Mehrheit nicht mehr aus Liberalen, sondern aus Radikalen bestand. Daneben suchten sie das Ansehen Alexanders im Lande zu untergraben, ihn in St. Petersburg zu diskreditiren; es wurde ausgestreut, er habe bei der Eisenbahn-Conzession für den Säckel seines Vaters gewirthschaftet; der Finanz-Minister Burmov machte dem russischen Cabinete den Vorschag, den bulgarischen Reservefond, um ihn sicher zu stellen, nach Rußland zu übertragen; den Radikalen im Lande wurde zu verstehen gegeben, man könne wohl im Nothfall Alexander zur Abdankung zwingen.

In die Zeit dieser geheimen Umtriebe fiel die Reise Alexanders nach Constantinopel, Athen, Montenegro und von da zur Kaiserkrönung nach Moskau. Sobolev, der mit Kaulbars als Regent in Sophia zurückblieb und von welchem russische Zeitungen nicht müde wurden auszuposaunen, es gäbe in ganz Bulgarien keinen beliebteren volksthümlicheren Mann, hatte jetzt freie Hand und trieb sein Spiel ungezwungener als je. Wer von Beamten ihm nicht zu Gesicht stand, mußte weichen; in kurzer Zeit wollte man von 150 Amtsentsetzungen wissen, was in der Ziffer arg übertrieben sein mochte, aber jedenfalls bezeichnend für die von ihm geübte Willkür war. An ihre Stelle kamen blinde Anhänger der russischen Politik, die einträglichsten Posten erhielten seine russischen Freunde. Für Sophia erklärte er eine Stadthauptmannschaft als oberste Polizei-Behörde für nothwendig, deren Leitung er dem Russen Karnović, einem Geschwisterkind seiner Gemahlin, zuwies. Das Mißvergnügen im Lande nahm mit jedem Tage zu. Eine Deputation der Sobranje, mit dem Metropoliten Simeon an der Spitze, begab sich nach Moskau, um dort über die Ungesetzlichkeiten und Gewaltthaten Sobolevs' und Kaulbars'

Klage zu führen. Um ihr entgegen zu wirken, reiste ihr Sobolev, den Leiter des Finanzwesens Burmov an der Seite, nach, indem er Kaulbars die Weisung hinterließ, für Absendung einer ihnen ergebenen Huldigungs-Deputation der Hauptstadt zu sorgen. Fürst Alexander, der inzwischen in Moskau eingetroffen war und die Vertretung Bulgariens bei den Krönungsfeierlichkeiten seiner eigenen Entscheidung vorbehalten hatte, sandte Kaulbars den telegraphischen Befehl zu, die Deputation nicht abgehen zu lassen. Sie ging gleichwohl ab, und auf den Fürsten wurde in Moskau ein solcher Druck geübt, daß er sie selbst empfangen und dem Kaiser vorstellen mußte. Gleichwohl mochten die russischen Machthaber in Bulgarien fühlen, daß sie einer Verstärkung bedurften, und es wurde darum beschlossen, den russischen Minister in Brasilien, Jonin, als diplomatischen Agenten nach Sophia zu schicken, wo er mit Sobolev und Kaulbars Hand in Hand gehen sollte.

Bei den erwähnten massenweisen Amtsentsetzungen hatte die russische Partei in Bulgarien zunächst die Ersatzwahlen für die Sobranje im Auge, in welche sie ihr ergebene liberale und radikale Elemente bringen wollte. Um dieser Willkür Einhalt zu thun, verfügte Alexander nach der Rückkehr in sein Land, daß in Zukunft Absetzungen und Versetzungen von Beamten nicht im einfachen Ministerialwege vorzunehmen seien. General Sobolev antwortete auf diesen Erlaß, den er als eine persönliche Herausforderung ansah, dadurch, daß er, ohne beim Fürsten anzufragen, die Präfecten von Vraca und Razgard ihres Dienstes entließ und an dem ersteren Ort einen neuen Präfekten einsetzte. Nun beschied Alexander den gewesenen Minister Grekov zu sich und beauftragte ihn mit der Bildung eines aus Konservativen und Liberalen zusammengesetzten Ministeriums. Dann ließ er Sobolev und Kaulbars kommen, entließ erstern von seinem Posten und wies ihn an, Bulgarien zu verlassen, während er letzteren seiner Zufriedenheit versicherte und ihn bat die Leitung des Militärwesens fortzuführen. Allein beide Generale zogen Briefe aus St. Petersburg hervor, die ihnen befahlen, auf ihren Posten zu bleiben. Unmittelbar darauf erschien Jonin, der mittlerweile in Sophia und vom Fürsten mit Auszeichnung empfangen worden war, und überreichte letzterem ein aus drei Punkten bestehendes Ultimatum: Wiedereinführung des konstitutionellen Regimes; ungesäumte Auflösung der Sobranje und Einberufung der großen National-Versammlung zur Revision der Verfassung; Garantie dafür, daß das Kabinet Sobolev-Kaulbars mindestens ein Jahr im Amte bleibe. Fürst Alexander kämpfte einen schweren Kampf; er hatte sich bei einer Truppenschau eine Erkältung zugezogen und mußte einige Tage das Bett hüten. Zuletzt fügte er sich in seine bittere Lage und erließ ein Manifest, in welchem er zwar die Sobranje nicht auflöste, aber befahl, daß eine Kommission zur Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfs niedergesetzt und dieser von einer großen National-Versammlung endgiltig berathen werde, $\frac{\text{30. August alten}}{\text{12. September neuen}}$ Styles.

Am 2./14. September darauf fanden die Ergänzungswahlen für die Sobranje statt. Ungeachtet des beispiellosen durch die Organe der russischen Partei geübten Druckes fielen dieselben überwiegend zu Gunsten der Konservativen aus, die also auch in der neuen Zusammensetzung die entschiedene Mehrheit bildeten.

Aber auch die einsichtsvollen Liberalen standen jetzt zu ihrem Fürsten, vor allen Dragan Zankov, der sich ihm mit seinem einsichtsvollen Rathe zur Verfügung stellte. Sobolev, in einer unbegreiflichen Selbsttäuschung befangen, meinte noch immer, der liberalen Mitglieder, 29 an der Zahl, sicher zu sein und verfügte sich zu dem Fürsten, welchem er drohte, daß sie ihm den Eid verweigern und die Sobranje verlassen würden. Aber als am 6./18. Grekov den Adreß-Entwurf auf die Eröffnungsrede Alexander's verlas und, mit der Hinweisung, daß die Lage eine so ernste sei, daß jede Minute Zögern Gefahr bringen könne, die Anwesenden aufforderte, die Adresse sofort anzunehmen und zu unterfertigen, da erhob sich unter stürmischem Zuruf die ganze Versammlung; nur Suknarov, Bürgermeister von Sophia, blieb sitzen. Gleich darauf erhob sich Zankov, leistete dem Fürsten den Eid und setzte seinen Namen unter die Adresse. Wie von einer Tarantel gestochen fuhr Sobolev in die Höhe. „Man hat mich also hintergangen!" rief er aus und stürzte zum Saale hinaus; ihm nach der Finanz-Minister Burmov mit solcher Eile, daß er erst auf der Straße entdeckte, daß er seinen Hut zurückgelassen hatte. Unmittelbar darauf verfügten sich die Deputirten in corpore zu Alexander und überreichten ihm die Adresse, deren Inhalt er zu prüfen und nach Thunlichkeit zu willfahren verhieß.

Die wichtigste Stelle dieses Schriftstückes, über dessen Fassung in den Tagen zuvor Grekov, Valabanov, Zankov, Načević mit dem Fürsten verhandelt hatten, bestand in der Bitte an Se. Hoheit, „ein souveraines Manifest herausgeben zu wollen, durch welches Sie die Verfassung von Tirnovo wieder herstellen, und zugleich jene Punkte anzudeuten, deren Prüfung und Abänderung dringlich ist; die Frage der Abänderung dieser Punkte könnte der Versammlung selbst vorgelegt werden, indem die gegenwärtige außerordentliche Session in eine ordentliche legislative umgewandelt würde." In diesem Sinne erfloß dann ein neues Manifest Alexander's, womit das, was ihm die Russen abgedrungen hatten, bei Weitem überboten, damit aber zugleich die Stellung der bisherigen Zwingherren Bulgariens untergraben war. „Das war Ihr letzter Triumph, Hoheit," sagte Sobolev zu Alexander, „und zugleich die letzte Ungebühr, die der Kaiser vielleicht ungestraft lassen wird." Er legte Verwahrung gegen die Ausübung eines Verfassungsrechts seitens der Sobranje, was einzig der großen National-Versammlung zustehe, ein und überreichte bald darauf nebst Kaulbars seine Entlassung, nachdem sie auf telegraphische Anfrage in St. Petersburg hierzu ermächtigt worden waren. Am 8./20. erfolgte die Bekanntmachung des neuen Ministeriums, an dessen Spitze Dragan Zankov mit dem Portefeuille des Innern stand; mit ihm die zwei Liberalen Balabanov für das Aeußere, Dr. Mollov für den Unterricht; dann die Konservativen Stoilov, Justiz, Načević Finanzen, Ikonomov Bauten.

Noch gab sich die russische Partei nicht zur Ruhe. Mit den Konservativen hatte sie ausgespielt; die Liberalen, die mit ihr eine Zeit geliebäugelt, hatten ihr im letzten Augenblicke den Rücken gekehrt; jetzt sollten die Radikalen daran, als deren Führer der Bürgermeister Suknarov, dann Karavelov und Slaveikov galten. Es sollten Volksversammlungen im ganzen Lande veranstaltet werden, um gegen

die neue Ordnung der Dinge zu wühlen. „Zankov hat uns betrogen! Jonien ist mit uns! Verwahrt Euch gegen die Sobranje!“ — so lauteten die ausgegebenen Schlagworte. Die neue Regierung blieb nicht müßig; bei unmittelbarer Entlassung und strafgerichtlicher Untersuchung verbot sie allen ihren Beamten, sich an der in Szene gesetzten Agitation zu betheiligen. Die radikale „Saznanie“ machte sich über das ministerielle Rundschreiben lustig: „Das haben Burmov und Römlingen ihrerzeit auch getroffen und sind doch gefallen; unsere Beamten haben sich damals ihre politischen Rechte nicht verkürzen lassen und werden es auch jetzt nicht thun.“ Die Voraussicht der Radikalen trat aber nicht ein, vielleicht weniger weil die Beamten ihre Schuldigkeit thaten, als weil die Wühler keinen Boden in der Bevölkerung fanden. Kein Meeting kam zu Stande.

In der zweiten Hälfte Oktober sprach man von Telegrammen, die Fürst Alexander und Kaiser Alexander mit einander gewechselt hätten, und knüpfte daran die Hoffnung einer friedlichen Lösung. Auch hatte man ja guten Grund zu meinen, daß der Zar persönlich dem Gebahren seiner Vertreter fremd sei, dasselbe wohl gar nicht kenne. Thatsächlich aber waren es noch immer diese, welche in Sophia ihre Ränke spannen. Der Fürst hatte sich seinen General-Adjutanten Lessovoy, der ein volles Vertrauen besaß, zum Kriegs-Minister gewünscht. Jonin aber wußte gegen diesen, wie gegen den Obristen Logrenov, gleichfalls einen Liebling des Fürsten, Untersuchungen einzuleiten und sie in allerhand Verdacht zu bringen, während der Fürst den Minister des Aeußeren und Lessovoy mit einem Schreiben an den Kaiser nach St. Petersburg abgehen ließ. Da traf am 24. in Sophia ein Telegramm des Leiters des russischen Kriegs-Ministeriums Obručev ein, welches Lessovoy und dem Kapitain Polsikov Sophia binnen 48 Stunden zu verlassen befahl. Lessovoy befand sich an diesem Tage mit Balabanov bereits in Rusčuk, Polsikov war noch in Sophia und Alexander auf mehrere Tage zu einer Jagd verreist; nicht ohne Grund vermuthete man, Jonin habe mit Absicht diese Zeit gewählt, um eine letzte Unterredung der Beiden zu vereiteln. Da kam der Fürst unerwartet am 25. zurück und konnte sich von seinem Ordonnanz-Offizier, dem er gute Dienste dankte, verabschieden. Noch am selben Abend rief er seine Minister zu sich und am 26. Vormittags, zur selben Zeit, da Polsikov's Frist abgelaufen war, erschienen drei mit „Alexander“ gefertigte Dekrete, mit denen 1) der russische Obrist-Lieutenant Rödiger des Generalstabes von der einstweiligen Leitung des Kriegs-Ministeriums enthoben, an seine Stelle der Obrist-Lieutenant Kotelnikov berufen wurde; 2) die Entlassung des russischen Oberst Logrenov, Kapitain Messolov und Militair-Arzt Grimm aus der Suite des Fürsten, unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken für ihre bisherige Dienstleistung, erfolgte; 3) 36 bulgarische Offiziere, verschiedenen russischen Truppenkörpern eingereiht, telegraphisch nach Sophia einberufen werden sollten. Zur selben Zeit befanden sich Balabanov und Lessovoy bereits in der russischen Hauptstadt; am 26. wurde der bulgarische Minister von Herrn von Giers empfangen, am 27. hatte er Audienz beim Kaiser. Die russischen Journale legten darüber große Befriedigung an den Tag und stellten ihrem gläubigen Publikum die Sache so dar, als seien der Minister und der General aus Sophia nur

gekommen, um über den Fürsten, der die Großmuth Rußlands mit so schwerem Undank lohne, Klage zu führen. „Denn es giebt keinen Politiker, es giebt keine Partei in Bulgarien," so war am 27. im „Journal de St. Petersburg zu lesen, „die nicht nach der Gunst Rußlands strebte; das bulgarische Volk ruft den Namen Rußlands an." Über die weiteren Vorgänge sind wir zur Stunde nicht genau unterrichtet. Vor der Oeffentlichkeit wurde nur das Schlußergebniß bekannt, daß Obrist von Kaulbars, ohne Zweifel ein naher Anverwandter des Generals, von Wien nach Sophia geschickt wurde, um die Stellung der in der bulgarischen Armee dienenden russischen Offiziere klar zu stellen. In den bezuglichen Abmachungen wurde russischerseits anerkannt, daß auf Grund der Verfassung, Fürst Alexander im Frieden wie im Kriege oberster Kriegsherr der bulgarischen Truppenmacht sei. Demgemäß wird der Kriegsminister vom Fürsten ernannt, nur müsse derselbe eine dem Zar genehme Persönlichkeit sein. Den Minister abzurufen, stehe dem Fürsten zu jeder Zeit frei. Die russischen Offiziere in der bulgarischen Armee dienen mit Einwilligung des Kaisers, sind aber doch drei Jahre verpflichtet und schulden dem Fürsten, der Verfassung und den bulgarischen Gesetzen Gehorsam.

* * *

Ich komme auf das zurück, wovon ich abgegangen bin. Niemand könne wissen, was das Ende vom Ende sein werde; jedenfalls aber könne, so habe ich weiter gesagt, schon aus dem Bisherigen ersehen werden, was Rußland wolle und was Bulgarien nicht wolle. Rußland will Bulgarien, aber Bulgarien will nicht Rußland. Zwei kurze Sätze, aber von folgenschwerem Inhalt!

Rußland will Bulgarien, bei Leibe nicht als Eigen, bloß als Werkzeug für das, was es weiter will. Und was will Rußland weiter? Was es gewollt hat, seit es das Joch der Tataren abgeschüttelt; was in dem angeblichen „Testament Peters des Großen" ausgesprochen ist; was die lüsterne „Semiramis des Nordens" geplant und angestrebt; was in den letzten Decennien General Fadéjev in eine neue Formel gefaßt hat: den Weg nach Konstantinopel; die Hegemonie auf der Balkan-Halbinsel; das oströmische Diadem der Komnenen und Palaiologen! Für dieses Ziel ist ihm Bulgarien das wichtigste Land, dort muß es gebieten können, dort müssen ihm seine Vortruppen auf den ersten Wink bereit sein. „Rußland hat das lebhafteste Interesse für das Gedeihen und die friedliche Entwickelung dieses Bulgariens, das durch russische Waffen die Freiheit erlangt hat. Bulgarien möge in Ruhe die Vortheile und Wohlthaten genießen, die ihm Rußland verschafft hat; aber es möge dafür Rußland dankbar und erkenntlich sein und nicht auf falsche Rathgeber horchen, die es seinem Wohlthäter abwendig machen wollen. Rußland verlangt Nichts, als daß die Staaten, die es geschaffen, selbständig und unabhängig seien und nicht fremder Ausbeutung anheimfallen. Bulgarien den Bulgaren, Rumänien den Rumänen, Serbien den Serben: kann man ein solches Streben ein gewinnsüchtiges nennen?!" So schreiben das „Petersburger Journal" und die „Moskauer Zeitung" Tag für Tag; läßt sich durch diese Sprache noch irgend Jemand täuschen? Gewiß diejenigen am allerwenigsten, für die sie zunächst berechnet ist!

Denn Bulgarien will Rußland nicht. Bulgarien meint es im vollen und

strengen Ernst, was man von der Moskoa und Neva verlockend vorspielt: Bulgarien den Bulgaren! Keine Ausbeutung Bulgariens durch Fremde, und unter diesen in erster Reihe die Russen! Bulgarien weiß und wird es nicht vergessen, was für Dank es Rußland schuldet; aber auch der Dank hat seine Grenzen, er darf nicht bis zur Verleugnung des eigenen Ich und Selbst gehen. In diese Formeln ungefähr läßt es sich fassen, was nicht blos Bulgarien, was ebensowohl Rumänien und Serbien über ihr Verhältniß zu Rußland fühlen und denken. Was das letztere Königreich insbesondere betrifft, so wollen wir nicht aus dem Auge verlieren, daß die jüngsten Vorgänge, sowohl die Wahlen in die Skupstina als der niedergeworfene Aufstand zugleich eine Niederlage der moskovitischen Partei und Politik im Lande bedeuten. Daß man hier überall von einer Oberherrschaft, von einer gebieterischen Führung durch Rußland Nichts wissen will, daß man sich, bei aller schuldigen Achtung für die moskovitische Großmacht, auf seine eigenen Füße zu stellen gedenkt, das hat erst dieser Tage ein komischer Vorfall in Philippopel bewiesen. Dort hatte zur Zeit der russischen Okkupation nach dem letzten orientalischen Kriege General Stolivin den russischen Adler oberhalb des Haupteinganges des Konaks anmalen lassen, was dann Fürst Vogorides, da er als General-Gouverneur des nunmehr halb-souverainen Gebietes daselbst seinen Wohnsitz aufschlug, mit Tünche überstreichen ließ. Mit den Jahren lockerte sich der Kalk und eines schönen Morgens fiel er ganz herunter, und durch die ganze Stadt rief das Gerede, „Fürst Vogorides habe einen russischen Adler an seinen Konak malen lassen," eine Aufregung hervor, die sich erst dadurch beschwichtigen ließ, daß auf Befehl des Fürsten das zweiköpfige Sinnbild des gewaltigen Zarenreiches in gründlichster Weise herausgekratzt wurde.

So stünden also die Sachen für die Ausführung der Ideen Peters des Großen und Katharina II. auf der Balkan-Halbinsel nicht zum Besten? Für den Augenblick allerdings nicht, allein um den Augenblick handelt es sich auch nicht. Das beweisen die letzten Abmachungen in Sophia, die doch ein entschiedenes Nachgeben Rußlands bekunden; das beweist vor allem die Reise Herrn von Giers, der in diesem Augenblick alle Höfe feierlichst versichert, daß Rußland nicht daran denke Bulgarien zu seinem Vasallen-Staate herabzudrücken und daß ihm an nichts so sehr gelegen sei, als an der Erhaltung des europäischen Friedens. Auf welche Zeit? die russische Politik versteht es wie keine andere von langer Hand her auf ihre Ziele hinzuarbeiten, und hat wiederholt große europäische Verlegenheiten zu seiner eigenen Machterweiterung benutzt. Eine solche große europäische Verlegenheit ist jetzt nicht vorhanden, so versichern die Minister des Aeußern aller Großmächte; allein sie kann kommen, sie kann in drei, in fünf, in zehn Jahren da sein, und darauf, so scheinen die russischen Staatsmänner sich zu sagen, heißt es bei Zeiten seine Vorbereitungen treffen. Und sind sie nicht wahrzunehmen, diese Vorbereitungen? Es sind da nicht die eigentlichen militairischen gemeint, die ja nach dem bekannten: Si vis pacem, para bellum, in keinem geordneten Staatswesen je ein Ende nehmen. Aber stünde die in jüngster Zeit mit Macht betriebene Entprotestantisirung der s. g. deutschen, in Wahrheit esthisch-lettischen Ostsee-

Provinzen außer Zusammenhang mit den ferneren Plänen Rußlands? In das Königreich Polen hat man von St. Petersburg aus als General-Gouverneur einen Mann geschickt, der kein Politiker, aber ein um so schneidigerer General ist und der seine neuen Pflegebefohlenen mit einer langathmigen Rede begrüßt hat, deren Spitze auf die Worte Sarastro's hinauslief: „Zur Liebe will ich Dich nicht zwingen, doch geb' ich Dir die Freiheit nicht." Gleichwohl scheint es Rußland bei der polnischen Pamina auch mit der Liebe versuchen zu wollen, wenn wir die erhöhten Bemühungen des Cabinets von St. Petersburg in Rom, sich mit dem heiligen Vater auf einen besseren Fuß zu stellen, in's Auge fassen, Bemühungen, die gleichfalls der neuesten Zeit angehören. Man weiß, welch' wichtige Rolle bei allen polnischen Erhebungen gegen Rußland die Religion gespielt hat und mit welchem Nachdruck und Erfolg selbst die Person des Papstes von den Aufständischen für ihre Zwecke mißbraucht wurde!

Gehen wir auf die Balkan-Halbinsel über, so gewahren wir, außer den bereits auseinandergesetzten bulgarischen Vorgängen, allerhand Erscheinungen, die an sich nicht unbedeutend, ein viel anderes Ansehen gewinnen, wenn wir sie zu einander in eine gewisse Beziehung setzen. Rumäniens König und Premier-Minister waren diesen Sommer zu Besuch in Wien, wo mit unserem Herrscherhause und Cabinet die freundlichsten Versicherungen ausgetauscht wurden. Das mag, was die Person Karol's betrifft, seine Richtigkeit haben. In anderem Lichte aber stellt sich dasjenige dar, was von Seiten seiner Regierung im Laufe des gegenwärtigen Jahres der unsrigen gegenüber in Scene gesetzt wurde. Zuerst die Rakete, die sie durch den Mund eines Senators bei der Michaels-Feier in Jassy in die Höhe zischen ließ, die „drei Perlen", die dem Goldreif Rumäniens noch fehlen, womit die stammverwandten österreichischen Gebiete Bukowina, Siebenbürgen und Banat gemeint waren. Dann der Vorfall im Balkan-Passe, wo ein auf österreichischem Boden nächst der Grenze errichtetes Blockhaus von einer rumänischen Streifwache überfallen, zerstört und in Brand gesteckt wurde. Die rumänischen Behörden haben es, wie zu allen Zeiten in solchen Fällen, als ein „Mißverständniß" entschuldigen wollen; allein die von unseren Leuten gefangenen und nach Petroszeny abgeführten rumänischen Soldaten haben unterwegs aus der Schule geschwatzt: „sie seien dazu kommandirt worden." Nun schlage man zu diesen Wahrzeichen die schroffe Haltung, welche die rumänische Regierung, ungeachtet der warmen Händedrücke ihres Königs in Schönbrunn und Laxenburg, in der Donau-Kommissions-Frage Oesterreich gegenüber einhält, und man wird sich kaum der Vermuthung entschlagen, daß eine dritte Macht hinter diesem Widerstande steckt. Einige meinen Rußland, andere rathen auf Frankreich. Und warum nicht alle beide? Denn daß, wenn der berechnete Zeitpunkt gekommen sein wird, Rußland und Frankreich einander über Oesterreich und Deutschland hinüber die Hände reichen werden, steht wohl außer Zweifel.

Von allen Neustaaten der Balkan-Halbinsel macht das junge Königreich Serbien Rußland den meisten Verdruß. Serbien kann sich nicht rühren ohne Oesterreich, es ist mit allen seinen Verbindungen, Beziehungen, Entwicklungen un-

mittelbar und ausschließlich an den großen Nachbarstaat gewiesen, und darnach richtet sich begreiflicherweise seine Politik, was, abermals begreiflicherweise, dem Cabinet von St. Petersburg nicht in den Kram taugt. Es kommt daher, so calculirt man an der Neva, darauf an, dem König Milan gegenüber eine Drohung in Bereitschaft zu halten, die sich erforderlichen Falls in leibhafte Wirklichkeit übersetzen ließe. Wem treten hierbei nicht die Gerüchte von einer schwägerlichen Verbindung vor den Sinn, die im Sommer des heurigen Jahres zu Cetinje ein Sprosse des „schwarzen Georg", des erstberechtigten serbischen Fürstengeschlechtes, mit einer montenegrinischen Prinzessin eingegangen hat? Mit diesem Peter Karagyorgyević, deßen Ergebenheit sich Rußland sichern möchte, hält es sich die gefährlichste Waffe gegen König Milan Obrenović in der Hand. Oder sollte Rußland schon jetzt sich die Dinge in Serbien in seinem Sinn zurechtlegen wollen?! Während des letzten Aufstandes sind verschiedene Wahrzeichen hervorgekommen, daß die Führer, von denen einige seit Jahren ganz entschieden zu Rußland hinneigen, wo nicht gar in geheimem russischem Solde stehen, es geradezu auf die Person König Milan's abgesehen hatten. Für den Augenblick hat die Energie des Ministeriums Christić alle Fäden der Verschwornen durchschnitten, und Prinz Peter und Prinzessin Zoska in Paris sind vor der Hand auf das Warten angewiesen.

Der Hauptpunkt aber, auf den Rußland, wenn es seine Stunde gekommen wähnen wird, seine kühnen Berechnungen stützt, werden nicht Drohungen wie gegen Serbien, sondern werden Verheißungen für alle seine Verbündeten sein, deren jedem es etwas zu bieten hat, was von jedem derselben gewünscht werden muß. Von den europäischen Großstaaten sind, wie in diesem Augenblicke die Dinge stehen, Frankreich und Italien Rußlands natürliche Verbündete, weil, wie ich jüngst an einem andern Orte ausgeführt, Frankreich mit Gier die Gelegenheit ergreifen wird, um zu seiner heiß ersehnten „Revanche" zu gelangen, und weil Italien, sobald Triest und Trient in Aussicht stehen, von seinen Irredentisten gedrängt, gar nicht zurückbleiben kann.

Kehren wir wieder auf die Balkan-Halbinsel zurück. Wir sahen Bulgarien in der letzten Zeit in heftigem Zwiespalt mit Rußland; es läßt sich sogar mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß Rußland vorderhand seine gebieterische Rolle in Sophia ausgespielt hat. Allein im entscheidenden Augenblicke wird Bulgarien doch mit Rußland gehen. Und warum? Das junge Fürstenthum benöthigt zu seiner Abrundung, aber auch zur Abwendung einer seine innere Sicherheit fortwährend bedrohenden Gefahr, einer Anzahl Dörfer im Rhodope-Gebirge, die von einem wahren Räubergesindel beherrscht werden, das den Frieden des angrenzenden bulgarischen Landstriches jederzeit zu stören bereit ist. Der Berliner Vertrag hat dieses Gebiet dem Fürstenthum zugesprochen, und auch die Pforte war bereit, ihm zur Unterwerfung desselben zu verhelfen. Im heurigen Frühjahr aber, und zwar in einer Zeit, wo der Widerstand der bulgarischen Patrioten gegen das herrische Gebahren der russischen Partei in seinen Anfängen war, hat man in Stambul plötzlich die Sprache geändert: es hätten sich, hieß es, „sehr erhebliche Zweifel über die zu vollziehende Annexion" erhoben und man müsse erst „diesen Punkt prüfen."

Sollte hinter dieser unerwarteten Weigerung nicht Rußland stecken? Der russischen Politik ist in solchen Dingen alles zuzutrauen, und so scheint es, daß sich Rußland auch hier vorsichtig die Verhältnisse zurechtlegt, wie sie aus demselben mit der Zeit Nutzen ziehen kann. „Die Türkei verweigert euch," wird es später zu den Bulgaren sprechen, „eure Rhodope-Dörfer, ich werde sie euch geben!" Allein Rußland hat für das Fürstenthum noch einen viel größeren Trumpf in seiner Hand. Im Mai dieses Jahres, bei Gelegenheit der Krönungsfeierlichkeiten in Moskau, hat eine ost-rumelische Deputation dem Zar eine Adresse überreicht, in welcher Ost-Rumelien als „Süd-Bulgarien" bezeichnet wurde. Kann man deutlicher reden?*)

*) S. meinen Aufsatz in der D. R. VIII v. S. 74 f.

Wie steht es mit den beiden Neustaaten an der Donau und Save? Nun was Rumänien verlangt, hat sein Senator im Juni d. J. voreilig herausgeschwätzt, und daß in Belgrad längst von einem „großserbischen Reich" geträumt wird, ist eine bekannte Sache. Alle Landstriche, die den beiden Kronen als „Perlen" noch fehlen, gehören unserem Kaiserstaate, namentlich dem Gebiete der St. Stephans-Krone an, und in diesem letzteren stehen zur Stunde die Dinge, wie es sich Rußland gar nicht besser wünschen kann. Die innere Politik des „ungarischen Staates" hat sich von Jahr zu Jahr mehr in die Netze jener magyarischen Glossomanie verfangen, welche zur natürlichen Folge die Unzufriedenheit, Abkehr, die Widerstandslust der in ihrer Eigenart fortwährend verletzten, der Magyarisirung anheim gegebenen anderssprachigen Volksstämme hat. Nur diese bei den Kroaten, bei den siebenbürger Sachsen, bei den Rumänen und ungarischen Nord-Slaven immer wachsende Unlust, die vielfach glühender Haß zu nennen ist, machen jene Anspielung Gradisteano's in Jassy erklärlich, die ja unter anderen Umständen als kopflose Frechheit zu bezeichnen wäre; bei den Verhältnissen, wie sie gegenwärtig im Umfange der St. Stephans-Krone bestehen, wußte der rumänische Senator sehr wohl, was er sprach und worauf er zählen kann. Wenn die Dinge in Ungarn in der bisherigen Weise fortgehen, dann ist alles, was nicht dem magyarischen Stamme angehört, ungleich mehr unterwühlt und zum Abfall reif, als im Jahre 1848, und wenn Rußland mit der Heeresfolge der beiden jungen Königreiche bei einer europäischen Krisis diese Lage ausbeutet; wenn es Bulgarien und Ost-Rumelien den Köder ihrer Vereinigung, ja der Vergrößerung ihres Gebietes durch das überwiegend bulgarische Makedonien hinwirft; wenn gleichzeitig Frankreich und Italien, das eine um seine Abrechnung mit Preußen zu pflegen, das andere um auf Oesterreichs Kosten seine irredentistischen Gelüste zu befriedigen, angriffsweise vorgehen, dann mag sich jeder die weiteren Folgen selbst ausrechnen! . .

Es ist dies von meiner Seite durchaus keine berechnende Schwarzmalerei, es ist nichts als schonungslose Hinstellung der überwältigenden Gefahr, die nach meiner vollen Ueberzeugung, wenn nicht beizeiten dem umsichgreifenden Uebel Einhalt geboten wird, den beiden mittel-europäischen Großmächten droht. Es gereicht mir darum zur wahren Befriedigung, in diesem sich zusammenballenden schwarzen Gewölke einen Lichtpunkt bezeichnen zu können, einen Punkt vorderhand nur, der sich aber, wenn der gute und ernste Wille dazu vorhanden ist, in überraschend kurzer

Zeit zur freundlich klärenden Helle ausbreiten kann. Die letzten Vorgänge in Kroatien haben den Buda-Pester Glossomanen eine empfindliche Lehre gegeben und es scheint sie wollen sich dieselbe gesagt sein lassen. Wenn es sich bewährt, daß Tisza, ohne Frage gegenwärtig der geschickteste und meistvermögende Staatsmann Ungarns, entschlossen sei, jede Magyarisirungs-Tendenz dem dreieinigen Königreiche gegenüber fallen zu lassen, daß er weiter im Sinne habe, mit Kroato-Slavonien in materieller und commercieller Hinsicht, zunächst in der Eisenbahn-Politik, eine wirkliche und volle Interessen-Gemeinschaft herzustellen, dann wäre ein vielsagender Anfang gemacht. Und wenn es sich weiter bewahrheiten sollte, daß der ungarische Minister-Präsident in der letzten Zeit sich den siebenbürger Sachsen nähere, was nur dadurch geschehen kann, daß er den magyarischen Druck, unter welchem sie seither zu leiden hatten, lüftet und hebt, dann würde das als ein Anzeichen zu begrüßen sein, daß er es bei jenem Anfang nicht bewenden lassen wolle, daß er auch den anderen Völkerstämmen gegenüber eine gerechtere und zugleich klügere Politik einzuschlagen bereit sei. Tisza hat schon einmal eine große Wandlung durchgemacht; möge er es über sich gewinnen und auch vor dieser zweiten nicht aus kleinlicher Empfindlichkeit zurückschrecken! „Man soll sich nie scheuen," sagt ein englischer Schriftsteller, „zu bekennen: Ich habe geirrt! Denn es beweist das nur, daß man heute gescheidter ist, als man gestern war."

Wer sähe aber nicht, daß mit einer Aenderung der ungarischen inneren Politik alles, was noch zur Stunde den russischen Allmachtsgelüsten in die Hände arbeitet, sich zu Ungunsten derselben umwandeln muß. Weder der Slovake noch der Serbe, weder der Sachse noch der Rumäne sträuben sich dagegen, Ungarn, Siebenbürger zu bleiben; nur Magyaren wollen sie nicht werden. Sobald ihnen eine einsichtsvolle und wohlwollende Politik der Buda-Pester Regierung das bietet, was sie zur Wahrung und Weiterentwicklung ihrer Sprache und Eigenart, an der sie mit derselben Innigkeit hängen, wie der Magyar an der seinen, brauchen und verlangen, dann werden sie in demselben Grade zu ihr stehen und halten, wie sie sich jetzt von ihr abwenden und gegen sie nach Abhilfe von anderwärts suchen. Dann wird aber auch den stammverwandten Neustaaten südlich von Ungarn alle Aussicht auf erfolgreiche „Perlen"-Fischerei im Gebiete der St. Stephans-Krone entzogen. Sie werden sich mit dem bescheiden, was ihnen die Einsicht des europäischen Konzertes zugetheilt hat, und werden ihren aufrichtigen Anschluß da suchen, wohin sie alle ihre Interessen weisen, und dieses „da" ist nicht Rußland, sondern Oesterreich. Die „Moskauer Zeitung" hat vor einigen Tagen ein wahres Wort gesprochen, nur im anderen Sinne und anderer Absicht, als davon nach der wahren Sachlage Gebrauch zu machen ist. „Was besorget Ihr von unserem Einfluß, unserer Uebermacht?" so ungefähr rief sie den Bulgaren zu. „Rußland hat keinen Ueberfluß an Bevölkerung wie andere Länder, die sich desselben entledigen müßten, um frei aufathmen zu können. Ebensowenig hat es Ueberfluß an Unternehmungsgeist und Kapitalien, die in Rußland keinen Wirkungskreis fänden und sich nach jedem ihnen zugänglichen Ausbeutungsfelde wendeten. Was fürchtet Ihr uns also?!" Allein jene in der Entwicklung begriffenen Länder brauchen Bevölkerung, brau-

chen Unternehmungsgeist und Kapitalien, und diese können ihnen nur die hochentwickelten Gebiete von Mittel-Europa, zunächst Oesterreich, zuführen. Auch hat sich in der letzten Zeit wiederholt herausgestellt, daß der Export, den Rußland nach den Balkan-Ländern versuchte, die österreichische Konkurrenz nicht aushält. Ein Brief, den im heurigen Sommer ein Russe aus Bulgarien an die St. Petersburger „Nowoje Wremia" geschrieben, hat offenherzig bekannt, daß der russische Handel „allmählig, aber gewiß in die Hände der Deutschen übergeht." Ueber die Verkehrs-Politik wäre es überflüssig, Worte zu verlieren; alle Wegweiser deuten den aufstrebenden Neustaaten der Balkan-Halbinsel nicht nach Rußland, sondern nach dem mittleren und westlichen Europa.

Noch einiges hätte ich auszubieten; aber es muß nicht alles auf einmal heraus. Man muß sich immer etwas in der Schublade behalten.

Ein berühmter Sohn.

Novelle

von

Konrad Telmann.

Für sich selber wünschte der Kanzleirath Zettel auf Erden nichts, kaum daß es für ihn persönlich eine Genugthuung gewesen wäre, wenn man ihn zum Rechnungsrath oder zum Geheimen Kanzleirath befördert, oder wenn man ihm den rothen Adlerorden vierter Klasse — auf einen andern hatte er ja niemals Anspruch — in's Knopfloch gehängt hätte. Aber um seines Sohnes willen hätte es ihn gefreut; denn für einen Sohn wie Edwin Zettel es war, mußte es beklagenswerth erscheinen, daß sein Vater nur den Titel eines Kanzleiraths in der Kassenverwaltung des städtischen Kreisgerichts führte und nicht dekoriert war. Dieser Sohn wäre eines Vaters mit dem Prädikat „Excellenz" und einer Brust voll der höchsten Orden werth gewesen, noch ein Solcher hätte stolz auf ihn sein müssen.

Für seinen Sohn wünschte der Kanzleirath alles auf Erden, Ruhm, Ehren und Reichthum, und er war niemals zweifelhaft darüber, daß ihm das Alles zu Theil werden würde, gerade wie er es verdiente. Der Kanzleirath lebte nur für seinen Sohn, vergötterte ihn, sah von Kind auf etwas Höheres, ein Wesen besonderer Art, in ihm und fühlte sich glücklich und dankerfüllt an jedem Tage, der Vater dieses Sohnes zu sein. Es war sein einziger, und die Anbetung, die er ihm zollte, hatte sich auf Mutter und Töchter gleicherart übertragen. Auch sie träumten alle von einer großen, glänzenden Zukunft Edwins und glaubten daran, daß er zum Höchsten berufen sei. Die Mutter verhätschelte ihn, und die drei Töchter, die ihm im Alter voraus waren, empfanden eine Art von Scheu vor ihm, die sich bei der höheren Begabung des Jüngeren ja wohl erklären ließ. Allgemein war man sich darüber einig, daß Edwin ein berühmter Mann werden müsse.

Edwin selber wußte das und war's zufrieden. Welche Vorzüge ihm die Zukunft, die noch in dämmerweiter Ferne lag, schon jetzt gewährte, darüber blieb er sich nicht lange unklar. Ein kluges, frühreifes Kind, wie er's war, mußte er

sich der Macht, über die er gebot, der Stellung, die er im Hause einnahm, bald genug bewußt werden, und er war nicht nur zufrieden darüber, sondern benutzte sie auch nach besten Kräften. Er konnte immerhin dumme Streiche verüben, der Vater glaubte doch nicht daran, daß sie von ihm herrührten, und die Schwestern, auf die natürlicherweise immer der Reihe nach die Schuld fallen mußte, ertrugen Vorwürfe und Strafe geduldig an seiner Statt, weil sie meinten, es müsse so sein, oder doch einsahen, daß ihnen Widerspruch und Anklage wenig frommen würden. Die Möglichkeit, daß irgend eine Narretei auf Edwin zurückgeführt werden könne, mit dessen ganzem Wesen sie ja nicht zu vereinigen gewesen wäre, blieb von vornherein ausgeschlossen, und daß es Edwin im höchsten Nothfall auf eine Lüge angekommen wäre, konnte man auch nicht behaupten. Man glaubte Edwin eben alles aufs Wort, und je dreister er log, desto sicherer war er, daß man nicht an ihm zweifelte.

Soviel stand jedoch fest, daß er von früh auf außergewöhnlich begabt war und auch ohne besonderen Fleiß seine Altersgenossen und Mitschüler überholte. Es flog ihm Alles nur so zu. Daß seine Charaktereigenschaften in dem gleichen Verhältniß zurückblieben, wie seine geistigen Fähigkeiten weit über die, seinem Alter gesteckten, Grenzen hinauseilten, war zwar an sich bedauernswerth, konnte aber auf die an Anbetung streifende Verehrung, die Edwin Zettel in seiner Familie genoß, keinen Einfluß ausüben, weil man sich darüber niemals Klarheit verschaffen wollte. Daß ein so gescheiter, altkluger, gewitzigter Junge, der allemal die besten Zeugnisse aus der Schule mit nach Hause brachte, in seiner moralischen Entwickelung verkümmern könne, und daß er und die Seinen die Hauptschuld daran trugen, daß dies geschah und daß das Uebel im Geheimen immer weiter fraß, daran dachte der Kanzleirath, der als der Typus eines pflichttreuen, grundehrlichen und ein klein wenig beschränkten, preußischen Subalternbeamten gelten konnte, freilich nicht im Entferntesten. Was seiner eigenen, kernbraven Natur völlig fremd war, Unaufrichtigkeit, heimliches Wesen und böswillige Täuschung, das konnte der Kanzleirath auch an Andern nicht argwöhnen und am Wenigsten an seinem Sohne. Ja, als es einmal schwarz auf weiß in Edwins übrigens vortrefflicher Oster-Zensur stand: Sittliche Führung: „Der Quartaner Zettel neigt hin und wieder zur Unwahrheit,“ da wandten sich des Kanzleiraths ganzer Zorn und seine heilige Entrüstung nicht etwa gegen Edwin, wie man hätte erwarten sollen, sondern gegen den Ordinarius der Oberquarta, der es wagte, einem solchen vagen, entehrenden Verdacht Worte zu leihen. Der Kanzleirath verschmähte es auch, sich bei demselben etwaigen Aufschluß über die Gründe zu holen, die ihn zu jener Notiz veranlaßt haben könnten, — er kannte sie ja ohnehin: Neid und Mißgunst und die Sucht, die in jedem Menschen, vornehmlich Philologen, steckt: „Das Strahlende zu schwärzen,“ — er erging sich vielmehr Tage und Wochen lang nachher in trüben Betrachtungen über die unzulänglichen Einrichtungen der Schule, die es selbst den wohlgesinntesten Lehrern unmöglich machten, sich über die Individualität jedes ihrer Schüler Klarheit zu verschaffen und so die ungerechten und schmählichen Urtheile zu vermeiden. Edwin galt ihm von Stund' an wie ein Märtyrer, dem

man seine seltenen Vorzüge nicht ungeschmälert lassen wollte, und dem man doch irgend einen, wenn auch noch so unbestimmten, Makel andichten mußte, um ihn nur nicht gar zu hoch über die Andern hinauswachsen zu lassen. Und dabei blieb es. Die menschlich-entschuldbare Verkleinerungssucht, die gegen seinen Sohn zur Anwendung gebracht wurde, diente dem Kanzleirath nur als neuer Beweis, wie weit derselbe seine Altersgenossen und überhaupt das gewöhnliche Menschenmaß überragte. Mehr, als je, nach jener Oster-Censur war Edwin Zettel in seiner Familie das Wunderkind, der berühmte Sohn, von dessen Glanz ein schwacher Strahl auch auf die Übrigen fiel, die sich daran sonnen mochten.

Auch daß er bei seinen Schulkameraden allzeit wenig beliebt war, was dem Kanzleirath auf die Dauer nicht verborgen bleiben konnte, war nur eine Bestätigung jenes Erfahrungssatzes, daß man die Bäume ungern bis in den Himmel wachsen sieht. Das war aber nun einmal Edwin Zettels Art, und nichts war natürlicher, als daß er für sein früh gereiftes Wesen, seine hohen, geistigen Ansprüche und sein reges Bedürfniß nach immer neuer Gedankennahrung keinen gleichgesinnten Genossen zu finden im Stande war. In Wahrheit stieß alle seine Klassenkameraden sein geistiger Hochmuth, seine großthuerische Art, seine feine Kriecherei den Lehrern gegenüber und seine Kunstfertigkeit im Lügen und Verstecken von ihm ab. Er wollte es mit keiner Partei verderben und schwärzte dabei im Geheimen immer die Einen bei den Andern an oder hetzte sie auf einander. Seine Mitschüler kannten nur ein Mittel, um sich seiner zu entledigen oder ihn die verdiente Strafe fühlen zu lassen: sie wiesen ihm ihre Fäuste; die hielten den „Musterknaben“ Edwin Zettel in Respekt und er sich vor ihnen in gehöriger Entfernung. Eine Angeberei bei den Lehrern, die mit Ausnahme jenes Einen, der seine Unaufrichtigkeit durchschaut hatte, immer für ihn Partei nahmen und seiner hervorragenden Leistungen halber nehmen mußten, war dann die regelmäßige Folge solcher natürlichen Selbsthülfe, und gerade dadurch verdarb er's nur noch mehr bei seinen Altersgenossen, welche in ihren Urtheilen sich die Helden des Cornelius Nepos zum Maßstab ächter Männlichkeit nahmen, und unter denen es als Ehrensache galt, alle Händel unter sich auszumachen, als schmählich, die Lehrer zum Entscheid aufzurufen.

Im Hause des Kanzleiraths ging es knapp her. Sein Gehalt war dürftig, das kleine Vermögen der Frau reichte nicht weit, und vier Kinder sollten eine Erziehung erhalten, die sie später befähigte, sich mit Ehren selbständig durch's Leben zu bringen. Man sparte, wo und wie es nur anging, ohne daß dem Stand des Vaters etwas vergeben wurde, aber für Edwin war stets da, was er brauchte. Woher man es nahm, blieb denen, die der Familie nahe standen, oft ein Räthsel. Edwin sollte mit der Nothwendigkeit, sich einzuschränken, verschont bleiben, soweit es anging; seine bedeutenden, geistigen Anstrengungen verlangten als Gegengewicht körperliches Wohlsein und das Fernhalten aller Sorgen und Entbehrungen von ihm. Da er selten vergebens eine Forderung stellte, gewöhnte er sich daran, zu fordern und sah nicht oder fand es doch natürlich, daß die Andern um seinetwillen darbten. Man konnte ihm keinen Wunsch abschlagen, und wenn er nur durch große Opfer zu erreichen war, so brachte man diese Opfer und bemühte sich noch

obendrein ängstlich, sie Edwin nicht merken zu lassen. Diesen einen Sohn hatten sich die Eltern vom Himmel erfleht, als sie ihre Ehre geschlossen hatten, und jedesmal, wenn ihnen eine Tochter geboren wurde, was sie schier zur Verzweiflung brachte, nur inniger noch und heißer. Nun war er endlich, als sie schon die Hoffnung fast aufgegeben hatten, wirklich gekommen und zwar ein Sohn, wie ihn ihre kühnsten Träume sich kaum ausgemalt, ein Sohn, von dem sie Alles erwarten konnten, den sie schon als berühmten Mann vor sich sahen, als er eben erst die Buchstaben malen lernte; diesem Sohn durfte man also nichts versagen, für dies Gnadengeschenk des Himmels, das sich täglich reicher und herrlicher entfaltete, war keine Entbehrung zu groß. Es kam Alles darauf an, sich seiner werth zu zeigen.

Auch Edwin selber hatte sich in die Rolle des zukünftigen berühmten Sohnes durchaus gefunden und behagte sich darin. Seiner Eitelkeit schmeichelte die Aussicht, sein Ehrgeiz wurde angenehm dadurch berührt, und die Vortheile, die ihm seine Bestimmung schon jetzt gewährte, waren nicht zu verachten. Wenn Sonntags nach altem Brauch eine Flasche Rothwein auf den Mittagstisch kam, lehnten alle Familienglieder aus irgend einem, für Jeden stereotypen Grunde ab, davon zu trinken, auch der Kanzleirath versagte sich's, so sehr er früher daran gewöhnt gewesen war, und nur Edwin trank und sollte trinken. Der Kanzleirath war ein passionirter Raucher. Je mehr Edwins Ansprüche wuchsen, desto geringer wurde die Zigarrensorte, die der Kanzleirath rauchte, bis er zur billigeren Pfeife überging, auch diese sich bald nur Sonntags gewährte und endlich ganz und für immer von sich that. So ging es in Allem, und nicht nur bei den Eltern, sondern auch bei den Töchtern, die kaum in der Stille, sicher nicht öffentlich, zu murren wagten, wenn die Ernährung immer knapper, die bescheidene Kleidung immer fadenscheiniger wurde. Die vier Treppen hoch belegene Wohnung bestand aus drei Zimmern und einer Kammer. Wie man sich darin zusammendrängte, war für die Wenigen, die zum Besuche zu Kanzleiraths kamen, jedesmal eine neue Sehenswürdigkeit. Das größte von den Zimmern, zugleich das einzige, das auf die Straße hinausging, hatte Edwin für sich allein; er bedurfte dessen. Wo hätte er sonst die Ruhe zur Arbeit finden können?

Die Mutter hätte es gern gesehen, wenn sich die drei Mädchen zu Lehrerinnen ausgebildet hätten; sie dachte sich's so, daß die Aelteste Sprachen, die Zweite Musik und die Dritte Handarbeit an einer Töchterschule lehren könnten, denn dahin neigten die Begabungen der Drei. Sie selbst wären damit zufrieden gewesen, ja, sie hatten keine höher fliegenden Träume, als diese, die ihnen noch dazu die Möglichkeit gewährt hätten, am gleichen Institut angestellt zu werden und immer bei einander zu bleiben. Sie hielten sehr fest zusammen und waren sich in rührender, wechselseitiger Neigung zugethan. Aber der Kanzleirath schüttelte den Kopf dazu. Woher sollten die Mittel kommen, wenn man so hoch hinaus mit den Kindern wollte? Gertrude, die Aelteste, war die fleißigste und strebsamste Schülerin in der Klasse. Der Direktor der Anstalt hatte ihr gesagt, daß sie das Gouvernanten-Examen machen müsse, was ihr ein Leichtes sein werde, und daß es seine Sorge sein solle, ihr dann sofort eine einträgliche Stellung als Erzieherin

oder Institutslehrerin zu verschaffen. Ernas Fortschritte im Gesang, worin man in der Schule unterrichtete, und im Klavierspiel, das sie bei einem Vetter der Mutter, einem armen Organisten, erlernte, erregten Aufsehen; hier wie dort drang man darauf, daß das überaus begabte Mädchen, dem man ein erstaunliches musikalisches Gehör, und große, fast leidenschaftliche Liebe zur Musik nachrühmte, weiter ausgebildet, womöglich zur Künstlerin geschult werde. Und die Kunstfertigkeit der kleinen Clementine in allen Arbeiten mit der Nadel war auffällig genug, um ihre Zukunft als Lehrerin darauf gründen zu dürfen.

Zum ersten Male, als die Pläne für ihre Töchter zwischen ihnen erwogen wurden, kam es zu einer Meinungsverschiedenheit zwischen dem Kanzleirath und seiner Frau. Aber sie konnte nicht lange währen; denn der Erstere erklärte mit ruhiger Entschiedenheit, daß die Mittel bei höchster, allseitiger Sparsamkeit wohl dazu ausreichen würden, ihren Sohn, ohne ihn zu Entbehrungen irgend welcher Art zu nöthigen, ganz nach seiner Neigung auszubilden und zum berühmten Manne werden zu lassen, aber auch nichts weiter. Wenn man den Sohn nicht verkümmern lassen und dies Genie nicht niederdrücken wolle, was er seinerseits als Frevel und Sünde betrachten würde, müßten die drei Töchter hinter ihm zurückstehn, ihren weitreichenden Hoffnungen um seinetwillen entsagen. Wenn man bedenke, wie verschwindend klein die Begabung jeder derselben im Vergleich zu dem sieghaften Talent Edwins sei, dem eben buchstäblich das Höchste nicht unerreichbar bleiben könnte, so werde solch' Verzicht leicht sein müssen, und sogar freudig dargebracht werden. An ihrem Bruder würden die Schwestern mehr Stolz und Freude erleben, als je eine von ihnen durch sich selbst hätte erfahren können.

Gegen alle solche Argumente wußte die Kanzleiräthin nichts vorzubringen, und die drei Töchter seufzten wohl im Stillen über ihre vereitelten Illusionen, aber sie fügten sich in der klaren Erkenntniß, daß es so sein müsse und daß sie der Berühmtheit ihres Bruders nicht im Wege sein dürften. Gertrude, die älteste, hatte zwar in der ersten, verzeihlichen Aufwallung ihrer herben Enttäuschung die Aeußerung gethan, es könne am Ende allen vier Geschwistern ihr Lieblingswunsch erfüllt werden, wenn sich nur Edwin, gleich ihnen selbst, dazu verstehen wolle, sich einzuschränken und den Verhältnissen unterzuordnen, statt, wie der Sohn reicher Eltern, darauf loszuleben und allen seinen kostspieligen Neigungen zu fröhnen, wobei denn freilich für sie selbst und ihre weitere Ausbildung nichts erübrigt werden könne. Aber die andern beiden Schwestern hatten, über solche Verkennung der Thatsachen entsetzt, darauf hingewiesen, wie oft der Vater ihnen doch schon erklärt habe, daß kein Genie ausreifen könne, wenn es nicht Licht, Luft und Raum zur Genüge besitze, und daß auch nicht einmal ein Hauch von Sorge oder Entbehrung an dasselbe herantreten dürfe, wenn es nicht elendiglich verkümmern solle. Und dann seufzte Gertrude noch einmal und sagte nichts mehr, und die drei Schwestern waren fest entschlossen, ihrem Lebenswunsch zu entsagen, um sich nicht an den geheiligten Vorrechten des Genies zu vergreifen, an das sie von nun an bei ihrem Bruder, schon um ihrer eigenen inneren Beruhigung halber, noch entschiedener glaubten, als bisher. Man trug den Verhältnissen Rechnung: Die

drei Schwestern wurden der Reihe nach aus dem Hause gegeben, die Aelteste als Wirthschafterin auf einem Gutshofe, die Zweite als Bonne bei einer vornehmen Familie in der Stadt und die Dritte als Weißzeugnäherin in einem großen Leinengeschäft. Sie waren nun alle Drei „versorgt" fürs Leben. Daß man sie mitten aus ihrer Entwickelung herausgerissen, sie in einen Boden verpflanzt hatte, in den sie nicht gehörten, sie im zartesten und gefahrvollsten Alter den Versuchungen einer Welt preisgab, der sie mit ihrem innersten Empfinden, ihrem feinen Gefühl und ihrer trefflichen Begabung zeitlebens fremd gegenüberstehen mußten, das begriffen die Eltern nicht oder es kümmerte sie doch nicht. Sie konnten nicht anders, all' ihre Sorge mußte sich auf die Ausbildung ihres Sohnes beziehen. Auch die Töchter verstanden die ganze Härte, die in dem, ihnen aufgedrungenen Schicksal lag, wohl noch nicht, oder sie fügten sich in das Unvermeidliche mit dem freudigen Hinblick auf ihren Bruder, den ihre „Versorgung" vollends in den Stand setzte, nun seinen Neigungen sich schrankenlos hinzugeben. Das war der helle Lichtblick im Dunkel ihres Daseins; sie glaubten unverbrüchlich an Edwins Genie, an Edwins Ruhm.

Und Edwin war ein Genie; er durfte das „nil humani a me alienum puto" des Terenz getrost auf sich anwenden. Daß er in der Schule immer unter den Ersten war und so schnell von Klasse zu Klasse hinaufrückte, als es die Gymnasialordnung nur irgend gestattete, genügte ihm auf die Dauer nicht mehr. Da er in der halben Zeit das Gleiche und besser lernte, wie die Andern, blieb ihm daher Muße genug, um zu Hause neue Beschäftigungen zu suchen. Er las Bücher, von deren Existenz seine Mitschüler noch nichts ahnten, und die sie auch nicht verstanden hätten, wenn man sie ihnen in die Hand gelegt; während sie sich draußen in Feld und Wald umhertummelten, dem ungebundenen Drang ihrer Jugend und ihres Herzens folgend, — einem Drange, der in Edwin sich nie geltend machte, — saß er zu Hause über philosophischen Lehrbüchern, in deren Kerngehalt er zwar nicht systematisch einzudringen vermochte, von denen er doch aber diese und jene Einzelheit im Gedächtniß behielt, die hinreichte, um ihm den Werth und die Bedeutung des Gelesenen klar zu machen, vor Allem aber darüber zu sprechen und aburtheilen zu können. Und das that er mit dem hochfahrenden Lächeln des Genies. Hatte er doch schon als Sekundaner seinem höchlichst erstaunten Vater zugerufen, daß er außer einem Gymnasialprofessor, der sich als Gelehrter einen Namen gemacht hatte, keinen Menschen mehr als ihm geistig überlegen anerkennen könne. Das Genie begann sich zu fühlen. Aber einseitige, philologische Gelehrsamkeit vermochte ihn nicht zu befriedigen; Edwin dürstete nach einer universellen Ausbildung seiner geistigen Gaben. Er schrieb Verse, bei denen nur ein, in der modernen Lyrik eingehend bewanderter, Beurtheiler das berühmte Muster als eine Art Palimpsest wiederzuerkennen vermochte, jeder Andere aber eingestehen mußte, daß sie tadellos in der Form und gehaltvoll seien, wenn sie auch nicht recht zu erwärmen vermochten, und es billig in Erstaunen setzen durfte, den kaum Sechzehnjährigen eine begrabene Liebe in Jamben und Trochäen wehmüthig und eindrucksvoll beklagen zu hören. Ein fünfaktiges Trauerspiel wurde sogar,

während der Verfasser noch die schmale Holzbank der Unterprima drückte, auf Kosten des beseligten Vaters in einem sauberen Bande abgedruckt und dem Direktor des Gymnasiums in schwungvoller Widmung zugeeignet, welch' Letzterer nicht umhin konnte, das frühreife Genie dafür noch mehr auszuzeichnen, wie bisher.

Auch musikalische Begabung fühlte der berühmte Sohn in sich, und das Geld, das für die Ausbildung Ernas, die ihr Lehrer eine prädestinirte Klaviervirtuosin genannt hatte, fehlte, war reichlich vorhanden, als es galt, diese neue Neigung Edwins zu befriedigen. Er lernte auch leicht und schnell, erst Klavier, dann Geige; daneben sang er noch, zwar etwas heiser und klanglos, aber ausdrucksvoll, feurig und mit starker, zuweilen affektirter Betonung. Der Organist, der Erna unterrichtet hatte, hatte gut versichern, daß das Alles nur äußere Fertigkeit sei, daß der junge Mann es nie zu etwas Rechtem bringen werde, sein Spiel ohne Seele sei, und seine Schwester Erna über eine ungleich höhere Begabung verfüge, woran sich das alte ceterum censeo von der Nothwendigkeit einer weiteren Ausbildung des Mädchens schloß: es glaubte ihm doch Niemand. Man hielt es für Mißgunst und Eigensinn seinerseits, und als Edwin eines Tages versicherte, der Organist verstehe im Grunde garnichts und sei ein erbärmlicher Stümper auf seinem Instrument, da war es um dessen Reputation im Hause des Kanzleiraths vollends geschehen, und man zuckte nur noch bedauernd die Achseln über ihn.

Als Primaner fuhr Edwin mehrmals in die nahegelegene Universitätsstadt hinüber, um „das Terrain zu rekognosciren" und setzte sich dort mit mehreren Professoren von Ruf in Verbindung, die sein selbstbewußtes, sicheres Auftreten ebenso bestach als sie für seine, geschickt vorgebrachten, Schmeicheleien zugänglich waren. Das junge Genie wußte mit wunderbarem Instinkt ganz genau, wo es hochfahrend und anmaßend, wo devot und sogar kriecherisch auftreten durfte, traf überall das Richtige und gewann an Boden. Auch die Universität war rechtzeitig auf ihn vorbereitet; ein Professor, der eine leidenschaftliche Vorliebe für Weihrauch hegte und einen förmlichen Kultus seiner Person unter seinen Zuhörern eingerichtet hatte, nahm ihn in seine ganz besondere Protektion.

In Edwins erstes Studiensemester fiel der Ausbruch des Krieges mit Frankreich. Seine Altersgenossen eilten jubelnd zu den Fahnen, alle Hörsäle leerten sich, ein Sturm der Begeisterung ging durch die ganze junge Welt Deutschlands. Edwin zögerte lange, ehe er sich bei einem Regiment stellte, und als es geschah, gab man ihn wieder frei. Er war groß und stark gewachsen, aber er hatte eine krumme Zehe am linken Fuß, die ihn vom Militärdienst befreite; — wenigstens dem Buchstaben der Instruktion nach. Es hätte ihn ein Wort gekostet, und man würde, wie es zu jener Zeit allgemein geschah, über sein geringfügiges Gebrechen hinweggesehen haben, man wartete darauf, daß er dies Wort sprechen würde, aber er sprach es nicht; man mußte ihn wieder heimschicken. Dagegen sprach er seinem Vater gegenüber davon, daß Leute seines Schlages, von denen die Zukunft etwas erwarten dürfe, denn doch wohl für Kanonenfutter zu gut seien. Und der Kanzleirath, ein so guter Patriot er sonst war, nickte ihm mit strahlendem Antlitz Beifall. Was konnte es den jungen, in Kraft und Ge-

sundheit blühenden Studenten also kümmern, wenn man ihn scheel von der Seite her ansah, so oft er durch die Straßen schritt, in denen man sonst so selten einem Altersgenossen begegnete? Er brachte dafür in den Lokalblättern schwungvolle Schlachtengesänge, stürmische Volksaufrufe und jubelnde Siegeslieder; selbst an der „Klage Eines, der nicht mitziehen durfte“ ließ er es nicht fehlen.

Edwin hatte sich bei der juristischen Fakultät inskribiren lassen. Er erklärte sie für die vornehmste, für diejenige, die ihm die meisten Chancen für die Zukunft eröffnete. Auch ließ ihm dies Studium die meiste Muße zu seinen mannigfaltigen Nebenbestrebungen und veranlaßte keinerlei Einschränkung seiner universellen Schöngeisterei; er fühlte sich hier am freiesten und im vollen Fahrwasser der Mode. Wie ihm alle Einseitigkeit einer strengen Fachwissenschaft verhaßt war, sah man ihn in philosophischen Kollegien und selbst in den Hörsälen der Theologen und Mediziner fast ebenso häufig, als bei den juristischen Vorlesungen. Er hatte so über Alles sein Urtheil, hielt sich immer auf der Höhe der Zeit und gerieth niemals bei einem Gespräch in Verlegenheit.

Einen Verkehr mit Studenten, von denen er nichts hätte lernen können, verschmähte er, aber in den Häusern der Dozenten war er überall zu finden. Hochfahrend und anmaßend seinen Genossen gegenüber zeigte er sich hier lernbegierig und von seltener Geschmeidigkeit des Urtheils. Auswärts rühmte er sich seiner Freundschaft mit den ersten Größen der Wissenschaft, sprach von dem Verkehr mit ihnen wie mit seinesgleichen und verschmähte es auch dann und wann nicht, über Einen, der ihn freundlich bei sich aufgenommen, ein absprechendes Urtheil zu fällen, das auf seine eigene, geistige Ueberlegenheit einen Rückschluß gestattete. Seinem unbarmherzigen Spott aber fiel anheim, wer ihm keinesfalls für die Zukunft nützen konnte.

Bei solchen Berichten den Kanzleirath zu sehen, war überaus rührend. Seine Blicke hingen an den Lippen des Erzählers, als ob er das Heilswort der Erlösung von ihnen erwartete. Er wurde abwechselnd blaß und roth, er zitterte vor freudiger Erregung, er faltete die Hände, wie zum Dankgebet. Und mit wie strahlendem Gesicht er in den Kassenräumen des Kreisgerichts von seinem berühmten Sohn erzählte, wie verklärt er aussah, wenn ihn von den Räthen Einer nach ihm fragte oder ihn gutmüthig zu solchem wohlgerathenen Sprößling beglückwünschte, in wie überschwänglichen Ausdrücken er seinen Töchtern von dem unerhörten Glück schrieb, das seinem Hause widerfahren! Und dabei wurde der schwarze Anzug, den er zu allen Jahreszeiten Tag aus Tag ein trug, immer schäbiger und fadenscheiniger, der altmodische Zylinder immer glänzender vom vielen Bürsten und das welke, glattrasirte, gutherzige Gesicht immer magerer und ausgetrockneter; — man sagte, er gönne sich das nothwendigste Essen nicht mehr, damit sein Sohn nur reichlich habe. Und wenn man ihm vorgestellt hätte, er müsse sich ganz und gar zu Tode hungern, wenn sein Sohn der berühmte Mann werden solle, zu dem er prädestinirt sei, der Kanzleirath hätte auch davor nicht zurückgeschreckt. Sah er doch zu diesem Sohn immer mehr und mehr auf, wie zu einem Messias, für den er das schwerste Opfer lächelnden Mundes dargebracht hätte. Und wie er es verstand,

ohne sich selbst völlig zu Grunde zu richten, dem Sohn alle, auch die weitgehendsten Ansprüche zu erfüllen, blieb allen Näherstehenden ein Räthsel. Aber wie hätte man diesem Sohn einen Wunsch versagen dürfen! Der Kanzleirath würde vermuthlich schwerer darunter gelitten haben, als der Betroffene selbst.

Auch äußerlich durfte Edwin mit Recht als der Stolz seiner Aeltern gelten. Er war stattlich aufgewachsen, hielt sich gut und hatte sogar Augenblicke, wo er mit seinen dunklen Augen und dem gekräuselten Vollbart um den scharfgeschnittenen, klugen Kopf verführerisch aussehen konnte, so wenig Anziehendes Gesichts-Bildung und Ausdruck sonst auch besaßen. Was Wunders, wenn sich das blonde Lieschen, die Organistentochter, die ihn schon gern gehabt hatte, als ihr Vater ihn zuerst auf dem erbärmlichen Spinet in seiner Wohnung unterrichtete, jetzt vollends in ihn vergaffte! Und sie war schlank und zierlich genug, um ihn zu verlocken, tiefer, als es sonst üblich, in ihre lichtblauen Augen zu schauen. Sie liebte ihn so heiß und innig, wie nur ein unverdorbenes, ahnungsloses Gemüth lieben kann, und als er in den großen Ferien Monate lang daheim war, ließ er sie glauben, daß ihre Neigung gleich leidenschaftlich erwidert werde, und als er sie erst geküßt und fest, sehr fest an seine Brust gedrückt hatte, da gab es für ihre Hingebung keine Schranken mehr. Sie wußte ja nicht, was sie that, sie konnte ihm Nichts versagen und sie hielt sich an all' seine bethörenden, süßen Worte, bei denen es ihr so schwül zu Sinne und so namenlos wohl und weh um's Herz wurde; er wollte sie ja zu seinem Weibe machen, wenn er erst ein berühmter Mann war, und er liebte sie. — Es war eine kurze, selige Zeit. Dann zog er wieder fort, und sie blieb zurück und weinte. Und eines Tages kam der kleine Organist mit zornrothem Gesicht und mit geballten Fäusten in das Wohnzimmer des Kanzleiraths und schrie ihm mit wuthbebender Stimme zu, sein Sohn, der berühmte Herr Edwin, habe sein armes, unschuldiges Kind verführt und er müsse sie heirathen, lieber heute als morgen, oder es werde ein Unglück geben.

Der Kanzleirath hätte eine ganz andere Frau für seinen Edwin gewünscht, als das blonde Lieschen, aber er zögerte keinen Augenblick, seinem Sohn den Stand der Dinge mitzutheilen und beschwor ihn, nun er einmal so weit gegangen, auch die Ehre des Mädchens vor der Welt durch eine Heirath wieder herzustellen. Ein Vorwurf wegen des Geschehenen kam nicht über seine Lippen. Aber Edwin schrieb ihm zurück, daß er das Mädchen niemals heirathen werde. Erstens könne er keine Verpflichtung dazu anerkennen, da er Nichts gethan habe, was ihm nicht erlaubt worden sei und von einer „Verführung" keine Rede sein dürfe, wenn man nicht etwa ihn selber als den Verführten betrachten wolle, und zu zweit sei er nicht Willens, sich seine Zukunft durch eine so frühzeitige Heirath und durch eine Heirath mit einem ihm völlig unebenbürtigen Mädchen für immer leichtsinnig zu zerstören; das würde heißen, sich selbst zu Grunde richten, sich dauernd unglücklich machen und käme einem Selbstmord völlig gleich. Der Brief enthielt noch einige, für den Kanzleirath nicht ganz verständliche Sätze vom „Vorrecht des Genies" und schloß unter Ausdrücken des Bedauerns über den peinlichen Vorfall mit der Bitte, das Mädchen durch Geld für ihre Ansprüche abzufinden.

Und der Kanzleirath gab dem Inhalt dieses zynischen Briefes nicht nur vollkommen Recht, er begriff sich selber nicht, daß er je hatte anders urtheilen können und gerieth dem Organisten gegenüber geradezu in Zorn darüber, daß dessen Anmaßung sich soweit versliegen habe, ein Ansinnen an seinen Sohn zu stellen, dessen Erfüllung ihm vollständig seine Existenz zerstören müßte. Dagegen bot er Geld an, so viel man fordern würde. Der Organist wies es mit Empörung zurück, nannte ihn einen „verblendeten Narren", der sich einen „studirten Lumpen" großziehe und warf ihn schließlich aus dem Hause, um sich selber zu Herrn Studiosus Zettel auf den Weg zu machen.

Aber dort kam er nun Nichts besser an. Edwin ließ ihn gar nicht vor und drohte, unverzüglich die Polizei zu requiriren, wenn er ihn noch einmal belästigen werde. Da lauerte der kleine Organist ihm vor der Hausthür auf, aber nicht, um einen ungleichen Kampf mit ihm zu beginnen; er spie nur drei Mal vor ihm aus und rief jedes Mal dabei: „Pfui!" Und dann ging er. Aber der bescheidene, geduldige, alte Mann war seit dem Tage wie verändert und schwor dem Hause, von dem so Unerhörtes über ihn gekommen, Rache, exemplarische Rache.

Edwin kam seit jenem Ereigniß in den Ferien nicht mehr heim; es hieß, seine angestrengte und weitverzweigte Thätigkeit gestatte es ihm nicht. Auch das fand der Kanzleirath nur selbstverständlich; es wäre zu viel des Glücks für ihn gewesen, wenn er den berühmten Sohn auch noch in seiner Nähe gehabt hätte. Selbst als seine Mutter starb, kam Edwin nicht, um ihr das letzte Geleit zu geben; denn eben damals war das blonde Lieschen Mutter eines todten Kindes geworden und lag in schwerem Siechthum darnieder. Edwin selbst schützte Krankheit als Grund seines Ausbleibens vor, sandte aber dafür nach einiger Zeit einen Sonettenzyklus „Beim Tode meiner Mutter", den er er in einem Tageblatte veröffentlicht hatte, und der Kanzleirath weinte heiße Thränen der Rührung über den fassungslosen Schmerz solcher Sohnesliebe und über sein unverdientes Glück, Vater solches Sohnes zu sein.

Aehnlicher Sonnenblicke bedurfte der Alternde aber auch, um in dem Dunkel, das seinen Pfad von da an mehr und mehr umnachtete, den rechten Glauben und die rechte Lebensfreudigkeit sich noch zu bewahren. Seit dem Tode seiner Frau häuften sich die Unglücksfälle in seinem Hause. Erna, die es in der untergeordneten, abhängigen Dienststellung, zu der man sie gezwungen, nicht länger hatte aushalten können, war mit einer wandernden Schauspielergesellschaft in die weite Welt gezogen, um ihrem künstlerischen Drange zu folgen. Man erzählte sich, daß sie unter angenommenem Namen als Sängerin auf kleinen Bühnen gefeiert werde; der Vater, dem sie nur ihren Entschluß nebst einem Versuch der Rechtfertigung desselben und der Bitte um Verzeihung mitgetheilt, hörte Nichts mehr von ihr. Gertrude war von der Frau des Hauses unter dem Verdacht, ein Liebesverhältniß mit ihrem Gatten zu unterhalten, schimpflich entlassen worden, hatte sich gescheut, mit dem Makel solches Argwohnes behaftet, zu ihrem Vater zurückzukehren, war lange, ohne Stellung und Erwerb zu finden, im Elend umher-

geirrt und endlich in ihrer Verzweifelung nach Amerika ausgewandert, wo sie in den untergeordnetsten und drückendsten Verhältnissen jetzt mühevoll als Zimmermädchen in einem Boarding-Hause ihren Lebensunterhalt verdiente. Dazu war sie körperlich und seelisch gebrochen durch ihr unverschuldetes Leid, und schrieb, daß sie nichts Anderes mehr von Gott für sich erflehe, als baldige Erlösung, da sie bei ihrem schwankenden Gesundheitszustand kaum lange mehr arbeitsfähig sein werde.

Aber der Gedanke an seinen Sohn, für den er lebte und dachte, hielt den Kanzleirath aufrecht, der nun mit Klementine noch einsam in bescheidener Dachstube wohnte. Edwins wachsende Bedürfnisse verlangten eine immer weitere Einschränkung, und selbst Klementines mühsam Erspartes nahm den Weg nach der Universität. Dafür hatte Edwin aber auch eine juristische Preisaufgabe gelöst und wurde nicht lange danach zum doctor juris utriusque promovirt. Man hätte das sonnige Lächeln sehen müssen, das bei solchen Nachrichten das gefurchte Antlitz des früh Gealterten übergoldete. In seinen, vor Erregung zitternden Händen trug er das große, lateinische Diplom, von dem er kein Wort verstand, als den Namen seines Sohnes, auf den er mit dem Finger tippen durfte, mit sich umher, zeigte es den sämmtlichen Kassenbeamten bis zum letzten und jüngsten Kopisten herunter, ließ es die Herren Räthe vom Kreisgericht sehen, bei deren Glückwünschen er, mit dem Hute in der Hand, und doch so stolz, so unsagbar stolz dastand, und verschloß es endlich immer wieder in dem knallrothen Futteral so sorgsam, so zärtlich, als hätte er ein Kind in seine Wiege gebettet. Und als ihm dann später Edwin erlaubte, das Diplom gar über sein Bett zu hängen, daß beim Schlafengehen und beim Aufstehen seine Augen es an der Wand zu gewahren vermochten, — wer war da noch glücklicher in der Welt, als der einsame, verwittwete, schwer gebeugte alte Mann in seiner kahlen, ärmlichen Mansarde mit seinem warmen, liebevollen anbetenden Herzen für den berühmten Sohn, den er so lange, so lange nicht mehr gesehen? —

Um Klementine bewarb sich ein junger Gerichtsaktuar, gegen den der Kanzleirath Nichts einzuwenden hatte, da er reblich und brav war. Aber man mußte Edwin um Erlaubniß fragen, ehe man ihm zusagte und Edwin erklärte eine solche Verbindung für durchaus unstatthaft und wies die Möglichkeit, daß er, der angehende Universitätsprofessor, einen Gerichtsschreiber zum Schwager bekomme, mit Entrüstung von sich. Klementine möge sehen, eine „reiche Partie zu machen,“ schrieb er, was ihr bei ihrem „artigen Lärvchen“ gar nicht so schwer fallen werde.

Der Kanzleirath sah bei diesem Bescheid womöglich noch vergrämter und gebrochener aus, als damals, wo er erfahren, daß Edwin das blonde Lieschen nicht heirathen könne, aber, wie damals, machte er jetzt seiner Tochter in entschiedener Rede klar, daß sie sich jeden Gedanken an eine so unpassende Verbindung für immer aus dem Sinne schlagen müsse und daß es eine ungeheuerliche Zumuthung von ihrer Seite gewesen sei, ihrem berühmten Bruder einen Aktuar zum Schwager geben zu wollen. „Du solltest Dich besinnen, Vetter,“ sagte der Organist, der dem gebrechlichen, einsamen Manne gegenüber, den er wider seine Ueberzeugung unter einem unheilvollen, fast dämonischen Einflusse handeln und sein

besseres Selbst an dieser Nothwendigkeit verlieren sah, eine Regung des Mitleids wiederkehren fühlte, „es giebt ein Unglück, wenn Du nicht Vernunft annimmst! Ist Deine Tochter zu gut für Einen, der einmal werden wird, was Du bist? Gieb Acht, man wird Dich zwingen, Deine unnatürliche Weigerung aufzugeben; die Beiden lassen nicht von einander."

Und es kam ein Unglück. Sie ließen nicht von einander, sondern hatten im Hause des Organisten, für den nach solcher Halsstarrigkeit des Alten die Stunde der Rache geschlagen hatte, ihre geheimen Zusammenkünfte. Und als Klementine dem Vater unter Thränen der Scham und Reue endlich gestand, daß sie sich Mutter fühle, da brach dem Kanzleirath ob solcher Schande, die seinem Hause widerfuhr, fast das Herz. Aber als er nun zähneknirschend seine erzwungene Einwilligung zur Heirath gab und den Muth nicht hatte, Edwin Alles einzugestehen, da ließ ihm der, von dem alten Organisten aufgestachelte, Verführer sagen, nun werde er es auch so machen, wie seiner Zeit des Kanzleiraths Sohn, und die Braut, die keinen Myrthenkranz mehr bei der Trauung tragen dürfe, solle nur nicht länger auf ihn warten. Es hatte nur eine Prüfung und Strafe sein sollen, um den alten, schwachen Mann, der sich von seinem „berühmten Lumpen von Sohn" so widerstandslos leiten ließ, eine Zeit lang in Angst und Schreck zu versetzen, bis man ihm sagen wollte, der Aktuar, den er erst verschmäht, werde nun doch nicht ebenso ehrlos handeln, wie der Doktor der Rechte; — wenigstens stellte man's nachher so dar, als es zu spät und das Gräßliche geschehen war. Denn Vater und Tochter zweifelten an der furchtbaren Wahrheit nicht, und in ihrer Verzweiflung, um der Schmach zu entfliehen, ging Klementine geraden Weges, nachdem sie den Bescheid erhalten, in's Wasser, und als Leiche trugen sie sie dem alten Manne in's Haus. Das war die letzte Tochter, die ihm verloren ging, und thränenlos stand er an ihrem Sarge. Er war nun ganz allein, — aber er hatte ja seinen Sohn noch, seinen berühmten Sohn; zu dem wollte er gehen. Bei dem würde er wohl ein bescheidenes Plätzchen finden, wo er seinen Schmerz in der Stille ausweinen und sich an Ruhm und Glanz sonnen durfte, die von Edwin ausstrahlten. Gott hatte ihm in diesem Sohn so viel des Glücks, ein so überschwängliches Maß von Freuden beschert, daß es daneben wohl zu viel gewesen wäre, wenn er sich auch an Weib und Töchtern noch eine Zeit lang hätte freuen dürfen. Ihm war eben auch nur ein Menschenloos gefallen.

Es war um die Mittagsstunde eines hellen Maientages, als der Kanzleirath, ohne daß Edwin von seinem Kommen etwas ahnte, in der Universitätsstadt anlangte. Er wollte den Sohn, der seinen Vater trösten sollte, überraschen. Edwin war nicht daheim, sondern in der Universität; natürlich: er studirte ja rastlos Tag für Tag. Und nun fragte sich der Kanzleirath durch die Straßen bis vor das Universitätsgebäude, und dort stellte er sich zur Seite des großen Eingangsthors auf. Wie sein Herz vor freudiger Erwartung dabei zitterte! Hier, hier wollte er den berühmten Sohn mit Thränen der Rührung und des Glücks in seine Arme schließen, hier an seiner Brust vergessen, wieviel er verloren, wieviel Herbes er erfahren! — Als die Uhr ihre schrillen Stundenschläge durch die

hallenden Korridore tönen ließ, strömten so viele junge, lachende, bunt bemützte Jünglinge aus dem Thor und zogen mit ihren kleinen, schwarzen Mappen unter dem Arm die Straßen herab, aber Edwin war nicht darunter, der studirte eben länger als sie alle. Und der Kanzleirath wartete geduldig weiter, — Stunde um Stunde. Er wurde sehr müde, aber er mußte ja seinen Sohn hier erwarten. Es war schon ein Uhr vorüber, und Niemand kam mehr; Edwin vergaß sein Mittagessen über den Büchern. Wenn der Kanzleirath ihn hätte rufen können! Aber wo fand er sich hier zurecht? Da kam ein Herr mit einer jungen, hübschen Dame zur Seite die Straße herauf, — sie plauderten so munter mit einander, sie lachten. — Ein Freudenschrei entrang sich den Lippen des alten Mannes. Der elegant gekleidete junge Herr, der den Sonnenschirm der Dame trug und so angelegentlich auf sie einsprach, das war ja trotz des Vollbarts und des goldenen Pince-nez sein Sohn, — sein Edwin! Die freudige Erregung ließ seine Sprache stocken, — er konnte nur seine Arme wie bittend gegen den jungen Mann ausstrecken, der jetzt dicht, ganz dicht an ihm vorüberkam und ihn sah, — sehen mußte. Ja, er sah ihn: sein Blick streifte mit tödtlichem Erschrecken über die armselige, dürftige Gestalt eines alten, gebückten, abgemagerten Mannes in fadenscheinigem, altmodisch-abgetragenem Habit, der sich ängstlich in eine Ecke gedrückt hatte, eine helle Röthe lief über seine Wangen hin, und mit einem: „Wir werden uns beeilen müssen, mein gnädiges Fräulein“ ging er hastig vorbei.

Er war mit seiner Begleiterin schon um die Straßenecke gebogen, als der Kanzleirath aus seiner Betäubung erwachte. Keines Gedankens fähig, mit starrem, nach innen gewandtem Blick, der nichts gewahrte, was um ihn her vorging, raffte er sich empor und durchwanderte die menschenleeren Straßen. Wohin? er wußte es nicht. Sein Sohn hatte ihn nicht erkannt, nicht erkennen wollen, sein Sohn hatte sich seines Vaters geschämt! Das war der härteste Schlag in seinem Leben, härter, als der Tod seines Weibes und die Schande seines Kindes! — Aber konnte es denn auch sein? Hatte er sich nicht doch nur getäuscht? Er mußte sich Gewißheit holen, ehe er verzweifelte.

Als er sich nach Edwins Wohnung zurückfragte, sah er, daß er schon erwartet wurde. Edwin führte ihn rasch in sein Zimmer, ließ sich die zärtlichen Begrüßungen gefallen und fragte dann hastig: „Aber weßhalb kommst Du? Was willst Du hier?“ Und als er den Zweck des Kommens seines Vaters erfuhr, rief er ungeduldig: „Hier bleiben? Das ist ganz unmöglich. Das Mädchen, mit dem ich vorher ging, als ich Dich übersehen mußte, ist die Tochter des kommandirenden Generals, — wir haben uns in der Stille versprochen, müssen aber warten, bis ich habilitirt bin, ehe wir öffentlich als Verlobte gelten können. Du begreifst, — mein zukünftiger Schwiegervater und Du! Das ist unmöglich. Ich verkehre hier überhaupt in den ersten Adelskreisen und könnte — Uebrigens giebt es ja da einen Ausweg. Ich komme zu Dir, während ich mein praktisches Jahr an einem Kreisgericht durchmachen muß. Hier möchte ich das aus tausend Gründen nicht. Mein Staatsexamen ist vor der Thür, — wir werden also bald und für ein ganzes Jahr zusammenleben. Nach meiner Verheirathung hier ordnet sich dann schon Alles, nur jetzt — das mußt Du ja selber einsehn.“ —

Der Kanzleirath sah es ein; er konnte nicht bleiben. Und in der Hoffnung auf ein Zusammenleben mit seinem Edwin während eines ganzen Jahres in der Heimath lächelte er schon wieder so glückselig, wie in seinen besten Zeiten. Und sein Sohn wollte eine adlige Generalstochter heirathen! Freilich, freilich: die verdient er ja auch. Und welch eine Anmaßung es gewesen war, hier bei ihm bleiben zu wollen, bei ihm, der überall Zutritt hatte, überall berühmt war, während sein Vater — welch eine Verblendung! Schon mit dem nächsten Zuge fuhr der Kanzleirath wieder heim, so getröstet, so zukunftsfreudig. Nun nahm er auch seinen Abschied nicht, wie er's gewollt hatte, sondern mit seinem Sohn zusammen wollte er noch den Weg zum Kreisgericht machen, er selbst in die Kasse und jener in's Terminzimmer; aber im gleichen Hause arbeiteten sie dann doch! Das war eine Aussicht, um die sich's verlohnte, weiter zu leben und weiter zu rechnen.

Und die Aussicht erfüllte sich. Der Referendar Dr. Zettel arbeitete bei der Prozeßabtheilung des Kreisgerichts, um sich praktisch auszubilden, ehe er sich als Dozent für deutsches Privatrecht und Rechtsphilosophie an der Universität habilitirte. Der Kanzleirath durfte Schulter an Schulter mit ihm allmorgendlich zum Gericht wandern. Das war eine Zeit des Triumphs, des Glückes! Und Edwin war sogar ein zärtlicher Sohn, jenen Augenblick am Thor des Universitätsgebäudes hatte der alte Vater längst darüber vergessen. Und wie fleißig Edwin war! Außer seiner Thätigkeit für's Gericht, lag ihm die Vollendung seiner Habilitationsschrift ob, die einen streitigen Punkt im Lehensrecht behandelte, und über der er von früh bis spät saß. Wenn er zurückkam, um seine schöne junge Braut zu freien, mußte sie ja fertig sein; einem berühmten, jungen Gelehrten, auch wenn er nicht von Adel war, konnte selbst ein General seine Tochter nicht verweigern!

Nur einen dunklen Punkt gab es in dem sonst wieder einmal so sonnigen Dasein des Kanzleiraths; er hatte nie genug Geld, um die Forderungen seines Sohnes zu befriedigen. Er gab Alles für ihn hin, wie sonst, er hungerte und darbte für ihn, er sparte sich den letzten Groschen vom Leibe ab, um den naturgemäß weitgehenden Bedürfnissen des berühmten jungen Mannes gerecht zu werden; aber Edwin hatte nie genug. „Ich habe noch Universitätsschulden," sagte er eines Tages, als der Kanzleirath schüchtern fragte, wozu er das geforderte Geld brauche, „und zwar bedeutende. Mein Wechsel war immer zu klein, viel zu klein. Man muß leben! Sieh' zu, daß Du mir bald das Nöthige schaffst, gleichviel wie und woher? Es muß sich finden, oder — ich weiß nicht, was ich thue."

Der Kanzleirath ging zu allen Wucherjuden der Stadt, um zu borgen. Aber sie gaben ihm nichts, da er keinerlei Sicherheit zu stellen vermochte. Er ging zu allen Kollegen und Bekannten, aber er fand überall verschlossene Thüren, bedauerndes Achselzucken. Er war der Verzweiflung nahe, und Edwin drängte ihn immer mehr. — Was thun? Was thun?

Ueber schweren Gedanken brütend, saß er in seiner Kassenstube hinter den hohen Holzgittern. Da plötzlich schrak er zusammen, als die Thür aufging und

Edwin eintrat. Er sah bleich und verstört aus, seine Augen glühten irr, wie im Fieber. „Es ist einer meiner Gläubiger draußen, Vater,“ rief er in abgebrochenem Tone, „bis hierher verfolgt man mich. Geh' Du hinaus, mit ihm zu reden, ihn von hier fortzulocken. Ich kann nicht, — wenn man mich mit ihm sähe, — ich wäre verloren“ — Der Kanzleirath zuckte zusammen und ging. Was er thun konnte, wußte er nicht, aber dem dringenden Flehen gegenüber sich noch zu weigern war unmöglich. Er suchte draußen alle Korridore ab, aber er fand Niemanden. So kam er mit verwundertem Kopfschütteln zurück.

Edwin athmete auf. „So ist er ohnehin schon wieder gegangen,“ sagte er in hörbar erleichtertem Tone, „ich hatte mich vor ihm hierher geflüchtet; — ich danke Dir.“ — Dann war er mit hastigen, unsicheren Schritten wieder hinaus.

Und seit jenem Tage kam kein Gläubiger ihm wieder nach, und Edwin selbst sprach nie mehr von seinen dringenden Schulden. Der Kanzleirath wunderte sich im Stillen, aber er wagte nie eine Andeutung, und seine Brust hob sich mit freieren Athemzügen. Es war die schwüle Stille vor dem Gewitter.

Am Abend des Tages, der wieder einmal ein Quartal in des Kanzleiraths langjähriger Rechnungsthätigkeit beschloß, kam er mit wankenden Knieen, das spärliche, weißgraue Haar zerzaust um die Schläfen flatternd, furchtbare Todesstarrheit im Blick auf das Zimmer seines Sohnes, der über seinen Büchern saß. Er sprach nichts, er stierte ihn nur an, wie etwas Unbegreifliches, etwas namenlos Entsetzliches, und so fremd, — so ganz fremd, als habe er ihn nie vorher gekannt, geschweige denn abgöttisch geliebt und angebetet. Und Edwin ward es unheimlich zu Sinne unter diesem Blick, den er nicht zu erwidern vermochte, unter dem er erblaßte und zitterte, wie wenn es der Blick eines Raubthieres wäre. Er taumelte empor und wollte mit einem Aufschrei entfliehen. Aber da stand die gebrochene Gestalt des alten Mannes plötzlich hochaufgereckt vor ihm, versperrte ihm den Ausweg, hob drohend die Arme wider ihn auf und schrie, während seine Augen Blitze sprühten, mit furchtbarer Stimme: „Wag' es nur! Mit diesen meinen Händen zerreiße ich Dich eher, als daß ich Dich entfliehen lasse. Unterschätze die Kräfte eines Wahnsinnigen nicht! Und nun bekenne: thatest Du's? Ja oder Nein? Denk', Dein höchster Richter stände vor Dir —“

Edwin wankte zurück, wie vom Blitz getroffen. Mit verzweifeltem Aufschrei sank er in's Knie, seine Sinne wirbelten, und er heulte auf: „Was willst Du von mir? Laß mich vorbei! Sieh mich nicht so an, ja, ja, ich that's, — mußte es thun, ich konnte nicht anders, — aber ich will es ersetzen, noch ehe man es entdecken kann, — heute noch, wenn Du willst“ —

Ein heiseres Lachen quoll über die Lippen des alten Mannes. „Ersetzen?“ schrie er, „und kannst Du die Schande auch ersetzen, ehrloser Dieb? O nein, nein, und wenn Du es tausendfach ersetztest, Du löschtest sie doch nicht aus. Nur Blut wäscht Dich rein, Du mußt sterben“ —

„Vater!“ jammerte Edwin, sich mit gerungenen Händen vor ihm auf den Knieen wälzend, auf, „Vater!“

Aber der Alte fuhr unerbittlich fort: „Nenne mich nicht so. Ich muß ver-

gessen, daß ich's bin. In dem Augenblick, da ich den Kassendefekt entdeckte, der nur von Dir herrühren konnte, — damals, als Du mich betrogst und hinausgehen hießest, — denn nie sonst hat der Schlüssel im eisernen Geldschrank gesteckt, — schon da wußte ich, daß Du nicht leben dürftest, — Du nicht und ich nicht. In vierzig Jahren, seit ich die Kasse verwalte, hat nie ein Pfennig am Bestande gefehlt; diese Stunde, wo mir Tausende mangelten, überleb' ich nicht. Und Du kannst Deine Schmach nie vergessen machen. Wer das konnte, ist jedes Verbrechens fähig, und es ist besser, er stirbt. Jammere nicht, flehe nicht! Es ist Alles umsonst, ich hab's bedacht. Ich habe Dir geglaubt, wie dem Bibelwort des Erlösers, ich habe für Dich gehungert und gefroren, gedarbt und entbehrt, ich habe um Deinetwillen meine Kinder vernachlässigt, ich habe es getragen, daß Du Dich meiner schämtest, ich bin schwach und ungerecht, feige und hartherzig um Deinetwillen gewesen, denn ich glaubte an Dich und ich lebte nur in Dir und für Dich, Du warst meines Daseins ganzer, alleiniger Inhalt. Die Stunde, da mein Götzenbild im Staube vor mir liegt, soll meine letzte sein. Die Ehre kann ich um deinetwillen nicht hinopfern, wenn ich sonst auch Alles hingab, und meine Töchter im Himmel wider mich zeihen werden. Weil Du und ich ehrlos geworden sind und unser heiligstes Gut, unseren reinen Namen, verloren haben, müssen wir sterben. Was nützte Dir Dein Ruhm in der Zukunft, da Du doch keinen ehrlichen Namen mehr hast? Nein, bereite Dich vor, zu sterben. Bete; es ist Zeit" —

Er zog ein zusammengefaltetes Papier aus seiner Tasche und entleerte dessen Inhalt, ein weißgraues Pulver, in einem Glase Wasser, das auf dem Tische stand. „Trink'", sagte er dann kalt,. „es reicht für uns Beide, — trink', — Du mußt trinken" — — —

Ein wildes Aufjammern noch, eine letzte, krampfhafte Anstrengung, sich an's Leben zu klammern, den wahnsinnigen Greis niederzuzwingen — Aber es war umsonst; seine Hände hielten das Glas vor den blutlosen Lippen seines Sohnes fest, und der tödtliche Trank rann ihm Tropfen für Tropfen die Kehle hinab; „Du mußt, — Du mußt" — kam es immer wieder in heiserem Aufschrei zwischen den fest zusammengeklemmten Zähnen des Rasenden hervor — — —

Im Abendblatt des folgenden Tages las man unter den „Stadtneuigkeiten" die Notiz: „Heute Morgen fand man in der Wohnung des Kanzleiraths Zettel vom hiesigen Kreisgericht diesen selbst sowie seinen Sohn, den Referendar Dr. Z., als Leichen vor. Der Befund der herbeigerufenen Gerichtsärzte ergab eine Vergiftung mittelst Cyankali. Auf einen Selbstmord darf wohl um so eher geschlossen werden, als die sofort vorgenommene Kassenrevision einen Defekt von dreitausend Thalern ergab. Der Vorfall erregt das größte Aufsehen, da der Kanzleirath Z. in vierzigjähriger Amtsthätigkeit als der treueste und pflichteifrigste Beamte galt, sein Sohn eine glänzende Zukunft vor sich zu haben schien. Die Motive der Veruntreuung sind unbekannt. Morgen findet das Begräbniß der Unglücklichen vom städtischen Leichenhause aus statt; man wird sie in derselben Grube beerdigen."

Erinnerungen aus dem Orient

von

P. von Tschihatschef.

(Fortsetzung.)

V.

Was vor Allem die Vegetation Klein-Asiens bezeichnet, ist die wunderbare Mannigfaltigkeit ihrer Formen, eine nothwendige Folge der Bodengestaltung und der klimatischen Bedingungen, die ich beide in ihren Hauptzügen hier skizzirt habe.

Nichts giebt einen schlagenderen Beweis von dem Reichthum der anatolischen Flora, als die Anzahl der sie zusammensetzenden Arten. Indem ich mich sowohl auf meine eigenen Sammlungen, als auf jene meiner Vorgänger und Zeitgenossen stütze, habe ich etwa 6500 Spezies (von denen mehr als 2000 ausschließlich orientalische) verzeichnen können*) und doch war meine Arbeit bloß ein erster Versuch dieser Art, ohne irgend eine Anmaßung, die botanischen Schätze der Halbinsel vollkommen zu enthüllen. Dessenungeachtet ist die oben erwähnte Zahl an sich selbst vielsagend, wenn man berücksichtigt, daß diese die zur Zeit Linnes auf der ganzen Erde bekannten Pflanzen-Arten übertreffende Zahl, mehr als die Hälfte der gesammten in Europa vorhandenen Spezies darstellt**) und daß ein so ungeheurer Beitrag von einem einzigen Lande geliefert ist, das etwa die Ausdehnung Frankreichs besitzt. Um eine bessere Einsicht der großen Wichtigkeit zu erlangen, die das Pflanzenreich Klein-Asiens darbietet, wollen wir die Vegetation dieses Landes unter den folgenden drei Gesichtspunkten betrachten: 1) Vertheilung der Pflanzen in vertikaler Richtung, 2) Kultur der Nahrungs- und industriellen Pflanzen, 3) Entwickelung spontaner, dem Menschen nutzbarer Pflanzen, namentlich der Wälder.

Nicht bloß durch ihre Mannigfaltigkeit und ihren Reichthum ist die Vegetation Klein-Asiens merkwürdig, sondern nicht weniger und vielleicht noch mehr ist sie es durch die Eigenthümlichkeit, die die Vertheilung derselben in vertikaler Richtung darbietet. Jene Eigenthümlichkeit besteht in einer höchst scharfen Lokalisation gewisser Spezies, besonders auf den Gebirgen, von denen mehrere, obwohl sie nur durch einen unbeträchtlichen Raum von einander getrennt sind, ein Gepräge botanischer Individualität besitzen, die kein Gebirge Europas oder Amerikas in gleichem Grade aufweisen kann. Um einen allgemeinen Begriff von dieser merkwürdigen Erscheinung zu geben, will ich hier bloß ein paar Beispiele aufführen, die ich folgenden fünf Berggruppen entnehme: Olympus (Bithynien, Höhe 500 m),

*) Tchihatchef, Asie Mineure, 3me Partie, Eléments d'une Flore de l'Asie Mineure, de l'Armenie et des iles de l'Archipel grec. Paris 1866.

**) In seinem Sylloge florae europeae schlägt Nyman die Gesammtzahl der in Europa wild wachsenden Spezies auf 9738.

Bulgardagh (Cilicien, 3700 m), Argeus (Cappadocien, 3841 m) und Ararat (russisch Armenien (4200 m).*

Unter den Spezies, die sich auf diesen fünf Berggruppen vorfinden und deren Gesammtzahl man auf etwa 2000 (in runden Zahlen) veranschlagen kann, giebt es keine einzige, die allen fünf gemeinsam ist, und sogar wenige, die zugleich auf drei dieser Berge wachsen. Nun sind aber die Höhenunterschiede zwischen diesen fünf Berggruppen bloß für zwei derselben sehr bedeutend, nämlich Olympus und Ararat. Letzterer übertrifft allerdings den ersteren wenigstens achtmal, dagegen betrugen die altitudinalen Unterschiede zwischen den übrigen kaum 1000 m. Andererseits ist die größte Entfernung, die diese fünf Berggruppen von einander trennt, nämlich die zwischen Olympus und Ararat, etwa 1000 Kilometer, das heißt, nur um etwas größer als zwischen Paris und Berlin; endlich erreicht das Maximum der Breiten-Unterschiede (zwischen Olympus und Bulgardagh) nicht drei Grad, was dem Unterschied zwischen Paris und Antwerpen entspricht. Es ist also augenscheinlich, daß solche Gegensätze in geographischer Breite und Länge und sogar Höhe, keineswegs hinlangen, um die Erscheinung der von den fünf Berggruppen dargebotenen Pflanzen-Lokalisation zu erklären. Am auffallendsten tritt diese Erscheinung auf dem Bulgar Dagh hervor, (der bloß 110 Kilometer vom Argeus und 170 vom Ararat entfernt ist); unter den auf diesem Berge befindlichen Arten besteht ein Drittel aus endemischen klein-asiatischen Spezies, von dem wiederum zwei Drittel diesem Berge ausschließlich angehören, so daß, wenn die anatolische Halbinsel durch die Originalität ihrer Pflanzenformen einen kleinen abgesonderten Staat in dem großen Pflanzenreiche bildet, der Bulgar Dagh als unabhängige Republik in diesem kleinen Staate auftritt.

Dies sind Erscheinungen, die unmöglich jetzt wirkenden Ursachen zugeschrieben werden können, und wir müssen ihre Erklärung in der geologischen Geschichte Klein-Asiens suchen, die uns auch wirklich über manche derselben belehrt. Denn, wie wir in dem weiter folgenden geologischen Ueberblick des Landes sehen werden, bildeten die meisten der dasselbe zusammensetzenden Gebirgsformationen lange Zeit hindurch unabhängige einzeln aus dem Meere emportauchende Gebilde, was der älteren geologischen Geschichte Klein-Asiens einen gewissen insularen Charakter aufprägte. Dies Verhältniß aber war der Lokalisation der Pflanzen sehr günstig, wie wir es auch noch heute in Gegenden antreffen, die statt eine ununterbrochene Oberfläche zu bilden, in einzelne, durch das Meer von einander geschiedene Massen zerstückelt sind.

Das der Vegetation Klein-Asiens aufgedrückte Gepräge der Individualität tritt ebenfalls klar zu Tage, wenn man unter dem doppelten Gesichtspunkte der Maximalhöhe, bis zu welcher gewisse Arten (Vertreter der alpinen Vegetation) gelangen, und der oberen Grenze der Baumvegetation, die Flora der Halbinsel

*) Ich habe ein Verzeichniß aller bis jetzt auf diesen fünf Bergen beobachteten Pflanzen in einer Arbeit gegeben: Etudes sur la végétation des hautes, montagnes de l'Asie Mineure et de l'Armenie, abgedruckt in dem Bulletin de la Soc. bot. de France en 1857.

betrachtet; in beiden Hinsichten bietet Klein-Asien den grellsten Gegensatz zu Europa, wie es die folgenden Beispiele hinlänglich beweisen.

Unter den 36 Spezies, die, auf dem Bulgar Dagh, dem Argeus und dem Ararat die Höhe von 3000 m übersteigen, ist etwa die Hälfte Europa fremd, und gerade diese in Europa unbekannten Formen erreichen allein die höheren Regionen des Bulgar Dagh, als ob dieses Gebirge wirklich entschlossen wäre, in jeder Hinsicht seine strenge Originalität vom Fuße bis zum Gipfel zu bewahren. Während andererseits auf dem Ararat mehrere Pflanzen die Höhe von 4000 m übersteigen, bildet auf dem Elborus (Kaukasus) nach den Forschungen von H. von Radde, die Höhe von 3,898 m die obere Grenze der phanerogamen Vegetation; die Pflanzenwelt ist in diesen hohen Regionen durch ein Cerastium und ein Lamium vertreten, die den hohen Bergen Klein-Asiens vollkommen fremd sind, und sich sehr selten in den niederen Regionen der Halb-Insel vorfinden.

Dieser zwischen Klein-Asien und Europa, hinsichtlich der alpinen Vegetation, vorwaltende Gegensatz ist allerdings äußerst merkwürdig, aber die Erscheinung erlangt eine ganz besondere Bedeutung, wenn man berücksichtigt, daß die Klein-Asien fehlenden alpinen Arten gerade solche sind, die massenhaft in den Ländern auftreten, wo die Glacial-Perioden die meisten Spuren hinterlassen haben. Die Mehrzahl der unter den verschiedensten Breitengraden in Europa, Asien und sogar Amerika liegenden alpinen Pflanzenzonen, enthalten gewisse Arten, die sich augenscheinlich an eine Epoche knüpfen, während welcher ansehnliche Theile unserer Erde eine bedeutende Erkaltung erlitten, so daß diese Arten gewissermaßen als Vertreter oder Ueberreste der glacialen Periode betrachtet werden müssen. Obwohl nur ihrer Höhe und ihrer geographischen Breite wegen viele Berge Klein-Asiens die für die Entwickelung der alpinen Flora günstigen Bedingungen vollkommen besitzen, fehlen ihnen dessenungeachtet die am meisten charakteristischen Arten dieser Flora, wie sie in Europa und anderwärts üppig auftritt. So unter andern, vermißt Klein-Asien fast alle kosmopoliten Formen, die, wie die Gletscher-Ranunkel (Ranunculus glacialis), die stengellose Silene (Silene acaulis), der Erigeron uniflorus) &c., eben so bezeichnend für die hohen Regionen der Schweiz, Deutschlands und Frankreichs, als für die eisigen Gestade Grönlands, Skandinaviens und Laplands sind. Ferner entbehren die Gebirge Klein-Asiens aller der übrigen Vertreter der auf den europäischen Alpen so verbreiteten eigentlichen alpinen Flora, wo sie fast immer zusammen in Arten auftreten, die in Klein-Asien entweder vollkommen unbekannt oder äußerst selten sind, wie z. B. die achtblumenblättrige Waldnymphe (Dryas octopetala), der nacktstengelige Mohn (Papaver nudicaule), das entgegengesetzt-blättrige und das Baierische Steinbruch (Saxifraga oppositifolia und S. bavarica), die kalte Hungersblume (Draba frigida), die krautartige und die flache Weide (Salix herbacea und S. retusa), die Zwergbirke (Betula nana) &c. Hier haben wir also ein höchst belehrendes Beispiel, daß man durch rein botanische Beobachtungen geologische Erscheinungen mit großer Sicherheit entdecken kann; denn, wie wir später sehen werden, ist die aus dem Studium der Vegetation dieses Landes sich so scharf ergebende Abwesenheit der glacialen Periode durch geologische Thatsachen vollkommen bestätigt.

Betrachten wir nun die obere Grenze der Baum- und Strauch-Vegetation, so sehen wir die Gegensätze zwischen Klein-Asien und Europa auch in dieser Hinsicht grell auftreten. Hier will ich bloß ein paar Beispiele anführen. Mehrere unter den Waldbeständen Europas eine hervorragende Rolle spielende Arten fehlen Klein-Asien entweder vollkommen, wie unter anderen die Lärche und die Birke, oder sind dort äußerst selten, wie die Roth-Tanne (Abies excelsa); dagegen ist diese Lücke überschwänglich ersetzt durch eine ungeheure Anzahl orientalischer Spezies, wie z. B.: Egilops-Eiche, Libanon-Eiche, Kastanienblättrige Eiche (Quercus castaneifolia), Trojaner-Eiche (Q. trojana), Königliche Eiche (Q. regia), Tchihatchev's-Eiche (Q. Tchihatcheviana, DC.), Ceder, Kotschy's-Tanne (Abies Kotchyana), cilicische Tanne (Abies cilicica), Steinfrucht tragender Wachholder (Juniperus drupacea), orientalische Fichte (Pinus orientalis), orientalische Hagebuche (Carpinus orientalis), orientalischer Platanus, pontischer Rhododendron, pontische Azalea u. s. w. Unter diesen rein orientalischen Arten steigen mehrere zu beträchtlichen Höhen empor; so erhebt sich z. B. die Ceder in den Gebirgen des Anti-Taurus zur Höhe von 2000 m, und die orientalische Hagebuche erreicht auf dem Bulgar-bagh, die orientalische Fichte auf den Pontischen Alpen dieselbe Höhe; der orientalische Platanus steigt auf dem nordwestlichen Abhange des Ala Dagh bis zu 1800 m; endlich erhebt sich der Rhododendron ponticum auf den pontischen Gebirgen bis zu 1100 m und auf den armenischen Alpen bis über 1400 m, eine geringere Höhe, als die der europäischen Alpen-Rose (Rhododendron ferrugineum), deren mittlere Grenze nach Beobachtungen von Herrn Martins in den zwischen Monte Rosa liegenden Alpen 2139 m beträgt.

Sowohl die Abwesenheit gewisser baumartiger europäischer Arten, als die von den vorhandenen Arten erreichten Höhen, geben Anlaß zu Folgerungen, die in Klein-Asien, dessen klimatische Verhältnisse wohl so wenig bekannt sind, wie alle Thatsachen, welche direkte meteorologische Beobachtungen zu ersetzen fähig sind, ein ganz besonderes Interesse erlangen. So macht Alphonse De Candolle darauf aufmerksam, daß die Verbreitung der Birke nicht durch die Temperatur, sondern durch den hygrometrischen Zustand der Atmosphäre bestimmt ist, und daß besonders die zu große Trockenheit der Luft und der Mangel an Schnee diesen Baum aus gewissen Regionen verweisen. Demzufolge würde die Abwesenheit der Birke auf den Gebirgen Klein-Asiens zu der Annahme berechtigen, daß das Klima dieser Gebirge trockene und heiße Sommer besitzt. Diese botanische Betrachtung ist also abermals geeignet, eine, durch direkte Beobachtungen begründete Thatsache im voraus zu verkünden, nämlich die außerordentliche Höhe der Grenze des ewigen Schnee's, und somit das Vorhandensein der atmosphärischen Trockenheit, die diese Erscheinung verursacht. Es ist ebenfalls wahrscheinlich, daß die von De Candolle für die Roth-Tanne (Abies excelsa) als ungünstig angegebene Trockenheit der Luft, die Abwesenheit oder wenigstens die Seltenheit dieses Baumes in Klein-Asien bedingt, während er doch für die Gebirgsgegenden der Schweiz und Deutschlands so charakteristisch ist. Ferner könnte die beträchtliche Höhe, welche die Buche in der pontischen Bergkette erlangt, wo sie bis zu 2274 m. ansteigt, vermuthen

lassen, daß auf diesen Gebirgen die Wintertemperatur verhältnißmäßig mild sei, zugleich aber einen gewissen Grad von Feuchtigkeit besitze, denn es ergiebt sich aus den Forschungen des ausgezeichneten Genfer Botanikers, daß die Buche eine Mittel-Temperatur im Januar erfordert, die nicht 4 oder 5 Grad unter Null sinken darf. Sendtner ist der Meinung, daß der Baum 7 bis 8 Monate lang eine Temperatur von etwas über Null bedürfe, und Grisebach glaubt sogar, er müsse mindestens fünf Monate lang 8 Grad R. (10° centigr.) haben, um seine Vegetations-Periode vollenden zu können. G. Berndt erklärt einerseits, daß die Buche zu ihrem Gedeihen einen hohen Grad von Feuchtigkeit nöthig habe, demnach also Gegenden mit ausgesprochenem continentalen Klima durchaus meide. Nun ist aber die Lage des pontischen Gebirges in der Nähe des Schwarzen Meeres dieser Voraussetzung sehr günstig, und besitzt unzweifelhaft ein viel feuchteres Klima, als die Gebirge im Innern von Klein-Asien. Endlich scheint die auf gewisse Gewächse hervorgebrachte Wirkung des letzten, sehr strengen Winters in Paris (1879—1880) zu beweisen, daß ähnliche Frostextreme auf den Gebirgen Klein-Asiens nicht vorkommen, wenigstens nicht auf einer Höhe von 2000 m. Denn während des Winters, wo im Dezember das Thermometer bis auf 27 Grad sank, erfror im Bois de Boulogne nicht bloß die Abies cilicica, sondern auch die Ceder.*) Letzterer Umstand ist um so beachtenswerther, als die Ceder schon seit etwa zwei Jahrhunderten (seit 1683) in Frankreich eingeführt worden, und folglich dort akklimatisirt zu sein schien, was freilich bei der cilicischen Tanne nicht der Fall ist, die erst seit etwa vierzig Jahren (seit 1834) in Paris kultivirt wird. Da nun aber in Klein-Asien die Ceder und die Abies cilicica die Wintertemperatur der von ihnen bewaldeten Gebirge von etwa 2000 m Höhe vollkommen ertragen, muß man annehmen, daß die obenerwähnten Minima (— 27 Grad) die für sie in Paris tödtlich werden, in ihrer anatolischen Heimath nicht vorkommen.

Wenn wir von den wildwachsenden Pflanzen zu den angebauten übergehen, geben diese letzteren durch ihre Abwesenheit oder durch die Bedingungen, unter welchen sie in Klein-Asien gedeihen, ebenfalls zu sehr interessanten klimatologischen Folgerungen Anlaß. Dies ist namentlich der Fall bei der Weinrebe, der Orange und der Agave (in gewöhnlicher Sprache irrthümlich als Aloes bezeichnet). So reift die Rebe in Klein-Asien noch auf Höhen von 1800 und 1400 m, in der Gegend von Kizilbagh (südöstlicher Abhang des Ala Dagh), und sie wird jedoch ohne Wein zu liefern, ebenfalls in Seïdalar — Jailassi (in Lycien) auf einer Höhe von 1258 m, somit auf einer den Vesuv übertreffenden Höhe gebaut. Nun betragen aber in Europa die höchsten Stationen der Weinrebe 1369 m in Andalusien, 1200 m in dem Departement der Hoch-Alpen. Dieser Umstand schiene darauf zu weisen, daß in den Regionen der Halbinsel, wo diese Erscheinung stattfindet, namentlich auf den Plateaus und den Gebirgen Cappadociens und Ciliciens, die Mitteltemperatur des Monats April nicht unter 10 Grad (centigr.) falle, daß in den Monaten Juni, Juli und August große Hitze und wenig Regen

*) Bullet. de la Soc. d'Acclim., 3$_{me}$ Serie, T. VIII., p. 646.

eintrete, und daß endlich der Anfang des Herbstes ebenfalls warm und besonder ziemlich trocken sei. Dies ergiebt sich wenigstens aus den von Alph. De Candolle aufgestellten, für das Gedeihen der Weinrebe erforderlichen Bedingungen.

Anderseits könnte die geringe Entwickelung der Orangen-Kultur in Klein-Asien, in Vergleich mit den Gegenden Süd-Europas, wohl als der bezeichnendste Zug des Klimas der Halbinsel gelten, wo die Gegensätze der Wärme und Kälte häufig viel beträchtlicher sind, als in den europäischen Ländern unter derselben geographischen Breite. Wahrscheinlich ist dieser Ursache die große Seltenheit der Zwergpalme und der Dattelpalme in Klein-Asien zuzuschreiben. Allerdings giebt es auf der südlichen Küste der Halbinsel auch Oertlichkeiten, denen diese beiden Pflanzen fehlen, ohne daß es von einer solchen Ursache abzuleiten wäre. So ist in Tarsus das Wintermittel niemals unter 12 Grad (centigr.), und das Thermometer sinkt äußerst selten auf 3 Grad unter Null, ein Minimum, das in den Oasen Afrikas dem Dattelbaume nicht schadet, der besonders wenig Regen und heitern Himmel erfordert. Solche Bedingungen findet er auf einigen Küsten Spaniens, auf dem Littoral des Meerbusens von Genua, in Rom, in Athen u. s. w.; lauter Gegenden, wo der Dattelbaum gedeiht, aber selten Früchte hervorbringt, während diese Bedingungen in Tarsus nicht erfüllt sind, da dort die Luft feucht und die Regen ziemlich häufig sind. Es ist also augenscheinlich, daß nicht immer die Temperaturextreme, sondern auch die hygrometrische Beschaffenheit der Luft, Klein-Asien einige der schönsten Schmuckpflanzen des Südens rauben, denn gewiß verbannen dieselben Ursachen die Agave und die Opuntia, zwei Pflanzen (besonders die letztere), die in Spanien und Italien fast wildwachsend geworden, aus Klein-Asien. Zwar ist ihr Gedeihen auf der appeninischen Halbinsel als ein Werk des Menschen zu betrachten, der in Klein-Asien seit Jahrhunderten aller Wirkung auf die Natur entsagt hat, dessen ungeachtet würden, wenn das Land dem Dattelbaume oder der Zwergpalme günstig wäre, diese Pflanzen bestimmt von den Alten dort angebaut sein, und sie hätten noch die glücklichen Tage Klein-Asiens überlebt, wie es ja mit manchen fremden, sogar weniger verbreiteten und ausdauernden Gewächsen der Fall ist, namentlich mit der Melia Azedarach, von der noch einige einzelne Individuen auf der Küste des Meerbusens von Adalia vorhanden sind. Ohne Zweifel sind sie dort angepflanzt worden, wie sie es auch noch heute im südlichen Europa sind, wo in mehreren Städten, namentlich in Montpellier, dieser schöne Baum die öffentlichen Spaziergänge schmückt.

Wenn, wie wir gesehen haben, botanische Betrachtungen eine beträchtliche atmosphärische Feuchtigkeit auf den Küstenländern Klein-Asiens nachweisen, so bildet diese Thatsache einen merkwürdigen Gegensatz mit der atmosphärischen Beschaffenheit der Gebirge der centralen Regionen der Halbinsel, wo sich die Luft durch ihre Trockenheit auszeichnet.

Die hier angestellten Betrachtungen über die Vertheilung in vertikaler Richtung, der sowohl spontanen als kultivirten Vegetation Klein-Asiens, führen uns zur Beobachtung der Verbreitung derselben in horizontaler Richtung, eine Aufgabe, die natürlicher Weise sich weder mit der Bestimmung meiner Arbeit, noch

der ihr angewiesenen Grenzen vertragen würde; wir wollen uns deswegen mit einem flüchtigen Blick auf die wichtigsten in Klein-Asien angebauten Nahrungs- und Industrie-Pflanzen und auf die natürlichen Waldbestandtheile dieses Landes begnügen.

VI.

Unter den in Klein-Asien angebauten Nahrungspflanzen spielen selbstverständlich die Cerealien die Hauptrolle. Sie gehören alle unseren europäischen Arten an, vielleicht mit Ausnahme zweier interessanten, wildwachsenden Formen: die eine, welche in der Gegend von Brussa nicht selten ist, hat mit dem harten Weizen (Triticum durum) einige Aehnlichkeit, möchte wohl trotzdem eine neue Weizenart darstellen; die andere, die von mir in Phrygien (zwischen den Dörfern Ahyr und Tschukur, südlich vom Egerdier-See) beobachtet wurde, könnte ebenfalls eine neue Gersten-Spezies, oder jedenfalls eine absonderliche Spielart der gemeinen Gerste (Hordeum vulgare) bilden, die in Klein-Asien sehr zahlreiche lokale Abänderungen erleidet und sich in diesem Lande ausnehmend zu gefallen scheint.

Diese Vorliebe der Gerste für den Boden Klein-Asiens, einen der ältesten Kulturboden der Welt, erlangt ein besonderes Interesse, wenn man die wichtige Rolle berücksichtigt, die diese Grasart einst in der Nahrung der Menschheit gespielt hat. Nach Hippokrates*) und Aristophanes**) bildete die Gerste die Hauptnahrung des athenienfischen Volkes. In dem Buche der Richter,***) der Könige†) und des Ezechiel††) wird des Gerstenbrodes erwähnt und in dem Evangelium des heiligen Johannes sind die fünf Brode, mit denen Jesus fünftausend Menschen speiste, ausdrücklich als Gerstenbrod bezeichnet. Jedoch, zur Zeit des Plinius†††) und Titus-Livius*†) war die Gerste schon weniger hochgeschätzt, als Weizen, und diente fast ausschließlich als Nahrung für Lastthiere.

Die am meisten in Klein-Asien gebauten Getreide-Arten sind: gemeiner Weizen, bärtiger Weizen (Triticum turgidum), harter Weizen (T. durum), Roggen, gemeine Gerste und Mais oder türkischer Weizen. Dem Hafer ist eine ganz untergeordnete Stellung angewiesen, denn im ganzen Orient, wie in dem größten Theile des südlichen Europa's (Italien, Spanien, Griechenland 2c.) wird er den Pferden nicht gegeben, sondern sie erhalten statt seiner Gerste, eine Sitte, die in das graueste Alterthum reicht, wie es mehrere Stellen der Iliade beweisen. Der Mais wird besonders in den nördlichen Gegenden Klein-Asiens angebaut, wo er die Hauptnahrung der Bevölkerung bildet, was auch in gewissen Ländern Europa's und Amerika's der Fall ist. Die Wichtigkeit dieser Getreideart als Nahrungssubstanz ist jetzt vollkommen anerkannt, trotz der Geringschätzung, mit

*) De Intern. aff.
**) Nub. vers. 106.
***) VII. 13, 2.
†) IV. 44.
††) IV. 9.
†††) Nat. Hist. XVIII., 7.
*†) Hist. Rom., XXVII., 13.

der er bis jetzt behandelt worden ist, und erst vor Kurzem hat der Chemiker Fua nachgewiesen,*) daß der Mais fast eben so reich an Stickstoff, als Weizen, Gerste und Roggen ist, alle Getreidearten aber an Gehalt von Kohlenstoff und fetten Substanzen übertrifft und somit als Nahrungsmittel für Menschen und Thiere den ersten Rang behauptet. Deshalb ersetzt er in Klein-Asien sehr oft den Weizen, er kann dies um so mehr, weil er ergiebiger ist, als alle übrigen Getreidearten und weniger Arbeit und Kosten verursacht, wennschon das aus Maismehl gebackene Brod an Geschmack und Leichtigkeit dem Weizenbrode sehr nachsteht. Jedenfalls macht heute der Gebrauch des Mais als Pferdefutter rasche Fortschritte in Frankreich, wo in Paris die Eigenthümer der größten Anzahl von Pferden, nämlich die Compagnie des Omnibus und die Compagnie des Voiteures dem Hafer einen bedeutenden Antheil von Mais hinzufügen, während in London die reiche Omnibus-Company den Hafer ganz aufgegeben hat und ihre Pferde bloß mit Gerste und Mais füttert.**)

Leider ist, mit der einzigen lokalen Ausnahme zu Gunsten des Mais, der Anbau der Getreidearten, und folglich der Ackerbau überhaupt, auf der Halbinsel ziemlich vernachlässigt. Ohne der groben Vorrichtungen für die Bearbeitung zu gedenken, die oft ganz an primitive Zeitalter erinnern, ist in Klein-Asien kaum der vierte Theil des produktiven Bodens dem Ackerbau anheimgefallen, und doch giebt da, wo er verhältnißmäßig einen hohen Grad von Entwickelung erlangt hat, namentlich in den westlichen und centralen Gegenden der Halbinsel, der häufig garnicht gedüngte Boden zehn bis zwanzig Mal so viel, als des gesäeten Kornes. Dies ist z. B. in Angora der Fall, wo der im Mai mit Sommerweizen und im Dezember mit Winterweizen besäete Boden, der nicht einmal gedüngt wird, sondern bloß nach jedem zweiten Jahre brach liegt, vierzehn Körner für eins liefert. In Siwas, dessen Klima nicht bloß dem Weinbau, sondern sogar der Tabak-Kultur wenig günstig ist, erhält man in guten Jahren, besonders wenn der Boden mit Schaf-Mist gehörig gedüngt worden, fünfzehn bis zwanzig Körner für eins; der Roggen kostet dort 20 Para das Oka (etwa 25 Centimen das Kilogramm), und die Gerste 10 Para das Oka. In den Umgegenden Tokat's, wo der Boden gedüngt wird, gewinnt man 10 bis 15 Körner. In dem Meander-Thal giebt der gewöhnlich im Dezember gesäete Winter-Weizen 15 bis 20 Körner; dies gilt auch von dem Thale des Caïcus (Bakur Tchaï), und obwohl bloß ein Theil desselben angebaut ist, sendet er jährlich den zwei Häfen von Aïwaly und Tchandarlyk etwa 800,000 Kilogr. Weizen zur Ausfuhr, namentlich für Triest, Genua und Marseille. In Samsun erhält man von den nicht gedüngten, aber nach jeder Ernte zwei Jahre lang brach liegenden Boden, 10 bis 15 Körner für eins. Die schöne, geräumige Ebene von Tchukur Ova in Cilicien, die sich von Tarsus bis Adana erstreckt, liefert ohne Dünger 30 und sogar 60 Körner; in der Provinz Djanik, wo der Boden ebenfalls nicht gedüngt wird, sondern zwei Jahre brach liegt, geben

*) Comptes rendcus des Séances de l'Acad. des Sc., an 1882, T. XCIV., p. 1156.

**) V. Bull. Soc. d'Acclimat. an 1882, T. IX., p. 499.

Weizen, Roggen und Gerste 20 bis 30 Körner, und der türkische Weizen erlangt dort eine solche Entwickelung, daß ich manchmal zwei ährentragende Stengel beobachtet habe, von denen jeder 300 bis 350 Körner trug. Endlich exportiren die Bezirke (Sandjak) von Amazia, Mersivan, Zille, Tchorum, Tachova und Bozok jährlich etwa 5 Millionen Kilogramm Weizen und 2 Millionen Kilogramm Gerste nach Constantinopel.

Diese Beispiele, die ich leicht weiter fortführen könnte, beweisen hinlänglich, welche glänzenden Resultate der Ackerbau in Klein-Asien erhalten könnte, besonders wenn man berücksichtigt, daß die von mir angeführten Oertlichkeiten nicht gerade zu den ausnahmsweise begabten gehören. Denn unter den beträchtlichen, öde liegenden Gegenden giebt es solche, die alle Bedingungen besitzen, um die Arbeit des Landmannes mit außerordentlichem Erfolg zu krönen. Um nur ein einziges Beispiel dieser Art zu geben, daß ich aus der Nachbarschaft Constantinopels selbst entlehne, will ich der schönen, sich zwischen Adabazar und Sukumeni (Bithynien) enthaltenden Ebene Erwähnung thun, die von West nach Ost eine Ausdehnung von etwa 10 Kilometern hat und fast eben so viel von Nord nach Süd. Sie besteht aus schwarzem, fettem Humus, und könnte leicht in große Getreidefelder umgewandelt werden, und doch ist sie (wenigstens, als ich sie zuletzt im Jahre 1868 sah) fast eine Wüste. Aehnliche Beispiele treten uns auf jedem Schritte im Innern der Halbinsel entgegen, wo unter den öden, unangebauten Gegenden sich gerade solche befinden, deren Boden aus desagregirten eruptiven Felsarten, wie Trachyt, Dolerit, Basalt ꝛc. besteht, welche für die Entwickelung der Cerealien die günstigsten Mineral-Substanzen liefern.

Daß alle diese öden Gegenden einst vollkommen angebaut waren, dafür haben wir zahlreiche und schlagende historische Beweise, aus denen sich ergiebt, daß Klein-Asien nicht bloß unter den Griechen und Römern, sondern auch noch zur Zeit des byzantinischen Reiches, gleich Sicilien, für eine unerschöpfliche Kornkammer galt. So sagt unter andern Demosthenes, daß der Bosporus und die Propontis die Republik von Athen mit Getreide versorgten; der Bosporus allein, der heute ziemlich magere Ernten bietet, führte jährlich in Athen 400,000 Medimnen (320 metrische Zentner) Getreide ein. Nicephorus Gregoras meldet,*) daß Constantinopel und Thracien ihre Getreide-Vorräthe aus Klein-Asien bezogen, namentlich aus Phrygien und Bithynien. Letztere Gegenden waren zur Römerzeit in dieser Hinsicht unerschöpfliche Quellen, denn der Konsul Manlius Vulco requirirte von Phrygien 60,000 Hektoliter Getreide, und nach Titus Livius**) lieferten die vier Städte Tabes, Cybera, Termessus und Sargalassus dem Konsul Manlius, bloß im Zeitraume eines Sommers, über 2000 Hektoliter Getreide und etwa neun Millionen Frank in Münze. Titus Livius scheint diese ungeheuren Kontributionen gar nicht als unverhältnißmäßig mit den Hülfsmitteln der betheiligten Oertlichkeiten zu betrachten und begnügt sich, den Reichthum der Bewohner von

*) Hist. Byz., XIII., 12.
**) Hist. Rom. XXXVIII.

Sagalassus und die Fruchtbarkeit ihres Bodens zu erwähnen. Heute sind diese damals so prächtigen Städte durch die armseligen vier Dörfer: Davas, Harsund-Jstanaz und Aglassan vertreten, wo ich manchmal nur mit Mühe Futter für meine Pferde finden konnte, und die alle vier vereinigt gewiß nicht im Stande waren, mehr als 50 Hektoliter Getreide und ein paar hundert Frank zu liefern. Ammianus Marcellinus*) bezeichnet Isaurien als ein ungemein fruchtbares Land: uberis frugibus multis; heute zeichnet sich Isaurien durch Mangel an irgend welchen Früchten aus; Cornelius Nepos**) zufolge war Carien unter der persischen Herrschaft die reichste Provinz Klein-Asiens, heute gehört sie zu den ärmsten; endlich erwähnt Theophrastes***) der Gegend von Cilicien, als berühmt durch ihren ausgezeichneten Weizen, heute ist die Gegend bloß durch die Ruinen von Pompeopolis und durch Räuber, Diebe und Fieber ausgezeichnet.

Es ist leicht begreiflich, daß, wenn schon der Ackerbau, der den Menschen mit den unentbehrlichsten Erfordernissen des Lebens versorgt, sich in einem, den natürlichen Beschaffenheiten des Bodens so wenig entsprechenden Zustande befindet, dieser Gegensatz noch schärfer hervortreten muß, wenn es sich um weniger nutzbare Gewächse handelt, wie z. B. den Oelbaum, den Maulbeerbaum, die Baumwollen-Staude, den Weinstock rc.

Zwar ist die Olivenkultur auf der zwischen Constantinopel und Sinope gelegenen Küste durch ganz besondere klimatische Verhältnisse ausgeschlossen, sie gedeiht aber vortrefflich auf dem zwischen Sinope und Trebisonde sich erstreckenden Littorale. Trotzdem wird sie dort in einem sehr beschränkten Maßstabe betrieben und befriedigt kaum die Erfordernisse dieser Küstenregion, während zur Zeit Strabo's die Gegenden von Amisus (Samsun) und Sinope durch ihre Olivenbäume berühmt waren; ja die Olivenkultur drang zu jener Zeit bis in das Innere der Halbinsel, wo diese Bäume heute keine Spur hinterlassen haben. So erwähnt Strabo (XII., 8), zwischen Sinnada und Docimia einer 60 Stadien (mehr als 11 Kilometer) langen Fläche, die mit Olivenbäumen dicht bepflanzt war. Das durch seine Marmorbrüche bekannte Sinnada befand sich aber nicht weit von der jetzigen Stadt Afium-Karahissar, und folglich in bedeutender Entfernung von der See, da der Adalia-Meerbusen, der dieser Gegend am nähesten gelegene maritime Punkt, noch immer über 200 Kilometer entfernt ist. Besonders könnten die westlichen und südlichen Küsten-Regionen Klein-Asiens die europäischen Märkte mit einer ungeheuren Menge vorzüglichen Oels bereichern, und doch liefern Troas, Lydien, Jonien und Carien, wo diese Kultur verhältnißmäßig am meisten entwickelt ist, nur einen Ertrag, der sich durch Geringfähigkeit und schlechte Qualität auszeichnet, während auf den Küsten Ciliciens der Olivenbaum bloß wild auftritt.

Nicht anders steht es auch mit der Baumwollen-Staude und dem Maulbeerbaum. Die erstere wird nur in sehr kleinem Maßstabe angebaut, jedoch reicht die geringe Ausbeute schon hin, um einen Begriff von der Ausdehnung zu geben,

*) XIV., 8.
**) Vita Ages., 3, 6.
***) VIII., 8.

die dieselbe erreichen würde, wäre die Industrie in europäischen Händen, da in der Umgegend von Tarsus die aus Egypten bezogenen Saaten prachtvolle Ernten liefern. Auch sind mehrere Gegenden Klein-Asiens ganz besonders für die Seidenzucht geeignet, denn der Maulbeerbaum gedeiht dort fast allerwärts und zwar auf viel beträchtlicheren Höhen, als in Europa; trotzdem ist auch dieser Gewerbszweig wenig ausgebeutet.

Schließlich ist der Weinstock noch nicht Gegenstand einer irgendwie wichtigen Handelsindustrie in der Türkei geworden, da der Koran den Gebrauch gegohrener Flüssigkeiten untersagt, ein Verbot, das indessen heute so wenig berücksichtigt wird, daß, wenn die Muselmänner mit derselben Bereitwilligkeit sich christliche Gebräuche aneigneten, mit welcher sie sich mit den Gaben Bachus' befreunden, sie schon seit langer Zeit nichts mehr von den Christen zu erlernen hätten. Trotzdem ist ihre ausdrückliche Sympathie zu Gunsten des verbotenen Getränkes nicht hinreichend, um ihnen die Weinverfertigung selbst zu gestatten. Die Zeit liegt noch fern, wo die türkischen Landbesitzer im Stande sein werden, ihre trefflichen Reben zur Wein-Erzeugung zu verwenden. Auf diese Art können sie allein das Uebel vergüten, das sie durch die Vernichtung dieses wichtigen Gewerbs-Zweiges in einem Lande verschuldet haben, das nicht bloß durch seine Weine berühmt war, sondern auch als die wirkliche Heimath des Weinstockes betrachtet werden kann. Sicher hat nur eine gründliche Beleuchtung der auf den Weinstock bezüglichen Zeugnisse der alten Schriftsteller, den gelehrten Botaniker Meyer*) zu der Folgerung veranlaßt, daß der Weinstock in Klein-Asien, namentlich in den Gegenden des Pontus und Kurdistan's einheimisch ist. Schon Homeros**) bezeichnet Phrygien als weinerzeugend (ἀμπελόεσσαν) und Xenophon***) erwähnt Lydien als ein „an Wein, Oel und Feigen reiches Land“. Die Weine von Chios, Lesbos, Gnidium, Smyrna, des Berges Tmolus ꝛc., werden, wie Strabo†) und Plinius††) erzählen, bei den Römern mit am meisten geschätzt. In dieser Hinsicht standen noch im dritten Jahrhundert A. D. die bithynischen Weine sehr in Ansehen, da in der unter dem Namen Geoponica bekannten agronomischen Sammlung des Florentinus†††) und Africanus*†) Bithynien als besonders weinreich bezeichnet wird. Endlich bildete Pera, die Vorstadt Constantinopels, nach Angabe des Herrn d'Ohsson**†) zur Zeit der türkischen Eroberung einen ausgedehnten Weingarten, welcher um so rascher vertilgt wurde, da der Sultan Bayazet II. diese Vorstadt der von ihm erbauten Moschee anwies.

Daß außer dem Weinstock, dem Oliven-, dem Maulbeerbaum ꝛc. alle

---

*) Botanische Erläuterungen zu Strabo's Geographie, p. 76.

**) Iliad. III., o. 184.

***) Cyrop. V. 2.

†) XIV.

††) Natur. Hist. XIV., 6.

†††) IV. 11.

*†) Ibid. 2.

**†) Tableau de l'Empire Ottoman, T. II., p. 566.

Fruchtbäume Europa's ganz vorzüglich in Klein-Asien gedeihen würden, daß aber in dieser Hinsicht, wie in so vielen andern, dieses unglückselige Land bloß Erinnerungen an die Vergangenheit besitzt, bedarf kaum der Erwähnung. Unter solchen Erinnerungen will ich nur des ausgedehnten Delta des Iris auf der nördlichen Küste der Halbinsel erwähnen. Diese schöne Ebene, wo ehemals Themiscyra, Sitz der berühmten thracischen Republik der Amazonen blühte, wird von Strabo als ein wirklicher Hesperiden-Garten geschildert, der eine Fülle von Fruchtbäumen aller Art enthalte. Auch noch heute, trotz Jahrhunderten von Barbarei, in denen prachtvolle Städte verschwanden und die von denselben belebte volkreiche Gegend in eine morastige Verheerung und todaushauchende Wüste verwandelt worden, ist man durch die Ueppigkeit der Vegetation in Erstaunen versetzt. Wenn man auf der Reise von Samsun nach Unie die ganze Ebene von Westen nach Osten über Tcharschamba und Terme durchreitet, glaubt man in einem herrlichen Park zu wandeln, denn man verläßt fast keinen Augenblick das dichte Gehölz, welches die Aussicht nach dem Meere hin verdeckt. Weinstock, Birnbaum, Feigenbäume und andere, jetzt vollkommen verwilderte, bloß winzige und saure Früchte tragende Bäume, stehen dort als Reste der üppigen Pomona, die zur Zeit Strabo's die ganze Ebene und besonders die Umgegend von Themiscyra (heute durch das armselige Dorf Terme dargestellt) auszeichnete.

Hier erblickte ich den 22. August 1853 zum ersten Male den Komet, auf welchen in Europa alle Teleskope gerichtet waren, der in diesem Lande aber gewiß von keinem andern Naturforscher beobachtet wurde. Ich erblickte ihn nur 7 Uhr Abends in der Gestalt einer Rakete, deren Kopf fast die Grenze des Horizonts erreichte, während der Schweif einen glänzenden, etwas mehr Süd-Ost-Süd gebogenen, aber doch der Milchstraße ziemlich parallelen Streifen bildete, um ½ 9 war der Komet nicht mehr sichtbar, zur großen Freude der Einwohner von Terme, die sich mit der Hoffnung trösteten, daß, wenn die Erscheinung wirklich etwas Schlimmes für das osmanische Reich verkündete, die kurze Dauer derselben bewiese, daß das Uebel nicht anhaltend sein würde.

Nach diesem flüchtigen Blick auf die in Klein-Asien angebauten nutzbaren Pflanzen, will ich noch ein paar Worte über die Entwickelung der wildwachsenden nutzbaren Gewächse, insofern sie einen Waldbestand bilden, sagen.

Aus den früher angestellten Betrachtungen über die oberen Grenzen der Baum-Vegetation in Klein-Asien ergiebt sich, daß unter den, die europäischen Wälder zusammensetzenden Bäumen mehrere auf der Halbinsel fehlen, die aber vollständig durch mehrere orientalische Formen ersetzt werden. Zu den interessantesten dieser Art gehören die Ceder und der Platanus; erstere wegen ihres ganz lokalen Charakters, letzterer wegen der vorherrschenden Rolle, die er in dem ganzen Orient und besonders in Klein-Asien spielt.

Die typische Ceder, die vor meinen Untersuchungen fast als ausgestorben gelten konnte, da man glaubte, daß der Libanon die letzten klassischen Reste derselben darstelle, ist im Gegentheil ein auf dem Antitaurus sehr verbreiteter Baum, der im Verein mit der stattlichen cilicischen Tanne (Abies Cilicica)

bedeutende Wälder bildet. Wären jene zu der Zeit bekannt gewesen, als man diese schöne Spezies zu Ehren der wenigen ziemlich verstümmelten Exemplare auf dem Libanon benannte, so würde sie gewiß nicht Cedrus Libani, sondern Cedrus Ciliciae getauft worden sein. Das Vorrecht, worauf Klein-Asien Anspruch hat, wird auch durch die schönen Ceder-Wälder Algeriens nicht geschmälert, nicht bloß, weil diese letzteren aus einer Varietät (Cedrus Libani, var. Atlantica), nicht aber aus der typischen Form bestehen, sondern weil auch die algerischen Ceder-Wälder den anatolischen an Ausdehnung nachstehen, und bei weitem die eigenthümliche Physiognomie der letzteren nicht besitzen, wie ich es in dem in der Anmerkung angeführten Werke ausführlich gezeigt zu haben glaube.*)

Vielleicht beziehen sich auch die ältesten historischen Erinnerungen in Bezug auf den Platanus auf diese klassische Halbinsel, so daß unser europäischer mit dem Namen westlicher Platanus (Platanus occidentalis) bezeichneter Baum wohl bloß ein seit seiner Einführung in unsere Gegenden modifizirter orientalischer Platanus (P. orientalis) sein mag. Jedenfalls scheint der Platanus zur Zeit Herodots in Europa unbekannt gewesen zu sein und sogar höchst selten in dem östlich von Klein-Asien gelegenen Theile des Orients, denn Herodot erzählt,**) daß, als Xerxes mit seinem ungeheuren Heere Klein-Asien durchzog, ihn ein zwischen Phrygien und Lydien angetroffener Platanus in solches Erstaunen versetzte, daß er ihn mit Gold bekleiden und der Obhut eines besonderen Wächters anvertrauen ließ; gewiß würde der Baum kein so großes Aufsehen erregt haben, wäre er in Persien verbreitet gewesen. Theophrastos*) sagt ausdrücklich, daß es zu seiner Zeit auf der adriatischen Küste nur im Tempel des Diomedes, auf der Insel Diomedia (hodie Tremiti) Platanen gäbe, und er fügt hinzu, daß Dionysius der Aeltere bei der Anpflanzung dieses Baumes in Sicilien große Schwierigkeiten hatte. Erst zur Zeit des Plinius, und folglich fast am Anfange der christlichen Aera fing der Platanus an, in Europa bekannt zu werden, aber bloß als ein Kuriosum, denn in Rom wurde er, wie Plinius**) meldet, mit Wein getränkt. Sogar noch im 16. Jahrhundert mußte der Platanus als ein seltener exotischer Baum gegolten haben, denn als ihn Pierre Belon***) in Klein-Asien erblickte, glaubte er ihn als ein sehr merkwürdiges Gewächs abbilden zu müssen; er schreibt:†) „il n'y nait point une seule plante en tout le pays du roy, ni cultivé ni sauvage" und mit derselben naiven Verwunderung spricht er von dem Baume, den er bei seinem Eintritte in Antiochien abermals erblickte, indem er sagt: „Il n'en croist aucun n'en France n'aussi en Italie, sinon quelques uns

*) V. Tchihatchef, Espagne, Algérie et Tunisie, p. 78.

**) VI. 31.

*) IV. 5.

**) Natur-Hist. XII. 13.

***) V. Les Observations de plusieurs singularités et choses remarquables en Grèce, Asie et autres pays etrangers. Anveas 1555.

†) Ibid. I. 1. p. 9.

††) IV. 6.

cultivés à Rome et autres villes par singularité!“ Die Anspielung Belon's auf Rom, als eine der seltenen Oertlichkeiten Europa's, wo zu seiner Zeit dieser Baum kultivirt war, ist insofern merkwürdig, da sich in Rom auch heute noch eine der größten Platanen Europa's befindet, nämlich die in der Villa Ludovisi, die nach meiner Messung einen Umfang von 4,75 m hat; so daß dieser riesenhafte Baum, der zugleich das Gepräge des höchsten Alters trägt, wohl ein Abkömmling, wenn nicht ein Zeitgenosse der zur Zeit des Plinius in Rom zuerst gepflanzten Platanen sein mag.

Aus allem diesem ergiebt es sich, daß Europa die Platane und wahrscheinlich auch mehrere unsrer Fruchtbäume, wie unter andern: den Nußbaum, den Kirschenbaum, die Kastanie, den Johannisbrodbaum &c. aus Klein-Asien bezogen hat. Jedenfalls sind in Klein-Asien alle diese Bäume, wie die Platane, entweder durch ihre große Verbreitung oder ungewöhnliche Kräftigkeit ausgezeichnet, und an viele derselben knüpfen sich sogar historische Zeugnisse, die beweisen, daß sie ganz bestimmt entweder aus Klein-Asien oder aus dem Orient überhaupt stammen. So z. B. hatte die außerordentliche Entwickelung, welche die Platane in Klein-Asien erhält, schon die Aufmerksamkeit der Alten auf sich gezogen, unter andern erwähnt Plinius eine in Lycien, deren Stamm eine natürliche Aushöhlung von solcher Ausdehnung darbot, daß der Legat Licinius Mutianus sich ihrer als eines Speisesaales bedienen konnte, worin er ein Gastmahl für achtzehn Tischgenossen gab. In Troas hatte nach der Erzählung Theophrast's*) die Platane der Stadt Antandros einen solchen Umfang, daß vier Männer ihren Stamm nicht zu umfassen vermochten. Auch heute noch sieht man an mehreren Punkten Klein-Asiens, unter andern auf dem Südabhange des Tmolus (zwischen Demich und Beikos), Exemplare, die mit der berühmten, allen Besuchern von Konstantinopel unter dem Namen der Platane von Godefroy bekannten Platanen-Gruppe vollkommen wetteifern können.

Was den Nußbaum betrifft, bezeichnet Theophrast**) dessen Frucht mit dem Namen heracleotische Nuß (Nux heracleotica) nach der Stadt Heraclea (das heutige Eregli), und Plinius***) nennt sie Nux pontica, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß dieselbe aus dem Pontus stammt; und noch heute sind mehrere Oertlichkeiten des Pontus, unter andern die Stadt Kerasun, hauptsächlich dem Anbau des Nußbaums und Kirschenbaums ergeben. Außerdem erinnert der alte Name von Kerasun — Cerasium — an unsern Kirschenbaum, der nach Angabe mehrerer römischer Schriftsteller zuerst von Pompejus oder Lucullus nach Italien verpflanzt worden ist. Wahrscheinlich bezieht sich diese Mittheilung auf die kultivirte Art, nicht aber auf den wilden Kirschenbaum, denn letzterer war schon damals in Europa bekannt.†) Ebenso glaubt Plinius, daß der Kastanienbaum in Klein-Asien gebürtig ist, namentlich in der Gegend der Stadt Sardes (das heutige

*) IV, 6.
**) III, 5.
***) Nat. hist. XV, 22.
†) Ibid. XIV, 25.

Dörfchen Sart), was die Griechen veranlaßte, die Frucht mit dem Namen Sardische Eichel (Balanus Sardianus) zu bezeichnen. Auch heute noch gehört der Kastanienbaum in Klein-Asien zu den durch ihre kräftige Entwickelung am meisten merkwürdigen Bäumen, und ich habe auf dem Plateau von Ovadjik (südlicher Abhang des Tmolus), über 300 Meter hoch gelegen, Kastanienbäume beobachtet, deren Umfang, 2 Meter über den Wurzeln gemessen, fast 6 Meter beträgt.

Ferner erfahren wir durch Plinius*), daß zu seiner Zeit es sehr schwierig war, in Rom den Mandelbaum und die Orange zu kultiviren, von denen die letztere Stacheln trage und nur saure Früchte gab;**) ebenso verhielt es sich mit dem Pfirsichbaume, von dem Theophrast***) und Plinius†) ausdrücklich sagen, daß dieser aus Egypten auf Rhodos eingeführte Baum blos blühete, aber keine Früchte trug.

Endlich ist der Johannisbrodbaum auf der ganzen südlichen Küste Klein-Asiens nicht bloß ein sehr kräftiger Baum, sondern seine Früchte, die bisweilen süßer und geschmackvoller sind, als die in Europa, bilden auch für die ärmeren Klassen ein Hauptnahrungsmittel. Als ich zwischen Seleuka und Kelandria durch stürmisches Wetter halt zu machen gezwungen war, schlug ich meine Zelte in der Nachbarschaft mehrerer Hütten auf, wo ich meinen vollkommen erschöpften Proviant wenigstens durch irgend etwas Genießbares ersetzen zu können hoffte, allein ich fand die Hütten verschlossen oder richtiger gesprochen verrammelt, da die Bewohner derselben mit ihrem Vieh in das höhere Gebirge gezogen waren. Nothgedrungen brach ich die verrammelten Thüren auf und fand zu meinem Erstaunen fast den ganzen innern Raum derselben mit Haufen von getrockneten Hülsen des Johannisbrodbaumes erfüllt, die augenscheinlich die Wintervorräthe der Inhaber bildeten. Fünf Tage lang bildete dies für mich, meine Leute und Pferde die einzige Nahrung, denn die plötzlich ausgetretenen Bäche und Gewässer hatten alle Verbindungen mit den nächstliegenden Städten und Dörfern abgeschnitten. Wahrscheinlich ist der Gebrauch der Hülsen des Johannisbrodbaumes als Nahrungsmittel, wenigstens in Klein-Asien, sehr alt, und es ist gleichfalls wahrscheinlich, daß der Baum aus

*) Ibid. XVI. 27, 29.

**) Zur Zeit Varro's war der Citronenbaum noch so selten in Rom, daß der römische Agronom (III, 2) unter den kostspieligsten Gegenständen des Luxus das Citronenholz und Gold anführt, und mehrere Stellen der Epigramme Martial's scheinen zu beweisen, daß das Gold sogar nicht so theuer war, als Citronenholz. Aber was noch mehr auffällt, ist daß Isztachri, ein arabischer Schriftsteller aus dem X. Jahrhundert, in den Städten des Seindus (östlich von Makram an der Mündung des Persischen Meerbusens) gewisse Früchte von der Größe eines Apfels und sehr saurem Geschmacke unter dem Namen Simon erwähnt; die Citrone war also den Arabern wenig bekannt sogar im zehnten Jahrhundert; endlich scheint der Name Portugal, mit welchem die Türken heut zu Tage die Orange bezeichnen, darauf hinzudeuten, daß der Orangenbaum durch die Portugiesen, wahrscheinlich im Mittelalter, zuerst den Türken bekannt gemacht geworden ist.

***) III.

†) Nat. Hist. XV. 13.

diesem Lande stammt. Theoprast (XIX, 2), der ihn ganz richtig beschreibt, erwähnt denselben bloß in Jonien und auf der Insel Rhodos, und Galienus sagt ausdrücklich, daß der von den Griechen als Ceronia bezeichnete Baum im Orient einheimisch ist. Jener Name ist auch in unserer botanischen Terminologie ziemlich unverändert beibehalten worden, da Linneus ihn Ceratonia getauft hat, und das französische Caroubier ebenfalls einigermaßen daran erinnert.

Trotz des hohen Interesses, das sich nicht bloß in botanischer, sondern auch wegen mannigfacher praktischer Anwendungen in industrieller Hinsicht an die Waldbestände Klein-Asiens knüpft, sind doch die Wälder dieses Landes von untergeordneter Wichtigkeit, wenn man ihre Ausdehnung mit der der waldlosen oder waldarmen Regionen vergleicht. Hauptsächlich auf gewissen die südlichen, westlichen und nördlichen Theile Klein-Asiens durchziehenden Berggruppen erscheinen die Wälder fast nur wie grüne Streifen, welche die ausgedehntern waldlosen Plateaus der östlichen und centralen Theile der Halbinsel umsäumen. Nichtsdestoweniger erweisen zahlreiche Zeugnisse, nicht nur, daß dieser Zustand ehemals ein ganz anderer war, sondern auch, daß der Gegensatz zwischen der Vergangenheit und der Jetztzeit hier viel greller, als in Europa hervortritt. Bei uns hat die Geschichte der Wälder ausgezeichnete Forscher, wie unter andern Maury, Becquerel ꝛc. gefunden, während Arbeiten solcher Art in Hinsicht des Orients überhaupt und Klein-Asiens im besonderen, noch nicht vorhanden sind. Ich halte es daher von Interesse, über diesen Gegenstand einige Betrachtungen darzulegen, die zugleich als Schluß meiner Mittheilungen über die Vegetation Klein-Asiens dienen können.

Die älteren historischen Zeugnisse in Bezug auf die Abwesenheit der Baumvegetation in gewissen Gegenden Klein-Asiens, wo dieselbe auch heute nicht vorhanden ist, beziehen sich ohngefähr auf den Anfang der christlichen Zeitrechnung: Strabo bezeichnet die Tafelländer Lycaoniens als axylon oder baumlos, jedoch mit der Bemerkung, daß mehrere dem Olympos nahe liegenden Gegenden, die er als unbewaldet angiebt, zur Zeit Homers mit Wäldern bedeckt waren. Wenden wir uns aber bis zu älteren Epochen, namentlich bis zu den langen und verheerenden Zügen des Sesostris und Xerxes zurück, von dem Herodot treue Schilderungen geliefert hat, so finden wir von dem berühmten Historiker keine von Wäldern vollkommen entblößte Gegend erwähnt. Im Gegentheil, seine vollständige Beschreibung der schrecklichen, durch die zahllosen Horden dieser Eroberer verübten Verwüstungen läßt voraussetzen, daß damals die ersten Schritte in der langen Bahn der Entwaldung Klein-Asiens gethan worden sind. Das Werk der Zerstörung muß sich jedoch nicht auf alle Theile des Landes erstreckt haben, oder wenigstens ist es nicht allerwärts ohne Wiederherstellung geblieben, denn mehrere nicht bloß nach Herodotus, sondern auch nach dem Beginn unserer Zeitrechnung auftretende Schriftsteller erwähnen eine üppige Waldvegetation an Orten, wo jetzt keine Spur davon vorhanden ist. So spricht unter andern Xenophon*) von Wäldern, die zu

*) Katabasis, IV, 4.

seiner Zeit die Ebene von Musch und den südlichen Abhang des Berges Bin-Goll bekleideten, und Strabo*) erwähnt Waldungen, die den Argeus umsäumten; heute aber sieht man in der Ebene von Musch und in der Umgegend der zwei obenerwähnten Gebirge nur einige verkümmerte Sträucher. In der von Titus-Livius**) angeführten Aufzählung der Provinzen und Gebiete, die der Senat dem Könige Antiochus entriß, um sie Eumenes, dem Könige von Pergamos, zu verleihen, erwähnt der römische Geschichtsschreiber die königlichen Wälder „regiae silvae“, die, wie es scheint, zwischen Mysien und Lydien gelegen waren, wo man heute umsonst nach Wäldern, die einen solchen Namen verdienen, suchen würde. Sogar im IV., V. und VI. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung mußten stattliche Haine auf den Küsten Lydiens, wie auch bedeutende Wälder auf dem nördlichen Littoral Klein-Asiens vorhanden gewesen sein, denn Cedrenus***) versetzt einen in der Umgegend Pergamos gelegenen und unter dem Namen Hain des Prusias berühmten Hain unter die Zahl der 7 Wunder der Welt, während rund um das heutige Bergama kein einziger Wald oder Hain existirt, den man als ein Wunder zu betrachten versucht wäre. Procopius †) schildert, als er von dem halbwilden Volke der Tzani spricht, die von demselben bewohnte Gegend als von undurchdringbaren Wäldern strotzend und so raschen Wintern ausgesetzt, daß der Boden fast beständig unter Schnee liege. Er berichtet, daß Kaiser Justinianus einen Theil dieser Wälder fällen ließ, um Wege herzustellen. Heute finden wir in der Provinz Djanik, die der von den Tzani des Procopius oder Sani und Macrones Xenophon's und Strabo's bewohnten Gegend entspricht, weder die undurchdringlichen Wälder, noch den fast beständig liegenden Schnee, von dem der Byzantiner Geschichtsschreiber spricht. Am Anfange der christlichen Zeitrechnung besaß das heute ziemlich waldarme Cypern eine solche Fülle von Wäldern, daß sie nach Strabo (IV.) die Entwickelung des Ackerbaues hemmten trotz des ungeheuren Holzverbrauchs, welchen die zahlreichen Bergwerke und der blühende Zustand des Schiffbaues veranlaßten; um dem Uebel abzuhelfen, gestattete die römische Regierung nicht bloß das Recht, Holz nach Belieben zu fällen, sondern auch jedes Grundstück als Eigenthum zu betrachten, welches von den Wäldern befreit worden sei. Sogar noch im X. Jahrhundert unserer Zeitrechnung sehen wir in Klein-Asien Regionen als bewaldet erwähnt, die heute vollkommen waldlos sind: so sagt Paulus Diaconus (Hist. IV, 1) daß die Ebene von Tarsus bewaldet war, bevor Nicephorus Phocas, der sie an der Spitze seines Heeres durchstreifte, die Wälder niederhauen ließ. Der arabische Geograph Isztakri erwähnt in der Ebene, in welcher Ainzarb (Cilicien) sich befindet, Dattelbäume, von denen ich ebensowenig, wie von andern Bäumen entdecken konnte. Wie Isztakri berichtet, diente zu seiner Zeit der Hafen von Bateinat als Niederlage für Cedernholz, welches nach Syrien, Egypten und

*) XII, 2.
**) XIV, 86.
***) Hist. Compen. T. I p. 229.
†) De Aedif. III, 67.

Macedonien verschifft wurde; aus der Beschreibung des arabischen Schriftstellers ergiebt sich, daß der von ihm erwähnte Hafen zwischen Alexandrette und Bayas lag, eine Küstenstrecke, wo heute weder eine besondere Niederlage für Holz, noch Wälder, die dasselbe liefern könnten, sich befinden. Endlich scheint das Vorhandensein ehemaliger Wälder an gewissen jetzt vollkommen nackten Orten Klein-Asiens durch ihren Namen sich zu offenbaren. So z. B. befindet sich in Mitte des morastischen Plateaus Lycaoniens das Dorf Bor, nicht weit von den Ruinen von Tyana, Geburtsort des berühmten Apollonius, den die heidnischen Philosophen der christlichen Epoche so oft unserem Heiland entgegengesetzt haben. Die Gegenwart einer volkreichen Stadt in einer so wenig bewohnbaren Gegend wäre schon hinlänglich, um anzunehmen, daß diese letztere ehemals ganz anders war, wie heute, eine Voraussetzung, die eine Stütze in dem Namen von Bor findet, der zwar nicht an irgend eine klassische oder orientalische Zeit erinnert, aber im Slavischen einen Fichtenwald bedeutet. Da es nun allgemein bekannt ist, wie stark im Mittelalter die slavischen Völkerschaften sich in Griechenland und Klein-Asien verbreitet haben, was sich auch schon aus der großen Anzahl von andern Namen ergiebt, die Berge, Flüsse und Oerter dieser Länder tragen und augenscheinlich von slavischer Abkunft sind, wäre es nicht unwahrscheinlich, daß zur Zeit, wo diese zudringliche Race Klein-Asien betrat, um es später wieder zu verlassen oder theilweise sich mit den griechischen, armenischen, arabischen und türkischen Elementen zu verschmelzen, die ausgedehnte Ebene, wo sich das Dorf Bor befindet, diesen Namen wegen der Fichtenwälder, die die neuen Ankömmlinge dort erblickten, erhalten habe. Gerade so soll nach der geistreichen Ansicht Fallmereyer's der Name „Morea" für die Halbinsel Peloponnesos durch dieselben Slaven entstanden sein, die, an ihre ausgedehnten Steppen gewöhnt, der Anblick eines fast von allen Seiten von der See (Móre in slavischer Sprache) umringten Landes in Erstaunen versetzte. Zwar (wie oben bemerkt) war Lycaonien schon zu Strabo's Zeit entwaldet, da er es als axylon bezeichnet, aber diese Bezeichnung schließt die Möglichkeit gewisser lokalen Ausnahmen nicht aus, und vielleicht ist es gerade dieser Gegensatz zwischen einer solchen ausnahmsweise begünstigten Oertlichkeit und dem übrigen Lycaonien gewesen, der die Slaven sie B o r zu nennen veranlaßte. Jedenfalls findet dieses philologische Argument noch in dem Umstande eine Stütze, daß in Dalmatien mehrere heute (aber wahrscheinlich nicht ehemals) unbewaldete Oerter B o r heißen; hier kann kein Zweifel über den Ursprung der Wörter obwalten, da Dalmatien von einer vollkommen slavischen Bevölkerung bewohnt ist.

Diese Beispiele, die ich sehr leicht noch weiter ausdehnen könnte, reichen zum Beweise hin, daß in Klein-Asien das Werk der Entwaldung stets im Fortschritte begriffen war, eine Erscheinung, die sich, wenn man berücksichtigt, daß außer politischen Ursachen, die in Europa wie in Klein-Asien den Wäldern ungünstig waren, die anatolische Halbinsel noch anderen zerstörenden Faktoren ausgesetzt war, hinreichend erklärt. So z. B. geht aus den Aussagen des Thucydides, Theophrast's, Polybios und Plinius hervor, daß gewisse Gegenden der Halbinsel, namentlich Bithynien, Pontus, Phrygien und Cilicien ihre Forst-Hülfsmittel durch

die ungeheuren, rücksichtslosen, an die Hauptstaaten des Alterthums gemachten Lieferungen von Bauholz erschöpft haben. Den letzten Todesstoß versetzte aber diesen Hülfsmitteln das Eindringen der Hirtenvölker, die seit dem XII. Jahrhundert ununterbrochen in Klein-Asien einwanderten und sich eines nach dem andern dort mit ihren Heerden ansiedelten. Ganz anders verhielt es sich mit Europa, wo die nordischen hineingedrungenen Barbaren, statt des Hirtenwesens einen militärischen Feudalismus einführten, der die Gründung des Ritterthums zur Folge hatte, dessen Neigungen und Sitten sich nicht bloß mit dem Vorhandensein der Wälder sehr gut vertrugen, sondern auch die Erhaltung derselben förderten. Zahlreiche von H. Maury angeführte Documente beweisen die Fürsorge der reichen Vasallen und selbst der Könige zu Gunsten der Wälder, welche die Schaubühne und den Schauplatz für die Jagd bildeten, so daß, wenn es an der Zeit war, auf Kosten derselben dem Ackerbaue Begünstigungen zu gewähren, die Vorliebe für die Wälder schon so groß war, daß sie keineswegs Gefahr liefen, rücksichtslos aufgeopfert zu werden. Wenn einerseits der Pflug des Ackermannes die Baumvegetation immer weiter zurückdrängte und die Huldigung der Diana nicht mehr die Macht besaß, der Herrschaft der Ceres zu widerstehen, so fanden doch Könige und Vasallen in den Erforderniſsen des Schiffbanes und anderer öffentlichen Dienste gewichtige Gründe ihre Wälder zu beschützen. Dank der in dieser Hinsicht getroffenen energischen Maßregeln erschienen in Frankreich seit dem X. bis zum XIV. Jahrhundert die Wälder fast ebenso zahlreich und dicht, wie sie in Gallien vor der römischen Eroberung waren*).

Das successive Verschwinden der Wälder in Klein-Asien hat bestimmt einen bedeutenden Einfluß auf die klimatischen Bedingungen dieses Landes ausgeübt, allein, um diese wichtige Frage vollkommen würdigen zu können, muß man darüber im Klaren sein, ob die Entwaldung in gleicher Weise auch auf den nördlichen, westlichen und östlichen Küsten-Linien des Schwarzen Meeres stattfand, denn es ist augenscheinlich, daß das Vorhandensein resp. die Abwesenheit der Wälder auf diesen Küsten-Linien die Wirkung der über das Schwarze Meer auf die Küsten Klein-Asiens wehenden Winde, wesentlich modifiziren mußte. Glücklicherweise liefern uns sowohl Schriftsteller des Alterthums, als des Mittelalters werthvolle Nachrichten über diesen Gegenstand, die Herr Neuman in einem gediegenen Werke zusammengestellt und kritisch beleuchtet hat.**) Es ergiebt sich aus dieser Arbeit, daß zur Zeit Herodots dichte Wälder die zwischen dem Dnieper und der Bucht von Perekop gelegene Küsten-Region bekleideten, und daß diese Wälder, wenigstens theilweise, noch im XV. Jahrhundert vorhanden waren, wo sie über das ganze südliche Rußland bis zu den heute vollkommen nackten Steppen des Gouvernements Saratoff hineindrangen.

Dieselbe Bewandtniß hatte es wahrscheinlich mit den westlichen Küsten des Schwarzen Meeres, wo die noch in Epirus, in Thracien und Thessalien vor-

*) V. Maury, Histoire des grandes forêts, p. 228.

**) Die Hellenen des Skythenlandes, Bd. I, S. 80—92.

handenen Wälder bloß kärgliche Ueberreste der einst viel beträchtlicheren Waldungen sein mögen. Schließlich besitzen wir noch einen andern Beweis der ungeheuren Entwaldung, die Klein-Asien und die europäische Türkei erlitten haben, das ist das Verschwinden einer großen Anzahl wilder Thiere in jenen Gegenden, die sie ehemals bewohnten, wie wir es bei der Betrachtung der Fauna Klein-Asiens sehen werden.

Der Selbstmord in Rußland.

Rußland ist zur Zeit dasjenige Land, welches unser Interesse ganz besonders in Anspruch nimmt. Vorwiegend sind es allerdings die politischen Ereignisse, welche in ihren wechselvollen Gestaltungen unser Augenmerk auf sich ziehen; allein auch nach anderen Richtungen hin bietet Rußland noch soviel Wissenswerthes, noch soviel wissenschaftlich nicht ausgenützten Stoff, daß man für jede neue Kunde aus diesem, für die Mehrzahl der Menschen noch immer in ein mysteriöses Halbdunkel gehüllten Staat, dankbar sein muß. „Der Selbstmord in Rußland" betitelt sich eine Arbeit, deren Autor, Dr. Lichatschef aus St. Petersburg, es unternahm, der vergleichenden Statistik, welche, obschon überhaupt noch eine der jüngsten und wenigst entwickelten Fachwissenschaften, doch ganz besonders noch in Rußland brach liegt, einen Beitrag zu liefern. Wegen der großen Mangelhaftigkeit des Materials und der Schwierigkeit seiner Erlangung erhebt die Arbeit natürlich nicht einen Anspruch darauf, den Stoff in erschöpfender Weise behandelt zu haben, sondern sie beschränkt sich vielmehr darauf, das vorhandene Erreichbare zusammengetragen zu haben und bietet so gewissermaßen eine Fortsetzung zu dem bekannten, statistischen Werke Morsellis über den Selbstmord in Italien. Der Aufsatz zeigt uns, wie der Selbstmord in Rußland progressiv mit der Verfeinerung der Kulturzustände an Häufigkeit zunimmt, und gleichsam eine Wirkung derselben zu sein scheint; eine Erfahrung, welche sich auch in Deutschland zu bewahrheiten scheint, wenn man bedenkt, daß gerade in demjenigen Bundesstaate, in welchem am meisten für geistige Ausbildung durch Unterrichtsanstalten gethan wird — wir meinen das Königreich Sachsen — der Prozentsatz der Selbstmorde im Vergleich zu den übrigen deutschen Staaten am höchsten stand, während umgekehrt in Bayern, welches im Verhältniß zu Sachsen weniger leistungsfähige Volksschulen besitzt, ein geringerer Prozentsatz von Selbstmorden konstatirt wird. Zu dem gleichen Resultate kommt Dr. Lichatschef, indem er in Rußland, welches mehr und mehr der westeuropäischen Kultur Aufnahme gewährt, ein fortwährendes Zunehmen der Selbstmordfälle feststellt.

Das Verhältniß der Selbstmordzahl zu einer Million Einwohner ist in Rußland in beständiger Zunahme begriffen. Diese Selbstmordtendenz hat sich während 72 Jahre (1803—1875 cfr. S. 181 Taf. Nr. 8) fast verdoppelt. Im Jahre 1803 kamen auf eine Million Einwohner ungefähr 16 Selbstmorde, im Jahre 1875 schon 30. In der Periode 1826—31 kamen in Rußland auf eine Million Einwohner 23 Selbstmorde, in Preußen während der fünf Jahre

1826—30 89 Selbstmorde; in der Periode 1833—41 in Rußland schon 27 Selbstmorde, in Preußen 1836—40 103 Selbstmorde; in den Jahren 1877—79 in Rußland beinahe 30, in Preußen 173 Selbstmorde. Aus diesen Ziffern ergiebt sich, daß die Selbstmordtendenz in Rußland im laufenden Jahrhundert sehr langsam zugenommen hat im Vergleich zum Beispiel mit Preußen, so daß der Höhe der Selbmordtendenz nach Rußland erst hinter Italien und Holland zu nennen ist, es steht in dieser Hinsicht allen europäischen Staaten mit Ausnahme von Spanien und Irland nach. In Finnland dagegen ist die Selbstmordtendenz höher entwickelt als im übrigen Reichsgebiet: denn in der Periode 1869—1876 sind dort durchschnittlich auf 1 Million Einwohner 32 Selbstmorde gekommen. In den kaukasischen Ländern (Kaukasus und Transkaukasien) ist die Selbstmordtendenz äußerst gering: ungefähr 16 Selbstmorde auf 1 Million Einwohner, fast dieselbe Tendenz, wie in Spanien. Die Selbstmordtendenz der Bevölkerung der großen Städte, besonders der Hauptstädte, wächst gewöhnlich viel schneller, als die des ganzen Landes; es kommen hier aber dafür stärkere Schwankungen vor, was vielleicht auf einer größeren Empfindsamkeit der städtischen Bevölkerung hinsichtlich sozial-politischer Ereignisse gegenüber der ländlichen beruht. In den Jahren 1860 und 1861 kamen in Petersburg auf 1 Million Einwohner ungefähr 33 Selbstmorde, im Jahre 1869 85 Selbstmorde, im Jahre 1871 98 Selbstmorde, in den Jahren 1876—78 schon 136 Selbstmorde. In Moskau kamen in den Jahren 1860 und 61 42 Selbstmorde auf 1 Million Einwohner, im Jahre 1871 61 Selbstmorde. In Petersburg wächst demnach die Selbstmordtendenz viel rascher, als in Moskau (cfr. S. 183 Taf. Nr. 9). Auch die klimatischen Verhältnisse üben anscheinend einen Einfluß auf die selbstmörderischen Neigungen aus.

A. Wagner und E. Morselli wenigstens haben die Beobachtung gemacht, daß im westlichen Europa die Selbstmordtendenz in der Richtung von Südwest nach Nordost stets zunimmt. In Rußland dagegen, welches die andere Hälfte des europäischen Kontinents ausfüllt, findet augenscheinlich eine andere Erscheinung statt: die Selbstmordtendenz wächst nämlich in der Richtung von Nordost nach Südwest. Im nordöstlichen Theile Rußlands geben die drei Gouvernements Wiatka, Perm und Wologda im Durchschnitt 28 Selbstmorde auf 1 Million Einwohner ab, im südwestlichen Theile haben Bessarabien, die Gouvernements von Cherson und Podolien im Durchschnitt 38 Selbstmorde auf 1 Million Einwohner. Gehen wir vom Gouvernement Wiatka nach dem von Podolien vor, so treffen wir zwischen dem 50. und 55.° nördlicher Breite solche Gouvernements, deren Selbstmordtendenz unter derjenigen von ganz Rußland steht; weiter nach Südwest aber finden wir das Gouvernement Kursk (34 Selbstmorde auf 1 Million Einwohner), das als Vorhalle zu den Gouvernements Charkow und Poltawa dient, welche letzteren eine sehr hohe Selbstmordtendenz aufweisen (47 Selbstmorde auf 1 Million Einwohner); endlich gelangen wir in die der südwestlichen Grenze anliegenden Gouvernements. Nur für denjenigen Theil Rußlands, welcher südlich vom 53.° nördlicher Breite liegt, wird also die Beobachtung Morsellis, daß die Selbstmordtendenz der europäischen Länder desto höher ist, je näher das Land dem

50.° nördlicher Breite gelegen, in gewissem Maaße bestätigt: dieser Theil Rußlands ist auch seinen klimatischen Verhältnissen nach der dem westlichen Europa ähnlichste.

Man hat ferner die Beobachtung gemacht, daß wärmere oder kältere Jahreszeit einen erheblichen Einfluß auf die Zahl der in derselben vorkommenden Selbstmorde ausübe, sodaß also das Ergebniß der Beobachtungen westeuropäischer Forscher, wonach im Frühjahr und im Sommer mehr Selbstmorde, als im Winter und im Herbste verübt werden, auch für Rußland vollkommen bestätigt wird. An der Hand dieser Resultate läßt sich die Höhe der Selbstmordzahl, nach den Jahreszeiten ausgedrückt, für St. Petersburg so feststellen, daß zunächst der Frühling, dann Sommer, Herbst und Winter zu nennen sind, während in Moskau der Sommer die höchste Zahl der Selbstmorde aufzuweisen hat und darauf stufenweise Frühjahr, Herbst und Winter folgen. In Petersburg fällt das Maximum der Selbstmorde auf April, das Minimum auf Dezember, in Moskau das Maximum auf Juni, das Minimum auf Januar. In Berlin und in Wien fällt das Maximum auf das Frühjahr, wie in Petersburg, es fällt auf den Sommer in Paris, wie in Moskau (cfr. S. 184 und 185 Taf. Nr. 10).

Höchst interessant wäre eine Erforschung der Selbstmordtendenzen verschiedener Völkerstämme der Bevölkerung Rußlands; aber die Daten sind hier höchst mangelhaft und unzuverläßig. Die Ergebnisse unserer Forschung aber berechtigen uns vollständig, die Meinung Morselli's, wonach der finnisch-mongolische Volksstamm dort, wo er in nähere Berührung mit dem russisch-slavischen Stamme tritt, die Selbstmordtendenz des letzteren erhöhen solle, als nicht ganz richtig zu bezeichnen: diese Erscheinung findet nur in Bezug auf die Finnen in Finnland statt, die tatarischen Völkerschaften aber, längs der Wolga und dem Ural, haben eine entschieden niedrigere Selbstmordtendenz als die Slaven.

Macht man das Glaubensbekenntniß zur Grundlage einer ziffermäßigen Betrachtung des Selbstmordes, so kommen im westlichen Europa die Protestanten nach der Höhe ihrer Selbstmordtendenz an die erste Stelle, ihnen folgen die Katholiken, und die griechisch-orthodoxe Bevölkerung, z. B. in Oesterreich, steht hinter allen beiden. Die russischen Daten widersprechen diesem Satze nicht: denn Polen und die westlichen Gouvernements, welche einen bedeutenden Prozentsatz Katholiken in ihrer Bevölkerung aufweisen, haben auch im Durchschnitt eine höhere Selbstmordtendenz, als diejenigen Gouvernements, deren Bevölkerung rein griechisch-orthodox ist, während hingegen das protestantische Finnland und die baltischen Provinzen wieder eine höhere Selbstmordtendenz als Polen haben. Der sehr interessante Einfluß des Schisma ist noch nicht zu bestimmen, da uns hierüber gar keine zuverlässigen Daten zu Gebote stehen. In denjenigen Gouvernements, wo sich ein hoher Prozentsatz der Mohammedaner und Heiden vorfindet, ist die Selbstmordtendenz äußerst gering. Nicht zu ermitteln ist der Einfluß der jüdischen Religion deshalb, weil der Prozentsatz ihrer Anhänger in den einzelnen Gouvernements Rußlands in der großen Masse der griechisch-orthodoxen und katholischen Bevölkerung aufgeht; ebensowenig läßt sich der Einfluß der Volks-

bildung auf die Selbstmordtendenz in Rußland wegen der Mangelhaftigkeit präziser Daten sicher bestimmen.

Auch fehlen uns jegliche Daten über den Zusammenhang zwischen der Häufigkeit der unehelichen Geburten und der Selbstmordtendenz. Was den von Morselli betonten Antagonismus zwischen dem Verbrechen und der Selbstmordtendenz betrifft, so findet sich derselbe in Rußland bezüglich des Mordes vollständig bestätigt. Die Selbstmordtendenz ist nämlich in Rußland am stärksten im Nordwesten, in den Ostseeprovinzen (65 Selbstmorde auf 1 Million Einwohner) und dem Gouvernement St. Petersburg (102 Selbstmorde auf 1 Million Einwohner) und darauf im Südwesten, in den Gouvernements Poltawa (50 Selbstmorde auf 1 Million Einwohner) und Podolien (44 Selbstmorde auf 1 Million Einwohner), also überhaupt in den westlichen Gouvernements, während die Tendenz zum Morde wachsend in einer entgegengesetzten Richtung geht. In Bezug auf die Tendenz zum Morde kann das ganze europäische Rußland in zwei große Gebiete getheilt werden: das eine von ihnen umfaßt den ganzen Osten und den Süden Rußlands, indem es sich einerseits vom Uralgebirge bis zu den Küsten der Wolga erstreckt, andererseits, am Schwarzen Meere beginnend, das Bassin des Dniepr in sich schließt. Der andere Theil des Reiches weist eine geringere Mordtendenz auf, mit Ausnahme des Gouvernements Petersburg im Norden, Witebsk im Westen und Kursk im Süden. In den beiden äußersten Theilen dieses Landesgebietes, in den Ostseeprovinzen im Nordwesten und in Wolhynien und Podolien im Südwesten sinkt die Mordtendenz auf ihr Minimum, sodaß in diesen Landestheilen die Wahrscheinlichkeit des Mordes $1\frac{1}{2}$ Mal geringer, als im Uralgebiete ist.

Die Verbrechen gegen das Eigenthum stehen in keinem so bestimmten Verhältniß zur Selbstmordtendenz.

Einen unverkennbaren Einfluß auf die Neigung zum Selbstmorde üben auch die ökonomischen Verhältnisse, indem z. B. sich nach den russischen Daten eine auf Mißernten folgende Erhöhung der Selbstmordzahl ergiebt. Mißjahre waren in Rußland die von 1830, 1833. 1839, 1859 und die Zahl der Selbstmorde hatte thatsächlich in den Jahren 1834, 1835, 1840 und 1860 zugenommen, um gleich im darauf folgenden Jahre wieder herabzusinken. Das läßt also vermuthen, daß unter der Bevölkerung Rußlands materielle Motive des Selbstmords (Verarmung, Noth) eine große Rolle spielen. Eine stark entwickelte Industrie erhöht die Selbstmordtendenz der Bevölkerung der Zentralgouvernements Rußlands ebenso wie es auch im westlichen Europa der Fall ist.

Ein Einfluß politischer Ereignisse auf die Selbstmordtendenz läßt sich nach den russischen Daten schwerlich nachweisen.

Die Nähe großer Städte und das großstädtische Leben üben gewöhnlich einen fördernden Einfluß auf die Selbstmordtendenz der betreffenden Bevölkerung aus. Die Selbstmordtendenz in der Stadt Petersburg z. B. und den beiden angrenzenden Kreisen war in den Jahren 1879 und 1880 acht Mal so groß (179 Selbstmorde auf 1 Million Einwohner), als die Selbstmordtendenz in den übrigen Kreisen des Gouvernements St. Petersburg (22 Selbstmorde auf 1 Million Ein-

wohner). Dieser Einfluß der größten Städte — St. Petersburg, Moskau und Warschau — erstreckt sich auch auf die benachbarten Gouvernements, welche eine höhere Selbstmordtendenz zeigen, als die weiter gelegenen.

Fragt man, ob das männliche oder weibliche Geschlecht mehr von selbstmörderischen Gedanken beeinflußt wird, so ist zu konstatiren, daß das Weib sich 3—4 Mal seltener tödtet, als der Mann. Außerdem gelingt es auch der Frau seltener, als dem Manne, vielleicht wegen ihrer verhältnißmäßig geringeren Willenskraft, ihre Absicht zu vollbringen. So kommen in Petersburg (1866—80) auf 100 Selbstmörderinnen 587 Selbstmörder, aber auf 100 Weiber, die den Versuch gemacht hatten, sich das Leben zu nehmen, kommen im Durchschnitt blos 258 Männer, die auch beim Versuche geblieben waren; das findet auch in Paris statt. Auch der Temperaturwechsel übt in Petersburg sowohl, als in Moskau auf das Weib einen viel gewaltigeren Einfluß, als auf den Mann in Bezug auf die Selbstmordtendenz aus: in der Weise, daß z. B. auf die Herbstmonate eine große Anzahl weiblicher Selbstmorde fällt, was vielleicht eine Folge der Frühjahrskonzeptionen ist. Auch das Alter beider Geschlechter beeinflußt die selbstmörderische Neigung in der Weise, daß mit der Zunahme desselben auch die Selbstmordtendenz beider Geschlechter zunimmt. In den Jahren 1869—1878 sind in Petersburg 57, in Moskau 40 Selbstmorde und Selbstmordversuche von Kindern im Alter von 8—16 Jahren begangen worden. (Ponomareff; die Daten sind aber unsicher.)

Der Einfluß des Ehestandes resp. des Ledigseins auf die Selbstmordtendenz läßt sich nach den russischen Daten nicht ermitteln.

Was den Einfluß der Profession und der sozialen Stellung anbetrifft, so sind die statistischen Daten darüber in Petersburg und Moskau höchst verworren. Die höchste Selbstmordtendenz weisen „die bedenklichen Klassen" auf (431 Selbstmorde auf 1 Million Einwohner). Eine sehr hohe Selbstmordtendenz kommt auch den Studirenden zu, diejenige des Militärs und der liberalen Professionen weit überragend. Besonders hoch sind namentlich die Ziffern der Selbstmorde von weiblichen Studirenden, sowohl in St. Petersburg als in Moskau. Das hier gewöhnlichste Motiv ist Armuth und Noth. Ueber die Selbstmordtendenz der Gefangenen fehlen uns die nöthigen Ziffern.

Eine nähere Erörterung verdienen endlich auch die Motive, welche zum Selbstmorde treiben. Unter die von Lichatschef aufgestellten acht Klassen der Selbstmordmotive lassen sich die engen Rubriken der statistischen Werke verschiedener Länder sehr leicht aufnehmen (cfr. S. 210 u. 211 Taf. Nr. 59). Diese acht Klassen sind: „Geisteskrankheiten", „Trunksucht", „Materielle Verluste und Mißgeschick", „Lebensüberdruß", „Traurige Ereignisse und Mißhandlungen", „Körperliche Leiden", „Scham und Furcht vor Strafe", „Liebe". In die neunte Klasse kommen „die unbekannten Motive"; diese Klasse ist zahlreich, denn in Petersburg gehören hierher 45% der 1158 in den Jahren 1866—80 verübten Selbstmorde, in Moskau 41% der 785 in den Jahren 1871—80 begangenen Selbstmorde und Selbstmordversuche, welche in diesem Kapitel wegen der Mangelhaftigkeit der Daten für Moskau vereinigt worden sind. In Wien betrug diese Klasse in den Jahren

1869—78 47 % der dort verübten Selbstmorde. Die Selbstmordmotive in St. Petersburg wurden theils aus den Berichten der Polizeizeitung, theils aus den Protokollen und Obduktionsacten des Kreisgerichtsarchivs daselbst ermittelt.

Betrachten wir die einzelnen denkbaren Motive, so geben die Geisteskrankheiten in Petersburg den fünften Theil der gesammten Selbstmordzahl ab; dasselbe Verhältniß findet sich in Paris; in Berlin und in Moskau ist es geringer, am geringsten in Wien — 9 %. Die größte Anzahl der Selbstmorde wird von der Melancholie bedingt; die Selbstmordtendenz der Schwachsinnigen ist höchst unbedeutend. Von den 220 geisteskranken Selbstmördern war die Geisteskrankheit bei 6 nachweisbar vererbt. Die Frau verübt den Selbstmord häufiger in Geisteskrankheit als der Mann, besonders wenn sie verheirathet ist. Nur 11 % der Selbstmörder (beider Geschlechter) dieser Klasse haben Briefe oder sonstige Schreiben hinterlassen.

Der größte Prozentsatz verheiratheter Frauen verüben den Selbstmord in Petersburg in Folge der Trunksucht. Ueberhaupt werden 10 % der Selbstmorde in Petersburg wegen Trunksucht verübt, dabei ist aber zu bemerken, daß wegen Mangels an statistischem Material die Selbstmordfälle der Alkoholiker und der Deliranten von den im Zustande der Betrunkenheit begangenen Selbstmorden nicht überall abgesondert werden konnten. Die Männer tödten sich in Petersburg wegen Trunksucht häufiger als die Frauen; außerdem gelingt hier der Frau seltener als dem Manne ihre Absicht zu vollenden — sie bleibt häufiger beim Versuche stehen. Nur 3 % der Selbstmörder dieser Klasse haben irgend welche Schreiben hinterlassen.

Acht Prozent der Gesammtzahl der Selbstmorde werden in Petersburg in Folge materieller Verluste verübt, d. h. wegen materiellen Elends, welches den Menschen plötzlich trifft, weil die Armuth als dauernder Zustand fast niemals die Selbstmordlust hervorzurufen vermag. In Petersburg, Moskau und Berlin (1873—79) überragt die Selbstmordzahl dieser Klasse die der übrigen 5 Klassen der von geistesgesunden Menschen begangenen Selbstmorde; jedoch tödtet sich die Frau wegen dieses Motivs seltener als der Mann; relativ sehr groß ist hier die Anzahl der verheiratheten Männer und äußerst gering die der verheiratheten Frauen. Von den Selbstmördern dieser Klasse haben 26 % Briefe hinterlassen.

Der Lebensüberdruß als solcher, der bei vollständig geistesgesunden Menschen vorkommt, umfaßt nach dieser Klassifikation auch die in Petersburg und Moskau sehr seltenen Fälle des Selbstmordes aus Furcht vor der Militärstellung; dieser Klasse gehören in Petersburg 5 % der Gesammtzahl der Selbstmorde. Von verheiratheten Leuten wird der Selbstmord wegen dieses Motivs selten verübt. Von den Briefen gehören dieser Klasse die interessantesten und die geistvollsten an, solche waren von 42 % der Selbstmörder dieser Klasse hinterlassen.

Die fünfte Klasse, welche unter dem Titel „schmerzliche Gemüthserregungen“ häuslichen Zwist, Verluste und Trennung von geliebten Personen, Mißhandlungen und Beleidigungen umfaßt, beansprucht einen größeren Prozentsatz der Selbstmorde in Berlin, Wien und Paris als in Petersburg und Moskau

(4 % der Gesammtzahl der Selbstmorde). Viele Selbstmorde dieser Klasse werden von verheiratheten Männern verübt, sehr wenige von verheiratheten Frauen. Von den Selbstmördern dieser Klasse haben 27 % Briefe hinterlassen, welche oft den Charakter einer haltlosen Anklage gegen die Gesellschaft an sich tragen.

Wegen „körperlicher Leiden" wurden in Petersburg 3 % von der Gesammtzahl der Selbstmorde verübt. Sowohl unter den Männern, als auch unter den Frauen dieser Klasse sind die verheiratheten sehr stark vertreten. Von den Selbstmördern dieser Klasse haben 15 % Briefe hinterlassen.

Die siebente Klasse der Motive — die Scham und die Furcht vor der Strafe — zeichnet sich durch ein großes Uebergewicht der Männer vor den Frauen aus; die Motive dieser Art werden auch bei der Frau wegen ihrer besonderen Lebensstellung viel seltener als bei dem Manne in Betracht kommen. Diese Motive nehmen in Petersburg 3 %, in Moskau 4 % der Gesammtzahl der Selbstmorde in Anspruch. Briefe wurden von 31 % hinterlassen.

Wegen unglücklicher Liebe, Eifersucht und außerehelicher Schwangerschaft werden in Petersburg 2 % und in Moskau 1 % der Gesammtzahl der Selbstmorde verübt, relativ viel weniger als in den westeuropäischen Großstädten, wo die Selbstmorde nach diesem Motiv mehr als 8 % der Gesammtzahl betragen. Auch abgesehen von der „außerehelichen Schwangerschaft" bewirken unglückliche Liebesverhältnisse viel häufiger den Selbstmord der Frau als den des Mannes. Von den Selbstmördern dieser Klasse haben 29 % Briefe hinterlassen.

Die größte Anzahl der Selbstmorde wegen körperlicher Leiden, Kummer und Mißhandlungen ist in Petersburg von Personen der gebildeten Stände verübt worden, was mit den westeuropäischen Daten zusammenstimmt; die größte Anzahl der Selbstmorde wegen unglücklicher Liebe ist von Männern der „liberalen" Professionen vollbracht worden.

Was die Mittel betrifft, die der Selbstmörder zur Vollbringung seiner That zu wählen pflegt, so sind die beliebtesten Arten und Mittel, ihrer Häufigkeit nach zusammengestellt, folgende: in Petersburg: Erhängen, Erschießen, Ertränken, Gift; in Moskau: Erhängen, Erschießen, stechende und schneidende Instrumente, Ueberfahrenlassen durch die Eisenbahn. Es ist beobachtet worden, daß das Ertränken und das Erhängen in den Städten im Vergleich mit dem platten Lande immer seltener vorkommen: in Petersburg erhängt man sich viel seltener (37,2 %), als im Petersburgschen Gouvernement (65,6 % aller Selbstmorde in den Jahren 1879—80). Da Petersburg einen großen Fluß besitzt, so kommen Fälle des Sichertränkens hier viel häufiger (13,8 % der Gesammtzahl) als in Moskau (3,6 %), das arm an Wasser ist, vor. Auch bestimmt einigermaßen das Geschlecht die Selbstmordart: in Petersburg mordet sich beispielsweise die Frau viel häufiger als der Mann durch den Strick, durch Ertränken, durch Herabstürzen von einer Höhe oder durch das Sichüberfahrenlassen auf den Eisenbahnschienen, seltener als der Mann durch Schuß- oder blanke Waffen. In Moskau gebrauchen die Weiber stechende und schneidende Instrumente und Waffen

zur Ausführung des Selbstmordes häufiger als die Männer, was in Europa nirgends sonst der Fall ist. In Petersburg vergiftet sich die Frau am häufigsten mit den Köpfen der Phosphorzündhölzer; in neuester Zeit aber ist die Vermuthung aufgestellt worden, daß in solchen Fällen der Selbstmord nur eine zufällige Folge der versuchten Abtreibung ist; das bleibt jedoch bis jetzt unbewiesen.

Unter dem Einfluß der Geisteskrankheit erhängt sich am häufigsten oder schneidet sich die Kehle auf der Mann, die Frau erhängt sich oder sie stürzt von der Höhe; wegen Trunksucht erhängen und erdrosseln sich am meisten beide Geschlechter; wegen materieller Verluste erschießt, erhängt sich der Mann, die Frau erhängt sich; der lebensmüde Mann erschießt, erhängt sich, die Frau erhängt, vergiftet sich; wegen Kummers und Mißhandlungen erschießt, erhängt sich der Mann, die Frau erhängt, vergiftet sich; wegen körperlicher Leiden erschießt sich der Mann, die Frau erhängt oder erdrosselt sich; wegen Scham und Furcht vor Strafe erschießt, erhängt sich der Mann; wegen unglücklicher Liebe oder Eifersucht erschießt, vergiftet er sich, die Frau vergiftet, ertränkt sich. Die Daten, auf denen diese Folgerungen fußen, sind mangelhaft, aber der von A. Wagner betonte Zusammenhang zwischen der relativen Erhabenheit des Motivs und dem edleren Charakter der gewählten Mittel findet hier seine Bestätigung.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß Morselli die Ansicht aufgestellt hat, die Frau begehe seltener als der Mann den Selbstmord in offenen Räumen. Dieselbe bestätigt sich auch nach den Daten von St. Petersburg hinsichtlich des Sicherhängens. Denn in ihrer Wohnung haben sich 35% der Männer und 47% der Frauen erhängt; auf der Straße oder in fremder Wohnung 33% der Männer und nur 23% der Frauen; 30% ungefähr der Männer sowohl als der Frauen haben sich in den Speichern oder Scheuern im Hause, wo sie wohnten, erhängt. Die Frau scheut sich eben, vermöge ihrer Stellung, fern von ihrer Wohnung zu sterben.

Architektonik und Funktionen des Organismus*)

von

H. Griesbach.

Es ist vielleicht von allgemeinem Interesse, hier ein Bild von der Architektonik und den Funktionen des animalen Organismus, dessen Erforschung der Zoologe, im Verein mit dem Anatomen und Physiologen, konsequentes Denken und Trachten widmet, zu entfalten.

Es ist ein mannigfaltiges, in stetem Wechsel sich ablösendes und mit fester Regel wiederkehrendes Spiel von Erscheinungen, denen das große Räthsel zu Grunde liegt, welches der Mensch Leben nennt.

Jedermann glaubt eine richtige Vorstellung davon zu besitzen, was Leben ist, der den Organismus studierende und belauschende Forscher weiß es nicht.

*) Vortrag, gehalten als Habilitationsrede an der Universität Basel.

Eins aber ist offenbar, und schon die Naturforscher und Philosophen des Alterthums wußten es:

Nicht allem Sein und Geschehen in der Natur, welches sich unseren Sinnen offenbart, kommt Leben zu; denn das Wachsthum der Krystalle und das Werden der Gebirge ist kein Leben. Es ist somit eine Eintheilung der Naturkörper in lebende und todte oder organische und unorganische geboten. Beiden allerdings liegt dieselbe Materie zu Grunde, beide gehorchen denselben physikalisch-chemischen Gesetzen, welche den Molekülen und Atomen dieser Materie ihre Bahnen vorschreiben, dennoch sind beide verschieden. Denn während, mit Kant, die Ursache der Art der Existenz bei jedem Theile eines lebenden Körpers im Ganzen enthalten ist, trägt bei todten Massen jeder Theil sie in sich selbst.

Die einzelnen Theile des Organismus bewahren überdies eine gewisse Unabhängigkeit dem Ganzen gegenüber und diese Eigenschaft gipfelt in der Selbständigkeit der Bewegung, welche sich in einem Stoffwechsel offenbart. Am auffallendsten trat dieser Gedanke in der Wissenschaft hervor, zusammengefaßt in der Cellularpathologie Virchow's, jenem bahnbrechenden Werke, welches fruchtbar für eine ganze Periode der Biologie geworden ist.

Aber wenn auch die Kant'sche Definition auf die Mehrzahl der Organismen Anwendung findet, so sind neuerdings doch solche Wesen bekannt geworden, bei welchen man von Körpertheilen im Sinne des genannten Philosophen nicht reden kann. —

Wir haben uns daher nach einem noch charakteristischeren Unterschied zwischen Organischem und Anorganischem umgesehen und diesen darin gefunden, daß den lebenden Naturkörpern die Fähigkeit der Reproduktion oder des unbewußten Gedächtnisses zukommt. Bei jedem Entwicklungsvorgange der Organismen spielt dieses Agens eine wirksame Rolle.

Wenn wir uns mathematisch das Leben als eine Unbekannte vorstellen, so ist mit dieser in dem unbewußten Gedächtniß zugleich ein konstanter Faktor gegeben. Unabänderlich und unauslöschbar ist derselbe seit dem Anfange des Organischen bis heute geblieben und wird es bleiben, so lange noch Leben dauern mag. Das unbewußte Gedächtniß bildet daher den Lebenskoefficienten. Ob nun jene räthselhafte Unbekannte, welche wir Leben nennen, von jeher der Materie eigen war, oder ob beide jemals getrennt gewesen und die organisirende Kraft, wie ein schaffendes Urbild, eine ewige Idee Platon's einstmals zur bereits vorhandenen Materie sich gesellte, wissen wir nicht — und keine Weltenformel des Mathematikers vermag die Unbekannte zu bestimmen, kein Witz des Philosophen, geschweige denn das armselige Experiment des Biologen ist im Stande, den Schleier von diesem Geheimnisse zu heben. — Dessen aber sind alle gewiß, daß die Eigenschaften und Vorgänge, die dem Körper, und diejenigen, welche den inneren, oft sogenannten seelischen Erscheinungen, eigen sind, welche beide also überhaupt das Wesen des Lebens ausmachen, auf zwei verschiedenen Ureigenschaften oder Attributen beruhen — auf materiellem Prozeß und auf dem Phänomen des Bewußtseins. Beide stehen zu einander in einem Verhältnisse, welches der Mathematiker

eine Funktion nennt. Wir haben zwar keineswegs sofort das Recht, diese beiden Attribute an zwei verschiedene Arten von Substanzen zu vertheilen, so daß die eine davon, die des Körpers, nur physische Eigenschaften, aber gar kein psychisches Leben, die andere dagegen nur die Fähigkeit des Bewußtseins, aber gar keine Eigenschaften der Materialität besäße. Vielmehr halten wir die Hypothese für erlaubt: Jene zwei Attribute seien zwar durchaus unvergleichbar, de facto aber dennoch in der organisirten Materie seit der Existenz derselben mit einander vereinigt, und die Vereinigung geschehe in der Art, daß es keine Materie giebt, die nur Materie wäre und nicht zugleich irgend einen Grad und eine Form des inneren geistigen Lebens besäße, andererseits keine Seele, die nur rein geistiges bewußtes Wesen wäre, ohne zugleich sich innerhalb der Körperwelt als eine physisch wirksame Kraft zu bethätigen.

Die Eigenschaften und Zustände des thierischen Organismus, welche man unter dem Namen Vitale zusammenfaßt, beziehen sich auf die Entstehung, Erhaltung, auf Struktur und Form desselben. Jedes Thier beginnt sein Dasein als eine einfache, mikroskopische Dimension besitzende Zelle und entwickelt sich, falls es überhaupt zu einer differenzirten Organisation kommt, aus dieser Anlage zu dem fertigen Ganzen, wobei das Gedächtniß und bestimmte Gesetze der Vererbung und Anpassung eine bedeutende Rolle spielen!

Mit Rücksicht darauf, daß alle zum Leben erforderlichen Charaktere des höher stehenden Organismus bereits in der Zelle enthalten sind, hat man ihr auch den Namen Individuum I. Ordnung, Lebenseinheit oder Elementarorganismus beigelegt. Ihr Ursprung setzt bereits vorhandene gleichartige oder ähnliche Gebilde voraus und die Dauer ihrer Existenz ist an dieselben physiologischen Funktionen gebunden, welche auch dem komplicirter gebauten Organismus zukommen.

Die Zelle nimmt Nahrung auf und scheidet Verbrauchtes ab. Aber die Produkte der Abscheidung sind nicht immer identisch mit den aufgenommenen Substanzen, sondern der Zelleninhalt wirkt mehr oder minder modifizirend auf die aufgenommenen Nährstoffe, dieselben unterliegen also einem Stoffwechsel.

Die Nahrungsaufnahme einer Zelle ist unter normalen Verhältnissen größer als die Abscheidung verbrauchter Substanzen. Daher wächst sie, aber nicht wie der todte Krystall, welcher sich einfach durch Anlagerung neuer Theile, durch Juxtaposition vergrößert, sondern in der Weise, daß die Vergrößerung von allen Partikeln der Substanz gleichzeitig vor sich geht, also durch Intussusception. Aber mehr — mit diesem Wachsthum der Zelle ist oft ihre Formänderung verbunden. Sie kann nach einer Richtung hin stärker wachsen, dann ist das Resultat eine Faser, eine Röhre, oder sie wächst vorzugsweise im Querschnitt, dann entsteht eine mehr oder weniger flache Schuppe, eine Platte.

Nachdem die Zelle ein gewisses, aber sehr geringes Maß der Größe erlangt hat, hört sie auf, größer zu werden, zerfällt aber in verschiedener Weise in zwei oder mehr Theile. Das Aufgeben ihrer Einzelexistenz ist ihre Fortpflanzung. Dieser einfache, aber unbeschreiblich wichtige Prozeß gewährt uns einen tiefen Einblick in das Wesen der Fortpflanzung überhaupt, und wenn wir dieselbe im Allgemeinen als

eine selbständige physiologische Funktion betrachten, so kann man sie doch auf die eben besprochenen Funktionen zurückführen und sagen: Fortpflanzung ist nichts anderes als eine Ernährung und ein Wachsthum eines Organismus über sein individuelles Maß hinaus, wodurch ein Theil desselben zum Ganzen erhoben wird.

Die meisten Zellen bestehen aus einem mehr oder minder flüssigen Zellstoff oder Protoplasma, in diesem schwimmt ein in Gestalt und Lage wechselnder Zellkern, Nucleus oder Cytoblastus, der weiter nichts ist als ein umgewandeltes höher differenzirtes Stück Protoplasma, dieser kann noch weitere Kernbildungen in sich enthalten und um diesen genannten Zellinhalt legt sich eine Körperwand nach Art einer mehr oder weniger zarten, strukturlosen Membran herum.

Wenn es nun organische Gebilde giebt, denen die Kernbestandtheile und die membranöse Hülle fehlen, die also weiter nichts sind als ein nackter, formenloser Protoplasmaleib, eine Cytode — und die Zoologie kennt in den sogenannten Moneren, und anderen Vertretern des Thierreiches derartige seltsame Wesen —, so ist es offenbar, daß nur das Protoplasma das „ausschließlich bestimmende Kriterium" des Elementarorganismus ist. Sobald die Natur sich zur Bildung eines Kernes aufschwingt, erreicht sie eine höhere Stufe der Organisation.

Das Protoplasma ist organisirte Materie, es ist die faktische Einheit von Kraft und Stoff.

Das Protoplasma lebt, ja es lebt ein Leben voller Empfindung und Reaktion. Und alle Organe des hochdifferenzirten Organismus und alle Funktionen dieser Organe, hier fallen sie zusammen, das Protoplasma ist alles in allem. Wir sehen, wenn die Empfindung des Hungers gewirkt hat, Moneren, Amöben und Foraminiferen, Protoplasmafortsätze ausstrecken, um damit die nahe liegende Beute zu ergreifen, wir sehen nach einiger Zeit, wie die Pseudopodien wieder eine Rückbewegung ausführen, und nicht assimilirbare Substanz bleibt als Rest der Verdauung zurück.

Wir sehen die plasmatischen Blutkörperchen einer Muschel ein beständiges Manöver mit den Pseudopodien ausführen, wenn wir sie ungewohnten Temperaturen aussetzen und eilig ziehen sie dieselben zurück, wenn ein elektrischer Reiz sie trifft. Der Protoplasmamantel eines Bandwurmes, die Epithelzellen der Darmschleimhaut von Mensch und Thier treiben, wenn angenehmer Nahrungsstoff sie berührt, Plasmafangarme zur Aufnahme desselben und der Attraktionskegel des Seesterneies ist eine Verlängerung des Eiprotoplasma, um den befruchtenden Samenfaden begierig zu empfangen.

Das alles sind Fähigkeiten des Protoplasmas als Ergebniß einer auf unbewußtem Gedächtniß beruhenden innigen Wechselwirkung zwischen den materiellen Prozessen und dem Phänomen des Bewußtseins. Aber wenn auch, seit Dujardin, welcher vor 40 Jahren die „Sarkode" zum ersten Male belauschte, für das Protoplasma des Dichters Wort gilt: Durchaus studirt mit heißem Bemühen, und wenn ein eifriges Studium auch herrliche Früchte am Baume der Wissenschaft reifen ließ, so sind wir doch noch weit davon entfernt, eine genaue Kenntniß der

materiellen Vorgänge, deren Ergründung ja den eigentlichen Gegenstand der Naturforschung bildet, zu besitzen.

Aber verdient der Forscher, der seine Kräfte einem Probleme zuwendet, für welches die Möglichkeit der Lösung nicht ausgeschlossen ist, darum Spott, weil er nur einen kleinen Theil der Wahrheit auffand? — Mit Nichten!

Aus unsern direkten Beobachtungen an dem Protoplasmaleibe eines Protozoons erhellt, daß sich in ihm die materiellen Lebensprozesse in derselben Weise abspielen, wie beim hochdifferenzirten Organismus. Zuerst wird das Protoplasma durch äußere Eindrücke angeregt, aus diesen entstehen Empfindungen. Dann folgt eine Periode innerer Verarbeitung und daraus erwachsen endlich bewußt oder unbewußt Impulse zu Rückwirkungen auf die Außenwelt, also zu Bewegungen. Alle diese Vorgänge verlaufen, mirabile dictu, ohne besondere Organe und ohne Nerveneinfluß, der ja sonst für derartige Erscheinungen sich als wichtig offenbart. Wie aber setzt sich nun der in einer Bewegung bestehende Reiz in dem Protoplasma in Empfindung um?

Damit das Protoplasma überhaupt empfinde, reicht es nicht aus, daß ein Reiz nur vorhanden sei, sondern er muß auch thätsächlich darauf einwirken, und dieses geschieht stets dadurch, daß irgend eine Licht- oder Luftschwingung, Wärmestrahlung oder Einfluß von Elektricität und Magnetismus dasselbe treffen. Und was wir hier am Protoplasmaleibe eines Moners besprechen, hat für alle thierischen Organismen dieselbe Gültigkeit.

Jede Bewegung erklärt sich nach unseren heutigen Anschauungen aus der Hypothese der molekülaren Stöße. Wir nehmen an, daß eine Molekülarbewegung jedem Körper eigen ist. Trifft nun ein Reiz die Oberfläche des Protoplasmaleibes, so wird durch den Widerstand, den das getroffene Medium diesem entgegengesetzt, nicht nur eine Veränderung in der Molekülarbewegung des Reizes eintreten, sondern durch den Stoß, den die zunächst getroffenen Plasmamoleküle empfingen, und welcher sich auf die Wirkungssphären ihrer Nachbarn fortpflanzt, wird auch das bisherige Gleichgewicht in der Bewegung der Plasmamoleküle verändert.

Die heutige Nervenphysik glaubt sich, auf das Experiment gestützt, anzunehmen berechtigt, daß mit der Molekülarbewegung in der Nervensubstanz, in derselben zugleich auch elektrische Spannungserscheinungen und elektromotorische Kräfte auftreten. Nun, der ganze Protoplasmaleib eines Moners repräsentirt ein Nervensystem, und es wäre der Grund nicht einzusehen, warum derartige Erscheinungen dem Protoplasma fremd bleiben sollten.

Mit der Gleichgewichtsstörung in den Plasmamolekülen ändern sich auch jene elektrischen Zustände momentan. Daß dies wirklich geschieht, dafür haben wir in verschiedenen physiologischen Experimenten den besten Anhalt. Somit möchte ich den Ausspruch wagen, daß durch die besprochenen Umwandlungen dasjenige zu Stande kommt, was wir mit dem Ausdrucke Empfindung belegen.

Es ist also Empfindung selbst nur eine den Molekülen organischer Körper eigenthümliche Bewegung, gewissermaßen eine Bewegung der (Allgemein-)Bewegung. Aber die eben genannten Veränderungen bleiben nicht bestehen, sondern es ist mit

mechanischer Nothwendigkeit, ähnlich wie bei elektrischen Spannungen, ein Bestreben der Moleküle vorhanden, das ursprüngliche Gleichgewicht wieder herzustellen.

In dieser Wiederherstellung erblicke ich die Rückwirkungen des gereizten Körpers auf die Außenwelt. Solche müssen also naturgemäß jeder sogenannten Empfindung nachfolgen.

War ein Reiz so mächtig, daß eine Herstellung des ursprünglichen Zustandes der in ihrem Gleichgewicht gestörten Moleküle, auch nach Verlauf einer mehr oder weniger langen Zeit (nosologische Erscheinungen — Rekonvalescenz) nicht mehr erfolgen kann, sind diese vielmehr in ihrer mechanischen Thätigkeit so zu sagen gelähmt, dann treten jene physikalischen und chemischen Umwandlungen ein, welche man im gewöhnlichen Leben als Tod bezeichnet.

Empfindungen können latent sein, das will sagen, das Bewußtsein nimmt nicht Kenntniß davon.

Tritt aber die Empfindung in das Bewußtsein ein, so wird dieselbe als angenehm oder unangenehm, als Lust oder Unlust, als Begierde oder Abneigung unterschieden, und in jedem dieser Fälle werden mit Hülfe des Bewußtseins Rückwirkungen und Handlungen auf die Außenwelt ausgelöst, welche wenn auch nicht immer zweckmäßig, doch der Art der Empfindung angepaßt sind.

Aber von den einmal stattgehabten Empfindungen, welche mit einem gewissen Grad von Stärke auftraten und den darauf erfolgten Rückwirkungen auf die Außenwelt, bleibt dem unbewußten Gedächtniß des organisirten Naturkörpers eine Erinnerung übrig. Daher können Handlungen gewissermaßen mechanisch reproduzirt werden, ohne daß ein absichtliches Eingreifen des Bewußtseins dabei in Betracht kommt. Sowohl dem Inneren des Organismus entspringende, als auch der Außenwelt angehörende Einflüsse können zu Reproduktionen Veranlassung geben.

Die sogenannte Empfindung ist also ursprünglich wesentlich das Resultat eines äußeren mechanischen Naturprozesses. In dieser Ansicht unterscheiden wir uns von denjenigen, welche in der Empfindung wesentlich ein teleologisches Moment erblicken. —

Das Bewußtsein selbst aber ist nicht etwa als aus Empfindung entstanden zu denken, sondern beide sind von Anbeginn des Organischen vorhanden. Wenn man Empfindung eine Bewegung der (Allgemein-) Bewegung nennen kann, so ist Bewußtsein nicht etwa als eine Empfindung der Empfindung zu deuten.

Bezüglich der Entstehung des Bewußtseins wissen wir, wie schon angedeutet, nichts Näheres. In dem Begriffe der Funktion liegt es aber, daß das Bewußtsein mit der Variabilität des materiellen Prozesses sich ebenfalls verändert, und so dämmert mit fortschreitender Differenzirung des Organismus gewissermaßen in der Empfindung die subjektiv werdende Individualität mit der allmählichen Heranbildung des Verstandes und der Vernunft. Aber wäre das Bewußtsein nicht ein Begriff a priori, so könnte von einer subjektiven, selbständigen Verstandesthätigkeit, von einer Vernunftbethätigung nicht die Rede sein. —

Mit dem bestimmten Begriff der Zelle und ihrer vitalen Eigenschaften ausgerüstet, wollen wir sie jetzt als wesentlichen Theil des Gesammtorganismus kennen lernen.

Wie sich ein civilisirter Staat aus vielen einzelnen Bürgern zusammensetzt, so baut sich der Organismus aus zahllosen Zellen auf. Einigkeit oder Zwist der Bürger bedingt das Wohl oder Wehe des Staates, inniges Zusammenwirken oder Störung unter den Zellen bedingt das Gedeihen oder den Verfall des Organismus. Die Frage: Wie baut sich der vielzellige Organismus aus seinen Elementen auf? führt uns zur Betrachtung einer besonderen Zellenart, des thierischen Eies.

Es ist eine überraschende Thatsache, daß die Eizelle aller Thiere und des Menschen in ihrem ursprünglichen Zustande gleiches Aussehen und gleiche Form besitzen. Sie repräsentirt einen kugeligen Protoplasmaballen, den Dotter, mit einem Kern, dem Keimbläschen. Eine Umhüllungsmembran fehlt. In diesem Zustande verharrt das Ei vieler niederer Seethiere (Quallen, Schwämme) bis zur Befruchtung, während bei höheren Organismen ein Fortschritt dadurch sich kund thut, daß sich der Dotter vergrößert und mit einer Hülle umgiebt. Die ersten Veränderungen, welche sich unsern Nachforschungen am befruchteten Ei offenbaren, sind in den Hauptzügen im ganzen Thierreiche und beim Menschen dieselben. Die Eizelle verliert ihren Kern und repräsentirt alsdann ähnlich wie ein Moner ein homogenes Protoplasmakügelchen. Die Entwickelungsgeschichte, welche in der Ontogenie eines Organismus eine kurze Rekapitulation der Phylogenie erblickt, nennt das Ei in diesem kernlosen Zustande zur Erinnerung an die Monerenform: Monerula.

Jeder fertige Organismus — und sollte er selbst auf der Menschheit Höhen wandeln, war ursprünglich ein einfacher Protoplasmaballen. Die allmähliche Entwicklung des Embryos aber bis zu dessen Austritt aus den Eihüllen gestaltet sich in den einzelnen Thiergruppen so mannigfaltig, daß die Aufstellung allgemein maßgebender Regeln kaum möglich ist.

Nicht in allen Thierklassen schreitet die Entwicklung gleich weit fort; es giebt vielmehr Organismen, welche ohne weitere Differenzirung der beiden primären Keimblätter, nur mit diesen ausgerüstet, als sogenannte Gastrula die Eihüllen verlassen, und zeitlebens auf dieser einfachen Bildungsstufe stehen bleiben. Ihr ganzer Körper ist weiter nichts als Mund- und Darmhöhle. Hierher gehören die niedrigsten Pflanzenthiere, die im Süß- oder Salzwasser fremden Gegenständen angewachsenen Schwämme und einfachen Polypen — sie treten mit äußerst bescheidenen Ansprüchen an das Schicksal heran und verlangen von demselben zur Glückseligkeit ihres Daseins nichts weiter, als Essen und Trinken und dazu gehört ja nur ein Mund und ein Darm.

Die moderne Entwicklungsgeschichte aber beutet die Thatsache der Existenz dieser primitiven Organismen aus und nach ihr soll man folgenden Schluß ziehen: „Der Mensch und alle anderen Thiere, welche in ihrer ersten individuellen Entwicklungsperiode eine zweiblättrige Bildungsstufe durchlaufen, müssen von einer einfachen uralten Stammform abstammen, deren ganzer Körper zeitlebens, (wie bei den niedrigsten Pflanzenthieren noch heute) nur aus zwei verschiedenen Zellen-

schichten oder Keimblättern bestanden hat, von der Gastraea oder dem Urdarm- (Häckel-) thiere. Je ähnlicher der neugeborene Organismus seiner Mutter ist, desto komplizirter waren die Entwicklungsvorgänge und desto längere Zeit beanspruchten dieselben. Die postembryonale Entwicklung besteht in solchem Falle lediglich in Wachsthum und Heranreifen der Fortpflanzungsorgane.

Besondere Umstände aber treten ein, wenn die embryonale Entwicklung aus Mangel an Nahrungsmaterial im mütterlichen Organismus verhältnißmäßig einfach und in kurzer Zeit sich abspielte. Dann ist das neugeborene Junge seiner Mutter mehr oder weniger unähnlich und die Entwicklung im freien Leben wird zu einer Metamorphose. Der farbenprächtige, mit leichten Schwingen dahin schwebende Falter legt seine Eier bald nach der Befruchtung ab, aber das Thier, welches diese Eihüllen verläßt, umgaukelt nicht, wie seine Mutter, die duftende Blume, sondern kriecht langsam, als schwerfällige Larve, von einem Orte zum anderen, das Nahrungsmaterial, welches ihr der mütterliche Organismus versagte, mit großer Gefräßigkeit selbständig einsammelnd, um dann, wenn beim Wachsthum die äußere Körperhaut zu enge wird, sich dieser zu entledigen und sich in eine hülflose Puppe zu verwandeln, der nach kürzerer oder längerer Zeit die fertige Imago, wie von einem Zauber erlöst, entspringt.

Aber sowohl bei der direkten Entwicklung als auch bei der Metamorphose verlaufen die verschiedenen Altersstufen im selbständigen Leben an ein und demselben Individuum. Nun giebt es aber Formen der Entwicklung, bei denen die Lebensgeschichte der Art nicht an einem einzigen Individuum sich abspielt, sondern sich über 2 oder mehrere Generationen ausdehnt. Hierher gehört der Generationswechsel oder die Metagenese.

Das widrige Geschlecht der Bandwürmer liefert ein eklatantes Beispiel für den einfachen Generationswechsel. Verwickelt und mit der Metamorphose Hand in Hand gehend, zeigen uns denselben die das Interesse des Badegastes an den Küsten der Ostsee in Anspruch nehmenden Medusen, welche die blaue Welle dort massenhaft an den Strand wirft.

Nach diesen Erörterungen über die Entwicklung bitte ich Sie, mir zur Betrachtung des fertigen Organismus zu folgen.

Das Baumaterial ist entweder in freien Zellen und Zellenaggregaten im Organismus enthalten, oder Gruppen ursprünglich gleichartiger Zellen differenziren sich und bilden Zellengewebe von bestimmter Struktur.

Freie Zellen finden sich in der Ernährungsflüssigkeit, im Blute, im Chylus und in der Lymphe. Die rothen Blutkörperchen der Wirbelthiere sind die Träger des Sauerstoffes und wechseln in den verschiedenen Thierklassen sehr an Zahl, Größe und Form, ein Umstand, der mit einer größeren oder geringeren Energie des Stoffwechsels zusammenhängt. Zellaggregate sind die sogenannten Epithelialgewebe, welche äußerlich zur Bedeckung des Körpers dienen, aber auch die Hohlräume desselben wie eine Tapete auskleiden. Die sie zusammensetzenden Zellen können die Form einer Platte (Haut) oder eines Cylinders (Schleimhäute) haben.

Eine eigenthümliche zu den Zellaggregaten gehörige Form bildet das Flimmer-

oder Wimperepithel. Hier sendet das Protoplasma seine haarförmigen Fortsätze durch die Zellwand, welche im Leben und oft noch Tage lang nach dem Tode ein lebhaftes Wimperspiel zeigen.

Wegen der Beweglichkeit der Cilien spielen die Wimperzellen häufig die Rolle eines Motors. Allerhand Flüssigkeiten und Drüsensekrete werden durch sie fortgeschafft. Das Ei tritt mit ihrer Hülfe aus dem Keimstock in die Leitungswege ein und bei den einzelligen niedrigen Infusorien bewegen die Cilien das ganze Thier. —

Von den eigentlichen Geweben nenne ich zunächst die Gruppe der Bindesubstanzen. Es würde mich viel zu sehr ins Detail führen, wenn ich von all den verschiedenen Formen derselben auch nur weniges sagen wollte. Ich sage deswegen lieber nichts darüber, sondern betone nur, daß es eine Form von Bindesubstanz giebt, welche, histiogenetisch, die Basis für die Entstehung aller anderen Arten bildet. Diese Form ist das Gallertgewebe. Die beste Vorstellung von der Beschaffenheit desselben giebt der Anblick einer Qualle. Auf die außerordentliche Wichtigkeit der Bindesubstanzen im Allgemeinen muß ich noch hinweisen. Sie sind im ganzen Körper vertheilt. Ihre große Bedeutung für denselben liegt darin, daß sie sowohl zur Mechanik als auch zur Ernährung in enger Beziehung stehen. Sie stützen die Organe und umgeben sie mit einer Art Kapsel. Blutgefäße und Nerven umhüllen sie bis zu den feinsten Verzweigungen mit schützender Scheide. In Form von Bändern spannen sie sich zwischen den Gelenkflächen aus, in Gestalt von Sehnen bieten sie dem Muskel an den knöchernen Hebeln scharfbegrenzte Ansatzpunkte. In den Massen lockeren Bindegewebes kreist der ernährende Lymphstrom, und in seiner Substanz wird in Form von Fett Nahrungsmaterial aufgespeichert, um es je nach Bedürfniß dem Gesammtorganismus zu seiner Allgemein-Ernährung zurückzugeben. Auch für den Pathologen sind die Bindesubstanzen die wichtigsten aller Gewebe; denn sie sind der Sitz aller Neubildungen, sowohl der entzündlichen als der nicht entzündlichen. Eng an die Gruppe der Bindesubstanzen reiht sich das Knorpel- und Knochengewebe, von denen sich bei Wirbellosen ersteres selten, letzteres nie findet.

Es erübrigt noch das Muskel- und Nervengewebe zu betrachten.

Die Muskulatur unterscheidet sich von den besprochenen Geweben durch eine besondere physiologische Eigenschaft, die Kontraktilität. Freilich kann dieselbe allein zur Definition nicht ausreichen; denn Lymph- und Flimmerzellen zeigen sie auch, und doch rechnet kein Mensch diese dem Muskelsystem zu. Die innere Struktur des Muskels muß zur Feststellung des Begriffes desselben hinzugezogen werden. Je nach der Art der Struktur unterscheidet man glatte Muskulatur und quergestreifte. Die erstere setzt sich aus spindelförmigen, glatten oder bandförmig gestreckten Zellen zusammen, welche auf einen Reiz mit allmählicher und langsamer Kontraktion antworten, die letztere besteht aus sogenannten Primitivbündeln und ihr Zellprotoplasma ist ganz oder zum Theil in eine quergestreifte Substanz mit eigenthümlichen das Licht stark brechenden Elementen umgewandelt. Das physiologische Charakteristikum dieser Muskeln ist, daß sie auf einen Reiz momentan mit schneller und energischer

Kontraktion antworten, und daher scheinen sie vor allem zur Ausführung kräftiger Bewegungsleistungen geeignet.

In Gemeinschaft mit der Muskulatur findet sich in der Regel ein Nervengewebe, welches jenem die Reize übermittelt und bei denjenigen Organismen, wo es überhaupt als differenzirtes Gewebe vorhanden, zugleich als Sitz der Empfindung und des Willens erscheint. Als Formenelemente trifft man, umhüllt von Bindesubstanz, zweierlei Gebilde: Fasern und Ganglienzellen. Obwohl die letzteren in Form und Größe vielfach von einander abweichen, so stimmen sie doch alle darin überein, daß sie seitliche Fortsätze aussenden, welche zu Nervenfasern werden. Diese verbinden sich untereinander und bilden die peripherischen Nerven, welche sich ohne Unterbrechung bis zu ihrer Endigung in den Organen fortsetzen. Die Ganglienzellen gelten als Heerde der Nervenerregung, und die aus ihnen entspringenden Nervenfasern, motorischer oder sensibler Natur, übernehmen die Vermittlung der Reize. Sensible Fasern benachrichtigen die Ganglienzellen von dem Vorhandensein eines Reizes, motorische Fasern dagegen überliefern die von den Ganglienzellen gefaßten Entschlüsse den Muskeln.

Nach Helmholtz legt der Nervenreiz beim Frosche 24—38½ Meter in der Sekunde zurück. Beim Menschen durchläuft derselbe in gleicher Zeit je nach der Natur des Versuchsobjektes 25—94 Meter. Diese Geschwindigkeiten erscheinen uns nur gering, wenn wir sie mit anderen vergleichen. Der „Flying Scotchman", der schnellste Kourirzug Englands durchrast in einer Sekunde die Distanz von 37 Metern, für den Schall in der Luft berechnete Wertheim 332 Meter in 1 Sekunde. Unsere Erde auf ihrem Wege um die Sonne durchfliegt den Weltraum mit einer Geschwindigkeit von 30,793 Metern in der gleichen Zeit, das Licht legt darin nach Fizeau 332 Millionen und die Elektrizität nach Wheatstone sogar 464 Millionen Meter zurück. —

Mit fortschreitender Differenzirung des Organismus und der Heranbildung von Organen treten gewisse Lebensverrichtungen mehr und mehr in den Vordergrund. Zu der Ernährung in naher Beziehung tritt die Funktion der Anpassung, welche geradezu eine Vorbedingung für jeden Fortschritt und jede Vervollkommnung bildet.

Man versteht darunter die Thatsache, daß der werdende sowohl als auch der fertige Organismus in Folge von Einflüssen, welche sich in der ihm umgebenden Außenwelt geltend machen, gewisse „Eigenthümlichkeiten in seiner Lebensthätigkeit, Mischung und Form annimmt." Ferner besitzt der Organismus die Fähigkeit, Eigenschaften und Zustände anzunehmen, welche seine Eltern besaßen, und hierin unterliegt er dem Gesetz der Vererbung. Eins der einflußreichsten Prinzipien in der Welt des Organischen ist die Arbeitstheilung, worunter das Bestreben aller organisirten Naturkörper verstanden wird, sich in stetig wachsendem Grade ungleich zu vervollkommnen und von dem gemeinsamen Urbilde zu entfernen. Die Ursache zu der Arbeitstheilung erblicken wir mit Darwin in dem Kampfe ums Dasein, der zwischen je zwei Organismen mit um so größerer Heftigkeit geführt wird, je verwandtschaftlich näher sich dieselben stehen. Aber wenn auch im Allgemeinen die

Arbeitstheilung zu einer zunehmenden Mannigfaltigkeit führt, so giebt sie unter Umständen doch zu Rückbildungen Veranlassung. Bei allen Organismen können während der Entwicklung derartige Prozesse eintreten, und das Resultat derselben sind die sogenannten rudimentären Organe.

Diese bilden die berüchtigte Klippe, an welcher so mancher kühne und geistreiche Gedanke des grübelnden Menschenhirns zerschellte. Man begnügte sich mit den causae finales, ohne daran zu denken, daß das Vorhandensein einer Sache in letzter Instanz an das Vorhandensein von causae efficientes gebunden sei. Unter englischer Flagge hat man zum ersten Male diese gefahrdrohende Klippe umsegelt, und ein Warnungszeichen darauf gepflanzt, welches, aere perennius, für alle Zeiten das genial gelenkte Schiff glücklich passiren läßt. Darwin's bewundrungswürdiger Riesengeist hat auch den dunklen Punkt der rudimentären Organe mit seiner Descendenztheorie richtig beleuchtet, und in ihr für dieselben eine Erklärung gegeben.

Aber alle die hier besprochenen Lebensfunktionen würden uns absolut räthselhaft bleiben, hätten wir nicht in dem unbewußten Gedächtniß den Schlüssel zu ihrer Erklärung gefunden.

Bei der Fortpflanzung und ganz besonders bei der Fortpflanzung der Zelle tritt uns das unbewußte Gedächtniß in überraschender Weise entgegen.

Die chemischen und physikalischen Umwandlungen, welche in dem Protoplasma der Eizelle beim Beginne der Ontogenese stattfinden, wiederholen sich in gleicher Weise bei der Zelltheilung im erwachsenen Organismus, ja selbst die Zellen pathologischer Neubildungen repetiren mit eiserner Konsequenz die embryonalen Prozesse. Und was sich heute im hochdifferenzirten Organismus offenbart, hat sich schon vor Äonen abgespielt, ist also eine alte „phylogenetische Erinnerung!"

Und jetzt zur Betrachtung der Organe. Man versteht unter einem Organe ein mit bestimmter Form und Begrenzung ausgerüstetes, einheitliches Ganzes, welches der höheren Einheit des Gesammtorganismus subordinirt ist, und eine oder mehrere bestimmte Funktionen in demselben übernimmt. Im Gegensatze zur Zelle, dem Individuum 1ster Ordnung, redet man von einem Individuum höherer Ordnung, wenn viele Organe zu einem Ganzen zusammentreten, welches morphologisch und physiologisch als begrenzte, untheilbare Einheit dasteht.

Es giebt allerdings in der niederen Thierwelt Formen, auf welche der Individualitätsbegriff nicht passen will. Hierher gehören Korallen- und Moosthiere, dieselben besitzen zwar entwicklungsgeschichtlich eine als individuell zu bezeichnende Form, sind aber in großer Anzahl zu einem Thierstocke verbunden und verhalten sich zu diesem als Ganzen physiologisch, wie die Organe zu einem Organismus.

Wie der Gang der Maschine an den Umlauf ihrer Räder gebunden ist, so der Organismus an die Funktion seiner Organe. Bricht ein Zahnrad — so steht die Maschine still, — hört das Herz zu schlagen auf — dann ist es mit dem Leben des Organismus zu Ende. —

Die Organe des Thierleibes aber stehen auch untereinander in einem Abhängigkeitsverhältniß, sowohl hinsichtlich ihrer Form, Größe und Lage, als auch

bezüglich ihrer Leistungen; denn da die Existenz des Gesammtorganismus die Summe aus den Einzelwirkungen aller Organe bildet, so ist unter diesen Anpassung und Unterordnung nach bestimmter Gesetzmäßigkeit (Correlation) absolute Nothwendigkeit. Mit fortschreitender Differenzirung und Größe des Organismus steigt auch im Allgemeinen die Zahl der Organe, dennoch sind Elephant und Infusor nach diesen Prinzipien gebaut. Das Thier besitzt vegetative und animale Organe, zu ersteren gehört der Verdauungs-, Athmungs-, Kreislaufs-, Excretions- und Geschlechtsapparat, zu letzteren Knochen-, Muskel- und Nervensystem.

Erstere sind flächenhaft, letztere massig angelegt. Fläche und Masse müssen einander proportional sein, wenn anders der Organismus nicht zu Grunde gehen soll.

Da nun bei fortschreitendem Wachsthume die Masse nach den Sätzen der Mathematik im Cubus, die Fläche aber nur im Quadrat zunimmt, so muß sich für letztere alsbald ein Nachtheil herausstellen. Um dennoch die vegetativen Prozesse in aller Vollständigkeit bestehen zu lassen, so wird das richtige Verhältniß zwischen Masse und Fläche durch allerlei Umbildungen der letzteren wieder hergestellt.

Solche Bestrebungen machen sich im ganzen Thierreiche mit gleicher Consequenz geltend.

Wenn eine Vergrößerung der Fläche erforderlich wird, so geschieht dies entweder durch Ausbreitung im Inneren des Körpers oder äußerlich an demselben. Letztere Flächenvergrößerung ist im Allgemeinen seltener. Diese Thatsache ist von Wichtigkeit; denn bei einer Vergrößerung durch äußerliche Anhänge würde das Thier in seiner Bewegung mehr oder weniger großen Widerstand erleiden. Ein Rehposten, welcher mit einer sogenannten Spitzkugel gleiches Gewicht hat, erleidet im Fluge mehr Widerstand als letztere. Mit der Vergrößerung der Fläche macht sich meistens eine ausgedehnte Arbeitstheilung geltend und in ihrem Gefolge treten zunächst Verdauungsapparat, Respirationswerkzeuge und Exkretionsorgane auf; jemehr sie sich ausbilden, desto mehr tritt die Funktion der äußeren Haut zurück, doch vollständig hört sie zu funktioniren nie auf. Mehr als bei anderen Organismen steht sie beim Menschen in intimer Beziehung zu den Respirationsorganen. Ein scharfer kalter Luftstoß auf die Haut erkältet sie, und die Athmungswerkzeuge treten in Mitleidenschaft. Große Brandwunden der Haut führen gelegentlich zur Pneumonie.

Der Gaswechsel, welcher durch die Haut stattfindet, gleicht qualitativ ganz demjenigen durch die Lunge, quantitativ oder unterscheidet er sich beträchtlich von ihm. Aber die Haut zeigt auch gelegentlich die Verrichtung der Niere und scheidet im Schweiße stickstoffhaltige Zersetzungsprodukte ab. Ja, sie kann sogar gewissermaßen als Darm funktioniren. Man badet Kranke unter besonderen Umständen in roborirenden Liquida, aus denen die Haut gewisse Substanzen resorbirt.

Bei Thieren auf niederer Lebensstufe tritt häufig sehr verminderte Arbeitstheilung ein. In manchen Waldbächen lebt ein Fisch, der Schlammpeitzger — Cobitis fossilis. — Das dürre Laub, welches der Herbstwind von den Baumkronen schüttelt, fällt in großer Masse in den Bach. Dort fault es, und der Sauerstoff der im Wasser enthaltenen Luft wird für diesen Oxydationsprozeß in

reichlicher Menge verbraucht. Cobitis kann nicht mehr wie gewöhnlich durch seine Kiemen athmen, er kommt daher an die Oberfläche, schnappt dort Luft, verschluckt sie, und der Darm vermittelt die Respiration.

Besondere Excretionsorgane können auch fehlen, dann repräsentiren Zellen der Darmfläche die Nieren. (Niedere Krebse.) — Ja, diese unvollständige Arbeitstheilung vermag soweit zu gehen, daß man über die physiologische Funktion eines Organes in Zweifel sein kann. Die Leibeshöhlenfläche der Cölenteraten (Hohlthiere) nimmt Nahrung auf und scheidet ab, verwendet das einströmende Wasser zur Athmung und liefert sogar die Zeugungsstoffe.

Wo nun ein besonderer Darm vorhanden ist, da entspricht die Form unmittelbar der Funktion.

Die komplizirte Zusammensetzung des ganzen Verdauungsapparates bei vielen Wirbelthieren, namentlich aber bei den Wiederkäuern ist bekannt.

Warum ist nun diese ganze Einrichtung?

Die Wiederkäuer müssen zur Ernährung ihres oft kolossalen Körpers eine Menge Nahrung aufnehmen. Würde der Bissen aber gleich tüchtig geschrotet, so entstände beim Fressen ein großer Zeitverlust — somit ist das Wiederkäuen eine zeitliche Arbeitstheilung.

Aber es giebt Organismen, die besitzen gar keinen Verdauungsapparat, sie nehmen überhaupt gar keine Speise zu sich. Wenn die Eintagsfliege ihrer Larve, in Gestalt derer sie mehrere Jahre als gefährlicher Räuber im Wasser gelebt hat, entschlüpft, so ist sie mund- und darmlos. Ihr kurzes Leben dient nur der Erhaltung der Art. Zu Tausenden heben sich die Thiere mit zitterndem Flügelschlag aus dem feuchten Element in die Lüfte, halten ihren Hochzeitsreigen und sterben.

Und jetzt zu den speciellen Organen für die Athmung: Lungen und Kiemen.

Die bei weitem größte Anzahl der Vertreter der Thierwelt lebt im Wasser; dennoch überwiegt nicht das Vorkommen der Kiemen das der Lungen, das rührt daher, weil die größte Anzahl niederer Organismen durch die ganze Körperoberfläche athmen.

Bei den landlebenden höheren Thieren wird die Athmung durch Lungen vermittelt und nur sehr wenige giebt es, welche keine Lungen haben, sondern durch die gesammte Körperoberfläche athmen.

Bei den Vögeln sind die Lungen sehr ausgebildet und mit ihnen stehen besondere überall im Körper vertheilte Luftsäcke, sowie das Innere der Knochen im Zusammenhange. Diese höhere Ausbildung der Respirationsorgane ist aus der starken Muskelanstrengung während des Fluges zu erklären. — Der ausgebildete Frosch besitzt auch Lungen, indessen, da es aus Mangel an Rippen zur Konstruktion eines Brustkorbes bei ihm nicht kommt, so kann die Inspiration nicht auf dem gewöhnlichen Wege erfolgen. Es wird daher die Luft durch Druck in die Lungen gepumpt. Es wird die Luft, welche durch die Nase eintritt, nach Verschluß derselben mit Hülfe eines besonderen Hautlappens, und nach Schluß des Mundes, niedergeschluckt. Kontraktion der Bauchmuskeln treibt die Exspirationsluft wieder hinaus. Ganz anders bei den Insekten: Diese führen in ihrem Körper ein viel-

fach verzweigtes System von Luftröhren oder Tracheen, welche die Respiration besorgen. Wie unsere Luftröhre durch Knorpelringe, so werden die Tracheen der Insekten durch chitinige Spiralfäden klaffend erhalten.

Wenn nun Kiemen und Lungen physiologisch dasselbe Organ repräsentiren, so sind sie doch morphologisch verschieden, daher kann man sich auch nicht wundern, wenn man gelegentlich bei demselben Thiere beiderlei Organe antrifft. — Aber es giebt auch wasserlebende Organismen mit Lungen. Unter den Wirbelthieren der Walfisch, unter den wirbellosen die Schlamm- und Tellerschnecken. Auch zeitweise auf dem Lande lebende Thiere mit Kiemen giebt es. Bei denselben sind höhlenartige Einrichtungen vorhanden, welche das Austrocknen der Kiemen verhindern, und die durch die feuchten Kiemen streichende Luft kann die Athmung vollständig erhalten. Krabben verlassen das Meer und streifen stundenlang, nach Nahrung suchend, am Gestade umher. Ein in Süßwässern Ostindiens lebender Labyrinthfisch — der Panei-eri (Anabas scandens) kann 6 Tage lang außer dem Wasser leben; daß er sogar auf Bäume und Gesträuche klettert, um Insekten zu jagen, dürfte Fabel sein.

Mit der Ausbildung eines gesonderten Darmrohrs dringt auf niederer Entwickelungsstufe die Ernährungsflüssigkeit in den zwischen Körperwand und Darm entwickelten Hohlraum, die Leibeshöhle, und erfüllt als Blut die Lücken und Spalten zwischen den Geweben und Organen. Die Bewegung des Blutes ist unregelmäßig und von der Kontraktion der Körperwand abhängig, oder der Schwingungen ausführende Darmkanal verursacht eine Art Cirkulation. Auf einer weiteren Entwickelungsstufe entstehen die Anfänge von Kreislaufsorganen dadurch, daß sich an einzelnen Abschnitten der Blutbahn Muskelwandungen ausbilden, mit Hülfe derer regelmäßige Bewegung in der Blutflüssigkeit hervorgerufen wird. Diese muskulösen Körperabschnitte stellen pulsirende Herzen vor, welche eine sack- oder schlauchartige Gestalt besitzen. Zugleich kann das Herz durch Scheidewände in mehrere Abtheilungen zerfallen und zwei oder mehr Spaltöffnungen zum Ein- und Austritt des Blutes besitzen. Aus dem Herzen, welches das Centralorgan des Blutkreislaufes bildet, entspringen auf nächst höherer Entwickelungsstufe als gesonderte Kanäle die Blutgefäße.

Bei den Wirbellosen stehen dieselben mit wenigen Ausnahmen in Kommunikation mit der Leibeshöhle, während es bei Wirbelthieren zu einem geschlossenen Kanalsystem kommt.

Während die Athmungsorgane das Blut nur von gasförmigen Zersetzungsprodukten reinigen, so müssen ferner noch Organe vorhanden sein, welche daraus die flüssigen und festen stickstoffhaltigen Substanzen entfernen. Diese Funktion übernehmen die Exkretionsorgane, ein System einfach oder komplizirt gebauter Drüsen. Sie sind unter dem Namen der Nieren bekannt. — Bei niederen Wirbellosen werden dieselben durch die sogenannten Wassergefäße vertreten. Häufig werden die ausgeschiedenen Stoffe noch zu Nebenleistungen verwendet, so bei den Bandwürmern, bei denen dieselben zum Theil aus unlöslichen organischem Stickstoff-, zum Theil aus anorganischen Kalkverbindungen bestehen, und überall im

Körper abgelagert, für diesen die Rolle eines Panzers spielen. Bei höheren Wirbellosen (Insekten) sind die Excretionsorgane Anhangskanäle des Darmes und unter dem Namen malpighische Gefäße bekannt. —

Es ist hier endlich noch der Reproduktionsorgane zu gedenken, welche für sich eine gesonderte Stellung in Anspruch nehmen, weil ihre Bedeutung über die Erhaltung des Individuums hinausgreift und sich auf die Erhaltung der Art erstreckt.

Schon Aristoteles nahm für die Entstehung neuer organischer Formen eine Urzeugung (Generatio aequivoca) an. Später ist dieselbe oft vertheidigt und wiederum verworfen worden.

Einer spontanen Entstehung der Organismen steht die elterliche Zeugung gegenüber, welche als normale Form allgemeine Verbreitung hat.

Wenn Fortpflanzung ein Wachsthum des Organismus über sein individuelles Maß hinaus ist, so tritt uns dieser Vorgang am einfachsten bei der Fortpflanzung durch Theilung entgegen. Wenn die Zelle durch Nahrungsaufnahme ein bestimmtes Maß des Wachsthums erreicht hat, so zerfällt sie in 2 gleichalterige und gleichwerthige Theile, von denen jeder wieder eine Zelle wird. Oft kommt es nicht zu einer völligen Trennung, dann entstehen die schon erwähnten Thierstöcke. Dieser Fortpflanzungsform schließt sich die durch Knospung (gemmatio) an. Sie ist von der ersten wesentlich dadurch verschieden, daß der mütterliche Organismus ein partielles lokales Wachsthum zeigt, wodurch es zur Bildung eines Individuums kommt, welches von der Mutter an Alter und Formenwerth verschieden ist. Bleibt die Knospe sessil, so kann dieser Vorgang ebenfalls zur Bildung eines Thierstockes Veranlassung geben. An die Knospung schließt sich unmittelbar die Fortpflanzung durch Keimknospenbildung (Polysporogonia), deren Wesen darin besteht, daß im Inneren eines vielzelligen Organismus eine Anzahl Zellen sich absondern und daß diese isolirte Zellengruppe sich allmählich zu einem dem mütterlichen Organismus ähnlichen Individuum heranbildet, und früher oder später von diesem sich sondert.

Viele Aehnlichkeit mit dieser Fortpflanzungsart besitzt die durch Keimzellenbildung (Sporogonia). Aber in diesem Falle ist es nicht ein ganzer Zellenkomplex, sondern nur eine einzige Zelle, welche sich im Inneren des Mutterthieres ablöst. Erst wenn die Keimzelle ausgetreten ist, entwickelt sie sich zu einem vielzelligen Organismus, welcher allmählich dem mütterlichen Organismus ähnlich wird. — Nur das unbewußte Gedächtniß und das Gesetz der Vererbung läßt begreifen, wie bei der Keimknospen- und Keimzellenbildung, ein ganz unentwickelter Körpertheil, ein Zellenkomplex oder eine einzelne Zelle, die mütterlichen Eigenschaften in sein selbständiges Dasein mit hinübernimmt und nach erfolgter Trennung in seiner weiteren Entwicklung jegliche Formen- und Lebenserscheinungen des Mutterthieres reproducirt. Die so besprochenen Arten der Vermehrung werden als ungeschlechtliche zusammengefaßt. Ihr gegenüber steht die bei höheren Thieren vorkommende geschlechtliche Fortpflanzung.

Wenden wir uns nunmehr den animalen Organen zu. Von ihnen sind am auffallendsten die Organe, welche der Locomotion dienen.

Schon der Sarkodeleib einer Amöbe führt mit seinen Pseudopodien Bewegungen aus. Infusorien bewegen sich schwimmend mit Hülfe ihrer Flimmercilien. Auf etwas höherer Stufe begegnen wir einem mehr oder minder differenzirten Muskelsystem, welches durch Contraction und Expansion Bewegungen vermittelt.

Eine zusammenhängende Lage von Ringfasern in dem Scheibenrande der Quallen bewirkt eine abwechselnd vermehrte Krümmung und Abplattung der elastischen Körperscheibe. Bei der Krümmung drückt die Scheibe auf die darunterliegende Wassersäule und nach dem Prinzipe des Rückstoßes, ähnlich wie eine Rakete, wird das Thier fortbewegt. Ein oftmals stark entwickelter Hautmuskelschlauch der Würmer erlaubt denselben schlängelnde und kriechende Bewegung.

Die Muskulatur kann auf besondere Körperstellen concentrirt sein, wie in dem beilförmigen Fuße der zweischaligen Muscheln, mit welchem sich die Thiere auf dem Grunde der Gewässer ruckweise fortbewegen.

Auch der Fuß unserer gemeinen Gartenschnecken ist eine scheibenförmige Muskelfläche, die bei der Locomotion auf einer festen Unterlage liegt, und durch Quercontractionen fortgeschoben wird. Bei Gliederthieren und allen Wirbelthieren ist die Muskulatur in verschiedene hinter- und nebeneinander liegende Partien gesondert, wodurch schon raschere und vollkommenere Locomotion ermöglicht wird.

Sobald es zur Bildung von Skelettheilen kommt, gestaltet sich die Muskulatur noch komplicirter. Eine einzige starre Skeletmasse, gleichgültig ob sie als äußerer Chitinpanzer bei Wirbellosen oder als inneres Knochen- und Knorpelskelet bei Wirbelthieren auftritt, würde der Bewegung hinderlich sein. Wir finden sie daher in der Längsachse des Körpers gegliedert, und von den einzelnen Abschnitten können sich andere nach den Seiten hinabzweigen.

So entstehen Extremitäten, welche als Hebel und Pendel größtmögliche Vollkommenheit in der Bewegung repräsentiren und als Nebenaxen mit der Körperhauptaxe durch komplizirte Muskelmassen verbunden sind.

Als letztes der Organe betrachte ich den Nerven- und Sinnesapparat. Die erste Differenzirung eines Nervensystems glaube ich in den Neuromuskelzellen der Süßwasserpolypen erblicken zu dürfen, von da ab ist eine allmählich fortschreitende Vervollkommnung wahrzunehmen.

Die Anordnung der Hauptmasse des Nervensystems ist eine 2fache: Bei allen wirbellosen Thieren finden wir dasselbe auf der ventralen Körperseite, bei allen Wirbelthieren auf der dorsalen, gelagert. Nervenknoten und fadenartige Gebilde, welche dieselben verbinden, sind schon bei Strahlthieren und von da ab auch bei allen höherstehenden Wirbellosen wahrzunehmen. Bei Wirbelthieren kommt es dann in dem Rückenmark zu einer massenhaften und dichten Aneinanderlagerung von Ganglienzellen, womit zugleich die Vermuthung ausgesprochen ist, daß dieselben einen wesentlichen Antheil an der Besonderheit der Funktion dieses dorsalen Hauptnervenstranges haben.

Mit Ausnahme des niedrigsten der Wirbelthiere, des neuerdings so berühmt gewordenen Lanzettfisches (Amphixous) differenzirt sich der vordere Theil des Rückenmarkes zum Gehirn, welches beim Menschen die größte und reichste Entfal-

tung und Einrichtung besitzt, für welches aber noch heute Fantoni's Worte gelten: Obscura texta, obscuriores morbi, functiones obscurissimae. — Als ein verhältnißmäßig selbständiger Abschnitt des Nervensystems findet sich bei höher organisirten Thieren ein sogenannter Sympathicus. Sein Geflecht wird ebenfalls von Ganglien und vielfach anastomosirenden Nervenfäden gebildet.

Als Anhangsorgane des Nervensystems, als peripherische, oftmals komplizirt gebaute Endapparate desselben sind die Sinnesorgane zu nennen, welche den Zusammenhang der centralen Abschnitte mit der Außenwelt vermitteln und die Eindrücke, welche letztere verursacht, zur Perception bringen. Ohne sie wäre diese farbenglühende und tönende Welt um uns her finster und stumm!

Am weitesten von allen Sinnen ist wohl der Tastsinn verbreitet, welches theils seinen Sitz in der gesammten Körperoberfläche hat, theils in besonderen Anhängen derselben koncentrirt ist.

Das Gehörorgan ist in seiner einfachsten Form ein mit Flüssigkeit gefülltes, einem Nerven anliegendes Bläschen, in welchem bewegliche kalkige Concremente, die sogenannten Gehörsteine (Otolithen) sich befinden. Auf höherer Organisationsstufe treten allerhand Einrichtungen zur Leitung und Verstärkung des Schalles hinzu und der ganze Apparat zeigt bei den Wirbelthieren eine sehr komplicirte Bildung.

Das schönste Geschenk der Natur ist das Auge. Im einfachsten Falle kann es nur Hell und Dunkel unterscheiden, und besteht dann aus einem einfachen Pigmentfleck, an welchen ein Nerv herantritt.

Zur Hervorbringung eines Bildes des gesehenen Gegenstandes bedarf es lichtbrechender Einrichtungen, welche dem Nervenendapparate vorgelagert sind. Soll das Auge aus verschiedener Entfernung und in verschiedener Richtung gleich deutlich sehen, so müssen noch Accomodations- und Bewegungsvorrichtungen hinzutreten, wie sie bei höheren Thieren sich finden.

Weniger verbreitet ist der Geruchssinn, welcher unter den Wirbellosen wohl nur bei Arthropoden, Mollusken und Würmern vorkommt, bei denen er entweder in bewimperten, mit einem Nerven in Verbindung tretenden Grübchen, oder in feinen, den Fühlern ansitzenden Riechfädchen seinen Sitz hat.

Ein Geschmacksinn scheint nur den höchsten Thieren zuzukommen, welche einen Zungenschlundkopfnerven besitzen.

Die Organe repräsentiren nun aber nicht nur Kräfte, sondern auch Lasten, und diese müssen vortheilhaft im Organismus vertheilt werden. Denn, wie das Schiff durch ungleiche Beladung in seinem Laufe gehemmt wird, und bei rollender See zugleich Wasser zu schöpfen und umzuschlagen Gefahr läuft, — so würde auch der Thierleib durch ungleichmäßige Belastung Bewegungshinderniß und Gleichgewichtsstörung erfahren. — Die Lösung des Belastungsproblems im Thierkörper muß um so vortheilhafter ausfallen, je mehr dabei dem Prinzipe der größten Kraftersparniß bei der Bewegung gehuldigt wird. Weniger wichtig dagegen erscheint für die Lagerung der Organe die Verrichtung derselben. Physiologisch ist es näm-

lich gleichgültig, ob unsere Lunge im Brustkorbe oder im Becken angebracht wird, ebenso ist es gleichgültig, ob sie ein- oder hundertfach ist, wenn nur eine genügende respiratorische Fläche vorhanden.

Die Lagerung der Organe steht in innigem Zusammenhange mit der Leibesform, welche zwar bis ins Unendliche wechselt, dennoch aber auf verschiedene Grundformen zurückführbar ist. Drei mathematische Typen sind es, aus denen die ganze Stereometrie des Organismus sich zusammensetzt: Kugel, Scheibe, Cylinder.

Diejenigen Organismen, welche den Kugeltypus inne halten, wollen wir Regulärthiere, die einer Scheibe gleichen, Radiärthiere, und die auf die Cylinderform zurückführbar sind, Bilateralthiere nennen. Fragen wir nach der Vertheilung dieser Formen auf unserer Erde, so erfahren wir, daß die meisten Regulär- und Radiärthiere auf den Aufenthalt im Wasser beschränkt sind. Dieser Umstand findet seine Erklärung in den mechanischen Schwierigkeiten, welche sich der Bewegung eines kugel- oder scheibenförmigen Körpers entgegenstellen.

Es hat seit Cuvier lange Zeit das Dogma in der Zoologie geherrscht, die drei Typen seien spezifisch von einander verschieden. Diese Auffassung aber ist eine irrige, denn es giebt zahlreiche Uebergänge zwischen ihnen. Je nach der stereometrischen Grundform des Körpers ist die Last der Organe verschieden vertheilt.

Nicht jedes Organ findet sich in einfacher Zahl, sondern häufig wiederholen sich gleichartige Organe in einem bestimmten Numerus und in seinen Vielfachen. Die Regulärthiere, einfache Protozoen, zugleich die kleinsten aller Organismen, besitzen noch keine besonderen Organe und jedweder Schnitt, den wir durch den Mittelpunkt ihres Körpers legen, theilt denselben, wie bei einer Kugel, in zwei völlig gleiche Hälften. Diese Thiere befinden sich im indifferenten Gleichgewicht. Ihr Unterstützungspunkt fällt mit dem Schwerpunkte zusammen.

Bei den Radiärthieren sind wir im Stande, zwei einander gegenüberliegende Punkte des Körpers, gewissermaßen als Pole, durch eine Hauptaxe (welche zugleich die Längsaxe bildet) zu verbinden, in welcher das konstanteste der vegetativen Organe, der Darm, seinen Platz findet. Dann ist die Anzahl der Schnittebenen, welche den Körper in kongruente, beziehungsweise spiegelbildlich gleiche Hälften zerlegt, nicht mehr unbegrenzt. Die einfach vorhandenen Organe befinden sich in der von der Hauptaxe durchsetzten Mitte des Leibes, während sich die übrigen Organe, mehr peripherisch gelagert, nach der Zahl der Hauptradien wiederholen, und diese gleichmäßig belasten, um das indifferente Gleichgewicht, welches auch hier eingehalten wird, nicht zu stören.

Bei der bilateral symmetrischen Architektonik ist durch die Längsaxe des Körpers nur eine Ebene, die Medianebene, denkbar, welche den Körper in zwei spiegelbildlich gleiche Hälften oder Antimeren zerlegt.

Unpaare Organe fallen in die Medianebene, zu deren Seiten die paarigen Organe in beiden Körperhälften einander gegenüber lagern. Unter solchen Umständen geht aber mit mechanischer Nothwendigkeit das indifferente Gleichgewicht in das stabile über; der Schwerpunkt wird irgendwo unterhalb der Längsaxe fixirt.

Ein nach dem Cylindermodell gebautes Thier wird am schnellsten, ein schei-

benförmiger Organismus am langsamsten sich bewegen; der kugelige Körper nimmt hinsichtlich der Bewegung seinen Platz zwischen beiden ein. Allgemein findet sich in der Natur das Gesetz bestätigt, daß die Richtung der Bewegung in der Hauptaxe des Körpers erfolgt. Der Mensch macht eine Ausnahme, sein cylindrischer Körper liegt nicht horizontal, sondern steht vertikal, und deswegen ist er für die Locomotion weniger günstig gebaut. Wie in manchem anderen, so ist auch in diesem Punkte der Mensch mit gewisser Stiefmütterlichkeit von der Natur behandelt, deshalb wurde er durch den Kampf ums Dasein gezwungen, sich zu seiner geistigen Höhe zu entfalten.

Die zum Leben des Organismus nothwendige Bedingung von Kraft und Stoff kann vorhanden sein, ohne daß sich unseren Sinnen wahrnehmbare Lebenserscheinungen offenbaren. So vermögen die Eier vieler Thiere lange Zeit ihre Entwickelungsfähigkeit zu bewahren, wenn sie von Luft und Wärme abgeschlossen sind.

Tubularien, eigenthümliche, von einer Hornscheide umgebene, auf Steinen des Meeres festsitzende Polypen, verlieren, sobald im Herbste die Temperatur des Wassers sinkt, ihren Kopf; als starre Stiele ohne Empfindung und Bewegung verharren sie im Winter, um im Frühjahre, lebensfrisch, ein neugebildetes Haupt von der Welle umspülen zu lassen. Gewisse Insekten (Poduren) gefrieren im Winter und werden so spröde, daß sie bei der geringsten Berührung wie gesponnenes Glas zerbrechen; aber sobald die ersten Sonnenstrahlen des Frühlings die krohe Eiskruste hinwegküssen, leben sie auf und sammeln sich oft in so großer Zahl auf dem schmelzenden Schnee an, daß sie denselben mit ihrem dunklen Körper schwarz färben. Ihr plötzliches massenhaftes Auftreten bringt gelegentlich sogar einen Eisenbahnzug zum Stillstand, indem die von der Lokomotive zu Milliarden zerquetschten Thierchen bei dem großen Fettreichthum ihres Körpers die Schienen derartig einölen, daß die Räder keine Friktion mehr haben.

Wenn aber das ruhende Leben zu seinem Fortbestehen keiner Reize bedarf, so sind solche doch nothwendige Bedingungen für das sich äußernde Leben.

Wärme, Wasser, atmosphärische Luft und Nahrungsstoff sind gewissermaßen die Lebensreize, ohne welche Lebensäußerungen nicht von Statten gehen können. Das Licht ist für den thierischen Organismus als Lebensreiz weniger unmittelbar erforderlich, wie parasitäre Formen beweisen, welche den Darm und andere Körperhöhlen bewohnen, in denen ja Finsterniß herrscht.

Ob auch Electricität zu den Lebensreizen gehört, werden weitere Untersuchungen — und sie sind schon angebahnt — festzustellen haben.

Es sei mir nur die Hypothese auszusprechen erlaubt, daß electrische Kräfte und Spannungsverhältnisse wohl dazu beitragen, das schillernde Hochzeitsgewand mancher Thiere zu bilden.

Nach der Darwin'schen Theorie wird die Vervollkommnung der Organismen durch die natürliche Züchtung im Kampfe ums Dasein und durch das Ueberleben des Passendsten bewirkt. Alle Thätigkeit im thierischen Organismus, materielle sowohl als geistige, muß sich daher darauf konzentriren, die sämmtlichen für die Erhaltung des Lebens in Frage kommenden Faktoren so zu formuliren, daß durch

ihr gemeinsames Wirken eine Einrichtung des Gesammtorganismus erzielt wird, welche der Außenwelt gegenüber als die passendste erscheint. Unter solchen Bestrebungen ist es unmöglich, daß sich die Organismen, seien sie derselben oder verschiedener Art, zu gleicher Lebenskraft und gleicher Blüthe herausbilden, sondern, während die große Mehrzahl darbt und mehr oder weniger frühzeitig dem Untergange anheim fällt, wird nur eine kleine Minderzahl siegreich aus solchen Verhältnissen hervorgehen und das erstrebte Lebensziel erreichen. Dabei ist aber ferner zu berücksichtigen, daß die Organisationsverschiedenheit der Thiere, auch eine Verschiedenheit ihrer Bedürfnisse und Neigungen nach sich zieht, und zwar so, daß die Menge der Bedürfnisse mit zunehmender Differenzirung des Organismus wächst. Bedürfnisse und Neigungen aber und deren Befriedigung konstituiren den Begriff der Glückseligkeit, welcher sich der niederen oder höheren Organisation gemäß daher bei den verschiedenen Thieren ungleich gestalten muß.

Es wäre Verblendung, anzunehmen, daß der Mensch eine Ausnahme von derartigen Grundprinzipien machen, daß er von der paläo-aristokratischen Fauna, an welche er, als Vertreter einer neuen Aristokratie, durch so manche phylogenetische Erinnerung gekettet ist, allein in diesem Punkte abweichen sollte.

Ueber die Dauer des Organismus wissen wir wenig anzugeben. Für Wirbelthiere sollen Vergleichungen der Lebensdauer mit dem Zeitpunkte, an welchem Verschmelzung der Knochenepiphysen eintritt, ergeben haben, daß die natürliche Lebensdauer des Organismus erhalten wird, wenn man das Jahr der Epiphysenverschmelzung mit der Zahl 5 oder 6 multiplizirt.

Demnach würde der Elephant 150—180 Jahre, das Pferd 25—30, der Hund 10—12, der Mensch 100—120 Jahre leben. Erunt dies hominum centum viginti annorum sagt die Schrift. Dieses Zeitmaß stimmt mit dem Alter der Patriarchen — und wenn der Mensch es heute nicht erreicht, so möge er diesen Umstand großentheils seiner modernen Lebensweise zuschreiben.

Bei den Protozoen existirt streng genommen der Tod nicht, weil ein besonderes Lebensferment bei der Ernährung in ihrem Körper immer erneuert wird.

Die Erfahrung von Jahrtausenden lehrt, daß nach der Beendigung aller individuellen Entwicklungszustände des Organismus, in der Energie der Lebensfunktionen ein allmähliches Abklingen sich einstellt.

Die Kraft der Bewegung vermindert sich, Triebe und Neigungen werden ruhiger, Leidenschaften verrauschen, an Stelle der Theilnahme tritt Gleichgültigkeit.

Entflohen ist die Zeit der Ideale, mit ihnen die Phantasie.

Das scheinbar unbegrenzte Schaffen und Sinnen des Menschengeistes ist gehemmt, und endlich versiegt der einst so breite Lebensstrom vollständig. Aber warum vergeht der Organismus?

Ist es etwa, weil die Reize des Lebens das Rädergetriebe der Maschine abnutzen? Nein; denn dann müßte schon gleich nach der Entstehung des Organismus eine Abnahme der Lebensthätigkeiten eintreten. Wie wollte man damit aber die Thatsache in Zusammenhang bringen, daß zur Zeit der Mannbarkeit die Kraft

des Organismus auf solcher Höhe steht, daß sie sich in der Keimbildung vervielfältigt.

Es müssen andere Ursachen sein, welche den Tod des Organismus herbeiführen — aber wir kennen, wir ahnen sie nicht.

Eins nur ist sicher: So lange die Erde in ungestörtem Einklang ihre Bahn vollendet, knüpft sich an jedes verlöschende Leben ein werdendes.

Und ob auch die Geschlechter von Thieren und Menschen dahinsterben, ob auch die rühmliche Kunde ganzer Völker verhallte, ob auch die erhabensten Werke von Kunst und Wissenschaft im Sturme der Zeiten zerstoben: wir lesen doch immer auf dem Antlitze der Natur, in Heiterkeit strahlend, die Goethe'schen Worte:

„Leben ist die schönste Erfindung der Natur, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben."

Berichte aus allen Wissenschaften.

Anatomie.

Neue Forschungen über die Gewebe des Wirbelthier-Körpers.

G. Retzius hat wiederum wichtige Beiträge zur Kenntniß des menschlichen und thierischen Körperbaus geliefert.*) An der Herstellung dieser Beiträge sind außer Retzius selbst auch noch einige Zöglinge des Carolinischen medizinisch-chirurgischen Instituts zu Stockholm betheiligt. Wir wollen hier die wichtigsten der in diesem Bande enthaltenen Arbeiten in Kürze besprechen. Die eine Abhandlung „Zur Kenntniß der quergestreiften Muskelfaser" betrifft zwar hauptsächlich die animalen Muskelfasern der Gliederthiere, indeß ist nach Ansicht des Verfassers eine ins Tiefste dringende Erkenntniß dieses Gebildes hauptsächlich wegen der bedeutendern Größe der dasselbe zusammensetzenden Elemente, von großer Wichtigkeit für die Histologie des Muskelgewebes überhaupt. Am interessantesten erscheint uns die Untersuchung der Muskeln des Gelbsaumkäfers (Dytiscus marginalis). Verfasser verwendete dabei verschiedene Reagentien. Die besten Ergebnisse lieferte jedoch eine Behandlung mit $^1/_5$—$^1/_2$% Goldchloridlösung und eine Nachbehandlung mit 1% Ameisensäure. Diese Goldpräparate können eine ganze Reihe von verschiedenen Bildern darbieten, welche sich auf bestimmte Strukturverhältnisse zurückführen lassen und von theils verschiedenen Zuständen des Muskels theils von wechselnder Einwirkung wie Maceration der Präparirflüssigkeiten herrühren. Bei schwächerer Vergoldung treten zwischen Querbändern regelmäßig alternirende sehr schmale hier und da undeutlich körnige Streifen auf. Erstere entsprechen den breiten anisotropen Querscheiben, letztere wohl den Zwischenscheiben. Zuweilen erscheint in der Mittellinie der breiten Bänder ein Hensen'scher

*) Biologische Untersuchungen. Jahrgang 1881. Stockholm und Leipzig.

Streifen. Um jede Muskelfaser liegt dünnes strukturloses Sarcolemma. Im Innern zeigen sich eine bis drei Reihen von Zellkernen. Bei stärkerer Vergoldung dagegen läßt die Muskelfaser scharfcontourirte, in regelmäßigen Reihen und in gewissen Entfernungen von einander angeordnete Körnchen erkennen, welche in der Längsrichtung etwas weiter von einander entfernt zu sein scheinen als in der Querrichtung. Dadurch erscheint die Muskelfaser in kleine der Längsaxe parallele rectanguläre Felder abgetheilt. Querschnitte zeigen ein dichtes Netzwerk seiner Fäden, welche von der Mitte der Faser nach der Peripherie hinziehen. Je nachdem die Muskelfasern mehr rundlich oder oval sind, ist die Anordnung des Fadennetzes verschiedenartig gestaltet. An den rundlichen Querschnitten trifft man im Innern die Mukelzellen mit Kernen und ausstrahlenden flügelartigen Fortsätzen, birnförmige Figuren darstellend. An ovalen Querschnitten theilen sich die Flügelfortsätze der Zellen zuweilen nach der Peripherie in zwei divergirende Arme. Zwischen den dunklen sternförmigen Fortsätzen befindet sich ein feines regelmäßiges Fadennetz, welches offenbar mit den zentralen Muskelzellen zusammenhängt und ein sehr reiches Ausläufernetz derselben bildet. Die Fäden sind körnig zusammengesetzt. Retzius unterscheidet quere Körnerreihen (in der Längsansicht der Muskelfasern) und Fadennetze I. Ordnung, zwischen ihnen aber quere Körnerreihen und Fadennetze II. Ordnung. Sie alle stellen nur kräftigere und schwächere Ausläufer der zentralen Muskelzellen dar. Die deutlich erkennbaren Knötchen an den Fadennetzen verbinden dieselben mit einander. An extendirten Fasern erkennt man noch quere Körnerreihen III. Ordnung. Es bleibt leider ungewiß ob letztere feinen Netzen entsprechen oder (was wahrscheinlicher) nur Körnchen sind. Die Zwischensubstanz der Muskelfasern ist strukturlos. Dem Sarcolemma scheinen die Quernetze I. Ordnung lose angeheftet zu sein.

Retzius beschreibt noch andere Methoden der Behandlung, welche im Ganzen das durch die Vergoldung Erkannte bestätigen. Sehr wahrscheinlich bilden die Fadennetze nicht nur ein Stützwerk der Muskelsubstanz, sondern stehen auch wohl im aktiven Dienste der Muskelwirksamkeit, nämlich im Dienste des Erregungsprozesses, indem sie von den Nerven aus den Reiz innerhalb der Muskelfaser fortpflanzen. Ueber die eigentliche Natur der homogenen Zwischensubstanz der Querfadennetze kam Retzius nicht ins Klare. Die Muskelfasern der übrigen untersuchten Insekten, Batrachier und Vögel boten theils übereinstimmende, theils abweichende Strukturverhältnisse dar, deren Einzelnheiten im Original nachgesehen werden sollten.

Im zirkulirenden Blute lebender Säugethiere finden sich nach Bizzozero*) außer den rothen und weißen Blutkörperchen noch Wys'sche Formelemente einer dritten Art, die Blutplättchen. Sie sind spärlicher, 2—3 mal kleiner als die rothen Blutkörperchen, sind nie mit Hämoglobin gefärbt, sie sind etwas körnig und von einem etwas anderen Brechungsvermögen als das Blutplasma.

Die Glaskörper- und Netzhautgefäße des Aales untersuchte und beschrieb H. Virchow.**) W. Krause, Kühne, Sewall und Denissenko hatten die An-

*) The Lancet, 1882, Nr. 3. Centralblatt für die medizinischen Wissenschaften. Nr. 2, 10.
**) Morphol. Jahrbuch VII. Bd. S. 573.

wesenheit von Gefäßen in der Netzhaut des Aals im Gegensatz zu anderen Fischen konstatirt. H. Virchow injicirte Aalaugen mit Berliner Blau und studirte die Häute derselben nach vorheriger Einlegung in Müller'scher Flüssigkeit. Auf dem Glaskörper sieht man von der der Pupille entsprechenden Stelle aus kräftige Aeste sich radiär ausbreiten. Eine Randvene fehlt. In der Netzhaut aber sieht man um die Pupille radiär gruppirte Gefäße, die den Arterien des Glaskörpers entsprechenden Venen. Viele der feinsten Glaskörpergefäße endigen plötzlich. Hier finden sich die Durchreißungsstellen der ursprünglich Glaskörper und Netzhaut mit einander verbindenden Gefäße. Im Bereiche der Netzhaut haben die starken Gefäße in einer inneren Lage Platz. Zahlreiche Kapillaren ragen unter rechten Winkeln von der Fläche aus hervor; es sind dies die schon erwähnten Verbindungsgefäße für diejenigen des Glaskörpers. Injicirt man nun mit einer nicht durch die Kapillaren gehenden alkoholischen Schellacklösung, so findet man die starken Gefäße auf dem Glaskörper gefüllt, die der Netzhaut leer. Die ersteren sind Arterien, die letzteren Venen.

Nach den Gesetzen suchend, welche die Dimensionen der Elementarbestandtheile des Organismus beherrschen, schrieb G. Schwalbe über die Kaliberverhältnisse der Nervenfasern.*) Das Hauptmaterial zur Untersuchung lieferte der Frosch. Wir können den reichen Inhalt dieser Schrift hier nicht vollständig zergliedern. Wir wollen nur einzelne Hauptstücke daraus hervorheben, welche die Wichtigkeit des Ganzen darthun werden. In den Wurzeln der Spinalnerven ist die Dicke der Nervenfasern abhängig von der Länge der Nervenstrecke und zwar der Art, daß die dicksten Nervenfasern sich in den zu den längsten Nerven gelangenden Wurzeln finden. Mit der Länge der Strecke wachsen offenbar die Widerstände in den Nervenfasern, den leitenden Elementartheilen des Nervensystems. Es wächst aber auch der Querschnitt der einzelnen Leitungsfäden. Es besteht eine Beziehung zwischen Nervenlänge und Faserkaliber, letzteres muß mit der Zunahme der ersteren wachsen. Daher zeigen beim Fötus die Fasern eines Nerven viel geringere Dickendifferenzen als beim Erwachsenen. Man wird dicke Fasern der Nervenwurzeln langen Nerven zuzuschreiben haben. Betreffs des Einflusses der Qualität der Nervenfasern (Kap. III) weist Schwalbe darauf hin, daß Kaliberunterschiede allein keine charakteristischen Merkmale motorischer und sensibler Fasern seien, denn höchste und niedrigste Zahlen fänden sich bei beiden. Die sensiblen Fasern seien in ihren Kalibern gewissermaßen empfindlichere Reagentien auf die Länge der Nervenstrecke, als die motorischen. Ferner erreichen die Nervenfasern motorischer Wurzeln höhere Kalibermaxima, als die der gleichnamigen sensiblen. In der Literatur finden sich Angaben von unregelmäßigen Schwankungen im Kaliber, so daß dickere und dünnere Stellen mit einander wechseln sollen. Schwalbe aber hat sich bei seinen zahlreichen Isolationen mittelst der Osmiumsäure-Maceration von derartigen Schwankungen des Kalibers nicht überzeugen können. Wohl aber findet eine Kaliberabnahme nach der Peripherie und nach dem Centrum hin statt. Die ungetheilte motorische Nervenfaser behält ein gleichmäßiges Kaliber

*) Leipzig 1882.

bei, eine Abnahme des letzteren betrifft erst die einzelnen Theiläste. Motorische und sensible Fasern zeigen Verfeinerungen gegen die Peripherie hin. Die motorischen zeigen dies zwar erst an den zahlreichen Theilfasern unter Querschnittszunahme der gesammten motorischen Nervenbahn. Die sensiblen Fasern verschmälern sich dagegen schon vor der Theilung unter bedeutender Querschnittsabnahme der sensiblen Bahn.

Schwalbe findet hierin eine morphologische Verschiedenheit motorischer und sensibler Fasern, welche sich zwar nicht auf die feinere Textur und den inneren Aufbau wohl aber auf die Gesammtgestalt der Nervenfasern erstreckt. Veränderungen der Faserkaliber nach dem Centrum zu lassen sich ebenfalls konstatiren. Die motorische Bahn nimmt von der Peripherie nach dem Centrum an Querschnitt ab, zeigt also eine Querschnittszunahme in ihrer Leitungsrichtung: Aber auch nicht motorische (Spinalganglienzellenfortsätze) oder mindestens zweifelhafte (Spinalfasern) Nervenbahnen zeigen eine Kaliberabnahme bei Einsetzung in die centrale Ganglienzelle. Es würde dies, wie Verfasser meint, einer Kaliberabnahme in der Leitungsrichtung gleichkommen, wenn wir über die Funktion der Spinal- und sympathischen Ganglien überhaupt nur erst im Klaren wären. Was den Axenzylinder anbelangt, so setzt dieser allen Messungen seines Kalibers durch seine großen Dickenverschiedenheiten, angesichts der zu seiner Darstellung angewendeten Methoden, die größten Schwierigkeiten entgegen. Schwalbe spricht sich hier, nach Urtheil des Referenten mit vollstem Recht, gegen eine (von M. Schultze u. A. behauptete) fasrige Struktur des Axenzylinders aus. „Man berufe sich nicht auf die Remak'schen sympathischen Fasern, auf die Olfactorius- (Riechnerven)elemente. Hier haben wir es nicht mit einfachen Axenzylindern, sondern mit Bündeln feinster Axenzylinder zu thun; jede sogenannte Fibrille ist hier ein feiner Axencylinder, dessen geringes Kaliber aus dem kurzen Wege, den er zurückzulegen hat, verständlich wird."

In seiner vergleichend-anatomischen (hauptsächlich unter Anwendung von Osmiumsäure veranstalteten) Studien über das Gehirn des Maulwurfs*) lieferte uns S. Ganser eine sehr fleißige Arbeit. Es würde uns unmöglich sein, hier die über 130 Seiten lange Abhandlung in ihren vielen Details selbst nur zu skizziren, zumal dies ohne die zahlreichen, dem Original beigegebenen Abbildungen ganz besonders schwer durchführbar sein möchte. Um aber doch eine Idee von den Richtungen zu geben, nach denen Ganser gearbeitet hat, will ich hier das von ihm über die Augennerven Gesagte berühren. Der Sehapparat des Maulwurfes ist von einer nur beschränkten Ausbildung. Der Gesichtssinn ist nur schwach entwickelt. Aber er ist doch vorhanden. Schwach ausgebildet sind ferner die dem Sehapparat entsprechenden Gehirntheile und peripherischen Nervengebiete. Nun treten die Sehnervenstreifen (Tractus optici) des Hirns nach Ganser zwischen Halbkugel und Stammhirn hervor, ziehen in regelmäßigen Bogen quer über den grauen Hügel, wobei sie allmählich schmäler werden, und vereinigen sich in der Mittellinie; gleichzeitig entsenden sie die beiden Seh-

*) Morphol. Jahrbuch 1882. S. 590 ff.

nerven, Fädchen, die man mit bloßem Auge kaum sieht. Ihre Durchkreuzung in der Sehnervenkreuzung (Chiasma) verursacht daher keine sichtbare Anschwellung. Vergleicht man das Kaliber von Sehnervenstreifen und Sehnerven mit einander so wird alsbald klar, daß der letztere an der Bildung des ersteren sehr wenig Antheil haben kann; der weitaus größte Theil des Tractus opticus ist nichts Anderes als Gudden's untere Gehirnkommissur. Bei den Thieren mit ausgebildeten Gesichtsnerven ist diese Kommissur nicht von den Sehnerven des Tractus opticus zu trennen; sie kommt erst isolirt zum Vorschein, wenn, wie es in den Gudden'schen Versuchen geschah, durch Auslösung beider Augäpfel die Sehnervenfasern zum Schwund gebracht wurden. Fast das gleiche Verhältniß zeigt der Maulwurf in Folge der Verkümmerung seines Gesichtssinnes im natürlichen Zustand, was übrigens bereits von Gudden und von Forel betont worden war. Der Augenbewegungsnerv und der Rollnerv fehlen. Die Sehnerven selbst zeigten einen Durchmesser von 0,099 Millim. enthielten ziemlich viel Bindegewebe und innerhalb desselben vorzugsweise in der Peripherie markhaltige Nervenfasern; das Centrum ward von einer feinen Arterie (Arteria centralis) eingenommen. Die Sehnervenkreuzung verhält sich so daß ihre Fasern ziemlich zerstreut innerhalb der zwischen den Nerven gelegenen grauen Substanz eine Kreuzung eingehen. In dem Maße, als man sich dem hinteren Ende dieser Kreuzung nähert, sieht man bei Durchschnitten durch das Organ die Sehnervendurchschnitte kleiner werden, und endlich ganz verschwinden. Gleich nach dem Beginn des Chiasma während noch die beiden Sehnerven größtentheils ungekreuzt daliegen, treten ventral von denselben Querfasern auf, welche den Sehnervenstreifen angehören und die Mittellinie überschreiten; ihnen gesellen sich die Sehnervenfasern, wenn sie das Chiasma passirt haben, hinzu. Ganser vermag nicht zu sagen ob eine vollständige Kreuzung der Sehnerven stattfindet. Unser Verfasser tritt mit seiner Versicherung, beim Maulwurf stets den markhaltige Fasern führenden Sehnerv, beobachtet zu haben, den Angaben früherer Untersucher, wie Gudden, Semper, Kadyi, Tartuferi, entgegen. Diese alle haben dem Gesichtswerkzeuge des Thieres anscheinend einen gar zu rudimentären Charakter zugeschrieben.

Als Nachtrag zu dem früher erwähnten großen Werk von Retzius über das Gehörsorgan der Wirbelthiere beschrieb der Stockholmer Anatom neuerlich das membranöse Gehörorgan des Polypterus bichir und Calomoichthys calabaricus.*) Im Ganzen reihen sich die Gehörorgane von Polypterus und von Calomoichthys demjenigen der übrigen Knochenganoiden und vor Allem dem von Amia an, sie stellen beide gewissermaßen eine weitere Ausbildung des Typus des letzteren dar.

Ferner glaubt Retzius nunmehr die eigentliche Endigung der Gehörnerven in den mit Müller'scher Flüssigkeit behandelten Labyrinth des Alligators gefunden zu haben.**) Die Fadenzellen an den Nervenendstellen stimmen

*) Biologische Untersuchungen, S. 61.

**) Ebendas. S. 56.

vollkommen mit dem vom Verfasser bei den Fischen beschriebenen Typus überein. Sie stehen auch beim Alligator weder mit den Nervenfasern noch mit den anderen Zellen in direktem Zusammenhang, sondern sind nur als eigentliche Epithelzellen, als Stütz- oder Isolationszellen zu betrachten. Die flaschenförmigen Haarzellen dagegen sind die einzigen Endorgane des Gehörnerven. Die Nervenfasern (Axenzylinder) treten aus der membranösen Labyrinthwand hervor. Sie lassen eine deutliche Streifung, eine Zusammensetzung aus Primitivfibrillen, erkennen. Entweder theilt sich nun der Nerv in zwei Arme, welche sich verbreitert zu je einer Haarzelle begeben oder sie gehen keine eigentliche Theilung ein, sondern verbreiten sich zu einer unregelmäßig dreiseitigen Nervenplatte, welche zwei bis vier Haarzellen zugleich aufnimmt. Die letzteren sitzen in der Regel mit breiter Basis auf der Nervenfaser, deren Primitivfibrillen in der Substanz der Zellen selbst, unter dem Kerne endigen. Es kann hier von einem Anlegen oder Ankleben des Nerven an die Zelle selbst keine Rede sein.

Die Kreuzung der Sehnervenfasern der Katze beschreibt W. Nicati*) als eine unvollständige, übrigens aber mit der menschlichen übereinstimmende. —

Die Nerven der Iris sind vom Cand. C. Magnus Fürst untersucht worden.**) Obwohl Verfasser seine Studien ausschließlich an der pigmentfreien Iris der Albinokaninchen angestellt hat, so beanspruchen dieselben doch ein allgemeineres Interesse. Im äußeren Theil der äußeren Iriszone kommen nicht zirkuläre Nervengeflechte vor. Ein solches (zirkuläres) starkes Geflecht wird dagegen von den Blendungsnerven im Kiliarkörper gebildet, von dem aus die Regenbogenhaut ihre Nerven erhält. Seltener führen die Blendungsnerven direkt, ohne an der Bildung des Geflechtes des Kiliarkörpers theilgenommen zu haben, in die Iris. Die in die letztere eintretenden nicht beträchtlichen Stämme bilden Zweige eines Nerven, dessen zweiter Zweig in das erwähnte Geflecht eingegangen ist. Die größeren Nervenstämme und Geflechte gehören der Vorderfläche der Iris an und liegen vor den Blutgefäßen. Von diesen Stämmen gehen Zweige nach hinten in das Gewebe der Iris ab. Diese letzteren nehmen häufig einen strahlenförmigen Verlauf. Nahe dem Pupillenrande verlieren die Nerven ihre Markscheide und enden nicht in Endorganen. Die Stämme bilden bald sensible Netzwerke, bald motorische Fasern für die Iris-Muskeln der Irisgefäße. In dem Geflecht des Schließmuskels kommen nur blasse marklose Fasern vor. Eine direkte Verbindung von Nervenfibrillen mit den einzelnen Muskelzellen konnte nicht wahrgenommen werden. Feine Geflechte blasser mit dem gröbern vordern Geflecht zusammenhängender Fasern durchziehen die ganze Iris-Substanz. Die meisten Fasern der Blendungsnerven werden von den sehr zahlreichen Irisgefäßen in Anspruch genommen. Fasern von unmeßbarer Feinheit dringen in die mittlere Gefäßhaut ein, hier scheinbar blind endigend. Die hauptsächlich motorische Natur der Nerven kann wohl als durch ihre Lage bewiesen gelten.

*) De la distribution des fibres nerveuses dans le chiasma des nerfs optiques. Travaux du laboratoire de la Rue des Fabres, Marseille, 1881, p. B.

**) G. Retzius, Biolog. Untersuchungen, 1881, S. 67.

Die Nerven verfolgen mit einem Netzwerk die Kapillaren. Welcher Natur diese Kapillarnerven sind, konnte nicht entschieden werden. Dagegen läßt sich mit ziemlich großer Sicherheit das feine Netzwerk an der vordern Irisfläche als sensibel, dasjenige im Schlußmuskel und das um die mittlere Arterienhaut herumlagernde dagegen können als motorisch angesehen werden. Ganglien vermochte Verfasser in der Iris nicht zu entdecken. Gewisse, an Nerventheilungen befindliche dreieckige Bildungen wurden entweder von der durch die Theilung angespannten Nervenscheide oder von einer im Winkel der Teilungsäste befindlichen Zelle gebildet.

Den Verlauf der Fortsätze der Nervenzellen der Ganglienzellenschicht, sowie die der inneren Körner durch die innere molekuläre Schicht der Netzhaut schilderte G. Retzius nach eigenen Untersuchungen.*) Die Netzhaut des Menschen mußte aus dem Mangel an Material bei Seite gelassen werden. Dafür wurden die Augen vom Hecht, Frosch, Fuchs, Kaninchen und Rind in erhärtenden Flüssigkeiten, namentlich in der sich sehr geeignet erweisenden Ueberosmiumsäure, geprüft. Beim Hecht sind wie bei den meisten Fischen im Allgemeinen die Sehnervenfasern im Zusammenhang mit den meist großen, meist mehrpoligen Ganglienzellen wohl zu übersehen. Ein schmälerer Fortsatz der einzelnen Zelle steigt in die molekuläre Schicht empor, welche letztere von den ihre Axe senkrecht gestellten gröberen Stützfasern durchzogen wird. Außer diesen ziehen in derselben Richtung feinere Fasern, deren Zusammenhang mit den Fortsätzen der Ganglienzellen Retzius zwar nicht wahrnehmen konnte, die er aber um soviel öfter die inneren Fortsätze der inneren Körner darstellen sah. Diese von etwas verschiedener Größe — die größeren haben das Aussehen von Ganglienzellen — liegen meist an der äußern Grenze der molekulären Schicht. Sie senden einen geraden Fortsatz bis in die Nähe der Fortsätze der Ganglienzellen, welcher nie in einen der letzteren überging. Die Fortsätze der kleineren Körner gehen gerade in die molekuläre Schicht hinab, in der sie sich eine kleine Strecke weit verfolgen lassen. Die kleineren Körner, die zahlreichsten, erscheinen als ovale an beiden Enden zugespitzte Zellen mit großem runden Kern und zwei zuweilen variösen Endfortsätzen, von denen der eine in die molekuläre, der andere in die Zwischenkörnerschicht eintaucht. Letztere besteht beim Hecht aus einem innersten Balkennetz von wohl ähnlicher Substanz wie die Stützfasern, einer mittleren, aus großen viel verzweigten, glatten Zellen gebildeten und einer äußern feinkörnigen Schicht. Die mittlere ist auch wohl von der Substanz der Stützfasern, die äußere verhält sich ähnlich der molekulären Schicht. Die Körnerfortsätze, welche zur Zwischenkörnerschicht gehen, durchziehen bündelweise kleinere Fächer in den Balken und Zelllagen. Weiter bis in die feinkörnige Partie konnten die Fäden nicht verfolgt werden. Etwaige wirkliche nervöse Elemente, insofern nicht die äußeren Körner und ihre Fasern solche darstellen, konnte Retzius nach außen von der Zwischenkörnerschicht nicht auffinden.

Beim Frosch bildet die Sehnervenfaserschicht feine Fasern. Die Ganglienzellen sind hier größtentheils ziemlich klein und bipolar. Ein Fortsatz derselben

*) Biologische Untersuchungen S. 89 ff.

geht in der Richtung der Sehnervenschicht und theilt sich zuweilen in der Nähe der Ganglienzellen in zwei Aeste. Der andere Fortsatz geht nach außen in die molekuläre Schicht; er war hier nicht weiter als bis zur Nähe der inneren Körnerschicht zu verfolgen. Hier und da finden sich große mehrpolige, großkernige Ganglienzellen, welche ebenfalls nach denselben Richtungen wie die kleineren Zellen Fortsätze aussenden. Durch die molekuläre Schicht ziehen auch hier seine Fasern wohl unterscheidbar von den gröberen Stützfasern. Sie sind dem Ansehen nach mit den genannten Fortsätzen der Ganglienzellen sehr übereinstimmend und ein Theil von ihnen erweisen sich auch als solche. Ein anderer Theil derselben kann bis zur inneren Körnerschicht verfolgt werden. Diese erweisen sich als die nach innen gehenden Fortsätze der inneren Körner. Nie konnte Retzius Fasern finden, welche mit den Ganglienzellen und den innern Körnern zugleich zusammenhingen. Ein Zusammenhang der Körner untereinander mittelst der Fortsätze ließ sich nicht nachweisen. Die letzteren gehen im Gegentheil direkt zu den angrenzenden Schichten, ohne durch andere unterbrochen zu werden. Die meist ovalen Körner ähneln den kleineren Ganglienzellen. Der nach außen tretende der spitz abgehenden Fortsätze taucht in die Zwischenkörnerschicht hinein, woselbst sie alle nicht weiter verfolgt werden konnten. Beim Huhn sind die Verhältnisse im Allgemeinen denen des Frosches ähnlich. Die Ganglienzellen senden Fortsätze in die Molekulärschicht. Die inneren Körner desgleichen. Bei der Feinheit der Stützfasern lassen sich diese von den anderen durch die Molekulärschicht ziehenden Fortsätzen nur selten sicher unterscheiden. Die inneren Körner, auch des Huhnes, sind doppelpolig und senden ihren zweiten Fortsatz in die Zwischenkörnerschicht hinein.

Beim Kaninchen und beim Rind konnte Retzius von den Ganglienzellen und von den inneren Körnern aus Fortsätze in die molekuläre Schicht führen sehen. Weiteres ließ sich aber nicht verfolgen. A priori darf man, wie der Verfasser meint, in Folge der allem Anschein nach den inneren Körnern zukommenden Ganglienzellennatur, den Zusammenhang derselben mit den faktischen Ganglienzellen als sicher betrachten. Die Fortsätze der Ganglienzellen und der Körner bilden nicht wie M. Schultze annahm, ein sehr verworrenes Flechtennetz mit runden Maschen, sondern verlaufen gerade, fast senkrecht durch die molekuläre Schicht. Im Gegensatz zu dem oben erwähnten Forscher ist Retzius ferner geneigt, die molekuläre Schicht als ein helles, fast glasiges Protoplasma anzusehen, indem sehr kleine scharf glänzende Körner von dunkler Farbe als die Grundsubstanz eingebettet liegen. Die Stützfasern laufen, wie Schultze richtig angiebt, in die äußere Körnerschicht aus. Die Stützfasern bilden, wie das Landolt für die Batrachien dargestellt hat, gewissermaßen Scheiden für die Körner, welche in je eine Grube oder Schale eingebettet liegen.

Neubabelsberg bei Potsdam. R. Hartmann.

Astronomie.

Die Theorie der Mondbewegung sonst und jetzt.

Der Umstand, daß von den theoretischen Errungenschaften der modernen Astronomie verhältnißmäßig nur weniges dem größeren Publikum verständlich ist, während die Entdeckungen früherer Jahrhunderte in Folge des Fortschrittes der allgemeinen Bildung gemeinverständlicher erscheinen, veranlaßt oft in Vorurtheilen befangene Menschen, die Denkmäler früherer Perioden menschlichen Wirkens auf diesem Gebiete auf Kosten der Arbeiten unserer Tage hervorzuheben; haben wir auch nicht den geringsten Grund, auf die nimmermüde Thätigkeit unserer Vorfahren geringschätzend herabzublicken, so fordert es doch das bloße Gerechtigkeitsgefühl, auf objective Weise in Betrachtung zu ziehen, ob und inwiefern dieser nicht allzuselten erhobene Vorwurf gerechfertigt ist oder nicht. Die nachfolgenden Zeilen sind in der Absicht geschrieben das Lob und den Tadel auf sein richtiges Maaß zurückzuführen und zwar in jener speciellen Abtheilung, die geradezu Veranlassung gegeben, die Kenntnisse der Alten, als eine phänomenale Erscheinung hinzustellen, nämlich in der Theorie der Mondbewegung und in der damit im engsten Zusammenhange stehenden Theorie der Sonnen- und Mondesfinsternisse.

Wir können, ohne zu gewagt zu sprechen, behaupten, daß von allen Himmelskörpern am frühesten das leuchtende Tagesgestirn, die Sonne, und der durch den schnellen Wechsel seiner Lichtgestalten auffallende Mond, das rege Interesse denkender Menschen erregten. Allein nicht bloß ihr rascher Lauf durch die Sternbilder einer engen Zone des Himmels, den sogenannten Zodiakus, mag die erste Veranlassung gegeben haben, sich mit denselben speculativ zu beschäftigen, sondern auch die räthselhafte Erscheinung, daß in nicht allzugroßen Perioden momentane oder doch nur kurzdauernde Schwächungen ihrer Lichtintensität eintraten, die wir heutzutage mit dem Namen Finsternisse bezeichnen.

Es mochten wohl viele Menschenalter seit der Beobachtung der ersten Sonnen- oder Mondesfinsterniß verflossen sein, bevor die abergläubische Scheu vor dem Räthselhaften der Erscheinung schwand und die Menschen sich an systematische Beobachtungen wagten. Untersuchungen neueren Datums*), welche die besten vorhandenen Hilfsmittel zur Grundlage haben, lassen fast keinen Zweifel übrig, daß auch in Beobachtung dieser Art von himmlischen Vorgängen das Volk im Reiche der Mitte, die Chinesen, die Priorität besitzt, wenigstens deutet das hohe Alter der Beobachtung (2137 v. Chr.) darauf hin; und doch war es nicht einmal die erste Finsterniß, welche in China beobachtet wurde; denn der Text des Schu-king, welchen wir der unten citirten Schrift entlehnen, erzählt nur die Geschichte einer Sonnenfinsterniß, welche die damit betrauten Mandarinen vorauszusagen vergessen hatten. Von Beobachtungen der Mondesfinsternisse müssen uns jene als die ältesten gelten, welche Ptolemäus im Almagest den Chaldäern zuschreibt, und deren Datum 720 und 719 v. Chr. ist. Ich will hier von der Anführung weiterer

*) Th. v. Oppolzer, Ueber die Sonnenfinsterniß des Schu-king, Monatsber. d. Akad. d. Wiss. in Berlin. Februar 1880.

Thatsachen absehen, und nur bemerken, daß diese alten, sogenannten historischen, Finsternisse einen werthvollen Beitrag zur Kenntniß der Mondbewegung geliefert haben; denn was denselben an Präcision der Beobachtung selbst und Genauigkeit der Zeitangaben abgeht, wird reichlich compensirt durch die großen Zeiträume, um welche diese Beobachtungen von unserer Zeit abstehen.

Mit der Entdeckung der allgemeinen Schwere durch Newton, welche wir seit dem Erscheinen der „Principien der Naturlehre" dieses Autors im Jahre 1687 datiren können, brach für die Theorie der Bahnbestimmungen, eine neue glänzende Epoche an. Bedürfnisse rein praktischer Natur, die wichtigen Dienste nämlich, welche der Mond den Seefahrern bei der Bestimmung der geographischen Coordiinaten leistete, waren es, welche eine Reihe hervorragender Geister zur Bearbeitung der Theorie von der Bewegung des Mondes veranlaßten. Ungeahnte Schwierigeiten stellten sich der endgiltigen Lösung des Problems entgegen; bisher hatte man sich nur mit den Planeten beschäftigt, deren Massen obwohl nicht sehr gering, doch in Bezug auf das Anziehungscentrum, die Sonne, sehr klein genannt werden konnten, oder mit Kometen, bei denen man selbst unter den günstigen Verhältnissen verfeinerter Beobachtungen von einer Massenbestimmung absehen muß, weil dieselbe weit unter der Grenze des Wahrnehmbaren und demgemäß Meßbaren zu liegen scheint. Bei dem Monde der Erde trat nun der ungünstige Umstand ein, daß seine Masse nur etwa den achtzigsten Theil der Erdmasse beträgt, und daß er deshalb nicht nur von der Sonne, sondern auch von den Planeten vielfach in der Bewegung um sein Anziehungscentrum, die Erde, gestört wird. Noch im Jahre 1745 war Clairault außer Stande, die Mondtheorie auf Grundlage des Newtonschen Gravitationsgesetzes zu erklären. Um diese Zeit wurden nach Europa Nachrichten von dem Stande wissenschaftlicher, namentlich astronomischer Kenntnisse bei den Indern gebracht; unter denselben waren namentlich jene von hohen Interesse, welche meldeten, daß die Brahmanen schon seit Jahrtausenden im Besitze von Methoden seien, welche ihnen gestatteten, mit erforderlicher Genauigkeit Finsternisse vorauszusagen. Wie natürlich mußte diese Nachricht großes Aufsehen erregen; denn eine solche Methode hatte die genaue Kenntniß der Mondbewegung zur nothwendigen Voraussetzung, so daß selbst ausgezeichnete Schriftsteller mathematischer Disciplinen wie der unglückliche Bailly*) sich zu Träumereien über ein untergegangenes Geschlecht hinreißen ließen, welches hervorragende Kenntnisse in allen Gebieten menschlichen Wissens besessen haben sollte. Unterdessen ging die wissenschaftliche Untersuchung ihren ruhigen, sicheren Weg. Schon 1750 gelang es dem früher erwähnten Clairault und 1753 Leonhard Euler eine Theorie der Mondbewegung aufzustellen, worauf 1770 die ersten Mondtafeln von Tobias Mayer auf Grund einer Preisaussetzung seitens der englischen Regierung erscheinen, durch die man in den Stand gesetzt war, den Ort des Mondes am Himmel zu jeder beliebigen Zeit von vorneherein anzugeben. Von nun an wurde die Mondtheorie eine Lieblingsdomäne hervorragender Männer, die es sich angelegen sein ließen, Theorie

*) Bailly starb als Maire von Paris unter der Guillotine 1793.

wie Praxis einem hohen Grad der Vollendung entgegenzuführen und unter denen namentlich der geniale Verfasser der Himmelsmechanik, Laplace, und der berühmte Director der Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha, Hansen, erwähnt zu werden verdienen. Namentlich sind es die Mondtafeln des letzteren, welche bei allen auf den Mond bezüglichen Untersuchungen die Grundlage bilden, und es mag noch bemerkt werden, daß wir diesem hochverdienten Astronomen seit etwa 25 Jahren eine äußerst sinnreiche und praktische Methode zur Berechnung der Sonnenfinsternisse verdanken.

Mit Rücksicht auf das eben Vorgebrachte scheint die Annahme über die hohe Culturstufe der Inder und Chaldäer nur noch mehr an Halt zu gewinnen; dieser Schein schwindet aber bald, wenn wir uns die Umstände etwas näher besehen. Würde der Mond sich in einer Ebene bewegen die mit der Erdbahnebene zusammenfiele, so müßte immer zur Zeit des Neumondes eine Sonnen-, zur Zeit des Vollmondes eine Mondesfinsterniß eintreten. Da aber die Mondbahn eine kleine Neigung gegen die Erdbahn besitzt, so wird offenbar nur dann eine Finsterniß eintreten können, wenn sich der Mond zur Zeit der erwähnten zwei Phasen in einem Punkte seiner Bahn befindet, der entweder geradezu in die Erdbahnebene fällt, oder doch nur sehr wenig weit davon entfernt ist.

Die Punkte der Mondbahn, in welche dieselbe die Erdbahn schneidet, pflegt man einem alten Gebrauche gemäß als Knoten zu bezeichnen, und man kann daher auch sagen, daß nur dann eine Sonnen- oder Mondesfinsterniß möglich ist, wenn sich der Mond zur Zeit des Neu- oder Volllichtes in der Nähe seiner Knoten befindet.

Die Zeit welche von einer Phase des Mondes bis zur nächsten gleich großen verfließt, also etwa die Zeit zwischen einem Neumonde und dem nächsten nennt man einen synodischen Monat und derselbe beträgt

29 Tage, 12 Stunden und 44 Minuten,

während die Zeit vom Durchgange des Mondes durch einen Knoten, bis zum nächsten Durchgange durch denselben Knoten der sogenannte Drachenmonat

27 Tage, 6 Stunden und 32 Minuten

ausmacht. Das Verhältniß dieser zwei Zahlen ist es nun, was uns durch eine einfache Betrachtung auf die Methode führt, deren etwa sich die Alten bedient haben mochten, um Finsternisse vorauszusagen. Setzen wir den Fall, es fände an einem bestimmten Tage eine Finsterniß statt, d. h. der Mond befände sich in der Nähe seiner Knoten bei Neu- oder Vollmond, so wird nach $29\frac{1}{2}$ Tagen zwar wieder diese Phase eintreten, aber der Mond hat bereits vor $2\frac{1}{4}$ Tagen seinen Knoten passirt, er steht also schon zu hoch über der Erdbahn, um entweder die Sonnenscheibe zu verfinstern oder vom Erdschatten verfinstert zu werden; allein so wie diese Differenz von $2\frac{1}{4}$ Tagen durch successive Addition zu einem vollen Monate anwächst ist eine Finsterniß denkbar, wenn auch nicht nothwendig, wie denn die eben erwähnten Betrachtungen auch nur ganz allgemein und roh Giltigkeit haben.

Durch eine Multipication obiger zwei Zahlen mit respective 223 und 243 überzeugt man sich leicht, daß 223 synodische Monate etwa 243 Drachenmonaten entsprechen, welcher Zeitraum ungefähr 18 Jahre 11 Tage umfaßt. Diese Periode von 18 Jahren 11 Tagen war schon den Chaldäern bekannt und scheint durch Vermittlung der Griechen auch zu den Indern gelangt zu sein. Sie wurde von den Chaldäern Saros genannt und giebt ein ziemlich gutes Hilfsmittel an, unter zu Grundelegung bereits bekannter und beobachteter Finsternisse neue vorherzusagen, kann aber selbst verhältnißmäßig nicht im entferntesten verglichen werden mit den auf streng mathematischer Grundlage aufgebauten Theorien.

Nachdem so, wie ich glaube, den Verdiensten der alten und neueren Zeit, so weit es die Kürze dieser Skizze erlaubte, gerechte Würdigung zu Theil geworden ist, sei es mir erlaubt einige Daten über die Zeit anzuführen, während welcher die Saros das Vorhersagen von Finsternissen gestattet. Die Sonnenfinsterniß am 29. Juni 1295 war partiell und nur am Nordpol zu sehen, ist also eigentlich nicht beobachtet, sondern mit Hilfe neuerer Mondtafeln berechnet worden. Geht man von dieser um fünf Perioden von 18 Jahren 11 Tagen weiter, so findet man eine Finsterniß, welche am 27. August 1367 in Nordeuropa als total beobachtet wurde; nach weiteren 13 Perioden finden wir eine 1601 in London als total beobachtet Verfinsterung der Sonne, worauf am 15. Mai 1836, daß ist 13 Sarosperioden von 1601 gerechnet, eine sehr große partielle Finsterniß in London gesehen wurde; den 10. August 1980 wird die Finsterniß central im Aequator sein, vorauf sie mit der partiellen Finsterniß am 30. September 2665 am Südpol die Erde verläßt. Es erlaubt demgemäß eine solche Sarosperiode auf etwa 1370 Jahre Sonnenfinsternisse vorauszusagen, wenn man auf die ganze Erde als Sichtbarkeitsgebiet Rücksicht nimmt. Für einen kleineren Raum wird naturgemäß das Verhältniß ungünstiger; allein hier wurde nur auf eine Finsterniß Rücksicht genommen; man könnte aber leicht zu einer jeden halbwegs größeren Finsterniß eine analoge Reihe auffinden, so daß sich also diese vielgerühmte indische Weisheit lediglich als ein simples Rechenexempel herausstellt. Für die Mondesfinsternisse ist das Vorhersagen durch die Saros etwas ungünstiger, indem der Zeitraum, während dessen sie Geltung hat, nur etwa 900 Jahre beträgt.

Wien. Karl Zelbr.

Kriegswissenschaft.

Neue Publikationen des preußischen Generalstabes.

Nach Beendigung des großen Werkes über den Krieg von 1870/71 hat sich unser preußischer Generalstab alsbald zur Herausgabe der „kriegsgeschichtlichen Einzelschriften" entschlossen. Es liegt dabei in der Absicht des Generalstabes besonders dem Umstande Rechnung zu tragen, daß in der Darstellung des letzten Krieges die einzelnen Ereignisse aus Rücksicht für die Uebersichtlichkeit des Gesammtverlaufes nicht immer so ausführlich behandelt werden konnten, als dies wünschenswerth erscheint. Es werden sich also die „kriegsgeschichtlichen Einzelschriften" hauptsächlich

mit der eingehenden Darstellung von besonders wichtigen Begebenheiten des Feldzuges von 1870/71 befassen. Indessen wird auch beabsichtigt, aus früheren Kriegen eine Reihe von Veröffentlichungen vorzunehmen, um dadurch eine richtigere Beurtheilung der Ereignisse und der an denselben betheiligten Personen zu ermöglichen. Die beiden ersten Hefte der „kriegsgeschichtlichen Einzelschriften"*) liegen uns zur Besprechung vor.

Der Inhalt des ersten Heftes ist folgender:

1) Die preußischen Kriegsvorbereitungen und Operationspläne von 1805.

2) Die Unternehmung des Detachements von Boltenstern im Loirethale am 26. und 27. December 1870.

Die erste Arbeit behandelt das Jahr 1805. Zunächst werden wir in einem kurzen Ueberblick in die Situation eingeführt, welche sich im Anfang Oktober 1805 in Deutschland herausgebildet hatte. Napoleon einerseits, Kaiser Alexander von Rußland andrerseits bemühten sich, Preußen auf ihre Seite zu ziehen. König Friedrich Wilhelm III. widerstand diesen Versuchen und befahl, um seiner Politik Nachdruck geben zu können, im September 1805 die Mobilmachung der ganzen Armee. Am 3. Oktober verletzten die Franzosen die Neutralität Preußens, indem sie in Ansbach einrückten, schon am 17. Oktober erfolgte die Kapitulation von Ulm als Frucht dieses brüsken Verfahrens.

Der Krieg zwischen Preußen und Frankreich erschien jetzt unvermeidlich. Sachsen und Hessen standen auf Seite Preußens, welches einstweilen Hannover besetzte; ein englisch-hannoversches Korps landete Anfangs November in Hannover, von Stralsund her rückten die Teten einer russisch-schwedischen Armee in Lüneburg ein.

Am 30. und 31. Oktober hatte Erzherzog Karl inzwischen die Schlacht von Caldiero gewonnen.

Napoleon ließ sich jedoch durch die Rüstungen Preußens nicht beirren. Er handelte freilich ganz anders, als man im preußischen Hauptquartiere vermuthete Der Herzog von Braunschweig glaubte, daß Napoleon entweder gegen die preußische Armee sich wenden oder aber sofort den Rückzug antreten müßte. Napoleon that weder das eine, noch das andre, sondern setzte vielmehr rücksichtslos seine Offensive auf Wien fort, um zunächst den Hauptgegner unschädlich zu machen. Auf so kühnen Entschluß war man im preußischen Hauptquartier nicht gefaßt, hier kannte man nur strategische Manöver und erhoffte alles von der Wirkung derselben. Am 13. November rückte Murat in Wien ein, am 20. November erreichte Napoleon Brünn. Die Arbeit fixirt nun in sehr übersichtlicher Weise die Stellungen, welche Franzosen, Oesterreicher, Russen, Preußen und Verbündete am 25. November einnahmen.

Leider war der mobile Theil der preußischen Armee:

126 200 Mann Infanterie
35 400 „ Kavallerie
und 420 Geschütze,

*) Berlin 1883. Verlag von E. S. Mittler und Sohn.

also eine recht ansehnliche Heeresmacht, in nicht weniger als 7 verschiedene Korps zersplittert, und zwar von Detmold bis Glatz.

Aus einer Betrachtung der beiderseitigen Kräftevertheilung im November 1805 geht zunächst hervor, daß die Situation für Napoleon sehr ungünstig war. Hätten die Verbündeten es vermieden, dem großen Schlachtenkaiser die Gelegenheit zu geben, ihnen bei Austerlitz eine entscheidende Niederlage beizubringen, wären sie vielmehr in der Richtung zurückgewichen, aus welcher die russischen Reserven erwartet wurden, dann konnte Ende December die Situation eine ganz andere sein.

In der Gegend von Breslau konnte sich die bisherige Hauptarmee der Oesterreicher und Russen befinden, verstärkt durch die Armee Benningsens und das oberschlesische Observationskorps der Preußen, in Summa rund 150 000 Mann.

Zwischen Bautzen und Dresden konnte die preußische Hauptarmee stehen, vereint mit den 3 Reservekorps und den Sachsen und Hessen, 150 000 bis 160 000 Mann stark.

Zur selben Zeit konnten in der Gegend von Minden 11 000 Preußen und 40 000 Russen, Engländer und Hannoveraner bereit stehen, gegen den Rhein oder nach den Niederlanden vorzugehen. Inzwischen hätte Erzherzog Karl Zeit gehabt, von Marburg aus, mit 80—90 000 Mann sich auf die 40 000 Mann Massenas zu stürzen, und es bleibt nicht ausgeschlossen, daß es diesem erfahrenen Feldherrn gelungen wäre, seinem bereits bei Caldiero überwundenen Gegner eine Katastrophe zu bereiten. Nirgends konnte dann Napoleon mit numerischer Ueberlegenheit auftreten. Seine Lage wäre eine verzweifelte gewesen. Vielleicht hätte sein Genie ihn dennoch aus dieser Gefahr gerettet, auch wären ja selbst bei einem unglücklichen Ausgange dieses Feldzuges die Hülfsmittel Frankreichs noch bei Weitem nicht erschöpft gewesen; immerhin steht soviel fest, daß der Gang der Ereignisse eine unberechenbar andere Richtung genommen haben würde.

Es kam leider anders.

Der militärischen Zersplitterung und übermäßigen Vorsicht entsprach nur zu sehr die zaudernde Politik Preußens. Auch hier kein energisches, zielbewußtes Handeln, kein Einsetzen aller Kräfte für Erreichung des Zieles. Auf der andern Seite sehen wir aber auch, wie Oesterreich lieber einen ungünstigen Frieden schließt und seine Verbündeten dabei ohne Umstände im Stiche läßt, ehe es Preußen den Triumph gönnt, einen entscheidenden Einfluß auf die Lage der Dinge auszuüben.

Die Arbeit behandelt die Ereignisse bis zur Beendigung des Krieges, die Verhandlungen Preußens mit Frankreich in klarer, anschaulicher Weise. Die beigefügten beiden Karten in Buntdruck erleichtern das Verständniß der Situation recht wesentlich.

Schließlich möchten wir noch eine Bemerkung machen. Was würde wohl heute in der öffentlichen Meinung von der preußischen Armee von 1805 gelten, wenn selbst ein mittelmäßiger preußischer Heerführer dem gewaltigen Schlachtenkaiser im Jahre 1805 ein Ziel gesetzt, vielleicht ihm sogar eine entscheidende Niederlage bereitet hätte? Würde nicht noch heute alle Welt voll Bewunderung derselben Armee sein, welche man ein Jahr später so furchtbar verurtheilt hat? War es

Schuld dieser Armee, daß man weder sie, noch die günstige Situation zu benutzen verstand? Wie parteiisch urtheilt selbst heute noch mancher Gebildete über jene Tage? Wie viel Unrecht thut man noch immer der damaligen preußischen Armee? Die zweite Arbeit behandelt eine der interessantesten Unternehmungen, welche der Feldzug von 1870/71 auf dem Gebiete des kleinen Krieges aufweist. Es ist eine wahre Freude die Thaten des kleinen Detachements des Oberstlieutenant von Boltenstern zu lesen.

Eine kurze Einleitung macht uns mit der Situation bekannt, wobei einige interessante Streiflichter auf die zu jener Zeit nicht eben günstige Stärkeverhältnisse der deutschen Truppen an der Loire geworfen werden. Die Lage der Dinge auf französischer Seite wird dann besprochen und schließlich zu der Beschreibung der Expedition selbst übergegangen. Diese Beschreibung ist sehr eingehend, dabei doch völlig klar und übersichtlich gehalten; es würde uns zu weit führen, wenn wir den Inhalt auch nur kurz angeben wollten. Zudem lohnt es sich wahrlich der Mühe, die kleine Schrift selbst zu lesen. Das Resumé ist kurz folgendes: Zwei schwache deutsche Bataillone, eine Eskadron und zwei Geschütze unternehmen eine weit ausgreifende Rekognoscirung; der Feind ist durch Landeseinwohner über alles unterrichtet und dabei etwa 8mal so stark, als das deutsche Detachement. Dennoch führt dieses zunächst seinen Auftrag aus, findet dann aber den Feind auf seiner Rückzugslinie. Mit brillanter Bravour durchbricht es den Feind, bringt ihm dabei weit größeren Verlust bei, als es selbst erleidet, nimmt ihm sogar noch 10 Offiziere, 230 Mann Gefangene ab und bringt schließlich diese, sowie etwa 40 mitgenommene Geißeln siegreich nach Vendôme in Sicherheit.

Eine Uebersichtskarte nnd eine Skizze sind beigefügt, welche letztere die genaue Einzeichnung der Truppen für den entscheidenden Moment des Gefechts enthält. —

Das zweite Heft der „kriegsgeschichtlichen Einzelschriften" hat folgenden Inhalt:

1) Aus dem kriegsgeschichtlichen Nachlasse Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen August von Preußen.

2) Der Ueberfall bei Fontenoy sur Moselle am 22. Januar 1871.

Die erste Arbeit enthält eine Menge von Aufzeichnungen des Prinzen August von Preußen. Dieselben umfassen den Antheil, den dieser Prinz an den Feldzügen von 1806, 1813, 1814 und 1815 genommen hat. Diese Aufzeichnungen sind ebenso interessant wie lehrreich. Es geht aus allen Berichten des Prinzen hervor, daß er selbst alle Eigenschaften besessen haben muß, welche von einem Truppenführer verlangt werden können. Von besonderer Bedeutung sind aber diese Berichte, weil der Prinz sich niemals scheut, die Dinge bei ihrem richtigen Namen zu nennen. Seine Gefechtsberichte nehmen 55 Seiten ein. Wir möchten behaupten, daß man aus diesen 55 Seiten ein klareres Bild über die Ereignisse, namentlich aber über den Zustand der Truppen und den Werth ihrer Führer gewinnt, als aus manchem umfangreichen Werke, welches demselben Thema hunderte von Seiten widmet. Es ist wirklich Kriegsgeschichte, was wir da lesen; das sind keine schöngefärbten, diplo-

matisch sich windenden Gefechtsrelationen, welche vor allem das Bestreben haben, nur ja Niemanden zu kompromittiren oder gar zu verletzen; nein, das ist eine einfache, ungeschminkte Beschreibung der Thatsachen, so wie sie in Wirklichkeit sich vollzogen haben. Von hohem Interesse ist das, was der Prinz über die Schlacht von Auerstädt sagt, sowie über den Rückzug bis zu seiner Gefangennahme bei Prenzlau. In der That das war ein preußischer Prinz, ein ächter Hohenzoller! Und die bescheidene Weise, in der er schreibt, dient thatsächlich nur dazu, seinen eigenen Ruhm in um so höheres Licht zu stellen, gerade je weniger er selbst seine eigene Person in den Vordergrund treten läßt. Nicht minder werthvoll sind die Berichte des Prinzen aus den Freiheitskriegen. Ueberall kurz, echt militärisch, scharf durchdacht, von herrlicher Klarheit. Es ist ein Genuß solche Berichte zu lesen. Sehr bedeutungsvoll sind die Bemerkungen des Prinzen über den Belagerungskrieg, welche er als Resultat der von ihm durchgeführten zahlreichen Belagerungen niedergeschrieben hat. Wenn auch seit 1815 sich im Festungskriege großartige Veränderungen vollzogen haben, so bleibt dennoch recht vieles von dem, was der Prinz sagt, auch für heutige Verhältnisse vollkommen zutreffend.

Möchten doch diese Berichte des Prinzen in der Armee recht eifrig gelesen werden, das wünschen wir von Herzen.

Wir hoffen übrigens, daß recht bald neue Veröffentlichungen aus jener Zeit folgen möchten, namentlich aus den Jahren 1806 und 1807. Noch vieles bleibt hier aufzuklären und wir haben wahrlich so viel Ruhm geerntet, in alten und in neuen Tagen, daß wir ohne jede Scheu an das einzige große nationale Unglück herantreten können, welches unsere Geschichte aufzuweisen hat. —

Die letzte Arbeit behandelt ein Ereigniß, welches, wenn früher eingetreten, der deutschen Heeresleitung recht unbequem werden konnte. Wie in der Einleitung gesagt wird, wirft die Vorbereitung und der ganze Verlauf der Unternehmung ein Streiflicht auf die im Allgemeinen weniger bekannten Verhältnisse im Rücken der großen Feldarmeen. Zunächst beschäftigt sich die Arbeit mit der Vorgeschichte des Ueberfalls von Fontenoy, geht dann zu einer Beschreibung der Verhältnisse auf deutscher Seite über, um schließlich die Unternehmung selbst zu beleuchten. Dies geschieht in so eingehender Weise, daß man ein vollkommen klares Bild über alle einschlägigen Verhätnisse gewinnt. Die Unternehmung selbst ist hochinteressant und wird bis in alle Details so genau beschrieben, daß man über dieselbe kaum noch besser orientirt werden kann. Auch die Störung, welche durch die Zerstörung der Moselbrücke, in dem Bahnbetriebe für die Deutschen erwuchs, sowie die Wiederherstellungsarbeiten werden sorgfältig dargestellt. Eine Uebersichtskarte dient zur Orientirung.

Wir können nur unser Urtheil dahin zusammenfassen: Es dürfte schwer sein, in 23 Seiten (soviel zählt die Schrift) zutreffender und klarer ein so wichtiges Unternehmen zu schildern.

Eins aber geht klar aus der Arbeit hervor, nämlich der kolossale Vortheil, den für alle Unternehmungen des kleinen Krieges die Partei hat, welche im eigenen Lande Krieg führt und sich auf die Unterstützung der Landeseinwohner auch wirklich verlassen kann.

Wenn wir zum Schluß unserer Besprechung einen Wunsch aussprechen dürften, so wäre dies folgender. Die Rücksicht auf Uebersichtlichkeit und Kürze hat bei der Redaktion des Generalstabswerkes über den Feldzug von 1870/71, namentlich bei der Beschreibung des Kampfes gegen die französische Republik, leider nicht gestattet, bei manchen Verhältnissen eingehender zu verweilen. So wird z. B. über Organisation, Stärkeverhältnisse, Bewaffnung, und innere Zustände der Massenaufgebote Gambetta's im Generalstabswerk verhältnißmäßig nur wenig Material gebracht. Dennoch ist das klägliche Scheitern so riesenhafter Anstrengungen um so interessanter, als es noch immer Köpfe giebt, in denen über die Vortheile eines Milizsystems abenteuerliche Vorstellungen spuken. Mittlerweile sind auch von französischer Seite zahlreiche Veröffentlichungen erschienen, welche ausreichendes Material für die Beurtheilung aller dieser Verhältnisse liefern dürften. Ebenso sind wir über die Verluste der Franzosen in den Schlachten und Gefechten noch sehr im Unklaren. Wer aber wäre berufener in diese Unklarheiten Licht zu bringen, als unser Generalstab? Möchte er sich dazu entschließen, diese noch vorhandene Lücke auszufüllen.

Die Geschichtsschreibung und das deutsche Publikum würden sicherlich dem Generalstab Dank wissen.

Kleine Revuen.

Roman-Literatur.

Da mahnt Tag für Tag und Jahr aus Jahr ein, ein großer und nicht der schlechteste Theil der Kritik unsere Dichter, sich ihre Stoffe nicht aus jenen entlegenen Kulturperioden zu holen, welche mit dem Denken und Empfinden unseres Jahrhunderts, unserer Nation, in wenigen Fällen durch äußere, niemals aber durch innere Fäden verknüpft sind, sondern in das warm pulsirende Leben der Gegenwart hineinzugreifen, oder bei der Auswahl historischer Motive nur solche zu berücksichtigen, welche es ermöglichen, unserer Zeit im Bilde einer anderen das eigene wiederzuspiegeln — vergebens, sie redet in den Wind wie der Prediger in der Wüste, und die in Deutschland bisher unbekannte Höhe der Auflage von jeder Novität, die Ebers oder Dahn mit Hilfe ihrer wohlgefällig lächelnden Sosien auf den Büchermarkt werfen, widerlegt sie einstweilen besser, als alle Philippiken ihrer literarischen Gegner. Kaum läßt Felix Dahn in „Bissula" den zweiten der mit „Felicitas" begonnenen Serie seiner kleinen Romane aus der Völkerwanderung erscheinen (Leipzig, Breitkopf & Härtel), so liegt derselbe auch bereits in fünfter Auflage vor uns. Mit dieser Thatsache wollen wir rechnen, und uns an dem Schönen und Guten erbauen, was diesem glänzenden Erfolge zu Grunde liegen muß, ohne uns in trübsinniger Verbissenheit auf kritische Prinzipien zu steifen, und über das Einzelwerk den Stab zu brechen, weil wir in der gesammten Richtung ein Heil für unsere Literatur nicht zu erblicken vermögen.

Saturninus, der rauhe Kriegsmann, an dessen Wiege keine der Pieriden gestanden, fragt seinen Mitfeldherrn Ausonius, den Dichter der „Mosella", mit dem er ausgezogen ist, die Alemannen zu bekriegen, gelegentlich eines politisch-literarischen Gespräches: „Gelehrsamkeit — gehört die in die Poesie?" und Dahn läßt seinen Ausonius im Eifer des

Gespräches den bissig-kritischen Einwurf überhören. Auch wir wollen uns eine eingehende Beantwortung desselben ersparen; wie Rudolf Gottschall irgendwo sagt, daß jede Geschichte ihre Moral haben müsse, sie dürfe nur nicht stets hinten heraushängen, wie ein seidenes Taschentuch, so meinen wir auch, daß Gelehrsamkeit, wenn auch nicht im Sinne einer pedantischen Philologie, den Dichter ziert und fördert, daß ihm die höchsten Ziele ewig verschlossen bleiben müssen, falls er nicht jedes Wort schreibt, „bewaffnet mit der ganzen Bildung seines Jahrhunderts", daß er aber mit seinem Wissen nie an der unrechten Stelle prahlerisch prunken soll und daß der Qualm und Dunst der nächtlichen Lampe, bei welcher der Gelehrte über seinen Folianten sitzt, nicht in die reinen Aetherhöhen dringen darf, in denen des Dichters gottbegeisterte Hand die Leier spannt. Von allen seinen Mitstrebenden ist es neben Freitag zweifellos Dahn am besten gelungen, die Erinnerung an den ganzen umfangreichen gelehrten Apparat, welcher die nothwendige Voraussetzung seiner Dichtungen bildet, zu verwischen. Was er erzählt, giebt sich mühelos in flotter, frischer, lebendiger Art, und so folgen wir ihm gern in den Kampf, den im Jahre 378 unserer Zeitrechnung Römer und Alemannen an den herrlichen Ufern des Bodensees um Herrschaft und Freiheit kämpften. Der geschichtsphilosophische Zug tritt in „Bissula" gegen „Felicitas" oder den „Kampf um Rom" in den Hintergrund; Dahn betont diesmal mehr das kulturhistorische, noch mehr das ethnographische Element und ist in seiner Schilderung alemannischer Sitten und Gebräuche (Buch II, Kap. 20 ff.), in der Verlebendigung dieses kampfesmuthigen, freiheitstrotzigen, edelsinnigen Volkes in charakteristischen Gestalten ebenso glücklich, wie in der Führung der mit dramatischer Spannung entwickelten Handlung und in der Darstellung der landschaftlichen Szenerie und der leidenschaftlich bewegten Kampfszenen. Der Sturm der Alemannen auf das Römerlager ist von einer Anschaulichkeit und Plastik, wie sie nur der Hand des Meisters gelingen können. Auch die Charaktere sind gut herausgearbeitet und wirksam kontrastirt; hier der eitle aber ehrliche und im Grunde herzlich unbedeutende Ausonius, der ritterliche Saturninus, der flüchtiger behandelte heimtückische Herkulanus, dort die Heldengestalten des greisen Heriobald, des feurigen Adalo, des jugendfrischen Sippilo und dazwischen die rothhaarige Eichkatze Bissula, die nach Art unserer Naiven, allerdings in Schlachtgewühl und Todesnoth ihr Herz entdeckt, das alles sind Figuren voll individuellen Lebens, deren Aufeinandertreffen eine ganze Reihe dramatisch hochbewegter Szenen herbeiführt. So verstehen wir den schnellen Erfolg des Romans vollkommen und dürfen ihn dem Autor um so eher gönnen, als er vor Andern, die auf ähnlichem Felde pflügen, jedenfalls auch den Vorzug voraus hat, nie langweilig, trocken und doktrinär zu werden. Im Gegensatze dazu geht freilich seine Sprache immer auf Stelzen, Kriegsknechte und Heerführer, Freie und Sklaven, Greisinnen und Kinder reden in demselben hohen Ton und es würde uns kaum befremden, wenn plötzlich die zottige Bärin Bruna, welche einen bedeutenden Motor der Handlung bildet, sich in tiefsinnigen Stabreimen zu äußern begänne. Nebenbei bemerken wir, daß Dahn dem Ausonius ein Alter von 52 Jahren zuertheilt. Nun spielt aber die Geschichte im Jahre 378 und Ausonius wurde im ersten Jahrzehnt des 4. Jahrhunderts, etwa 309, geboren. Bei einem neunundsechzigjährigen Greise wäre allerdings die bei dem Zweiundfünfziger noch erklärliche Liebesgluth für Bissula einigermaßen befremdlich gewesen. Ueberdies ist in dem Ausonius Dahn's der Verfasser des „Cento nuptialis" nicht zu erkennen. Den Witz von den „Gegen"-menschen und „Mit"-menschen auf S. 428 hätten wir ohne Bedauern vermißt.

Von der Alp zur Ostsee führt uns der ja auch als Schriftsteller bereits in verschiedenen Richtungen thätig gewesene ehemalige Kontre-Admiral Reinhold Werner

in seiner wenn wir so sagen dürfen kulturhistorisch=nautischen Erzählung: „Der Peter von Danzig" (Berlin, Otto Janke). Dieselbe beginnt im Jahre 1465 und schildert die Kämpfe der Hansa und speziell der Danziger Flotten mit Dänen, Engländern und Franzosen. Held der Erzählung ist der Pflegesohn des Danziger Mündemeisters Bockelmann, Paul, ein Findling, der nach harten Kämpfen und glänzenden Siegen allen Vorurtheilen zum Trotz das schöne Danziger Patrizierkind Elisabeth zum Altar führt. Daß es der Verfasser für nothwendig gehalten hat, seinen Helden von dem Makel der Findlingschaft durch eine verwickelte Familiengeschichte zu reinigen, deren breite Ausmalung am Schlusse in die sorgfältig konstruirte Architektonik der Handlung ein störendes und verzögerndes Moment bringt, wollen wir ihm um so weniger verargen, als der Standpunkt einer gesunden Moral, wonach es im Leben nicht auf die Geburt, sondern auf Charakter und Leistungen ankommen sollte, ohnehin zu seinem Rechte kommt. Der Glanzpunkt des Romans sind die Schilderungen aus dem Seewesen jener Zeit, an denen der Fachmann wie der Laie seine Freude haben wird. Dagegen wird die gewiß sehr dankbare Ausmalung der Danziger Lokalverhältnisse einigermaßen vernachlässigt, und der Verfasser wirft manches Bild, zu dem ihm die architektonischen und landschaftlichen Reize Danzigs und seiner Umgebung, das bunt bewegte Treiben seines Handels und Wandels, die Ueppigkeit und Pracht seines Patriziates, die seltsame Mischung seiner Bevölkerung die sattesten Farben geboten hätten, nur in flüchtigen Umrissen hin. Das ist eine Enthaltsamkeit, die wir um so lebhafter bedauern, als Werner in seinen Schilderungen des Meeres, des Matrosenlebens, der Seegefechte überall einen sichern Blick für das Charakteristische und ein starkes descriptives Talent bekundet.

Eine durch besondere psychologische Feinheit ausgezeichnete Erzählung auf historischer Grundlage begrüßen wir in Conrad Ferdinand Meyer's Novelle: „Das Leiden eines Knaben" (2. Auflage. Leipzig. Haertel), in welcher die Schicksale eines jugendlichen Sohnes des Marschalls Boufflers, der seelische Prozeß, welcher sich in diesem geistig schwach beanlagten, aber mit eiserner Willenskraft, starkem Ehrgefühl und tiefem Gemüthe ausgestatteten Knaben vollzieht und ihn psychisch und physisch zu Grunde richtet, in ergreifender Weise geschildert werden. Ein glänzendes Talent scharf ausgeprägte Individualitäten mit wenig Strichen zu charakterisiren bewährt der Autor in den Gestalten Ludwigs XIV., der Maintenon, des Marschalls Boufflers, des Leibarztes Fagon, des Thiermalers Mouton mit seinem gleichnamigen Pudel, und die Väter der Gesellschaft Jesu werden wenig erbaut sein von der unerbittlichen Schärfe, mit welcher er in der Figur des Paters Letellier, in der Schilderung des Treibens im Jesuitenkolleg ihren ebensowohl unmoralischen wie im innersten Grunde unreligiösen Maximen den Spiegel vorhält. Wir empfehlen diese fein ziselirte Erzählung der Beachtung unserer Leser; sie gehört zu den Delikatessen auf dem literarischen Weihnachtstisch, und wenn wir etwas auszusetzen hätten, so wären es nur einzelne Mängel der Form, wie wir sie schon in der ersten Auflage der „Gedichte" (Deutsche Revue 1883 VIII.) betont haben. So deklinirt Meyer hartnäckig „des Bauers" statt „des Bauern," so schreibt er von „einer in der Provinz begegneten Geschichte;" so finden wir inmitten der elegantesten Stilführung „drinne" für „darin;" so gestattet er sich Wortbildungen wie: „diese Maximen beelendeten die Gräfin" und setzt für „es kam mir hart an:" „es kostete mich." Doch das sind Sonnenflecken und wir freuen uns, daß wir einzelne derselben in der freudig zu begrüßenden zweiten Auflage der „Gedichte" (Leipzig, ebenda) ausgelöscht finden. Im Uebrigen verweisen wir auf unsere eingehende Besprechung der Sammlung in der oben angezogenen Nummer dieses Blattes. Die zweite Auflage ist um etwa einen Bogen

vermehrt und mit einem vortrefflichen Portrait des Dichters geschmückt worden. Wir hoffen, daß dieser seinem Werth und seiner Bedeutung nach in immer weiteren Kreisen Anerkennung finden möge. Wenn einer, so ist er im Stande, unserer vielleicht mit Unrecht in Mißkredit gerathenen Lyrik auch in der Achtung der Ernstesten aufzuhelfen.

Was uns sonst an historischen Novellen und Romanen vorliegt: „Peire de Cinqtors“ von K. E. Edler, Wien, Paul Faesy, (spielt in Aquitanien zur Zeit Ludwigs VII. von Frankreich); „Ein Zug nach Rom“ von Ludwig Ronne, Stuttgart, Bonz, (behandelt den bekannten Zug des Connetables von Bourbon) und „Truggold“ von Rudolf Baumbach, dem fröhlichen, liederreichen, fahrenden Gesellen, Berlin, Albert Goldschmidt (erschien in erster Auflage unter dem Autornamen Paul Bach, spielt im Deutschland des 17. Jahrhunderts und handelt vom Truggold der Alchemie und dem echten Gold der Liebe) behalten wir uns zur Besprechung in den literarischen Berichten vor. In dieselbe Gattung gehören auch noch „der Sülfmeister“ von Julius Wolff und „Prusias“ von Ernst Eckstein, die uns bis zum Abschluß dieses Heftes indeß nicht vorliegen.

Was den Egyptern recht, ist den Japanesen billig, und es darf uns nicht befremden, wenn Schriftsteller die bequeme und beliebte Form des Romans wählen, um die Erfahrungen, die sie von fremden Menschen, Städten und Sitten gesammelt, literarisch zu fixiren. Der trotz alledem noch immer starke kosmopolitische Zug des Deutschen, gewiß nicht die unedelste seiner Eigenschaften, läßt ihn sich mit besonderer Liebe und lebhaftestem Interesse in die Anschauungen und Gewohnheiten entlegener Völkerstämme vertiefen; das beweist sowohl die stattliche Zahl unserer vortrefflichen geographischen und ethnographischen Zeitschriften wie die noch immer in Blüthe stehende Pflege des exotischen Romanes, als dessen glänzendster Vertreter in unserer Literatur Charles Sealsfield genannt werden muß. Indem wir uns die Besprechung der beiden, bei Osiander in Tübingen erschienenen Bände von H. Keller-Jordan: „Mexikanische Novellen und „Roderich Wallner, eine Erzählung aus der vorkaiserlichen Zeit in Mexiko“ vorbehalten, gehen wir heute nur auf den japanischen Roman der Jetztzeit ein, den C. W. Brauns unter dem Titel: „Die Nadel der Benten“ bei Otto Janke in Berlin veröffentlicht hat.

Der Kampf zwischen liberaler und reaktionärer Weltanschauung, welcher die ganze Kulturwelt bewegt, ist, wenn auch mit etwas veränderten Voraussetzungen und Zielen auch in dem großen Inselreiche des Ostens lebendig, und: „Hie Altjapan!“ — „Hie Jungjapan!“ schallt es in den Reihen der Streitenden. Wem der endliche Sieg zu fallen wird, ist dort wie hier nicht zweifelhaft; einstweilen ist es von höchstem Interesse, an der Hand eines kundigen Beobachters den Peripetien jenes heißen Ringens zuzuschauen. Ein solcher Beobachter ist Brauns, der in langem Aufenthalte in dem merkwürdigen Lande sich eine Summe von Kenntnissen des öffentlichen und privaten Lebens angeeignet hat, wie sie nur wenige Europäer besitzen dürften, und diese in geschmackvoller und anregender Form vor uns ausbreitet. Der große Kampf, der sich in den letzten Jahrzehnten in Japan um die weltliche Macht abgespielt hat, wird in seinem Buche nur gestreift; ihm kommt es, neben einer genauen Schilderung des intimen häuslichen, wie des Volkslebens vorzüglich auf den Nachweis der Schwierigkeiten an, welche der Umgestaltung Japans zu einem Kulturstaate im Sinne der westlichen Kontinente entgegenstehen, sowie auf die Andeutung der Bahnen, in welchen sich diese Umgestaltung entwickeln wird. Er betont ausdrücklich, daß seine Charaktere nicht auf einzelnen Persönlichkeiten basirt seien, sondern daß er sie aus den mannigfaltigen Typen, die er sorg-

fältig beobachtet, abstrahirt habe. Die Allgemeincharakteristik, die er von dem japanischen Volke giebt, und die zweifellos zutrifft, macht uns ohne Weiteres die Größe der oben angedeuteten Schwierigkeiten klar. Er sagt: „Einstweilen ist der Japaner, dem die Natur ihre Gaben in unerschöpflicher Fülle spendet . . . sorglos und friedlich, ein echtes Kind dieser Natur. Vergnügt lebt er aus einem Tag in den andern hinein und verschmäht es, über die Grenzen seiner Habe, mag sie groß oder klein sein, hinauszuschauen in sein wunderbares Land, das unendlich mehr Reichthum spenden könnte, wenn er mit wahrer Liebe und Ausdauer sich ihm widmen wollte. . . . Es erscheint ihm höchst thöricht, eine einzige Minute köstlicher, althergebrachter Ruhe an Probleme zu verschwenden, deren Früchte möglicher Weise erst kommende Generationen kosten werden.“ Diesen Quietismus, den Feind jeglichen Fortschrittes, gilt es zu überwinden, es gilt den schwierigsten aller Kämpfe gegen den würdig alten Hausrath, gegen die Amme Gewohnheit, und Brauns führt uns mitten hinein in diesen Kampf, den Magutschi, ein mit europäischer Bildung gesättigter, aber fest im nationalen Boden wurzelnder vornehmer Japaner mit eiserner Energie aufgenommen hat und in welchem es sich in erster Linie um die Stellung der Frau und die Ehe handelt. Wir können den Leser nicht in Einzelheiten einführen, und begnügen uns auf das hochinteressante Buch, das nebenher ein spannender Roman ist, aufmerksam zu machen. Ein glänzendes Talent entwickelt der Verfasser in landschaftlichen Schilderungen wie in der Darstellung von großen Festen und zeremoniellen Akten; wir heben in dieser Beziehung nur das Hanabi-Fest und die Audienz bei der Königin nebst der sich daran schließenden Theatervorstellung hervor. Freilich unterscheidet sich diese Vorstellung wesentlich von jenen, die uns Hildebrandt schildert, aber unser Autor sieht die Dinge nicht mit den Augen des Humoristen, sondern mit denen des Kulturhistorikers und Politikers, und so erklärt sich der Unterschied, ohne daß man dem einen oder dem anderen willkürliche Färbung vorwerfen dürfte. Im Ganzen machen Brauns' Schilderungen durchaus den Eindruck der Echtheit.

Eine Reihe sehr fein ausgeführter Charakterbilder aus den führenden politischen Kreisen der Vereinigten Staaten enthält die Novelle „Demokratisch“, welche bei K. Koenitzer in Frankfurt a. M. in einer leider mit Anglicismen gespickten und nichts weniger als gelenken Uebersetzung erschienen ist und bereits in dritter Auflage vorliegt. Der Verfasser steht den Dingen dieser Welt, zum mindesten der Politik, sehr pessimistisch gegenüber, und wenn man ihm glauben wollte, wäre der große Freistaat jenseits des Ozeans unrettbar der Korruption verfallen. Wir kennen die Geschichte der politischen Rinks, die in New-York und Washington ihr Wesen treiben, aber wir sind nicht minder davon überzeugt, daß das große Gemeinwesen mit seinen unerschöpflichen Hilfsquellen und seiner tüchtigen Volkskraft diese schlechten Elemente über kurz oder lang ausscheiden wird, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen. Als politische Streitschrift ist diese pamphletartige Novelle zweifellos an ihrem Platze; zum Maßstabe der Beurteilung der jenseitigen Zustände möchten wir sie aber nicht nehmen. Gewissenlose Streber, wie Ratcliffe, giebt es zudem nicht blos in der Union, und sie spielen auch anderwärts ihre bedeutende Rolle. Sehr fein gezeichnet ist der weibliche Hauptcharakter, Mrs. Lee, es ist ein wahrer Genuß, dieses mit sauberster Technik ausgeführte Portrait voller Geist und Leben zu studiren. Ein besonders ergötzliches Kapitel schildert einen Besuch in Mount Vernon, dem Wohnort Washingtons. Die Sprache des Verfassers ist außerordentlich geistreich, nur scheinen viele seiner besten Pointen in der Uebersetzung nicht zu ihrem Rechte zu kommen.

Als politischen Roman kündigen sich an: „Die Grafen von Altenschwerdt“

von August Niemann. (Leipzig. Grunow) Die drei starken Bände eröffnen eine „Grenzbotensammlung", welche sich in ihrem Inhalte der Tendenz der genannten Zeitschrift anschließen soll, damit das Publikum „vertrauensvoll" zu den Bänden greifen dürfe. Nun, wenn diese Sammlung die sehr einseitige Tendenz der ‚Grenzboten' vertreten soll, so dürfte auch das Vertrauen des Publikums nur ein sehr einseitiges bleiben, und wir bedauern lebhaft, daß eine zweifellos so bedeutende Leistung, wie dieser Roman Niemann's, durch die tendenziöse Rubrizirung von vornherein in ein falsches Licht gerückt wird. Wir kommen auf das Werk noch eingehend zurück, ebenso wie auf Tschernyschewsky's Roman „Was thun", den Brockhaus in deutscher Uebertragung veröffentlicht hat.

Von Werken, die Fragen der modernen Gesellschaft behandeln, liegen uns ferner vor: „Ein Problem", Roman von Gerhard von Amyntor, (Basel, Felix Schneider); „Marianne" und „Sphinx Atropos", Novellen von Emil Taubert. (Berlin, Walther u. Apolant); „Lou", Roman von A. von Roberts (Dresden H. Minden); „Bergluft", Hochlandsgeschichten von L. Ganghofer (Stuttgart, A. Bonz u. Co.) und „Vom alten Stamm", Roman von Wilhelm Jensen (Otto Janke, Berlin). Einzelnen dieser Werke, sowie den neuesten Erzählungen von Hermann Heiberg u. A. werden wir noch eine eingehende Betrachtung widmen. Jedenfalls steht fest, daß für das Lesebedürfniß überreich gesorgt ist.

Literarische Berichte.

Zur Geschichte und Charakteristik Friedrichs des Großen. Von Dr. Eduard Cauer. Breslau. E. Trewendt.

Diese Sammlung vermischter Aufsätze und Vorträge des kürzlich gestorbenen Stadtschulrathes Eduard Cauer in Berlin wird mit einer vortrefflichen Biographie desselben aus der Feder von Ernst Hermann eingeleitet. In Cauers Bildungsgange wie in seinem Familienleben spiegelt sich ein gutes Stück unserer gesammten geistigen und gesellschaftlichen Entwickelung. Wir können bei der Lektüre der überaus fesselnden und interessanten Arbeit schwer das Bedauern darüber unterdrücken, daß jene Familienkreise, die wie Cauers Elternhaus und später sein eigenes mit idealem Sinn sich dem Kultus alles Guten und Schönen widmeten, Familienkreise, in denen neben echter Herzenswärme Geist und wissenschaftliches Interesse lebendig waren, und wie sie namentlich die Berliner Gesellschaft in der Mitte des Jahrhunderts vielfach aufzuweisen hatte, im Aussterben begriffen scheinen. Es kommt uns wieder einmal schmerzlich zum Bewußtsein, daß die Materie über den Geist gesiegt hat und daß die moderne Gesellschaft oberflächlich und genußsüchtig geworden ist. Und da dieses Bewußtsein nicht ohne Heilkraft sein dürfte, möchten wir unsern Lesern die Lektüre dieser Biographie recht dringend ans Herz legen, ebenso dringend, wie jene der Cauer'schen Aufsätze, die sämmtlich ein Lieblingsthema des Autors, die Geschichte und Persönlichkeit Friedrichs des Großen von verschiedenen Seiten aus behandeln. Cauer's philosophisch geschulter Geist fand in der Beschäftigung mit den historischen Wissenschaften sein fruchtbarstes und bestes Feld, und die preußische Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts war sein Spezialfach. Seine Darstellung ist ebenso klar, wie elegant, das Gefüge einer Beweisführungen streng logisch und lückenlos, seine Begeisterung für seinen Stoff zwingt auch den Leser unter ihren Bann, und schon vom rein schriftstellerischen Standpunkt betrachtet, gehören seine Arbeiten zu den besten historischen Essay's, die wir besitzen. Bezüglich der einzelnen Aufsätze, die ja kein Ganzes, sondern nur Beiträge sein wollen, verweisen wir auf das Buch selbst, dem als dankenswerther Anhang eine Uebersicht der literarischen Thätigkeit Cauer's beigegeben ist. T.

Scherzgedichte von Johannes Trojan. Leipzig. A. G. Liebeskind.

Trojans dichterische Persönlichkeit haben wir in der literarischen Revue des Novemberheftes gewürdigt. In diesen „Scherzgedichten", die wir zum größten Theil als liebe alte Bekannte aus Kladderadatsch-Kalendern und Witzblättern begrüßen, zeigt er sich uns von seiner schalkhaftesten Seite. Hervorheben wollen wir hier nur noch die außerordentliche Meisterschaft in der Form und das glänzende Talent der Parodie. Stücke, wie „des Edlen von Strolzach Ausfahrt", sind geradezu mustergiltige Proben

ihrer Gattung, deren heiterer, siegreicher Komik nur ganz von Humor verlassene Gemüther Widerstand leisten können. Bessere Hexameter, als im „Krieg an der Ostsee“, sind in deutscher Zunge schwerlich je gedichtet worden, und wen die Abtheilungen „Wanderklänge“, „Naturwissenschaft und Technologie“, wen Lieder wie das vom „neuen Körper“, vom „Gummibaum“ nicht in den Zustand behaglichsten Ergötzens versetzen, der mag sich selbst bedauern, aber nicht den Dichter schelten, der, wie er selbst sagt, in dieser Sammlung „höchst aparte Pflanzen“ zum Strauß gebunden.

Nur den Freunden solcher Blüthen
Wagt er es sie anzubieten.
Wer daran nicht hat Vergnügen,
Geh' vorbei und laß sie liegen. T.

Luther-Lieder und Sprüche. Der singende Luther im Kranze seiner dichtenden und bildenden Zeitgenossen. Eine Jubelgabe zu Dr. Mart. Luthers 400jähr. Geburtstage eingeleitet von Emil Frommel. Mit Randbezeichnungen und Handrissen von Albr. Dürer und Luc. Kranach. Berlin 1883. Hofbuchhandlung H. J. Meidinger.

„Luther und kein Ende“, so kann die protestantische deutsche Welt in diesem Jahre des Lutherjubiläums fröhlich ausrufen, denn ohne Ende scheinen die Anregungen zu sein, welche das Leben und Wirken dieses großen deutschen Mannes giebt. Weniger seine kirchengeschichtliche und konfessionelle Bedeutung ist es, als die persönliche, soziale und poetische Wirksamkeit des vielseitigen rastlosen Mannes, welche Forscher und Laien anzieht. Eine Gabe, die auf allseitigen Willkomm zu rechnen hat, führt uns der rühmlichst bekannte Hofprediger und Volksschriftsteller Emil Frommel vor; den Liederdichter, den Poeten Martin Luther, den Begründer unseres deutschen Kirchenliedes in Gemeinschaft mit seinen dichtenden Zeitgenossen Selnecker, Nicolaus Decius, Dedekind, Justus Jonas, Ringwaldt, Hans Sachs, Hutten und zahlreichen anderen protestantischen Poeten, deren Dichtungen nach den Texten des evangelischen Kirchenjahrs eingeordnet sind. Daran schließt sich eine Sammlung kerniger Luther-Sprüche, deren echte Weisheit noch jetzt ihren Werth nicht verloren hat. Biographische Notizen über die Dichter und Künstler bilden das Ende. Die ganze Sammlung erhält ihren Hauptschmuck durch gute Wiedergabe der Randzeichnungen Albrecht Dürers zu Kaiser Maximilians Gebetbuch, die allerdings nicht immer in offenbarem Zusammenhang mit dem Inhalt der eingerahmten Lieder stehen, aber doch überall von evangelischem Geist durchdrungen sind und dieselbe Mannigfaltigkeit der Gedanken bei aller Einfalt der Formen aufweisen, wie die Lieder selbst. Von Lucas Kranach sind das Lutherbildniß und einige weniger bedeutende Ornamente verwendet. Das ganze Buch ist möglichst im Geist des 16. Jahrhunderts ausgestattet. W.

Das Schatzhaus des Königs. Ein Roman aus dem alten Aegypten von Wilhelm Walloth. 3 Bde. Leipzig. W. Friedrich.

Mit Grausen nimmt der Literarhistoriker historische Romane zur Hand, zumal wenn sie auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Boden Aegyptens spielen. Im Allgemeinen gilt ja über diese sogenannten geschichtlichen Bilder vergangener Zeiten Goethes Wort:

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist.

Allein der historische Roman ist Modesache, also ist er berechtigt. Walloth scheint nach dem Sinnspruch auf dem Titelblatt den historischen Roman höher auffassen zu wollen, er verspricht die Behandlung der Judenfrage im ägyptischen Gewand. Seine Erzählung spielt in der Zeit von Moses, dessen erhabene Gestalt man unwillkürlich in die Handlung hereintreten zu sehen erwartet; aber vergeblich. Die scheinbar große Idee des Romans entpuppt sich als eine ganz gewöhnliche Liebesgeschichte eines vornehmen Aegypters und einer Jüdin, die zum Glück im letzten Augenblick als illegitime Tochter des Königs erkannt und somit ihrem Geliebten ebenbürtig wird. Das antik-ägyptische Costüm ist dabei meist so dünn und oberflächlich, daß die modernen Menschen darunter schon auf weite Entfernung kenntlich sind. Dagegen sei nicht verschwiegen, daß einige Schilderungen von großer poetischer Kraft zeugen und eine lobenswerthe Anschaulichkeit besitzen. W.

Dr. G. v. Gizycki. Grundzüge der Moral 140 S. 8°.

Eine kurzgefaßte inhaltreiche Entwickelung der moralischen Forderungen aus der als Prinzip aufgestellten anzustrebenden höchstmöglichen Glückseligkeit der Gesammtheit. Moralskepticismus und landläufiger Eudämonismus finden ihre treffende Abfertigung, Tugenden und Pflichten nicht breite, aber gewichtige Behandlung; unter letzteren auch solche, an welchen sich Ethiker stillschweigender Vorurtheile halber selten versuchen. Besonders ist an der Darstellung zu rühmen das konsequente Bestreben, einen jeden Begriff vorerst bestimmt zu definiren, gehöre er auch zu den vermeintlich klarsten und selbstverständlichen — Eigenschaften, die leider gewöhnlich für jedes häufig gebrauchte Wort beansprucht werden, einerlei ob die Bedeutung desselben dabei eine wechselnde ist. Außerdem werden wir wohlthuend berührt durch die sparsame Verwendung von Fremdwörtern und das Nichtvorhandensein der üblichen Koketterie mit einem gelehrt thuenden Fachjargon.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Auerbach, Dr., Felix, Hundert Jahre Luftschifffahrt. kl. 8. (J. U. Kern's Verlag, Breslau.)

Baumgarten, Prof. Dr., M., Das Lutherfest und die mecklenburg-schwerin'sche Landeskirche. Ein Stück selbsterlebter Kirchengeschichte. (Karl Hinstorff, Rostock und Ludwigslust.) gr. 8.

Berghaus, Dr., Heinr., Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. Heft 20 (Schluß). (R. Eisenschmidt, Berlin.)

Beranos, C. W. E., Die Nadel der Venten. Javanischer Roman aus der Jetztzeit. 8. 2 Bde. (Otto Janke, Berlin.)

Brombacher, Friedrich, Spielmanns Leid und Liebe. Ein Sang aus dem Mittelalter. kl. 8. (Adolf Kiepert, Freiburg.)

Edler, Karl Erdmann, Peire de Cingloro. Novelle. kl. 8. (Georg Paul Faesy, Wien.)

Encyklopaedie der Naturwissenschaften herausgegeben von **Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Dr. A. Reichenow, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch, Prof. Dr. Wittstein, Prof. Dr. von Zech.** Lex. 8. Mit eingedruckten Holzschnitten. I. Abth. L. 35 enthält: Handbuch der Botanik L. 14. L. 36 enthält: Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie L. 10. II. Abth. L. 17 enthält: Handwörterbuch der Chemie L. 6. L. 18 enthält: Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Palaontologie L. 5. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Finck, Karl, Fabeln. kl. 8. (Ferd. Kessler, Kassel.)

Frankmell, Victor Umlauff von, Romeulos. Ein Lichtkreis. kl. 8. (Wilh. Braumüller, Wien.)

Franzos, Karl Emil, Der Präsident. Erzählung. 1./2. Aufl. 8.

„ „ „ **Junge Liebe.** 4. vermehrte Aufl. Min. Ausg. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Freytag, L., Hervara. 8. (R. Damköhler, Berlin.)

Frimmel, Dr., Th., Beethoven und Goethe. Eine Studie. gr. 8. (Carl Gerolds Sohn, Wien.)

Ganghofer, Ludwig, Bergluft. Hochlandsgeschichten 8.

„ „ **Bunte Zeit.** Gedichte. 8. eleg. geb. (Adolf Bonz & Co., Stuttgart.)

Glagau, O., Neue Novellen. 2. Folge. 8. (Bernhard Schlicke, Leipzig.)

Goette, Prof. Dr., Alexander, Ueber den Ursprung des Todes. gr. 8. (Leopold Voss, Hamburg.)

Grimm, Prof., Hermann, Essays. zehn ausgewählte zur Einführung in das Studium der neueren Kunst. 2 vermehrte Aufl. gr. 8. (Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin.)

Hermann, Heinrich, Wilenm. Trauerspiel. 8. (Freund & Jeckel, Berlin.)

Hermann, Theodor, Charlotte von Rohan. Dramat. Gedicht in zwei Aufzügen. gr. 8. (Freund & Jeckel, Berlin.)

Jensen, Wilhelm, Ein Skizzenbuch. 8. (Kiepert & Bolschwing, Hofbuchhandlung, Freiburg i. Br.)

Junge, Prof. Dr., Friedr., Martin Luther. Sein Leben dem deutschen Volke erzählt. kl. 8. (Franz Siemenroth, Berlin.)

Kaiser Heinrich der Vierte. Eine Trilogie mit einem Vorspiel. (Karl Reißner, Leipzig.)

Keller-Jordan, H., Roderich Wallner. Eine Erzählung aus der vorkaiserlichen Zeit in Mexiko. 8.

— — **Mexikanische Novellen.** 8. (Osiandersche Buchhandlung, Tübingen.)

Kügel, Fritz, Die körperlichen Gestalten der Poesie I. II. Inaugural-Dissertation. (Gebauer-Schwetschkesche Buchhandlung, Halle a. S.)

Kösting, Karl, Der Weg nach Eden. Eine epische Dichtung in 5 Büchern gebd. 8. (Ernst Gunthers Verlag, Leipzig.)

Lösche, Georg, Luther-Lieder. Zur vierten Säcularfeier des Reformators. (Eugen Strien, Halle a/S.)

Mainländer, Philipp, Die Philosophie der Erlösung. II. Band. Zwölf philosophische Essays. L. 2/4. gr. 8. (C. Koenitzer, Frankfurt a/M.)

Mann, L., Die Entstehung der Epidemien, besonders der Pest und der Cholera. 8. (Friedrich Luckhardt, Berlin.)

Friedrich von Martens Völkerrecht. Das internationale Recht der civilisierten Nationen. Deutsche Ausgabe von **Carl Bergbohm.** Bd. I. gr. 8. (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.)

Molières Werke. Mit deutschem Kommentar, Einleitungen und Exkursen herausgegeben von **Prof. Dr. Adolf Laun.** I. Bd. Le Misanthrope. 2 Aufl. bearbeitet von Dr. Wilh. Knörlich. gr. 8. (Oskar Leiner, Leipzig.)

Molkenbär, Herm., Geschichtsunterricht in Volksschulen und Soldatenwesen. Aphorismen. 8. (Oswald Mutze, Leipzig.)

Nonne, Ludwig, Ein Zug nach Rom. Historischer Roman. (Adolf Bonz & Co. Stuttgart.)

Porthey, Dr., G., Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe 1819 und 1827. 8. (Nikolaische Verlagsbuchhandlung (R. Stricker) Berlin.)

Rassegna di Scienze Sociali e Politiche. Anno I. Volume I. Fascicolo VIII. Lex. 8. (Direzione, Firenze.)

Rittershaus, Emil, Gedichte. 7. Aufl. kl. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Robert-Tornow, Walther, Goethe in Heines Werken. gr. 8. (Haude & Spener'sche Buchhandl., Berlin.)

Schaarschmidt, C., Philosophische Monatshefte. Unter Mitwirkung von Dr. F. Ascherson, sowie mehrerer namhafter Fachgelehrten. XIX. Heft 1/2. Lex. 8. (Georg Weiss, Heidelberg.)

Schneider, Dr. G. H., Freud und Leid des Menschengeschlechts. Eine social-psycholog. Untersuchung der ethischen Grundprobleme. 8. (Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.)

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Das eiserne Jahrhundert. Lfg. I. Lex. 8. (A. Hartleben, Wien.)

Squier, E. George, Peru. Reise- und Forschungserlebnisse aus dem Reiche der Inkas. gr. 8. Lfg. 6—8. (Alwin Georgi, Leipzig.)

Stein, Dr., Julius, Chefredakteur der Breslauer Zeitung. **Geschichte der Stadt Breslau im 19. Jahrhundert.** L. 1/10 und komplett. gr. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Tiersch, Otto, Die Unzulänglichkeit des heutigen Musikstudiums an Conservatorien und Hochschulen nebst Reformvorschlägen. 8. (Robert Oppenheim, Berlin.)

Tschernyschewski, N. G., Was thun? Erzählungen von neuen Menschen. Roman. Aus dem Russischen übertragen. 3 Bde. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Turgeniew, Iwan, Gedichte in Prosa. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt von R. Löwenfeld. 3. Aufl. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Uhrlaub, Lilly, In einsamen Stunden. Lyrische Dichtungen. kl. 8. (Greiners Verlagsbuchhandl., Stuttgart.)

Verhandlungen der deutschen Gesellsch. Wissenschaftl. Vereins von New-York. VII. Lex. 8. (H. Cheronny, New-York.)

Verzeichniss einer kostbaren Sammlung von Autographen der berühmtesten Tonkünstler etc. Lex. 8. (Otto Aug. Schulz, Leipzig.)

Wachsmuth, Dr., G. F., Diphteritis. Erfahrungen aus der Praxis über Wesen, Entstehung und Behandlung. 2. Aufl. 8. (Internationale Buchhandlung, Leipzig.)

Werke von Julius Hübner. Ausstellung des Vereins Berliner Künstler 1806—83. (E. S. Mittler & Sohn, Berlin.)

Werner, Reinhold, Der Peter von Danzig. Historische Erzählung aus der Zeit der Hansa. 8. (Otto Janke, Berlin.)

Wolff, Emil, Herzog Ernst. Trauerspiel 8. (Lipsius & Tischer, Kiel.)

Woirad, E., Bertruda. Trauerspiel. 8. (Freund & Jeckel, Berlin.)

Wundt, Wilh., Logik. Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniss in der Methode wissenschaftlicher Forschung. Lex. 8. Bd. II. Methodenlehre. (Ferd. Enke, Stuttgart.)

Ziegler, Pastor prim., Heinrich, 95 neue Thesen 2c. Zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Geburt Martin Luthers. gr. 8. (Karl Hinstorff, Rostock & Ludwigslust.)

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau. Druck von **C. H. Schulze & Co.** in Gräfenhainichen.
Verantwortlicher Redakteur: **Ernst Trewendt** in Breslau.

Druck von E. H. Schulze & Comp. in Gräfenhainichen.